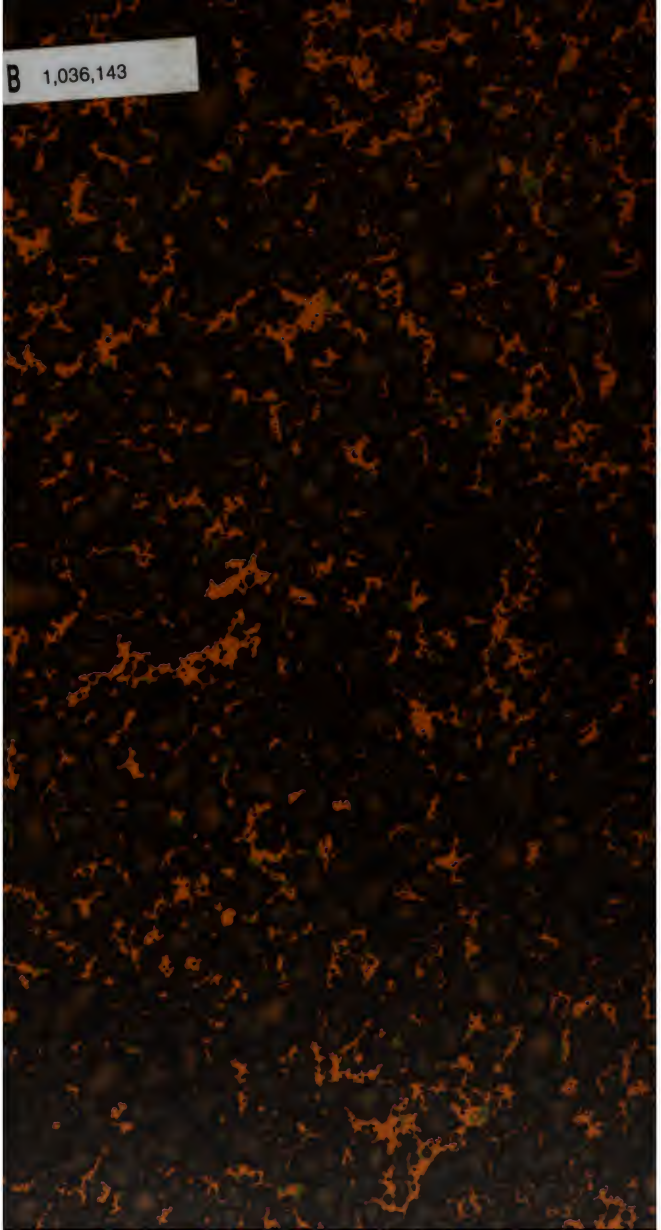
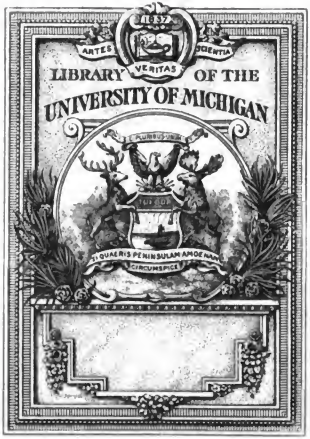
B 1,036,143




ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

830.6
D485

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XI.

(April — Mai — Juni 1877)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyer. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Caracas (Venezuela), Alfred Rothe. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilhelm Prior's Hofbuchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. Gutthoffsche Buchhandlung (B. Post). — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Haar & Steinert. Sandoz & Fischbacher. F. Vieweg. — Petersburg, August Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandlung. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, Ter Brüggen & Co. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — San Francisco, J. B. Golly & Co. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, C. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß

zum

elften Bande (April — Juni 1877).

		Seite
I.	Emanuel Geibel, Echtes Gold wird klar im Feuer. Ein Sprichwort	1
II.	Gottfried Keller, Züricher Novellen. V. (Schluß.) Der Landvogt von Greifensee. II.	20
III.	E. Zeller, Römische und griechische Urtheile über das Christenthum	56
IV.	Rud. Virchow, Zur Geschichte des Kochens	72
V.	L. Heinrich Geffcken, Prinz Albert	84
VI.	L. X. von Neumann-Spallart, Die Krise in Handel und Wandel. III. IV.	98
VII.	W. Wundt, Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen	120
VIII.	Heinrich von Brandt, Berlin vor, unter und nach dem Ministerium Pfuel (Juli bis October 1848). Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten. I. II.	134
IX.	Eduard Hanslick, Wiener Musikbrief	156
X.	**, Zur Frage der Differenzialtarife	161
XI.	L. Friedländer, Blümner's Ausgabe von Lessing's Laokoon	168
XII.	Friedrich Kreyssig, Uarda	171
XIII.	Ein Deutsch-Amerikaner über die Politik als Wissenschaft	175
XIV.	Literarische Notizen	177
XV.	Literarische Neuigkeiten	180
XVI.	Rudolph Lindau, Gordon Baldwin. Novelle. I.	181
XVII.	W. Lang, Aus Griechenland. Argos und Mykenä	214
XVIII.	L. von Meerheimb, Der amerikanische Bürgerkrieg. VI. (Schluß.)	237
XIX.	L. Urlichs, Etwas von Lenz	254
XX.	***, Michael Bakunin und der Radicalismus. I.	293
XXI.	Karl Frenzel, Die Theater	308
XXII.	Hermann Krigar, Die musikalische Saison	315
XXIII.	L. von Sybel, Die Steuerverhältnisse im preußischen Staate	322

(Fortsetzung umstehend.)

149669

Seite

XXIV. Friedrich Kreyssig, David Friedrich Strauß' gesammelte Schriften 335
XXV. Otto Roquette, Geistergrüße. (Zu dem poetischen Gedenkbuch von David Friedrich Strauß.) 341
XXVI. Friedrich Kapp, Ratzel's Städte- und Culturbilder aus Nordamerika 344
XXVII. Literarische Notizen 350
XXVIII. Eduard Lasker, Brief an den Herausgeber 352
XXIX. Rudolph Lindau, Gordon Baldwin. Novelle. II. (Schluß.) 353
XXX. Johann Wilhelm Schirmer, Düsseldorfer Lehrjahre. Ein autobiographisches Fragment. Herausgegeben und mit Vorwort von Alfred Woltmann. I. 381
XXXI. Adolf Ebert, Die literarische Bewegung zur Zeit Karl's des Großen 398
XXXII. Paul Güßfeldt, In den Eis- und Schneeregionen der Hochalpen 411
XXXIII. Heinrich von Brandt, Berlin vor, unter und nach dem Ministerium Pfuel (Juli bis October 1848). Aus seinen bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten. III. IV. . . . 428
XXXIV. Franz von Holtzendorff, Die ästhetische Seite der Rechtspflege 441
XXXV. W. Spitta, Der Orient unter den Chalifen 457
XXXVI. Gustav Meyer, Ueber die linguistische Stellung des modernen Griechisch 470
XXXVII. F. Max Müller, Charles Kingsley 483
XXXVIII. Salvatore Farina, Scheidung. Aus dem Italienischen von Ernst Dohm 495
XXXIX. ***, Iwan Turgenjew's neuer Roman 504
XL. Heinrich Homberger, William Dean Howells 510
XLI. Wilhelm Scherer, Deutsche Nymphen und Satyrn . . 514
XLII. F. Heinrich Geffcken, Zur inneren Geschichte Frankreichs 516
XLIII. Literarische Notizen 520
XLIV. Literarische Neuigkeiten 522

Echtes Gold wird klar im Feuer.

Ein Sprichwort
von
Emanuel Geibel.

(Aufführungsrecht vorbehalten.)

Personen:

Prinz **Lothar**, Oberst eines Ulanenregiments.
Helene, Schauspielerin.
Anna, deren Schwester.
Ein Jäger des Prinzen.

Die Handlung spielt in einer deutschen Residenz im Herbste des Jahres 1871.

Helenens Wohnung. Geschmackvoll eingerichtetes Zimmer mit Sopha, Lehnsesseln, zierlichem Schreibtisch u. s. w. Auf dem Kamin eine Uhr zwischen Blumenvasen. Im Hintergrunde eine offene Flügelthür, die in den Garten führt. Der Haupteingang liegt rechts, links gegenüber ebenfalls eine Thür.

Erster Auftritt.

Helene, später **Anna**.

Helene
(die Rolle der Iphigenie studirend).

„Leb' wohl! O wende dich zu uns und gib
Ein holdes Wort des Abschieds mir zurück!
Dann schwellt der Wind die Segel sanfter an,
Und Thränen fließen lindernder vom Auge
Des Scheidenden. Leb' wohl! Und reiche mir
Zum Pfand der alten Freundschaft deine Rechte! —
Lebt wohl!" —

Ich denk', es geht. Und was noch fehlt,
Das gibt im Feuer des Zusammenspiels
Mir wol des Augenblicks Erregung ein. —
Wär's nur erst Zeit! — Vier ganze Stunden noch,
Bis sich der Vorhang hebt. Am besten thät' ich,
An Andres jetzt zu denken. Könnt' ichs nur!

Doch Furcht und Hoffnung lassen mich nicht ruhn;
's ist wie ein Fieber fast — Wie prächtig dort
Am hohen Lindengang die Astern blühn!
Ich geh' und pflück' mir eine Schale voll —
(nimmt eine Schale vom Kamin und wendet sich gegen die Flügelthür.)
Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten heil'gen — Nein! Genug! Genug!
Das ew'ge Wiederholen ist vom Uebel;
Ich bin ja sicher. — Horch, da kommt zum Glück
Die Schwester, so verplaudern wir die Zeit.
(Anna tritt auf, rechts.)
Willkommen, Anna! Aus der Stadt zurück?
Mit meiner Rolle ward ich eben fertig.
Trafst du den Bruder?

Anna.

Ja, vergnügt und fleißig
Wie stets. Sein schönes Bild, der schlafende
Endymion, rückt munter fort.

Helene.

Und sonst
Was gibt es Neues?

Anna.

Wenig Gutes heut.
Nur ein Gerücht vom Hof, das ich dir gern
Verschwiege, wär's nicht schon in Aller Mund.

Helene.

Vom Hof? Und das erregt dich so? So sprich,
Was ist es denn?

Anna.

Man sagt, daß Prinz Lothar,
Den wir so gut schon wie verlobt geglaubt
Mit Clara Holmfeld, plötzlich andern Sinns
Geworden sei und, statt das letzte Wort
Zu sprechen, kühl von ihr zurück sich ziehe.
Seit vierzehn Tagen ließ er im Hotel
Der Gräfin Mutter sich nicht sehn.

Helene.

Mein Gott,
Was sagst du da? Die arme, arme Gräfin!
Seit letztem Winter weiß ich ja, wie sehr,
Wie innig sie ihn liebt. Das wär' ein Schlag,

Der bis in's Herz sie träfe. Doch wie kann
Er von ihr lassen, die das reizendste
Geschöpf auf Erden ist? Ich faß' es kaum.
Was ist denn vorgefallen?

Anna.

Und du hast
Von Allem keine Ahnung?

Helene.

Ich? Gewiß nicht.

Anna.

Man sagt noch mehr.

Helene.

Was sagt man?

Anna.

Ist dir nichts,
Gar nichts bewußt, was im Gemüth des Prinzen
Die jähe Wandlung dir erklären könnte?
(da Helene schweigt, mit Bedeutung.)
Du sahst ihn doch so viel in letzter Zeit.

Helene.

Mein Gott, wie sprichst du denn? Du denkst doch nicht —
Thorheit!

Anna.

Daß du ihm nicht mißfielst, ist sicher.

Helene.

Nun ja, auch Er hat mir den Hof gemacht,
Wie hundert Andre. Und ich leugn' es nicht:
Ich sah ihn gerne, doppelt, weil er stets
Sich in den Schranken feinster Sitte hielt.
Er ist ein Mann von Geist, wie sollt' ich mich
Nicht einer Huld'gung freu'n, von der ich wußte,
Sie galt nicht mir, sie galt der Künstlerin.

Anna.

Die Welt spricht anders, Kind.

Helene.

Was spricht sie nicht!

Anna.

Ich fürchte, diesmal traf sie's.

Helene.

Wär' es möglich?
Er könnt' um meinetwillen — Nein, nein, nein!
Wie magst du nur so furchtbar mich erschrecken!
Es kann, es darf nicht sein. O, welchen Sturm
Hast du in meinem Herzen aufgerührt!
Mir schwindeln die Gedanken. Güt'ger Himmel,
Wie faß' ich mich! Und in dem Zustand soll
Ich auf die Bühne, soll die Priesterin,
Die hohe, ruhig klare Jungfrau spielen!
Grausame, mußtest du denn unbedacht,
Du kennst mich ja, in diesem Augenblick
Den Feuerbrand in meine Seele werfen,
Der keine Rast mir gönnt?

Anna.

Vergib, ich sagte
Nur, was du wissen mußtest, eh's vielleicht
Auf anderm Weg zu deinen Ohren kam.
Nicht vor den Menschen durfte solch ein Wort
Dich überraschen. Doch ich weiß, wie stark
Du bist, wie rasch und kräftig dein Gemüth
Aus heftigster Erschütterung sich stets
Zur Klarheit wieder durchringt. Kämpf' auch dies
Im Stillen mit dir aus, und laß mich dich
Gefaßt und ruhig finden, wenn ich dir
Gewand und Schleier für den Abend bringe.

(Geht bis zur Thüre links, und kehrt noch einmal zurück.)

Helene, sei du selber!

(ab.)

Zweiter Auftritt.

Helene (allein).

Wär' es wahr?
Er liebte mich? Er dächt' im Ernste dran,
Sich frei zu machen, nur daß ich ihm ganz
Gehören könnte? — Meine Seele bebt
Bei dem Gedanken. Nein, hinweg, hinweg,
Verführerische Bilder! Kann mich denn
Ein sinnlos Stadtgeschwätz so ganz verwirren?
Kein leidenschaftlich Wort entfiel ihm je,
Nicht eins — Und seine Braut — o, wer sie kennt,
Dies ächteste Juwel der Weiblichkeit,
Der liebt sie, muß sie lieben. Nein, es ist
Unmöglich.

Aber wenn's nun dennoch wäre?
Was dann! O güt'ger Himmel, soll ich dann
Das neidenswerthe Loos, das ungesucht
Gleichwie aus Wolken in den Schoß mir fiel,
Undankbar von mir stoßen? Bin ich nicht,
Wo's um das ganze Glück des Lebens geht,
Mir selbst die Nächste? — —

Aber war ich denn
Unglücklich, als ich nie zu hoffen wagte?
Floß nicht in wunschlos stiller Heiterkeit
Mir Tag um Tag hin? Freilich, wenn er kam,
Da ward mir frei und leicht, und was ich Bestes
In meiner Seele trug, das drängte froh
Sich auf die Lippen mir — doch war er drum
Mein Eins und Alles? Hab' ich nicht die Kunst,
Für die ich leb' und die ich nimmermehr
Zu missen wüßte? — Sie ertrüg' es nie,
Ein Bruch mit ihm würd' auch ihr Leben brechen,
Zu tief hab' ich in ihr Gemüth geschaut.
Mir aber wäre seine Liebe nur
Ein schöner Sonnenglanz —

Und doch! Und doch!
O Gott, wie schwer ist der Verzicht. Warum
Tritt denn dies Glück, das unerreichbar ich
Gewähnt, so nah, so blendend vor mich hin,
Wenn ich entsagen soll! — O, wär's kein Traum:
Ich fürcht', ich könnt' es nicht.

Dritter Auftritt.

Helene, Anna, später ein Jäger.

Anna (rasch eintretend, links).

Um Gotteswillen!
Des Prinzen Wagen kommt den Platz herauf,
Er will zu dir. Nimm ihn nicht an! Nicht jetzt!
Du glühst und zitterst ja —

Helene.

Nein, nein! Es muß
Entschieden sein. Zur Ruhe muß ich kommen,
Und Ruhe find' ich nicht, bis ich ihn sah.

Anna.

Bedenk' Helene —

Helene.

Wär's denn morgen anders?
Ein Tag nur mehr der ungewissen Qual.
Nein, laß mich; die Gewißheit wird den rechten
Entschluß in's Herz mir geben.

Jäger (von rechts, anmeldend).

Seine Hoheit
Der Prinz Lothar.

Helene.

Ich laff' ihn bitten.

(Jäger ab.)

Anna.

Darf
Ich ruhig dich verlassen?

Helene.

Geh nur, geh!
Und glaub', ich werde handeln, wie ich muß.

(Anna ab, links.)

Vierter Auftritt.

Helene. Prinz Lothar (rechts).

Helene.

Willkommen, Prinz! Sie überraschen uns
Zu ungewohnter Stunde. Darf ich fragen,
Welch' günst'ger Stern zur Zeit der fürstlichen
Hoftafel Sie in unsre Hütte führt?

Prinz.

Zunächst die Dankbarkeit! Ich konnt' es länger
Mir nicht versagen, Ihnen auszusprechen,
Wie tief, wie bis in's Herz Cordelia
Vorgestern mich entzückt.

Helene.

Gefiel ich Ihnen?
Das macht mich stolz und glücklich. Freilich that
Der große Dichter wol das Beste, Prinz;
Doch thut mir's wohl, aus Ihrem Mund zu hören,
Daß ich das edle Bild, das er entwarf,
Nicht ganz verfehlt.

Prinz.

Der allgemeine Beifall
Sagt' Ihnen mehr. O, es muß köſtlich ſein,
Im Dichterwort den Schatz der eignen Bruſt
Wie durchgeſchmolz'nes Gold hervorzuſtrömen
Und im Bewußtſein des Gelingens dann,
Umwogt vom Jubel der Bewunderung,
Als Aller Liebling ſtolz ſich zu empfinden,
Als Fürſtin, der bezwungen jedes Herz
Entgegenſchlägt.

Helene.

Dies Glück, mein gnäd'ger Prinz,
Iſt nicht ſo übergroß. Zwar leugn' ich's nicht,
Der laute Beifall freut mich und ich könnt'
Ihn kaum entbehren; weckt er doch und ſteigert
Die Kraft in mir, ſo wie ein günſt'ger Hauch
Des leichten Fahrzeugs Segel ſchwellt und treibt.
Allein das Weit're trifft nicht zu. Ich kenne
Nur allzugut den Werth der Huldigungen,
Die man mir ſonſt wol zollt, und öfters ſchon
Befiel mich ein Gefühl der Scham dabei.
Nein, ſei'n wir offen, Prinz. Was iſt es denn
Was an uns Armen, die wir uns dem Dienſt
Melpomene's geweiht, dem großen Schwarm,
Zumal der Männerwelt ſo ſehr gefällt?
Das Herz etwa, das Keiner kennt? Der Geiſt,
Den auf zwei Stunden uns der Dichter borgt,
Und der, ſobald der Vorhang niederrauſcht,
Vielleicht verflog? Gewiß nicht. Doch die Kunſt,
Das Feuer der Begeiſt'rung? — Ach, ich hab'
Es einſt geglaubt und will es wieder glauben,
Sobald ich mit den Damen des Ballets
Der Menge Gunſt nicht mehr zu theilen habe.
Nein, was ſie anzieht, iſt der Zauberkreis
Von Glanz und Duft, der ſchillernd uns umgibt,
Die Doppelwelt von Wirklichkeit und Schein,
Das ſind die Reize, die die Schminke leiht,
Die freie, fremde Tracht, die unſern Wuchs
Verhüllt und zeigt, das reichgelockte Haar,
Das oft ſo falſch iſt, wie die Edelſteine
An unſerm Königsſchmuck, das ſind ſogar,
Ja, lachen Sie, die zierlichen Sandalen,
Nach denen man, ich weiß es nur zu wohl,
Die großen Gläſer gleich Geſchützen richtet,
Kurz, Alles, was die Sinne reizt und täuſcht.

Prinz.
Wie ungerecht Sie sind!

Helene.
Ich rede von
Der Mehrzahl, Prinz. Und freilich stünd' es schlimm
Um uns und unsre Kunst, wenn Alle so
Gesonnen wären. Wer vermöchte dann
Mit freud'gem Herzen nach dem Kranze noch
Emporzustreben? Nein, ich weiß zum Glück:
Ein kleines Häuflein gibt's von Auserwählten,
Für das wir unsern Ernst und Eifer nicht
Umsonst verschwenden, das im Schauspiel noch
Ein leidenschaftlich Schicksal miterleben
Und aus dem Borne der Erschütterung
Verjüngte Kraft des Lebens trinken will.
Die sind's, für die wir spielen; Wen'ge nur,
Allein ihr echtempfund'ner Antheil hält
Uns schadlos für den Unverstand der Masse.

Prinz.
Zu diesen Wen'gen, hoff' ich, zählen Sie
Auch mich, Helene.

Helene.
Sicherlich.

Prinz.
Und glauben,
Daß das kein eitler Sinnenrausch, was mich
Ergreift, wenn ich bewundernd Ihrer Kunst,
Dem reinen Abbild Ihres Wesens, lausche.
Nein, keine Wallung des erregten Bluts
Trübt dies Gefühl. Ich schaue nur und bin
Beglückt im Schauen. Was als dämmernd Bild
Unklar mir vorgeschwebt, was nur im Wort
Der Genius schuf, das tritt, zur lautersten
Gestalt geworden, mir durch Sie entgegen
Und schließt die Tiefen mir des Lebens auf.
Der Geist der Poesie hat wiederum
Die Priesterin, die seiner werth, gefunden
Und reißt, durch Ihren Mund geoffenbart,
Unwiderstehlich mich dahin.

Helene.
Sie schwärmen
Und schätzen meinen Funken von Talent
Viel, viel zu hoch. Warum mich so beschämen?

Sie wissen doch, der Vorwurf, den vorhin
Ich auszusprechen wagte, traf nicht Sie.
Nein, Ihnen könnt' ein andrer Irrthum nur
Gefährlich werden, Prinz, von dem man sagt,
Daß grade die Begeist'rungsfähigsten
Am eh'sten ihm verfallen.

Prinz.

Und der wäre?

Helene.

Daß sie die Rolle, die ihr innerstes
Gemüth erschüttert, mit der Künstlerin,
Die dargestellte Leidenschaft mit dem,
Was jene selbst im Busen trägt, verwechseln
Und, von der Dichtung adelnder Gewalt
Getäuscht, aus ihr ein Ideal sich schaffen,
Ein glänzend Bild, das leider nur zu oft
Mit keinem Zug der Wirklichkeit entspricht.

Prinz.

Das sagen Sie mir, deren ganzes Spiel
Die vollste Wahrheit ist? Ich kann's nicht glauben;
Nein, Sie verleumden sich und Ihre Kunst.
Ein Trug nur wär' es meiner Phantasie,
Wenn in dem reinen Bild ich, das Sie mir
Von Desdemonen, Julien, Imogen
Vor Augen zaubern, Ihres eigensten
Gefühles Pulsschlag zu vernehmen glaube
Und in Cordeliens rührender Gestalt
Entzückt Sie selbst erkenne? — Nimmermehr!
Nein, solcher Seelenhauch lernt sich nicht an.
Sie fühlen, was Sie spielen.

Helene.

Ja, ich fühl's.
Und mehr, ich leb' es. Aber lassen Sie
Mich, wie die Tochter Lear's, wahrhaftig sein.
Ich leb' es nur im Augenblick. Verklagen
Sie drum die Bretter, wo das höchste Schaffen
Zuletzt ein wundervoll Empfangen bleibt.
Die Fülle naht und strömt dahin im Nu;
Sie festzuhalten weiß ich nicht. Der Sturm
Der Leidenschaft, in dem ich wonnevoll,
Mir selbst entrissen, weltvergessen schwebe,
Ist nur der Hauch, der aus des Bläsers Mund
Das Erz des Horns erschüttert, daß es tönt.

Sobald er nachläßt, bin ich wiederum
Ein ſtumm Metall. Mit des Gewandes Schmuck,
Mit dem Kothurn, der mich getragen, fällt
Die prieſterliche Hoheit von mir ab,
Und nichts bleibt übrig, als ein großes Kind,
Das Hunger hat und dem ein ſchmackhaft Mahl,
Ein Kelch mit Schaum, von Schweſterhand kredenzt,
Willkomm'ner däucht, als alle Poeſie.
Ich wollte nur, Sie hätten mich am Abend,
Da ich Cordelien geſpielt, geſehn.
So ausgelaſſen luſtig war ich nie.

Prinz.

So kehren Sie den Satz des Dichters um.
Die Kunſt iſt Ihnen ernſt, das Leben heiter.
Doch wird das ſtets ſo bleiben? Ueberfiel
Bei ſolchem jähen Wechſel Sie noch nie
Ein bang Gefühl von Heimweh, ein Verlangen
Nach ſtill begrenztem Glück?

Helene.

Mein Prinz, es gehn
In jedem Menſchendaſein Licht und Schatten
Wol Hand in Hand, und auch das meine blieb
Nicht ohne Wunſch. Doch darf ich redlich ſagen:
Was ich erſehnt, lag ſtets in meiner Welt.
Die Kunſt, die ich erwählt, ich geb' es zu,
Weiß nichts von Raſt, und manchen Seufzer hat
Sie mir erpreßt. Doch nimmer könnt' ich drum
Ihr treulos werden, nimmer jenen Schatz
Von reinen Freuden, den verſchwend'riſch ſie
Mir zuſtrömt, um ein ander Loos vertauſchen —
Wo fänd' ich's auch!

Prinz.

Nur Eine Frage noch,
Helene, die Ihr hoher Sinn dem ernſt
Theilnehmenden verzeihen mag — Sie haben
Bis heute nie geliebt?

Helene.

Wenn Lieben heißt
So viel als Nichtentbehren können, nie.

Prinz.

Und trät' ein Mann nun, dem von Herzen Sie
Vertrauen könnten, vor Sie hin und böte
In treuer Neigung Ihnen Herz und Hand?

Helene.

Luftschlösser, Prinz!

Prinz.

Und wenn sie Wahrheit würden?
O reden Sie, Helene! Wenn ein Freund,
Der Sie versteht und liebt, sein Loos auf immer
An Ihres knüpfen, Alles, was er hat
Und ist, beglückt mit Ihnen theilen möchte?
Was dürft' er hoffen? — Reden Sie!

Helene.

Mein Prinz,
Wie soll ich —

Prinz.

Ich beschwöre Sie.

Helene.

Nun denn!
Ich würd' ihm dankbar sein mein Leben lang,
Aus tiefster Seele dankbar —

Prinz.

O Helene!

Helene.

Doch sprechen würd' ich: Legen Sie dies Glück
In andre Hände, die es mehr verdienen
Und besser würd'gen. Mein Zigeunerblut
Erträgt die Fessel nicht, und wäre sie
Von Gold und wäre sie von Rosen nur.

Prinz.

Das kann Ihr Ernst nicht sein.

Helene.

Er ist's; ich kenne
Mich selbst und weiß, die eigenste Natur
Verleugnet straflos Keiner. Setzen Sie
Den Meerfisch, der im Sturm des Salzgewogs
Vergnügt dahinspielt, in den prächtigsten
Süßwasserteich, was wird sein Schicksal sein?
So würd' auch ich, aus meinem Element
Entrückt, verkümmern, Niemanden zum Glück
Und glücklos selber. Lassen Sie mich drin,
So lang' es mich noch trägt.

Prinz.

Und dann, Helene? —
Gedachten Sie an Ihre Zukunft nie?

Helene.

Auch dafür ist gesorgt. Zwar weiß ich kaum,
Wie ich dereinst ein Leben ohne Kunst
Ertragen soll — doch darben werd' ich nicht,
Und auch nicht einsam sein. Die treue Schwester,
Die jetzt mein Haus besorgt und für mich spart,
Verläßt mich nie und unser Kleeblatt füllt
Mein Zwillingsbruder. Ach, Sie glauben nicht,
Wie lieb, wie gut, wie ganz mein Stolz er ist.
Kaum hat er ausgedient und schon erwarb
Ihm sein Talent als Maler Ruf und Gönner.
Erst jüngst gewann ein Bild von ihm den Preis;
Gewiß, Sie hörten schon von ihm? —

Prinz (in Gedanken).

Von wem?

Helene.

Mein Prinz, Sie sind zerstreut. Was mußt' ich auch
Von Dingen plaudern, die so ganz entfernt
Von Ihrem Kreise liegen? Freilich meint' ich,
Das sei für Jeden, was so menschlich ist.

Prinz.

O, Sie beschämen mich und nennen mir
Zugleich den Mangel, d'ran mein Leben krankt.
Das ist's ja, was so tief nach unverfälschtem
Gefühl mich schmachten läßt, daß nie, fast nie
In jenem Kreis, den Sie den meinen heißen,
Die reine Menschlichkeit zu Worte kommt.
Vor Zeiten merkt' ich's kaum. Doch jetzt, nachdem
Der große Krieg mit seinem Glück und Elend
Die taube Rinde mir vom Herzen schlug
Und Echt und Unecht mich erkennen lehrte,
Jetzt geht in jener Welt des ew'gen Scheins,
In der ich athmen soll, die Luft mir aus.
Form ist dort Alles, Sitte; vorgeschrieben
Ist jedes Lächeln, jedes Wort bewacht.
Die Grüße, ja die Schritte sind gezählt.
Das Auge selbst, des Herzens Bote sonst,
Wagt nicht zu sprechen, weil ein Blick der Neigung
Auffallen könnte. Wer vermöchte dort,
Wo alles Wesen unter'm Kleid erstickt,
An Liebe noch, an Leidenschaft zu glauben!

(bitter.)

Da ſucht man draußen denn ein Glück und findet
Die Thür verſchloſſen. — Doch ich halte Sie
Zu lang' ſchon auf —

(bricht auf.)

Helene.

Nein, geh'n Sie ſo nicht, Prinz,
Nicht ſo verſtimmt!

Prinz.

Wie ſoll ich heiter ſein
Im Augenblicke, da mein höchſter Wunſch
Mir fehlſchlug und ich dran verzweifeln muß,
Jemals den Schatz, den ich geſucht, zu heben?

Helene.

Sie ſuchten ihn vielleicht am falſchen Ort,
Und an der Stätte, wo er ſchon für Sie
Bereit lag, gruben Sie nicht tief genug —
Wer weiß!

Prinz.

Was meinen Sie?

Helene.

Ich habe nie
Hofluft geathmet, nie den Formelzwang
Der großen Welt geſpürt. Doch ahn' ich wol,
Wie ſchwer, wie ſelten dort ein tief Gefühl
Sich offenbaren mag. Doch fehlt es drum,
Weil's unentſchleiert bleibt? Sieht ſtolze Scham
Nicht leicht der Kälte gleich? Und hüllt ſich nicht
Die Furcht, zu viel zu ſagen, oft in Schweigen?
Nein, Sie verklagen jene Höh'n, auf die
Das Schickſal Sie geſtellt, mit Unrecht, Prinz,
Wenn Sie des echten Lebens baar ſie nennen.
Wie manche ſchon, die dort als Sternbild glänzt,
Fand ich, wenn ſie ihr Hofkleid abgelegt,
Als echte Gönnerin der Kunſt, als edle
Beſchütz'rin mühvoll ringenden Talents,
Als Tröſterin verſchämter Armuth wieder!

Prinz.

Jawohl, die Welt erfährt's, und es iſt ſüß,
Sich rühmen laſſen! Solcher Edelmuth
Täuſcht, wie das Trauerkleid, bei dem die Schöne
Nur denkt, wie gut die ſchwarze Tracht ihr ſteht.

Man gibt, weil man erkennt: Geburt verpflichtet,
Man trocknet Thränen, wie man Blumen pflückt,
Um ſich zu ſchmücken. O, vertheid'gen Sie
Nicht dieſe Region des falſchen Prunks,
Wo ew'ge Kälte herrſcht! Zur Kirche gehn ſie,
Weil fromm ſein Mode ward, und ſchließen Ehen,
Weil Sereniſſimus es wünſcht. Das Herz
Hat nichts damit zu ſchaffen.

Helene.

Prinz. Sie ſollten
So hart nicht reden, ſelbſt im Unmuth nicht;
Gerade Sie am wenigſten. Ich habe
Beweiſe —

Prinz.

Meines Irrthums?

Helene.

Ja, mein Prinz.

Prinz.

Sie machen mich begierig —

Helene.

In der That?
Nun wohl, ſo laſſen Sie ein Beiſpiel ſich
Erzählen, das ich ſelbſt erlebt und das
Den ſchönen Glauben mir, den ich verfechte,
Zur freudigſten Gewißheit ſchuf. Ich will
Mich kurz zu faſſen ſuchen. Wollen Sie
Ein ruhig Ohr mir ſchenken?

Prinz.

Reden Sie!
Nur allzugern ja würd' ich meine Zweifel
Durch Sie zerſtreut ſehn.

Helene.

Vor'gen Winter war's.
Sie ſtanden damals bei dem Heer in Frankreich,
Das um Paris die Eiſenfeſſel ſchlug.
O, welche Zeit war das für uns, voll Angſt
Und Hoffnung, wußte Jede doch im Feld
Den Sohn, den Bruder, den Geliebten ſtündlich
Von tödtlich drohender Gefahr umringt.
Ach, alle unſre Wünſche waren dort!
Hier aber regten tauſend Hände ſich,
Den armen Opfern, den Verwundeten
Erquickung, Heilung, Linderung zu ſchaffen.

In Schaaren zu den Lazarethen strömten
Die Edelsten der Frau'n und walteten,
Von keines Elends Graus zurückgeschreckt,
Der schönsten Pflicht der Weiblichkeit; da galt
Kein Name mehr, kein Standesunterschied.
Wer menschlich fühlte, kam, wer sich geschickt
Zum Helfen zeigte, fand von selbst den Platz,
Und in einmüthiger Begeisterung,
Die Ordnung schuf und Unterordnung lehrte,
Gedieh das große Liebeswerk zum Heil.

Prinz.

Ich weiß, ich weiß, Sie selbst —

Helene.

Auch ich bezwang
Den Drang des Herzens nicht und in die Reihe
Der Pflegerinnen trat ich. Ach, ich habe
Dort Schreckliches gesehn und aller Krieg
Ward mir seitdem ein Gräu'l; doch süß auch war's,
Wenn aus dem Aug' uns der erschöpften Dulder
Ein Blick des Danks, ein Hoffnungslächeln traf.
Das war der Preis, um den wir schwesterlich
Wetteiferten, und freudig darf ich's sagen,
Wir alle thaten unsre Pflicht —

Prinz.

Gewiß,
Am meisten Sie.

Helene.

Nicht ich, mein Prinz; doch Eine
That mehr, als Alle — ach, ein hold Geschöpf,
So sanft und doch so stark zugleich, wie Gott
Kein zweites schuf. Rastlos bei Tag und Nacht
Umschwebte sie, ein lichtes Engelsbild,
Die Lagerstätten, dem Verzagenden
Hier Trost einsprechend, dort mit leiser Hand
Dem Wunden dienstbar, dort dem Fiebernden
Die saft'ge Frucht, den kühlen Becher reichend.
Sobald sie eintrat, war's, als ging' ein Hauch
Des Friedens durch den Saal, die düstern Stirnen
Erhellten sich, und wo sie nahte, ward
Die Klage stumm, als bannte schon der Anblick
Der unermüdlich Helfenden den Schmerz.

Prinz.

Sie malen mir ein reizend Bild. Und wer,
Wer war dies Ideal?

Helene.

Ich sollte sie
Noch tiefer kennen lernen. Ein Geschick,
Ein günst'ger Zufall, wenn Sie wollen, führt'
In übermächt'ger Stunde uns zusammen.
Die Kunde war gekommen, daß Paris
Gefallen, daß der unglückselige Krieg
Beendet sei; wir aber saßen spät
Am Abend noch im Vorsaal, miteinander
Die Linnen ordnend für den nächsten Tag.
Da scholl von allen Thürmen Glockenton,
Und durch die Gassen wogte Fackelschein
Und Chorgesang: Nun danket alle Gott!
Und überwältigt vom gewalt'gen Klang
Des nie so tief empfund'nen Liedes brach ich
In heiße Thränen aus und jauchzte mit,
Daß nun die Qual vorüber und daß Gott
Mein Fleh'n erhört und gnädig mir den Liebling,
Den theuren Bruder mir beschirmt. Da schloß
Sie plötzlich stürmisch mich an ihre Brust,
„Die Freude," rief sie, „macht zu Schwestern uns,
Was berg' ich denn mein Glück! Auch mir, auch mir
Kehrt der Geliebte wieder. O, wie hab' ich
Um ihn gesorgt, gebangt! Denn von den Kühnen
Der kühnste war er stets, in jedem Kampf,
Bei jedem schwersten Wagestück voran."
Und nun, dahingerissen vom Gefühl,
Entwarf sie mir, in stolzer Wonne glühend,
Ein Bild des Helden — keines Dichters Kunst,
Nur grenzenlose Liebe schildert so.
O wie beglückt erschien mir da der Mann,
Dem solch' begnadet Wesen solchen Schatz
Von Inbrunst, Huld und Treue schenkte! Prinz,
In jener Stunde lernt' ich, daß das Herz,
Das Frauenherz nicht kälter im Palast,
Als in der Hütte schlägt.

Prinz.

O sprechen Sie
Jetzt auch das Letzte aus! Sie blieben mir
Den Namen schuldig. Eine Ahnung sagt
Mir, was ich kaum zu hoffen wage. Nennen
Sie mir den Namen!

Helene.

Gräfin Clara Holmfeld.

Prinz.

O Clara, Engel! — Und? —

(ſtockt.)

Helene.

Der Glückliche? —
Ja, Prinz, wenn Er's nicht weiß, Sie nannt' ihn nie.
Doch ihre Schild'rung, mein' ich, paßt genau
Auf Einen, der ſein Glück wol kaum verdient,
Weil er daran gezweifelt —

Prinz.

O mein Gott!
Wie faſſ' ich Alles das! Sie konnte doch
So ſtumm, ſo ſcheu thun —

Helene.

Doch wol erſt, nachdem
Ihr Schweigen ſie verwirrt. Ein weiblich Herz
Voll treuer Neigung bietet ſich nicht an.
Errathen will es ſein und Alles nur
Der unbeſtoch'nen Wahl der Liebe danken.
Was ſollt' es in der Ungewißheit Pein;
Vielleicht im Stolz gekränkter Hoffnung, thun,
Als ſich verhüllen?

Prinz.

Müſſen Sie denn ſtets
Recht haben? — O, in welch ein Labyrinth
Hab' ich in meiner Blindheit mich verſtrickt!
Beſtürzt, erſchüttert, bis in's Innerſte
Verworren ſteh' ich da. Um Ihre Liebe
Zu bitten kam ich und Sie wecken mir
Ein todtgeglaubt Gefühl im Herzen auf,
Das, plötzlich neu belebt, gewaltſam mich,
Was leugn' ich's? wie ein Heimweh überfällt.
An allen meinen Wünſchen werd' ich irr'
Und weiß nicht mehr, was thun, was laſſen — o,
Wie löſ' ich dieſen Zwieſpalt!

Helene.

Schenken Sie
Mir Ihre Freundſchaft, Prinz. Ich hab' es mir
So oft erſehnt, mit unbefang'nem Sinn

Und freier Seele durch das Reich des Schönen
Von treuer Hand geleitet hinzugehn;
Dies reine Glück, gewähren Sie es mir.
Dem Zug des Heimwehs aber folgen Sie,
Er führt zum Heile.

Prinz.

O, was machen Sie
Aus mir, Helene?

Helene.

Einen frohen Mann,
So hoff' ich, der erkennt, wie reich er ist.

Prinz.

Und könnten Sie den Wankelmüth'gen wirklich
Noch achten, der nach einem Sterne griff,
Und dann, des holden Irrthums inne werdend,
Zur Rose, die an seinem Wege blüht,
Zurück sich wendet? Könnten Sie's?

Helene.

Ich will
Die Stunde segnen, da sein Glück er fand,
Mein theurer, theurer Freund!

(Der Jäger tritt ein, rechts.)

Jäger.

Der Wagen, Hoheit.

Prinz.

Soll warten!

Helene.

Nein, mein gnäd'ger Prinz! Ich darf
Sie nicht mehr halten. Unf're Bühnenordnung
Ist gar zu strenge. — Glück auf Ihren Weg!

Prinz.

So leben Sie denn wohl! Und Dank — Dank — Dank!

(Ab mit dem Jäger.)

Fünfter Auftritt.

Helene (allein). Später Anna.

Leb' wohl, leb' wohl, und ahn' es nie, in welche
Versuchung du mich führtest. Gott sei Dank!
Nun ist's vorüber und ich darf mit mir
Zufrieden sein, weiß ich das Eine doch:
Ich werde niemals, was ich that, bereu'n.

Was wollt ihr Thränen? Ach, die Wehmuth sitzt
Mir noch im Auge; doch mein Herz ist leicht,
Frei, wie der Vogel, der in's Sonnenlicht
Sich aufschwingt aus dem Käfig. — Jetzt erst ganz
Gehör' ich dir, geliebte Kunst, und will
Dir ernst und freudig dienen, dir allein.

(Sie macht einen Gang durch's Zimmer.)

Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten heilgen dichtbelaubten Hains
Wie in der Göttin stilles Heiligthum
Tret' ich noch jetzt —

(Anna kommt rasch von links; sie trägt Gewand und Schleier über dem Arm, den Kranz in der Hand.)

Anna.

Helene, Schwesterherz!
Du hast gesiegt! Der Prinz fährt drüben vor
Am gräflichen Hotel —
Und du? Du hast
Geweint und lächelst doch so froh? —

Helene.

Ich habe
Zwei Glückliche gemacht. Was willst du mehr! —
Jetzt auf die Bühne! Iphigenie
Ist fertig. Gib den Schleier, gib den Kranz!
Ich darf ihn heute ohne Vorwurf tragen.

(Der Vorhang fällt.)

Züricher Novellen.

Von

Gottfried Keller.

(Schluß.)

Der Landvogt von Greifensee. II.

Capitän.

Salomon lebte sieben volle Jahre dahin, ohne sich weiter um die Frauenzimmer zu kümmern, und nur der Hanswurstel, wie er die Figura Leu nannte, wohnte noch in seinem Herzen. Endlich aber gab es doch wieder eine Geschichte.

Aus holländischen Kriegsdiensten zurückgekehrt, hauste damals in Zürich ein gewisser Capitän Gimmel, der von seiner verstorbenen Frau, die eine Holländerin gewesen, eine Tochter mit sich führte und von einem kleinen Vermögen, sowie von seiner Pension in der Art lebte, daß er fast Alles für sich allein brauchte.

Dieser Mann war ein arger Trunkenbold und Raufer, der sich besonders auf seine Fechtkunst etwas einbildete und, obgleich keineswegs mehr jung, doch immer mit den jungen Leuten verkehrte, lärmte und Scandal machte. Als Landolt einst in seine Nähe gerieth und ihm die Prahlereien des Capitäns zuwider wurden, nahm er dessen Herausforderungen auf und begab sich mit der Gesellschaft in das Haus Gimmel's, wo ein förmlicher Fechtsaal gehalten wurde. Dort gedachte Landolt dem alten Raufer trotz seines Lederpanzers ein paar tüchtige Rippenstöße beizubringen; denn er war selbst ein guter Fechter und hatte sich schon als kleiner Junge im Schlosse zu Wülflingen und später auf der Metzer Kriegsschule, sowie in Paris fleißig geübt.

Der Saal erdröhnte denn auch bald von den Tritten und Sprüngen der Fechtenden und von dem Schalle der Waffen, und Landolt setzte dem Capitän allmälig so heftig zu, daß er zu schnauben begann; aber jener ließ plötzlich seinen Degen sinken und starrte wie verzaubert nach der aufgehenden Thür, durch welche die Tochter des Capitäns, die schöne Wendelgarde, mit einem Präsentirteller voll Liqueurgläschen hereintrat.

Das war nun freilich eine herrliche Erscheinung zu nennen. Ueber Vermögen reich gekleidet, wie es schien, die hohe Gestalt von Seide rauschend, trat doch alle Pracht zurück vor der seltenen Schönheit der Person. Gesicht, Hals,

Hände, Arme, Alles von genau derselben weißen Hautfarbe, wie wenn ein pariſcher Marmor bekleidet worden wäre; dazu ein röthlich ſchimmerndes, üppiges Haar, von deſſen Seide jeder einzelne Faden hundertfach gewellt war; große, dunkelblaue Augen, ſowie der Mund ſchienen wie von einem fragenden Ernſte, ja faſt von leiſer Trauer zu reden, wenn auch nicht gerade von geiſtigen Dingen herrührend.

Als dieſe glänzende Perſon ſich umſah, wo ſie das Gläſerbrett abſtellen könne, wies der Capitän, über die willkommene Unterbrechung erfreut, das Fenſtergeſimſe dazu an. Die jungen Männer aber begrüßten ſie mit derjenigen Höflichkeit, welche man einer ſolchen Schönheit unter allen Umſtänden ſchuldig iſt. Sie entfernte ſich, indem ſie ſich verneigte, mit einem anmuthsvollen Lächeln, welches den Ernſt ihrer Züge durchbrach; dabei warf ſie raſch einen ſchüchternen Blick auf den erſtaunten Salomon, welchen ſie zum erſten Mal im Hauſe ſah. Der Papa jedoch holte verſchiedene holländiſche feine Schnäpſe herbei und wußte mit dem Anbieten derſelben über die Fortſetzung des Waffenganges hinwegzugleiten.

Landolt dachte auch nicht mehr daran, dem Capitän Gimmel weh zu thun; denn der war in ſeinen Augen mit Einem Schlag in einen Zauberer verwandelt, der einen goldenen Schatz beſaß und Glück oder Unglück aus den Händen ſchütten konnte. Er machte ohne Beſinnen eine Waſſerfahrt mit, die dieſer nach einem guten Weinorte vorſchlug, und ſo ungewohnt ihm das unharmoniſche Gebahren des ältlichen Renommiſten erſchien, war er jetzt gegen ihn die Duldung und Nachſicht ſelber.

Weſſen das Herz voll iſt, davon läuft der Mund über, und zu einer Neuigkeit kommt die andere. Um von der ſchönen Wendelgarde etwas ſprechen zu hören, brachte er von der Zeit an ihren Namen mit behender Liſt, aber ſo beiläufig und trocken als möglich, überall auf's Tapet, und zu gleicher Zeit machte ſie, die ſonſt noch ſo wenig bekannt geweſen, ſelbſt von ſich reden durch den Leichtſinn, mit welchem ſie eine ziemliche Menge Schulden contrahirt haben ſollte, ſo daß der unerhörte Fall eintrat, daß ein junges Mädchen, eine Bürgerstochter, am Rande eines ſchimpflichen Bankerottes ſchwebte; denn der Vater, hieß es, verweigere jegliche Bezahlung der ohne ſein Wiſſen gemachten Schulden und bedrohe die mahnenden Gläubiger mit Gewaltthaten, die Tochter aber mit Verſtoßung.

Die Sache ſchien ſich ſo zu verhalten, daß letztere, um für die Bedürfniſſe des Haushaltes zu ſorgen, und vom Vater ohne die nöthigen Mittel gelaſſen, zum Borgen ihre Zuflucht genommen und dann für ſich ſelbſt dieſen tröſtlichen Ausweg zu oft und immer öfter eingeſchlagen hatte. Ihre Unerfahrenheit, mütterliche Verwaiſtheit und eine gewiſſe Naivetät, wie ſie ſolchen Ausnahmegeſtalten nicht ſelten eigen ſind, waren hiebei nicht ohne Einfluß geweſen, abgeſehen davon, daß ſie den prahleriſchen Vater für bedeutend wohlhabender hielt, als er war.

Wie dem auch ſei — ſo war ſie jetzt in Aller Mund; die Frauen ſchlugen die Hände zuſammen und erklärten das jüngſte Gericht nahe, wenn ſolche Phänomene ſich zeigen; die Männer ließen es beim Untergang des Staates bewenden; die

jungen Mädchen steckten heimlich die Köpfe zusammen und ergingen sich in den unheimlichsten Vorstellungen von der Unglücklichen; die jungen Herren geriethen auf ungeordnete und schlechte Späße, hielten sich aber mit erschreckter Vorsicht fern vom Hause des Capitäns, ja von der Gasse, wo es lag; die angeführten Kaufleute und Krämer liefen hin und her und zu den Gerichten, ihre Klagen zu betreiben.

Nur Salomon Landolt gedachte mit verdoppelter Leidenschaft der in ihren Schulden trauernden Schönheit. Ein heißes Mitleid beseelte und erfüllte ihn mit unüberwindlicher Sehnsucht, wie wenn die Sünderin statt im Fegefeuer ihrer Noth in einem blühenden Rosengarten säße, der mit goldenem Gitter verschlossen wäre. Er vermochte dem Drange, sie zu sehen und ihr zu helfen, nicht länger zu widerstehen, und als er eines Abends den Capitän in einem Wirthshause fest vor Anker sah, ging er rasch entschlossen hin und zog am Hause der Wendelgarde kräftig die Glocke an. Der Magd, welche aus dem Fenster guckte und nach seinem Begehr fragte, erwiderte er barsch, es sei Jemand vom Stadtgerichte da, der mit dem Fräulein zu sprechen habe, und er wählte diese Einführung, um damit jedes unnütze Gerede und anderweitiges Aufsehen abzuschneiden. Freilich erschreckte er die Aermste nicht wenig damit; denn sie trat ihm ganz blaß entgegen und erröthete dann eben so stark, als sie ihn erkannte.

In größter Verlegenheit und mit einer zitternden Stimme, der man Furcht und Schrecken wol anmerkte, bat sie ihn, Platz zu nehmen; denn sie war so unberathen und verlassen, daß sie keine Einsicht in den Gang der Geschäfte besaß und vermuthete, sie würde jetzt in ein Gefängniß abgeführt werden.

Kaum hatte Landolt aber Platz genommen, so wechselten die Rollen, und er war es nun, der für seine Eröffnungen nur schwer das Wort fand, da ihn das schöne Unglück vornehmer und hochstehender dünkte, als ein König von Frankreich, der immerhin die Eidgenossen grands amis nennen mußte, wenn er ihnen das Blut abkaufte. Endlich that er ihr mit der Haltung eines Schutzsuchenden kund, was ihn hergeführt; das wachsende Wohlgefallen, das er an ihrem Anschauen fand, stärkte seine Lebensgeister dann so weit, daß er ihr ruhig auseinandersetzen konnte, wie er als Beisitzender des Gerichts von ihrer verdrießlichen Angelegenheit Kenntniß genommen habe und nun gekommen sei, die Dinge mit ihr zu berathen und ausfindig zu machen, auf welche Weise der Handel geschlichtet werden könne. So möge sie ihm denn vertrauensvoll den Umfang und die Natur ihrer eingegangenen Verpflichtungen mittheilen.

Mit einem großen Seufzer der Erleichterung und nachdem sie, wie jenes erste Mal, einen forschenden Blick auf ihn geworfen, eilte Wendelgarde, eine Schachtel herbeizuholen, in welcher sie alle Rechnungen, Mahnbriefe und Gerichtsacte, die bisher eingelaufen, zusammengesperrt hatte, ohne sie je wieder anzusehen. Mit einem zweiten Seufzer, indem sie schamroth die Augen niederschlug, schüttete sie den ganzen Kram auf den Tisch, lehnte sich auf ihrem Sessel zurück und bedeckte das Gesicht mit der umgekehrten leeren Schachtel, hinter welcher sie sachte zu schluchzen begann, das Haupt abwendend.

Gerührt und beglückt, daß er so tröstlich einschreiten könne, nahm Salomon ihr die Schachtel weg, faßte sanft ihre Hände und bat sie, guten Muthes zu sein.

Dann machte er sich mit den Papieren zu schaffen, und wo er einer Auskunft bedurfte, fragte er mit so guter und vertrauenerweckender Laune, daß die Antwort ihr leicht wurde. Er zog nun das Skizzenbüchlein hervor, das er immer bei sich führte und das mit flüchtigen Studien von Pferden, Hunden, Bäumen und Wolkengebilden angefüllt war. Dazwischen hinein verzeichnete er auf ein weißes Blatt den Schuldenstand der guten Wendelgarde. Es handelte sich meistens um schöne Kleider und Putzsachen, sowie um zierliche Möbelstücke; auch einige Näschereien waren darunter, obgleich in bescheidenem Maße, und im Ganzen erreichte die Summe bei Weitem nicht die ungeheuerliche Größe, die im Publicum spukte. Doch betrug Alles in Allem immerhin gegen tausend Gulden Züricher Währung und war von der Schuldnerin in keiner Weise zu beschaffen.

Landolt aber war so bethört, daß ihm das Schuldenverzeichniß des schönen Wesens, als er das Büchlein sorgfältig in seiner Brusttasche verwahrte, ein so süßer, köstlicher und anmuthiger Besitz schien, wie kaum das Vermögensinventarium einer reichen Braut; er liebte Alles, was auf dem Register stand, die Roben, die Spitzen, die Hüte, die Federn, die Fächer und die Handschuhe, und selbst die Näschereien erweckten nur sein Gelüste, das reizende große Kind mit dergleichen selbst einmal füttern zu dürfen.

Als er sich verabschiedete und bald wieder von sich hören zu lassen versprach, schaute sie ihn mit zweifelnden Blicken an, da ihr nicht deutlich war, wie es werden sollte. Doch war sie heiter geworden und leuchtete ihm selbst mit traulich dankbarem Wesen bis unter die Hausthüre, wo sie mit einem freundlich gelispelten „Gute Nacht!" vollständig die Oberhand gewann über den Stadtrichter. Sie stieg langsam und gedankenvoll, letzteres vielleicht zum ersten Mal, die Treppen wieder hinauf und schlief jedenfalls zum ersten Mal seit geraumer Zeit süß und ruhig ein, so daß sie den polternden Capitän nicht nach Hause kommen hörte.

Desto weniger schlief Landolt in dieser Nacht und überlegte den Handel, bis die Hähne krähten in den vielen Hühnerhöfen der Stadt.

Da Salomon Landolt noch bei seinen Eltern lebte und von ihnen abhing, konnte er höchstens einen Theil der Summe aufbringen, deren es zur Erlösung Wendelgarde's bedurfte, weil seine Einmischung verborgen bleiben mußte, wenn er sich die spätere Verbindung mit dem Leichtsinnsphänomen nicht von vornherein noch mehr erschweren wollte. Dagegen besaß er eine reiche Großmutter, deren Liebling er war und die ihm in allerhand Geldnöthen beizustehen pflegte und ein Vergnügen daran fand, es ganz im Geheimen zu thun. Sie hatte dabei die Eigenheit, daß sie heftig gegen jede Verheirathung des Enkels protestirte, so oft etwa von einer solchen die Rede war, indem er, den sie am besten kenne, dadurch nur unglücklich werden und verkümmern würde; denn auch die Weiber, behauptete sie, kenne sie genugsam und wisse wol, was an ihnen sei. Sie begleitete daher jedesmal ihre Handreichungen und geheimen Vorschüsse mit der vertraulichen Ermahnung, nur ja nicht an's Heirathen zu denken; und wenn er in einer Verlegenheit sich an sie wendete, brauchte er nur eine solche Anspielung zu machen, um des schnellsten Erfolges sicher zu sein.

Auch jetzt nahm er seine Zuflucht zu der wunderlichen Großmutter und

vertraute ihr mit einem verstellten Seufzer, daß er nun doch endlich darauf werde denken müssen, durch eine gute Partie, welche sich zeige, aus der Noth und überhaupt in eine unabhängige Stellung zu kommen. Erschreckt nahm sie die Brille ab, durch die sie eben in ihrem Zinsbuche gelesen hatte, und betrachtete den unheilvollen Enkel wie einen Verlorenen, der sein eigenes Haus in Brand zu stecken im Begriffe steht. „Weißt Du, daß ich Dich enterbe, wenn Du heiratheſt?“ rief sie, selbst entsetzt über diesen Gedanken; „das fehlte mir, daß so ein scharrendes Huhn einst über meine Kisten und Kasten kommt! Und Du? Wie willst Du denn ein Weib ertragen lernen? Wie willst Du es aushalten, wenn z. B. Eine den ganzen Tag lügt? oder Eine, die über alle Welt läſtert, so daß Dein ehrlicher Tisch eine Stätte der Schmähſucht wird, oder Eine, die immer etwas ißt, wo sie steht und geht, und dazu klatſcht während des Kauens? wie wirst Du dastehen, wenn Du Eine haſt, die in den Kaufläden mauſet, oder die Schulden macht, wie die Gimmelin?“

Der Neffe unterdrückte das Lachen über die letzte Species, mit der es die Großmutter so nahe getroffen, und er sagte möglichſt ernſthaft: „Wenn es so schlimm steht mit den armen Weiblein, so kann man sie ja umſoweniger sich selbſt überlaſſen und man muß sie heirathen, um zu retten, was zu retten iſt!“

Auf's äußerste gebracht, rief die Feindin ihres eigenen Geſchlechtes: „Hör' auf, Du Greuel! Was iſt's, was brauchſt Du?“

„Ich habe tauſend Gulden im Spiel verloren, daran fehlen mir sechshundert!“

Die alte Dame setzte ihre Brille wieder auf, riß ihre Gloriahaube vom Kopf, um in ihren kurzen, grauen Haaren zu kratzen, und humpelte an den eingelegten Schreibtiſch. Mit Vergnügen sah Landolt hinter der zurückrollenden Klappe die Wunder erscheinen, die dort aufbewahrt wurden und schon seine Kindheit erfreut hatten: eine kleine, silberne Weltkugel; einen Ritter auf einem aus Elfenbein geſchnittenen Pferde, der trug eine wirkliche silberne und vergoldete Rüſtung, die man abnehmen konnte; der Schild war mit einem Edelſteine geſchmückt und die Federn des Helmes emaillirt; dann aber, ebenfalls aus Elfenbein kunſtreich und fein gearbeitet, ein vier Zoll hohes Skelettchen mit einer ſilbernen Senſe, welches das Tödlein genannt wurde und an dem kein Knöchlein fehlte.

Dieſen zierlichen Tod nahm die Alte auf die zitternde Hand und sagte, während das feine Elfenbein kaum hörbar ein wenig klingelte und klapperte: „Sieh her, so ſehen Mann und Frau aus, wenn der Spaß vorbei iſt! Wer wird denn lieben und heirathen wollen!“

Salomon nahm das Tödlein auch in die Hand und betrachtete es aufmerkſam; ein leichter Schauer durchfuhr ihn, als er ſich die ſchöne Geſtalt der Wendelgarde von einem ſolchen Gerüſte herunterbröckelnd vorſtellte; wie er aber an die ſchnelle Flucht der Zeit und ihre Unwiederbringlichkeit dachte, klopfte ihm das Herz ſo ſtark, daß das Geripplchen merklicher zitterte, und er warf einen verlangenden Blick auf die Hand der Großmutter, welche jetzt dem ſtets in einem Fache liegenden Baarſchatze eine Rolle ſchöner Doppellouisd'ors enthob und ſagte:

„Da sind die tausend Gulden! Nun bleib' mir aber vom Halse mit allen Heirathsgedanken!"

Zunächst machte er sich nun an den Capitän Gimmel, den er in der Schenke aufsuchte und beiseite nahm. Er trug ihm vor, wie er von einer dritten Person, die nicht genannt sein wolle, beauftragt und in den Stand gesetzt sei, die unangenehme Angelegenheit der Tochter in Ordnung zu bringen; allein es werde verlangt, daß der Capitän die Sache in seinem eigenen Namen geschehen lasse, zur möglichsten Schonung der Tochter, und es dürfe auch diese nichts Anderes glauben, als daß der Vater die Schulden bezahlt habe. In diesem Sinne werde Landolt die Summe, als vom Capitän herrührend, an amtlicher Stelle einliefern und dafür sorgen, daß dort die Gläubiger in aller Stille befriedigt würden. So werde dem Vater und dem Fräulein jede weitere Verdrießlichkeit erspart sein.

Der Herr Capitän betrachtete den jungen Mann mit verwunderten Augen, sprach erst von unbefugten Einmischungen und Wahrung seines Hausrechtes und rückte an seinem Degen; als ihm aber Landolt vorstellte, daß man sich sehr für das Fräulein und ihr zukünftiges Wohl interessire, welches von einer baldigen Regulirung der bewußten Sache abhangen könne, und der Capitän eine gute Versorgung des Kindes zu wittern begann, steckte er das Schwert seiner Ehre wieder ein und erklärte sich mit dem vorgeschlagenen modus procedendi einverstanden.

Salomon Landolt führte nun das Geschäft mit Vorsicht und Geschicklichkeit zu Ende, so daß die Gläubiger bezahlt wurden. Jedermann glaubte, der Capitän Gimmel habe sich eines Besseren besonnen, und Wendelgarde selbst wußte nichts Anderes. Ihr gegenüber gab sich der Vater ein feierliches Ansehen, welches von Neuem sie in der Meinung bestärkte, daß er doch ein vermöglicher Mann sein müsse.

Sie war daher keineswegs über die Maßen erstaunt und fassungslos, als Salomon, der Geschäftsträger, eines Abends wieder erschien und ihr die quittirten Rechnungen über alle großen und kleinen Schulden in die Hände legte. Dies gönnte er ihr jedoch von Herzen und freute sich ihrer gewonnenen guten Haltung, da ihm während der Abwicklung über die Zahl und Art der Schulden doch' das eine und andere Bedenken aufgestiegen war, freilich nur mit der Wirkung, daß ihn auf's Neue ein zärtliches Mitleiden mit ihrer unberathenen Armuth erfüllte und die stärksten Wünsche erregte, ihr Schicksal für immer in feste Hand nehmen zu dürfen. Wendelgarde hatte sich in Voraussicht seines Besuches die letzten Tage noch sorgfältiger als sonst gekleidet und geschmückt, und auch sie war ihrer besseren Fassung doch hauptsächlich froh, weil sie vor dem Retter in der Noth nicht mehr so erniedrigt erschien, und zwar aus eigenen Mitteln, wie sie glaubte.

Sie dankte ihm aber dennoch mit kindlichen und herzlichen Worten für seine hilfreiche Bemühung; sie gab ihm dabei vertraulich die Hand und war jetzt so schön, daß er ohne weiteres Zögern ihr seine Neigung gestand und daß nur diese ihn vermocht habe, sich so aufdringlich in ihre Angelegenheiten zu mischen. Ja, er ging in seiner rückhaltlosen Offenheit so weit, ihr auseinander zu setzen, wie sie ihm durch Erwiderung und Gewährung ihrer Hand eine ungleich größere

Hilfe erweisen und ihn veranlassen würde, ein etwas unstetes und planloses Leben endlich zusammenzuraffen und für Liebe und Schönheit das zu thun, was er für sich selbst nicht habe thun mögen.

Diese ehrliche Unklugheit oder unkluge Ehrlichkeit erweckte aber die Klugheit des schönen Mädchens. Sie ließ während aller seiner Reden dem erregten Salomon ihre Hand und sah ihn mit freundlichen Augen an, die von dem Glücke, aus der Erniedrigung so plötzlich erhöht zu sein, lieblich erglänzten. Allein mitten in aller Lieblichkeit des Augenblickes besann sich die sonst so Leichtsinnige wegen der unsteten Lebensführung, deren ihr Liebhaber sich anklagte, und sie erbat sich eine Bedenkzeit von sieben Tagen. Sie entließ ihn aber durchaus huldvoll und athmete so schnell und kurz wie ein junges Kaninchen, als sie sich wieder allein befand.

Indessen hatte der Capitän sich die geheimnißvollen Andeutungen Landolt's eingehender überlegt und die Entdeckung gemacht, daß seine Tochter allerdings nun reif sei für das Glück, auf den Markt gebracht zu werden. Er war nicht gesinnt, das Kleinod sich von unbekannter Hand abjagen zu lassen, sondern wollte mit offenen Augen dabei sein und vor Allem eine gehörige Schaustellung veranstalten. Um gleich in's Zeug zu gehen, beschloß er, mit der Tochter die Bäder von Baden zu besuchen, die wegen der schönen Pfingstzeit gerade voll Gäste waren. Sie mußte ihre schönsten Kleider einpacken, die sie in Zürich wegen der Sittenmandate nicht einmal sehen lassen durfte, und so zogen sie zusammen ohne Säumen im Hinterhof zu Baden ein, der gleich den anderen Gasthäusern schon von Fremden angefüllt war. Damit hatte die väterliche Aufsicht Gimmel's aber auch ihr schnelles Ende erreicht; denn er suchte und fand augenblicklich genügende Gesellschaft trinkfustiger alter Soldaten und überließ die Tochter Wendelgarde gänzlich sich selber.

Zufälliger, aber auch glücklicher Weise befand sich im gleichen Badhofe Figura Leu im Begleit einer älteren Dame, die wegen Gliederschmerzen die Bäder brauchte. Sie war jetzt in den Jahren auch schon ein klein wenig vorgerückt und that noch mehr als früher, was sie wollte. Als sie die schöne und durch ihre Schulden berühmt gewordene Wendelgarde sah und wie diese in ihrer Verlassenheit nichts mit sich anzufangen wußte, zog sie dieselbe in ihre Gesellschaft und vertrieb sich selbst die Zeit damit, das seltsame, eigenartige Geschöpf, in welchem die Schönheit ohne alle andere Zuthat persönlich geworden schien, zu studiren und kennen zu lernen. Sie gewann bald das Vertrauen des Mädchens, das die Wohlthat solchen Umganges noch nie erfahren hatte, und so wußte sie auch schon am ersten Tage von dem Verhältnisse zu Salomon Landolt und der siebentägigen Bedenkzeit. Am zweiten Tage hielt sie es auch schon für das schwerste Mißgeschick, welches dem unvorsichtigen Freier aufstoßen könnte, wenn er das Mädchen gewänne. Sie wußte selbst nicht recht, warum? Sie hatte nur das Gefühl, als ob Wendelgarde keine eigentliche Seele hätte. Dann dachte sie aber wieder, so sei sie ja ein reines weißes Tuch, auf welches Salomon schon etwas Leidliches malen werde, und Alles könne sich noch ordentlich gestalten. Bekümmert über ihre eigene Unsicherheit beschloß sie plötzlich, eine Art Gottesgericht und Feuerprobe entscheiden zu lassen, wozu die unverhofft angekündigte Er-

ſcheinung ihres Bruders Martin ihr den Gedanken gab. Er ſtand ſchon ſeit fünf Jahren als Hauptmann in dem Zürcherregimente zu Paris und war ein in allen Künſten erfahrener Geſell, beſonders auch ein vorzüglicher Comödiant in den Hausttheatern der Pariſer Geſellſchaft geworden. Der Capitän Gimmel und ſeine Tochter hatten ihn noch nie geſehen, und übrigens verſtand er ſich auch für Andere unkenntlich zu machen, denen er wohlbekannt war. Auf dieſen Umſtand gründete Figura ihren Plan, und ſie wußte dem Bruder, als er jetzt, unverſehens in der Heimath auf Beſuch gekommen, auf dem Wege von Zürich nach Baden war, heimlich entgegenzureiſen und ihn eilig für ihr Project zu unterrichten und zu gewinnen, denn er nahm faſt eben ſo viel Theil an dem Wohlergehen ſeines wackeren Freundes, wie ſeine Schweſter. Sie aber hatte große Eile, weil von den ſieben Tagen ſchon vier verfloſſen waren und ſie wohl merkte, daß Wendelgarde kein Nein von ſich geben werde.

So verzögerte denn Martin Leu ſeine Ankunft bis zur angebrochenen Dunkelheit, während Figura ſchnell vorauseilte und that, als ob nichts geſchehen wäre. Ueber Nacht traf er ſeine Vorbereitungen und trat am anderen Tage als ein unbekannter Fremder auf mit großen und geheimnißvollen Allüren. Wie durch Zufall machte er ſich, ſobald er orientirt war, an den Capitän und ließ denſelben, indem er eine Flaſche mit ihm trank, ſofort im Würfelſpiel ein paar Thaler gewinnen, wobei er es aber bewenden ließ. Dann luſtwandelte er auf den öffentlichen Spazierwegen und am Ufer des Fluſſes, während Figura auf liſtige Weiſe das Gerücht verbreitet hatte, der Fremde ſei ein franzöſiſcher Herr, der eine halbe Million Livres Renten beſitze und durchaus eine proteſtantiſche Schweizerin heirathen wolle, da er ſelbſt dieſer Confeſſion angehöre. Er ſei ſchon in Genf geweſen, habe aber nichts gefunden, und wolle nun nach Zürich gehen, vorher aber ſich ein wenig in Baden umſehen, wo, wie er erfahren, zu dieſer Zeit ein ausgeſuchter Damenflor ſich ſehen laſſe.

Der Capitän kam ſchleunig und gegen ſeine Gewohnheit ſchon vor Tiſch nach Hauſe, das heißt in den Gaſthof, gelaufen, und holte die Tochter, die ſich herausputzen mußte, zur Promenade ab. Er führte ſie ſogar am Arme und that mit ſeiner Karfunkelnaſe ſo geziert und breitſpurig, daß die Hunderte von Spaziergängern von ſeiner Poſſirlichkeit nicht minder erheitert, als von der Schönheit Wendelgardes erbaut waren.

Als er aber dem reichen Hugenotten begegnete, gab es einen noch größeren Auftritt und einen langen Wechſel von Complimenten und Vorſtellungen. Martin Leu brauchte kein Erſtaunen über Wendelgarde's Erſcheinung zu heucheln, da er es in der That empfand; doch ſah er zu gleicher Zeit auch, wie nothwendig es ſei, den Freund Salomon dieſer Gefahr zu entreißen. Er bot ihr den Arm und führte ſie an des Vaters Stelle zur Tafel, wo Figura wie verſchüchtert hinblickte und Alle die ziervollen Scenen zu bewundern ſchien, die ſich nun ereigneten.

Nur wenige Minuten ſprach Wendelgarde nach dem Eſſen mit ihr, weil eine Luſtpartie nach Schinznach ſtattfinden ſollte, wo eine nicht weniger vornehme Welt verſammelt war. Kurz, Martin machte am erſten Tage ſeine Sache ſo gut, daß Wendelgarde am ſpäten Abend zu Figura Leu geflogen kam und ihr

athemlos mittheilte, es werde sich etwas ereignen, der Hugenott habe sie soeben gefragt, ob sie nicht lieber in Frankreich leben möchte, als in der Schweiz. Und dann habe er gesprächsweise gefragt, wie alt sie sei, und eine Stunde früher geäußert, wenn er je heirathe, so werde er keinen Denar Mitgift von der Frau nehmen. Und der Vater habe ihr bereits befohlen, dem Bewerber sogleich ihr Jawort zu geben, wenn er sie frage.

„Aber, liebes Kind," bemerkte Figura, „das Alles will noch nicht viel sagen. Nimm Dich doch in Acht!"

Wendelgarde aber fuhr fort: „Und als wir über eine Stunde allein zusammengingen, hat er mir die Hand geküßt und geseufzt."

„Und dann hat er Dich gefragt?"

„Nein, aber er hat geseufzt und mir die Hand geküßt."

„Ein französischer Handkuß! Weißt Du, was das ist? Gar nichts."

„Aber er ist ja ein ernsthafter Protestant."

„Wie heißt er denn?"

„Ich weiß es noch nicht, das heißt, ich glaub', ich weiß es noch nicht, ich habe nicht einmal Acht gegeben."

„Das ändert freilich die Sache," sagte Figura nachdenklich; „aber wie soll es nun mit Salomon Landolt werden?"

„Ja, das frag' ich auch," erwiderte Wendelgarde seufzend und rieb sich die weiße Stirn mit den weißen Fingerspitzen; „aber bedenke doch, eine halbe Million Einkünfte! da hört alle Sorge und aller Kummer auf! Und Salomon braucht eine Frau, die ihm hilft, sein Leben zusammenraffen und etwas werden! Wie kann ich das, die selbst nichts versteht?"

„Das meint er nicht so, Du Gänschen! Er meint, wenn er Dich nur hat, so wird er Deinetwegen anfangen zu schaffen, zu wirken und zu befehlen, und Du kannst nur zusehen und brauchst Dich gar nicht zu rühren; und er wird es thun, sage ich Dir!"

„Nein, nein! Mein Leichtsinn wird ihn nur hindern! Ich werde wieder Schulden machen und noch viel mehr, das fühle ich, wenn ich nicht reich, außerordentlich reich werde!"

„Das ändert freilich die Sache," versetzte Figura, „wenn Du nicht vorziehst, Dich von ihm ändern und bessern zu lassen! Und er ist der Mann dazu, glaub' es mir!"

Da sie aber sah, daß Wendelgarde nur in eine ängstliche Verlegenheit gerieth, ohne ein Gefühl für Salomon zu äußern, fuhr sie fort:

„Jedenfalls sieh zu, daß Du nicht zwischen zwei Stühle zu sitzen kommst. Wenn der Franzose Dich nun morgen fragt, so mußt Du ihm aus freier Hand antworten können. Uebermorgen ist der siebente Tag; dann mußt Du gewärtig sein, daß Landolt herkommt, Deine Entscheidung zu holen; dann gibt's Auftritte, Enthüllungen, und Du läufst Gefahr, daß Beide Dir den Rücken kehren."

„O Gott! Ja, das ist wahr! Aber was soll ich thun? Er ist ja nicht hier, und ich kann jetzt nicht hin!"

„Schreib ihm, und gleich heute noch! Denn morgen muß ein Expresser

damit nach Zürich, sonst kommt er übermorgen, wie ich ihn kenne, unfehlbar."

„Das will ich thun, gib mir Papier und Feder!"

Sie setzte sich hin, und als sie nicht wußte, wie beginnen, dictirte ihr Figura Leu:

„Nach reiflicher Prüfung finde ich, daß es nur Gefühle der Dankbarkeit sind, die mich für Sie beseelen, und daß es Lüge wäre, wenn ich Sie anders benennen wollte. Da überdem der Wille meines Vaters mir eine andere Lebensbahn anweist, so bitte ich Sie, meinen festen Entschluß, ihm zu gehorchen, als ein Zeichen des Vertrauens und der achtungsvollen Aufrichtigkeit ehren zu wollen, die Ihnen stets bewahren wird Ihre ergebene u. s. w."

„Punktum!" schloß Figura, „hast Du unterschrieben?"

„Ja, aber es dünkt mich, man sollte doch etwas mehr sagen; es ist mir nicht ganz recht so."

„Eben so ist's recht! Das ist der verzwickte Absagestyl in solcher Lage, die keine Erörterungen verträgt; das schneidet alles Weitere ab, und die Trinklustigen merken am Klange, daß sie an ein leeres Faß geklopft haben!"

Diese etwas von Eifersucht gewürzte Anspielung verstand Wendelgarde nicht, da sie gutmüthigen Herzens war. Sie bat noch, Figura möchte die schleunige Absendung des Briefes besorgen, damit ja kein Zusammentreffen stattfinde. Figura versprach es, und um ganz sicher zu gehen, übergab sie die Mission mit Tagesanbruch ihrem Bruder, der unverzüglich damit nach Zürich ritt und den Salomon Landolt überraschte, der eben sich bereit machte, am nächsten Tage nach Baden zu reiten.

Er erblaßte leicht, als er das Brieflein las, und wurde wieder roth, als er bemerkte, daß Martin Leu wußte, was darin stand. Der gab ihm aber ohne Säumen die mündlichen Erläuterungen durch Erzählung des ganzen Vorganges. Er ließ ihn darauf eine Stunde allein, kam dann wieder und sagte ihm:

„Salomon! Die Schwester Figura läßt Dich grüßen und Dir sagen, wenn Du die schöne Gimmelin doch haben wolltest, so möchtest Du es ihr, der Schwester, nur kund thun, jene laufe Dir nicht fort."

„Ich will sie nicht und sehe meine Thorheit ein," sagte Landolt; „aber sie ist doch schön und liebenswerth, und Ihr seid Schelme!"

Martin blieb nun in seiner wahren Gestalt in Zürich, weshalb der reiche Hugenott natürlich in Baden verschwunden war, als ob ihn die Erde verschlungen hätte. Der Capitän und Wendelgarde weilten noch zwei Wochen dort; dann kehrten sie nach Zürich zurück, der Capitän durstiger und unverträglicher als je, und die Tochter, still und niedergeschlagen, hielt sich verborgen.

Damit war die Geschichte jedoch nicht zu Ende. Denn Martin Leu stach die Neugierde und der Uebermuth, die seltsame Schönheit erst jetzt etwas näher zu besehen. Er machte sich mit aller Vorsicht herzu, um nicht als der geheimnißvolle Franzose erkannt zu werden, und besuchte den Fechtsaal des Capitäns. Nun drehte sich das Rad der Fortuna, als er die Arme in ihrer bescheidenen Trauer und Schönheit sah, und da der wilde Alte jählings vom Schlage getroffen dahin starb, verliebte er sich in die Verlassene so heftig, daß er alle

Einsprachen, Abmahnungen und Vernunftgründe ungestüm wegräumte und nicht ruhte, bis sie seine Frau war.

Vorher hatte er den Salomon noch ein letztes Mal gefragt: „Willst Du sie oder nicht?" Der hatte aber ohne Besinnen geantwortet: „Ich halt es mit dem Bibelspruch: Eure Rede sei Ja, Ja und Nein, Nein! Ich komme nicht mehr auf die Sache zurück!"

„Kostet mich freilich tausend Gulden, was kein Mensch weiß, Gott sei Dank!" setzte er in Gedanken hinzu; denn er wußte, daß seine Großmutter in ihrer Gerechtigkeit alle ihre Vorschüsse genau notirte, damit sie einst, seinen Geschwistern gegenüber, von seinem Erbtheile abgezogen würden.

Martin Leu lebte mit seiner Frau noch zwei Jahre in Paris und nahm dann seinen Abschied. Sie war bei der Rückkehr eine ganz ordentlich geschulte und gewitzigte Dame und machte keine Schulden mehr. Sie kannte die Ereignisse von Baden und hatte den Hugenotten wieder erkannt, ehe er es ahnte und selbst erzählte.

Wenn aber die Figura Leu später den Salomon Landolt fragte, ob er ihr wegen ihrer Dazwischenkunft zürne und die Wendelgarde doch lieber selbst hätte, da sie jetzt nicht so übel ausgefallen sei und sich früher offenbar dümmer gestellt habe, als sie gewesen, dann drückte er ihr die Hand und sagte: „Nein, es ist gut so!" Die Wendelgarde nannte er der Kürze halber den Capitän.

Grasmücke und Amsel.

Die einseitige Anbetung der Schönheit wirkte aber unmittelbar nach ihrem Mißerfolge noch so nachtheilig auf Landolten ein, daß er den Halt vollends verlor und allen Eindrücken preisgegeben war. Wie wenn die Schwalben im Herbst abziehen wollen, flatterten und lärmten alle Liebesgötter, und er bestand noch im selben Jahre, da er der Wendelgarde verlustig ging, zwei Abenteuer, welche, wie es bei Zwillingen zuweilen geht, nur geringfügig waren und in die gleiche Windel gewickelt werden können.

Schon seit ein paar Jahren hörte Salomon in seinem Zimmer, das auf der Rückseite des Hauses lag, wenn das Wetter schön und die Luft mild war, jeden Morgen aus der entfernteren Nachbarschaft, über die Gärten hinweg, von einer zarten Mädchenstimme einen Psalm singen. Diese Stimme, welche erst die eines Kindes gewesen, war allmälig etwas kräftiger geworden, ohne jemals eine große Stärke zu erreichen. Doch hörte er den regelmäßigen Gesang, der täglich vor dem Frühstück stattzufinden schien, gern und nannte die unsichtbare Sängerin die Grasmücke. Es war aber die Tochter des Herrn Proselytenschreibers und ehemaligen Pfarrherrn Elias Thumeysen, der sich der Last des eigentlichen Hirtenamtes mit dem Anfall eines artigen Erbes entledigt hatte, jedoch sich immer noch nützlich machte durch Besorgung einiger Actuariate, wie derjenigen der Exulanten- und Proselyten-Commissionen. Von letzterer führte er auf den Wunsch seiner Frau den Brauchtitel. Außerdem war er noch Reformationsschreiber und Vorsteher der Exspektanten des zürcherischen Ministeriums; im Uebrigen malte er zu seinem Vergnügen von jenen Landkarten, in welchen uns

jetzt die Welt auf dem Kopf steht, da Osten und Westen oben und unten, Norden und Süden aber links und rechts sind.

Sein Töchterlein, die Grasmücke, eigentlich Barbara geheißen, trieb aber noch ganz andere Künste, mit denen sie vom Morgen bis zum Abend beschäftigt war. Der Herr Proselytenschreiber, ihr Vater, machte nämlich auch Darstellungen aller möglichen Vögel; er klebte die natürlichen Federn derselben oder auch nur kleine Bruchstücke von solchen auf Papier zusammen und malte den Schnabel und die Füße dran hin. Ein Haupttableau dieser Art war ein schöner Wiedehopf in natürlicher Größe, im vollen Federschmuck.

Barbara hatte nun diese Kunst weiter entwickelt und veredelt, indem sie das Verfahren auf die Menschheit übertrug und eine Menge Bildnisse in ganzer Figur anfertigte, an denen nur das Gesicht und die Hände gemalt waren, alles Uebrige aber aus künstlich zugeschnittenen und zusammengesetzten Zeugflickchen von Seide oder Wolle oder anderen natürlichen Stoffen bestand; und gewiß konnten die Vögel des Aristophanes nicht tiefsinniger sein, als diejenigen des Herrn Proselytenschreibers, da aus diesen ein so artiges Geschlecht menschlicher Geschöpfe hervorging, welches das Arbeitsstübchen der kleinen Sängerin anfüllte. Da prangte vor Allem ihr Herr Oheim mütterlicher Seite, der regierende Herr Antistes, im geistlichen Habit von schwarzem Wollsatin, schwarzseidenen Strümpfen und einem Halskragen von zartester Musseline. Die Perücke war aus den Haaren eines weißen Kätzleins unendlich zierlich und mühevoll zu Stande gebracht; dazu harmonirten die wasserblauen Augen in dem blaßrosigen Gesichte vortrefflich; die Schuhe waren aus glänzenden Saffianschnipfelchen geschnitten und die silbernen Schnallen aus Staniol, die Schnittflächen des Liturgiebuches aber, das er in der Hand hielt, aus Goldpapier.

Diesen Pontifex, der hinter Glas und Rahmen an erster Stelle hing, umgaben die Abbilder vieler Herren und Damen verschiedenen Ranges und Standes; das Schönste war eine junge Frau in weißem Spitzengewande, das ganz aus feinstem Papier à jour gearbeitet sie umhüllte; auf der Hand saß ihr ein Papagei, aus den kleinsten Federchen eines Colibri mosaicirt. Gegenüber saß ein flötespielender Herr mit übergeschlagenen Beinen, in einem Rocke von azurblauem Atlas und mit einer kunstreichen Halskrause, der den Papagei im Gesange zu unterrichten schien, da dieser den Kopf lauschend nach ihm umdrehte. Die Knöpfe auf dem Kleide bestanden aus röthlichen Pailletten oder Flitterchen.

Auch paradirte eine Reihe stattlicher Militärpersonen zu Fuß, deren Uniformen, Tressen, Metallknöpfe, Degengefäße, Lederzeug und Federbüsche alle von gleichem, unverdrossenem Fleiße Zeugniß gaben; aber hier hatte Barbara Thumeysen die Grenzen ihrer Kunst angetroffen; denn als sie nun zu den berittenen Kriegsbefehlshabern übergehen wollte, verstand sie wol Schabracken, Sättel und Zaumzeug aus allen geeigneten Stoffen mit ihrem englischen Scheerlein zuzuschneiden und herzustellen. Die Pferde aber zu zeichnen ging über ihre Kräfte, indem sie bisher nur in menschlichen Köpfen und Händen sich geübt hatte. Es handelte sich also darum, einen Lehrer oder Gehilfen hiefür zu finden; als solcher wurde auf gehaltene Nachfrage Salomon Landolt genannt, welcher in Zürich derweilen der erste Pferdezeichner sei.

Der Herr Proselytenschreiber stattete daher unverhofft eines Tages dem Herrn Stadtrichter und Jägerhauptmann einen höflichen Besuch ab und trug ihm mit wohlgesetzten Worten das Ansuchen vor, seiner Tochter in Ansehung eines richtig gestellten Reitpferdes geneigtest Unterricht und Beirath ertheilen zu wollen, so daß das Thier in natürlicher Gestalt und Farbe, in schulgerechtem Schritt, auf das Papier gemalt und nachher um so bequemer aufgezäumt und gesattelt, auch der Reiter in guter Haltung darauf gesetzt werden könne.

Landolt ließ sich gern zu dem Dienste bereit finden; einmal aus reiner Gefälligkeit und dann auch aus Neugierde, die Grasmücke zu sehen, die jeden Morgen so lieblich sang. Mit Verwunderung erblickte er erst die bunte Vogelwelt des Exulanten- und Proselytenschreibers, den Wiedehopf und all' die Stieglitze, Blutfinken, Häher, Spechte und Regenpfeifer; sodann vollends den Antistes und all' die Zunftmeister, Zwölferherren, Obervögtinnen, Lieutenants und Capitäns der Jungfer Barbara, und diese selbst, die von zarter, aber ebenmäßiger Gestalt war, wie aus Elfenbein gedrechselt. Sie dünkte ihm das schönste Werklein unter all' den Vögeln und Menschenkindern des bescheidenen Museums, und er begann daher sogleich den Unterricht. Er erklärte ihr mit Hilfe mitgebrachter Vorlagen zuerst den Knochenbau eines Pferdes und lehrte sie, mit einigen geraden Strichen die Grundlinien und Hauptverhältnisse anzugeben, ehe es an die schwierigen Formgeheimnisse eines Pferdekopfes ging. So verbreitete sich der Unterricht allmälig über den ganzen Körper, bis endlich zur Farbe gegriffen und zur Darstellung der Schimmel, Füchse und Rappen geschritten werden konnte. Die Mähnen und Schwänze behielt Barbara sich vor, wiederum aus allerlei natürlichen Haaren zu machen.

Das angenehme Verhältniß dauerte mehrere Wochen, und immer zeigten sich noch kleine Unvollkommenheiten und Mängel, welche man zu überwinden trachtete. Landolt gewöhnte sich daran, jeden Vormittag ein oder zwei Stunden hinzugehen; es wurde ihm ein Glas Malaga mit drei spanischen Brödlein aufgestellt, und bald ließ man ihn auch mit der Schülerin allein als einen der sanftesten und ruhigsten Lehrer, die es je gegeben. Die Grasmücke war so zutraulich wie ein gezähmtes Vögelchen und aß ihm bald die Hälfte der Spanischbrödchen aus der Hand, tunkte sogar den Schnabel in den Malagakelch. Eines Tages überraschte sie ihn mit der geheim ausgearbeiteten Darstellung seiner selbst, wie er in der Jägeruniform auf seinem Ukräner Apfelschimmel saß; es war natürlich nur seine linke Seite mit dem Degen, mit nur einem Bein und einem Arm; dagegen war die Mähne des Grauschimmels und der Schwanz aus ihren eigenen Haaren, die in der tiefsten Schwärze glänzten, geschnitten und angeheftet, und es konnte aus dieser Opferung, sowie aus dem ganzen Bildwerke erkannt werden, wie viel er bei ihr galt.

In der That hielt sie die beidseitigen Neigungen und Lebensarten für so gleichmäßig und harmonisch, daß ein glückliches Zusammensein im Falle einer Verbindung fast unverlierbar schien, wenn sie, leise erröthend, dergleichen Dinge gar ernstlich bei sich erwog; und Salomon Landolt glaubte seinerseits nichts Besseres wünschen zu können, als nach all' den Stürmen in diesen kleinen, stillen

Hafen der Ruhe einzulaufen und sein Leben in dem grasmückischen Museum zu verbringen.

Auch in den beiden Häusern sah man die wachsende Vertrautheit der zwei Kunstbeflissenen nicht ungern, da eine Vereinigung beiden Theilen nur ersprießlich und wünschenswerth schien; und so gedieh die Sache so weit, daß ein Besuch der Thumeysen'schen bei den Landoltischen eingeleitet wurde unter dem diplomatischen Vorwande, der thumeysischen Jungfrau den Anblick der ihr noch gänzlich unbekannten Malereien Salomon's zu verschaffen.

Obgleich er eine entschiedene und energische Künstlerader besaß, hatte er den Stempel des abgeschlossenen, fertigen Künstlers nie erreicht, weil ihm das Leben dazu nicht Zeit ließ und er in bescheidener Sorglosigkeit überdies den Anspruch nicht erhob. Allein als Dilettant stand er auf einer außerordentlichen Höhe der Selbständigkeit, des ursprünglichen Gedankenreichthums und des unmittelbaren eigenen Verständnisses der Natur. Und mit dieser Art und Weise verband sich ein keckes, frisches Hervorbringen, das vom Feuer eines immerwährenden con amore im eigentlichsten Sinne beseelt war.

Seine Malcapelle, wie er sie nannte, bot daher einen ungewöhnlich reichhaltigen Anblick an den Wänden und auf den Staffeleien, und so mannigfaltig die Schildereien waren, die sich dem Auge darboten, so leuchtete doch aus allen derselbe kühne und zugleich still harmonische Geist. Der unabläßige Wandel, das Aufglimmen und Verlöschen, Widerhallen und Verklingen der innerlich ruhigen Natur schienen nur die wechselnden Accorde desselben Tonstückes zu sein. Das Morgengrauen der Landschaft, der verglühende Abend, das Dunkel der Wälder mit den mondbestreiften, thauschweren Spinnweben im Gesträuche der Vorgründe, der ruhig im Blau schwimmende Vollmond über der Seebucht, die mit den Nebeln kämpfende Herbstsonne über einem Schilfröhricht, die rothe Gluth einer Feuersbrunst hinter den Stämmen eines Vorholzes, ein rauchendes Dörflein auf graugrüner Haide, ein blitzzerrissener Wetterhimmel, regengepeitschte Wellenschäume, alles dies erschien wie ein einziges, aber vom Hauche des Lebens zitterndes und bewegtes Wesen, und vor Allem als das Ergebniß eigenen Sehens und Erfahrens, eine Frucht nächtlicher Wanderungen, rastloser Ritte zu jeder Tageszeit und durch Sturm und Regen.

Nun war aber alles das auf's innigste verwachsen und belebt mit einem Geschlechte heftig bewegter und streitbarer, oder einsam streifender, oder flüchtig wie die Wolken über ihnen dahinjagender oder still an der Erde verblutender Menschen. Die Reiterpatrouillen des siebenjährigen Krieges, fliehende Kirgisen und Croaten, fechtende Franzosen, dann wieder ruhige Jäger, Landleute, das heimkehrende Pfluggespann, Hirten auf der Herbstweide, dazu die von Krieg oder Jagd aufgescheuchten Wald- oder Wasservögel, das grasende Reh und der schleichende Fuchs, sie alle befanden sich immer an dem rechten und einzigen Fleck Erde, der für ihre Lage paßte. Oft auch erkannte man in dem grauen Schattenmännchen, das mühselig gegen einen Strichregen ankämpfte, unvermuthet einen Wohlbekannten, der offenbar zur Strafe für irgend eine Unart hier bildlich durchnäßt wurde; oder man sah eine weibliche Lästerzunge etwa als Nachthexe die Füße in einem Moortümpel abwaschen, der einen Rabenstein bespülte, oder den

Maler selbst über eine Anhöhe weg dem Abendroth entgegenreiten, ruhig ein Pfeiflein rauchend.

Der Besuch wurde in höflichster Weise bewerkstelligt und empfangen; als der Kaffee eingenommen war, führte Salomon das sorgfältig und halb feiertäglich gekleidete Fräulein in sein Künstlergemach, während die übrige Gesellschaft wohlbedacht zurückblieb, um sich im Garten zu ergehen und die innere und äußere Beschaffenheit des Hauses in Augenschein zu nehmen. Salomon zeigte und erklärte nun dem Fräulein die Bilder und dazwischen eine Menge anderer Gegenstände, wie Jagdgeräthe, Waffen, selbstzubereitete Thierskelette u. dergl. Die Gliederpuppe, welche in der Tracht eines rothen Husaren in einem Lehnstuhle saß und ein Staffeleibild zu betrachten schien, hatte sie schon beim Eintritt erschreckt und ihr einen schwachen Schrei entlockt; nachher aber blieb sie still und gab durchaus kein Zeichen der Freude oder des Beifalles, oder auch nur der Neugierde von sich, da ihr diese ganze Welt fremd und unverständlich war. Salomon beachtete das nicht, er bemerkte es nicht einmal, weil er nicht auf Lob und Verwunderung ausging; er eilte in seinem Eifer, an's Ziel zu kommen, nur weiter von Bild zu Bild, während Barbara's von hellem Stoffe umspannte Brust immer höher zu athmen begann, wie von einer großen Angst. Vor einem Flußbilde, auf welchem der Kampf des ersten Frührothes mit dem Scheine des untergehenden Mondes vor sich ging, erzählte Landolt, wie früh er eines Tages habe aufstehen müssen, um diesen Effect zu belauschen, wie er denselben aber doch ohne Hilfe der Maultrommel nicht herausgebracht hätte. Lachend erklärte er die Wirkung solcher Musik, wenn es sich um die Mischung delicater Farbentöne handle, und er ergriff das kleine Instrumentchen, das auf einem mit tausend Sachen beladenen Tische lag, setzte es an den Mund und entlockte ihm einige zitternde, kaum gehauchte Tongebilde, die bald zu verklingen drohten, bald zart anschwellend ineinander verflossen.

„Sehen Sie," rief er, „dies ist jenes Hechtgrau, das in das matte Kupferroth übergeht auf dem Wasser, während der Morgenstern noch ungewöhnlich groß funkelt! Es wird heute in dieser Landschaft regnen, denk' ich!"

Als er sich fröhlich nach ihr umsah, entdeckte er wirklich, daß Barbara's Augen schon voll Wasser standen. Sie war ganz blaß und rief wie verzweifelt:

„Nein, nein! Wir passen nicht zusammen, nie und nimmermehr!"

Ganz erschrocken und erstaunt faßte er ihre Hand und fragte, was ihr sei, wie sie sich befinde?

Sie entzog ihm aber heftig die Hände und begann mit verwirrten Worten anzudeuten, daß sie nicht das Mindeste von alledem verstehe, gar keinen Sinn dafür habe, noch je haben werde, daß alles das ihr fast feindlich vorkomme und sie beängstige; unter solchen Verhältnissen könne von einem harmonischen Leben keine Rede sein, weil jeder Theil nach einer anderen Seite hin ziehe; und Landolt könne ihre friedlichen und unschuldigen Uebungen, die sie bis jetzt glücklich gemacht hätten, ebensowenig achten und schätzen, als sie seiner Thätigkeit auch nur mit dem geringsten Verständnisse zu folgen vermöge.

Landolt fing an zu begreifen, wie sie es meine und was sie beunruhige, und er sagte, mild ihr zusprechend, seine Uebungen seien ja nur ein Spiel, gerade

wie die ihrigen, und eine Nebensache, auf die es gar nicht ankomme. Allein seine Worte machten die Sache nur schlimmer, und Barbara eilte in größter Aufregung aus dem Zimmer, suchte ihre Eltern auf und begehrte weinend nach Hause gebracht zu werden. Bestürzt und rathlos wurde sie von den Anwesenden umringt, auch Landolt war herbeigekommen, und wieder begann sie ihre seltsamen Erklärungen. Es stellte sich deutlicher heraus, daß sie dem, was sie quälte, eine viel größere Wichtigkeit beilegte, als der unschuldigen Anspruchslosigkeit eines so zarten jungen Geschöpfes eigentlich zugetraut werden konnte, daß aber die Unfähigkeit, über sich selbst hinwegzukommen und ein ihr Fremdes zu dulden, wol großentheils einer gewissen Beschränktheit zuzuschreiben sei, in welcher sie erzogen worden.

Alles Zureden Landolt's und seiner Eltern half nichts; diejenigen des verzweifelten Fräuleins aber schienen eher ihre Bangigkeiten zu theilen und beschleunigten sorglich den Rückzug. Es wurde eine Sänfte bestellt, die Tochter hineingepackt, wo sie sofort das Vorhänglein zog, und so begab sich die kleine Caravane, so schnell die Sänftenträger laufen mochten, hinweg, unter Verdruß und Beschämung der Landolt-Familie.

Am nächsten Vormittag ging Salomon, sobald er es für schicklich hielt, in das Haus des Proselytenschreibers, um nach dem Befinden seines Kindes zu fragen und zu sehen, was zu thun und gut zu machen sei. Die Eltern empfingen ihn mit höflicher Entschuldigung und setzten ihm erklärend auseinander, wie nicht nur der tiefgehende Naturcultus und die wilde Skizzenlust seiner Schildereien, sondern auch der Manequin, die Thiergerippe und all' die anderen Seltsamkeiten das bescheidene Gemüth ihrer Tochter erschreckt hätten, und wie sie selbst auch finden müßten, daß solche ausgesprochene Künstlerlaune den Frieden eines bescheidenen Bürgerhauses zu stören drohte. Ueber diesen Reden, die den guten Salomon immer mehr in Verwunderung setzten, kam die Tochter herbei, mit verweinten Augen, aber gefaßt; sie reichte ihm freundlich die Hand und sagte mit sanften, aber entschlossenen Worten, sie könne nur unter der festen Bedingung die Seine werden, wenn beide Theile dem Bilderwesen für immer entsagen und so alles Fremdartige, was zwischen sie getreten, verbannen würden, ein Jedes liebevoll sein Opfer bringend.

Salomon Landolt schwankte einen Augenblick; doch seine Geistesgegenwart ließ ihn bald erkennen, daß hier eine Form der Unbescheidenheit im Gewande unschuldiger Beschränktheit auftrete, die den Hausfrieden keineswegs verbürge und das geforderte Opfer allzu theuer mache, und er beurlaubte sich, ohne ein Wort zur Vertheidigung seiner Malcapelle vorzubringen, von der Herrschaft, sowie von dem Wiedehopf und dem Herrn Antistes sammt ihrem ganzen Gefolge.

Kaum war die übliche Trauerzeit über das Hinscheiden einer Hoffnung vorbei und der Zorn der Großmutter über die „saubere Anzettelung", hinter die sie schließlich gekommen, verraucht, so flog die Amsel daher als die unmittelbare Nachfolgerin obiger Grasmücke.

Halb Stadtwohnung und halb Landgut, lag in einer der Vorstädte mitten in schönen Gärten ein Haus, in welches Landolt nicht selten zu kommen

pflegte, da er in demselben befreundet und auch wohl angesehen war. Als ein Wahrzeichen dieser Besitzung konnte gelten, daß auf einer hohen Wegmouthsfichte, die in einer Gartenecke stand, das heißt auf der obersten Spitze dieses Baumes, jedes Frühjahr allabendlich eine Amsel saß und mit ihrem wohltönenden Gesange die ganze Gegend erfreute. Von dieser Amsel her benannte Landolt, nach seiner Weise, das nächstliegende Merkmal zu ergreifen, das schöne Mädchen Aglaja, was übrigens auch kein Christenname, sondern eine weitere von ihm ersonnene Benennung ist, da er diesen Namen einer der drei Grazien mit dem Namen der Pflanze Agley, Aquilegia vulgaris, irrthümlich für dasselbe Wort hielt. Zu diesem Irrthum hatte ihn der zier- und anmuthsvolle Anblick der Agleypflanze verleitet, deren bald blaue, bald violette Blumenglocken ihm eben so reizend um die schwanken, hohen Stengel zu schweben und zu nicken schienen, wie die aschblonden Locken der Amsel oder Aglaja um deren Nacken.

Als er im vergangenen Frühling eines Abends an jenem Hause vorübergegangen, war er einen Augenblick still gestanden, um dem Gesange der Amsel zuzuhören, und hatte das schöne Wesen zum ersten Mal unter dem Baume stehend gesehen. Es war eine Tochter des Hauses, die von mehrjährigem Aufenthalte im Auslande zurückgeholt worden. Seine Augen hatten sie sehr wohl aufgefaßt; da er aber damals just in den Wendelgardischen Handel verwickelt war, so ging er seines Weges weiter, nachdem er den Hut gezogen hatte.

Jetzt war es Herbst geworden, und wie Salomon im milden Sonnenschein am Saum eines Gehölzes hinstrich und eine verspätet blühende Agleye fand, dieselbe brach und betrachtete, fiel ihm plötzlich das Mädchen unter dem Amselbaum ein, dessen er seither nie mehr gedacht hatte. Diese geheimnißvolle, unmittelbare Einwirkung der Blume erschien seinem vielgeprüften und noch suchenden Herzen wie ein spät, aber um so klarer aufgehender Stern, eine untrügliche Eingebung höherer Art. Er sah die schlanke Gestalt mit dem gelockten Haupt deutlich gegenwärtig, wie sie eben mit gesenktem Blicke dem Gesange des Vogels gelauscht und nun die ernsten Augen auf den Grüßenden richtete.

Am Abend desselben Tages noch machte er in dem Hause zum ersten Mal seit geraumer Zeit wieder seinen Besuch und blieb gegen drei Stunden bei der Familie in guter Unterhaltung. Aglaja saß still am Tische, mit Stricken beschäftigt, und betrachtete Salomon ganz offen und aufmerksam, wenn er sprach; oder wenn ein Anderer etwas Bemerkenswerthes sagte, sah sie wieder zu ihm hin, wie wenn sie seine Meinung hierüber erforschen wollte. Es war ihm sehr wohl zu Muth, und als er fortging, gab sie ihm mit einem festen Schlage die Hand und schüttelte die seinige wiederholt, wie einem alten Freunde. Als er sie bald nachher auf der Straße traf, erwiderte sie seinen Gruß mit einem leisen Lächeln der Freude über die unverhoffte Begegnung, und das nächste Mal, das sich nicht lange darauf zutrug, eilte sie ihm sogar unbefangen entgegen und fragte ihn, ob er nicht der kleinen Weinlese beiwohnen möge, die soeben bei ihnen gehalten und heute Abend mit einer bescheidenen häuslichen Lustbarkeit ihren Abschluß finden würde. Gern sagte er zu und begab sich zur geeigneten Zeit, mit Feuerwerk versehen, nach dem halb ländlichen Wohnsitze, wo eine Menge junger Leute und Kinder fröhlich versammelt waren. Er machte sich mit seinen

Raketen und kleinen Sonnen nützlich und beliebt bei der aufgeregten Jugend; wiederholt kam Aglaja, die überall ordnete und sorgte, ihm ihre Freude über sein Kommen und seine vortrefflichen Leistungen zu bezeugen; und als es zum üblichen Winzermahle ging, welches die Hausfrau, ihre Mutter, wegen Unwohlseins im Stiche lassen mußte, setzte sie ihn unten an den langen Tisch, aber neben ihren eigenen Platz.

Auch hier erwies er sich brauchbar, indem er mit leichter Hand eine Gans und zwei Hasen zerlegte, worüber Aglaja auf's Neue Freude und Beifall äußerte, und zwar wie Jemand, dem es willkommen ist, solches thun zu können; obgleich die Gelegenheit davon herrührte, daß der Papa sich an einem Schwärmer die Hand verbrannt hatte und daher nicht selbst tranchirte. Als die Eßlust der munteren Schaar gestillt war und Geräusch, Gesang, Musik und Tanz das Feld behaupteten, lehnte Aglaja sich zufrieden in ihren Stuhl zurück, vorgebend, daß sie vom Tagewerk nun ausruhen müsse, und es fiel ihr leicht, ihren Nachbar neben sich zu behalten. Sie unterhielten sich, von der lärmenden Herbstfreude ungestört, mit großer Kurzweil und ruhigem Genügen an schlichter Wechselrede. Aglaja sah den Salomon immer wieder mit forschender Freundlichkeit an, und wenn sie dann den Blick sinnend vor sich hin richtete, betrachtete er wiederum den reizenden Kopf und die anmuthige Gestalt. Kurz und gut, sie wurden in diesen Stunden erklärte gute Freunde, und das liebenswerthe Mädchen bat den jungen Mann beim Abschiede förmlich, seine Besuche ja doch fleißiger zu wiederholen und einen getreulichen Verkehr, den sie nicht gerne entbehre, mit ihr zu unterhalten.

Sie wußte in der Folge denn auch immer eine Botschaft zu senden, etwas auszubitten oder Versprochenes zu erfüllen, das sie sich geschickt hatte ablocken lassen, und Salomon erwog im warmen Herzen, daß er jetzt endlich vor die rechte Schmiede gekommen sei.

„Das ist Eine," dachte er, „die weiß, was sie will, und steuert offen und ehrlich, ohne sich zu zieren, auf das Ziel los; ob dieses Ziel ein kluges oder unkluges ist, bin ich nicht so thöricht zu untersuchen, da es mich selbst angeht. Jeder sehe, wie er zu dem Seinigen kommt!"

So wiegte er sich immer tiefer in einen Traum hinein, der süßer und lieblicher schien, als alle früheren Träume, und ein rechtes neues Leben, klar und ruhig, wie der blaue Himmel. Doch scheute er sich mit unbewußter Vorsicht, die Klarheit zu trüben und die Sache zu übereilen, sondern genoß den Winter hindurch diese noch nie erlebte Ruhe in der Leidenschaft mit wachsender Sicherheit und um so inniger, als Aglaja mehr ernster als heiterer Stimmung war und oft sich einem träumerischen Sinnen hingab, aus welchem sie dann unversehens die Augen auf ihn richtete.

„Ei," dachte er, „lassen wir das Fischlein auch einmal ein wenig zappeln! Diese Nation hat uns schon genug geplagt!"

Aber im Frühjahr gewann es den Anschein, als ob Aglaja selbst die Sache in die Hand nehmen wolle. Sie äußerte unvermuthet den Wunsch, ihre vernachlässigten Reitübungen wieder aufzunehmen, und lenkte es mit geringer Mühe so, daß Landolt als ihr Begleiter und Lehrer auserwählt wurde. Sie ritten

also zusammen auf den schönsten Wegen der Umgebung, auf den Seestraßen und durch die hochgelegenen Gehölze, wobei Aglaja freilich zeigte, daß sie durchaus keines Unterrichtes mehr bedurfte. Desto vertrauter und mannigfacher waren ihre Gespräche, und sie theilten sich mit, was sie freute oder verdroß an der schönen Welt, an der holperigen Erde.

Von den mehrfachen Liebesgeschichten Salomon's mochte das Eine oder Andere durchgesickert sein; gewiß war, daß von der Proselytenschreiberei aus das letzte Abenteuer in den Mund der Leute gekommen, schon weil das tragische Ende des Besuches und der feierliche Abzug mit der Sänfte eine ausreichende Darstellung erforderte.

Hierauf bezog Landolt die Worte Aglajens, als sie bei einem Halt unter grünenden Linden, während sie die Pferde verschnaufen ließen, mit theilnahmvoller leiser Stimme zu ihm sagte:

„Liebster Freund, Sie sind gewiß auch schon recht unglücklich gewesen!"

Ueberrascht von der plötzlichen Frage erwiderte er mit einem lachenden Blicke blos: „O, es macht sich so! Ich kann fast sagen wie Vetter Stille, ich sei auch schon ein paar Mal lustig oder unlustig gewesen in meinem Leben!" Bei sich aber dachte er: Jetzt ist die Zeit da! Jetzt muß es geschehen! Aber sei es nun, daß er die Situation zu Pferde nicht für geeignet hielt, die Liebeserklärung mit den begleitenden Umständen einer solchen zu wagen, oder daß ein letztes Zögern der Vorsicht ihn bestimmte: er setzte die Pferde in raschen Trab, so daß die Unterhaltung abbrach. Um so wärmer aber drückte ihm Aglaja beim Abschiede die Hand, und kaum nach Hause gelangt, schrieb er ihr in wenigen Zeilen, wie lieb sie ihm sei. Sogleich schrieb sie ihm zurück, seine lieben Worte rühren, erfreuen und ehren sie; er möge sie morgen zu einem langen Spaziergange abholen, ein schicklicher Vorwand werde sich finden. In aller Frühe kam noch ein Briefchen, in welchem sie die Form und den Vorwand festsetzte, ein zufälliges Zusammentreffen zweier Besuche in gleicher Gegend, zweckmäßige Begleitung auf Fußpfaden bei dem schönen Wetter u. s. w.

Landolt kleidete sich sorgfältiger als gewöhnlich, fast wie ein Lacedämonier, der in die Schlacht geht; er that sogar ein Paar Granatknöpfe in die Manschetten und nahm ein schlankes Rohr mit silbernem Knaufe zur Hand.

Auch Aglaja war schon im schönsten Sommerstaat, als er kam; sie trug ein weißes, mit Veilchen bedrucktes Kleid und lange Handschuhe vom feinsten Leder. Der kostbarste Schmuck aber waren ihre Augen, mit welchen sie einen dankbar leuchtenden Blick auf Salomon warf, als sie ihm die Hand gab. Ungeduldig, wie Einer, der in großer Angelegenheit einen bedeutenden Schritt weiter zu kommen hofft, drängte sie zum Aufbruch.

Wie er die seltene Gestalt auf schmalem Pfade vor sich her wandeln sah, pries er in seinem Herzen jene schwanke Agleypflanze mit ihrem Glockenhaupt, die ihn auf einen so lieblichen Weg geführt hatte. Ein Lufthauch rauschte leise in dem jungen Buchenlaub, unter welchem sie gingen, und regte leicht die Locken auf Aglaja's Nacken und Schultern.

„Es ist doch eine schöne Sache um die Sprichwörter!" sagte er bei sich selbst; „wer zuletzt lacht, lacht am besten, und Ende gut, Alles gut!"

In diesem Augenblicke wendete sich Aglaja und trat, da der Weg breiter wurde, neben ihn; sie gab ihm nochmals die Hand, eine schöne Röthe verklärte ihr Gesicht, und mit strahlenden Augen, die sich mit Thränen füllten, sagte sie:

„Ich danke Ihnen für Ihre edle Neigung und für Ihr Vertrauen! Es muß und wird Ihnen gut gehen und besser, als wenn ich auserseben wäre, Sie zu beglücken! So wissen Sie denn, daß ich selbst in einer selig-unseligen Leidenschaft gefangen liege, daß ein heißgeliebter Mann mich wieder liebt, ja, daß ich geliebt bin, Ihnen darf ich es sagen!"

Und so erzählte sie mit vielen leidenschaftlich bewegten Worten ihre Liebes- und Leidensgeschichte, daß es in Deutschland geschehen sei und einen Geistlichen betreffe.

„Ein Pfaff!" sagte Landolt fast tonlos, und erst jetzt stolperte er ein wenig, trotz seines silberbeschlagenen Stabes, und obgleich nicht der kleinste Stein im Wege lag.

„O, sagen Sie nicht Pfaff!" rief sie flehentlich; „es ist ein wunderbarer Mensch! Sehen Sie her, sehen Sie in das unergründliche Auge!"

Sie riß ein Medaillon aus dem Busen, das sie an einem wohlverborgenen Schnürchen trug, und zeigte ihm das Bildniß. Es war ein junger Mann in schwarzer Tracht, mit ziemlich regelmäßigen Gesichtszügen und allerdings großen, dunklen Augen, mit welchen manche Maler Jesum von Nazareth darstellen. Man konnte sie auch schwarze Junoaugen nennen. Landolt aber dachte, indem er das Bild mit bitteren Gefühlen, aber starren Blicken betrachtete: es sind die Augen einer Kuh!

Als sie es wieder in den weißen Busen verborgte, war es ihm, als hörte er es dort leise kichern, nach dem Wort: wer zuletzt lacht, lacht am besten.

Die Geschichte, die Aglaja nun zu erzählen fortfuhr, war aber ungefähr diese: Als halberwachsenes Mädchen schon zu einer blutsverwandten Familie in der deutschen Stadt X. gebracht, um dort ausgebildet zu werden, hatte sie im Hause derselben den jungen Geistlichen kennen gelernt, der ungeachtet seiner Jugend als Kanzelredner bereits in großem Ansehen stand. Er war sehr orthodox und hatte trotzdem einen Anflug von Pietismus oder Schwärmerei; vom Göttlichen und Seligmachenden, von unerschöpften Liebesschätzen und der ewigen Heimath der Menschen sprach er so heißblütig und überzeugt, daß alles dies in seiner Person zugegen und verbürgt schien, und in Verbindung mit den bestrickenden Augen in dem jungen, unerfahrenen Mädchen eine unbezwingliche Sehnsucht nach dem Besitze seines Herzens erweckte, welche Sehnsucht durch eine überreiche Phantasie, die Alles noch übergüldete und verklärte, zu einer süßbitteren glühenden Leidenschaft verstärkt wurde, die mit den Jahren wuchs, anstatt abzunehmen. Solch' eine Leidenschaft, die sich natürlich bald verräth, hätte nicht in einem so schönen Wesen wohnen müssen, wenn sie nicht entschiedene Gegenliebe finden sollte. Allein die verwandte Familie sowol wie das elterliche Haus waren einer Verbindung aus mehr als einem Grunde abgeneigt, und je ernster der Seelenzustand der anmuthigen Aglaja wurde, desto ernster wurden auch die Schwierigkeiten, die sich ihrem Sehnen und Wünschen ent-

gegenthürmten, so daß sie zuletzt gewaltsam herausgerissen und nach Hause geholt wurde.

Da sie aber von edlem und ernstem Charakter war, hielt sie nur um so beharrlicher an ihrer Neigung fest; sie wechselte Briefe mit dem Geliebten, äußerlich ruhig, innen aber von nie ruhender Hoffnung bewegt, die auf's Neue mächtig aufflammte, als der Geliebte auf einer Schweizerreise in Begleitung eines Fürsten sie zu sehen Gelegenheit fand und selbst in ihrem Hause Zutritt erhielt. Allein so geborgen seine Stellung und Zukunft schien, änderten sich die Dinge und die Gründe des Widerstandes ihrer Eltern doch nicht, welche eben von Haus aus andere Absichten mit der Tochter hegten und mit ruhiger Milde und Liebe, aber eben so großer Ausdauer an ihrem Plane festhielten.

So standen die Sachen, als Aglaja, die sich stets nach Hülfe umsah, den Salomon Landolt auf dem beschriebenen kleinen Umwege zum Freunde und Helfer warb, der er auch wurde.

Er begleitete sie getreulich bis zu dem Landsitze, den sie besuchen wollte, und holte sie gegen Abend dort ab, und bis sie zu ihrem Hause kamen, hatte sie ihn ganz für sich gewonnen. Er liebte und bewunderte ihre Liebe, dergleichen er noch nicht gesehen, wurde sogar für den glücklichen Geliebten eingenommen und hielt es für Recht und Pflicht und für eine Ehre, der schönen Aglaja zu helfen.

Erst sprach er mit dritten einflußreichen Personen in vertraulicher Weise und wußte die Eltern mit neuen Gesichtspunkten und Rathschlägen zu umgeben; dann sprach er mit Vater und Mutter selbst wiederholt, und bevor ein halbes Jahr verflossen war, hatte er die Wege geebnet und konnte der geistliche Herr die Braut heimführen. Sie hatte dem Freunde sogar den Titel Consistorialräthin und Hofpredigerin zu danken, da er, um sie gut zu betten, die erhabensten und gelehrtesten Correspondenten Zürich's in Tribulation gesetzt hatte.

Seine herzliche Theilnahme blieb ihr auch noch, als sie vier oder fünf Jahre später als einsame Wittwe zurückkehrte; denn leider war der tiefe Glanz der Augen ihres Mannes zum Theil auch die Folge einer hektischen Leibesbeschaffenheit gewesen und er früh an der verzehrenden Krankheit gestorben. Ebenso verzehrend war freilich der brennende Ehrgeiz des Mannes, seine unaufhörliche Sorge für irdisches Ansehen, Beförderung und Auskommen, und Aglaja mußte vor- und nachher nie so viel ängstliches Berechnen von Einkünften, Zehnten und Sporteln erleben, wie in den kurzen Jahren ihrer Ehe. Desto gefaßter und ergebener schien sie jetzt ihre Tage zu verbringen. —

Dieses waren nun die fünf weiblichen Wesen und alten Liebschaften, welche bei sich zu vereinigen es den Landvogt von Greifensee gelüstete. Zwei oder drei lebten in Zürich, die anderen nicht weit davon, und es kam nur darauf an, sie in der Weise herbeizulocken, daß keine von der anderen wußte und auch jede allein kam, in der Meinung, sie werde befreundete Gesellschaft finden. Das Alles beredete er mit der Frau Marianne und traf die geeigneten Veranstaltungen. Er setzte den letzten Tag des Maimonats für das große Fest an und ließ die Einladungen ergehen, welche sämmtlich ohne Arg angenommen wurden, so daß bis dahin die Sache trefflich gelang.

Mit dem ersten Morgengrauen des 31. Mai stieg Landolt auf die oberste Warte des Schloßthurmes und schaute nach dem Wetter aus. Der Himmel war ringsum wolkenlos, die Sterne verglühten, im Osten begann es rosig zu werden. Da steckte er die große Herrschaftsfahne mit dem springenden Greifen auf den Wimperg der Burg, und hinter die Ringmauer stellte er zwei kleine Kanonen, um mit ihrem Donner die ankommenden Schönen zu begrüßen. Um sicher zu sein, hatte er dafür gesorgt, daß Jede mit besonderem Fuhrwerk abgeholt und herbeikutschirt wurde. Die gesammte Dienerschaft mußte sich in den Sonntagsstaat hüllen; das Zierlichste aber war sein Affe Cocco, welcher, für diesen Tag besonders abgerichtet, als eisgraues Mütterchen gekleidet, auf einem mächtigen Haubenbande die Inschrift trug: Ich bin die Zeit!

Im Innern des Hauses stand die Frau Marianne als Haushofmeisterin bereit in einer verjährten, reichen Tracht mit katholisch-tirolischem Pomp; ihr war zur Seite gegeben ein schöner vierzehnjähriger Knabe, welchen der Landvogt eigens ausgesucht und in das Gewand einer reizenden Zofe gekleidet hatte, die zur Bedienung der Damen bestimmt wäre.

Gegen neun Uhr erdröhnte der erste Kanonenschuß; man sah zwischen den Bäumen und Hecken gemächlich eine Kutsche daherfahren, in welcher Figura Leu saß. Als der Wagen vor dem Schloßthore hielt, sprang der Affe mit einem großen, duftigen Strauße von Rosen hinauf und drückte ihr denselben mit possirlichen Geberden in die Hände. Den Rebus augenblicklich verstehend, nahm sie den Cocco sammt den Rosen auf den Arm und rief im Aussteigen erfreut und voll Heiterkeit, indem der Landvogt, den Degen an der Seite und den Hut in der Hand, ihr grüßend den Arm bot: „Was gibt es denn Alles bei Ihnen, was bedeutet die Fahne auf dem Dache, die Kanone, und die Zeit, die Rosen bringt?"

Da sie ganz schuldlos und ihm die Liebste war, so weihte er sie in das Geheimniß ein und anvertraute ihr, daß heut alle fünf Bewußten hier zusammentreffen würden. Sie erröthete zuerst. Als sie aber ein wenig nachgedacht, lächelte Sie nicht unfein. „Sie sind ein Schelm und ein Possenreißer!" sagte sie; „nehmen Sie sich in Acht, wir werden Sie an's Kreuz schlagen und Ihren Affen braten, sammt seinen Rosen, singe aux roses! nicht wahr, Cocco, kleiner Landvogt?"

Kaum hatte er sie in die Wohnung hinauf geführt, wo sie von Frau Marianne und dem Zofenknaben sogleich bedient wurde, so donnerte das Geschütz von Neuem, und es fuhren zwei Wagen gleichzeitig vor. Es waren Wendelgarde und Salome, der Capitän und der Distelfink, welche ankamen und sich schon auf dem Wege gegenseitig gewundert hatten, wer in der andern stets in Sicht fahrenden Kutsche sein möge. Diese zwei Damen wußten von einander und ihren einstmaligen Beziehungen zum Landvogt; sie betrachteten sich schnell mit neugierigen Blicken, wurden aber bald abgezogen durch Cocco, der mit neuen Rosen gehüpft kam, und Landolt, der sie, an jedem Arm eine, in's Haus führte.

Dort hatte inzwischen Frau Marianne ihr erstes Examen mit Figura eben beendigt; da sie dieselbe unschuldig wußte, so verhielt sie sich gnädig und mensch-

lich gegen sie; desto feuriger funkelten aber ihre Augen, als Salome und Wendelgarde eintraten. Die Flügel ihrer Hakennase und die Oberlippe, auf welcher ein schwärzlicher Schnurrbart lag, zitterten leidenschaftlich den zwei schönen Frauen entgegen, die einst vom Landvogt abgefallen waren, und es bedurfte eines strengen Blickes des Herrn, um die treue Haushälterin im Zaume zu halten und sie zu einem leidlich höflichen Benehmen zu zwingen.

Auch die Aglaja, die nun anlangte und auf gleiche Weise empfangen wurde, wie ihre Vorgängerinnen, mußte eine sehr kritische Besichtigung aushalten, da noch nicht entschieden war, ob die That, die sie an Landolten gethan, um einen Helfer in der Noth zu gewinnen, verzeihlich oder unverzeihlich sei. Die Alte ließ sie jedoch mit einem heimlichen Murren passiren, in Betracht, daß Aglaja immerhin einer echten Liebe fähig gewesen und nach der ersten Neigung geheirathet habe.

Kaum eines Blickes aber würdigte sie die Grasmücke, deren Ankunft die letzten Kanonenschüsse verkündigten. Was sollte sie mit einer Fliege, die gewagt hatte, mit dem Herrn Landvogt anzubinden, und sich dann doch vor ihm scheute?

Der Landvogt merkte gleich, daß die zarte Grasmücke, die so schon fast zitterte und nicht wußte, wie ihr geschah unter den Prachtgestalten, verloren war vor der alten Husarin, und befahl sie mit wenigen heimlichen Worten in den besonderen Schutz der Figura, die sich sofort ihrer annahm. Im Uebrigen geschah jetzt ein großes Vorstellen und Begrüßen; die Figura Leu ausgenommen, sahen sich die hübschen Frauen gegenseitig und über's Kreuz an und wußten nicht, woran sie waren; denn natürlich kannten sie sich alle vom Sehen und Hörensagen schon, abgesehen von der Schwägerschaft zwischen Wendelgarde und Figura. Doch verbreitete letztere so gut wie des Landvogts glückliche Stimmung sogleich einen heiteren, vergnügten Ton; auch wurde keiner müßigen Spannung Raum gelassen, vielmehr ein leichtes Frühstück herumgeboten, in Thee und süßem Wein mit Gebäck bestehend. Frau Marianne besorgte das Einschenken, der Knabe trug die Tassen und Gläschen herum, und die Damen betrachteten Alles neugierig, besonders die vermeintliche junge Zofe, die ihnen etwas verdächtig erschien. Dann beguckten sie herumgehend die Wände rings, die Einrichtung des Zimmers und wiederum Eine die Andere, während Landolt Eine nach der Andern höflich vertraut ansprach und mit zufriedenem Auge prüfte und verglich, bis sie endlich über ihre Lage klar wurden und merkten, daß sie in einen Hinterhalt gerathen waren. Sie fingen wechselweise an zu erröthen und zu lächeln, endlich zu lachen, ohne daß jedoch der Grund und das offene Geheimniß ausgesprochen wurde; denn der Landvogt dämpfte unversehens die Fröhlichkeit mit der feierlich ernsten Entschuldigung, daß er jetzo eine kurze Stunde seinem Amte leben und als Richter einige Fälle abwandeln müsse. Da es alles leichtere Sachen und kleine Ehestreitigkeiten seien, meinte er, würde es die Damen vielleicht unterhalten, den Verhandlungen beizuwohnen. Sie nahmen die Einladung dankbar an, und er führte sie dem gemäß in die große Amtsstube, wo sie auf Stühlen zu beiden Seiten seines Richterstuhles Platz nahmen, gleich

Geschworenen, während der Schreiber an seinem Tischchen vor ihnen in der Mitte saß.

Der Amtsdiener oder Weibel führte nunmehr ein ländliches Ehepaar herein, welches in großem Unfrieden lebte, ohne daß der Landvogt bis jetzt hatte ermitteln können, auf welcher Seite die Schuld lag, weil sie sich gegenseitig mit Klagen und Anschuldigungen überhäuften und Keines verlegen war, auf die grobe Münze des Andern Kleingeld genug herauszugeben. Neulich hatte die Frau dem Manne ein Becken voll heißer Mehlsuppe an den Kopf geworfen, so daß er jetzt mit verbrühtem Schädel dastand, und bereits ganze Büschel seines Haares herunterfielen, was er mit höchster Unruhe alle Augenblicke prüfte, und es doch gleich wieder bereute, wenn ihm jedesmal ein neuer Wisch in der Hand blieb. Die Frau aber leugnete die That rundweg und behauptete, der Mann habe in seiner tollen Wuth die Suppenschüssel für seine Pelzmütze angesehen und sich auf den Kopf stülpen wollen. Der Landvogt, um auf seine Weise einen Ausweg zu finden, ließ die Frau abtreten und sagte hierauf zum Manne: „Ich sehe wol, daß Du der leidende Theil und ein armer Hiob bist, Hans Jacob, und daß das Unrecht und die Teufelei auf Seiten Deiner Frau sind. Ich werde sie daher am nächsten Sonntag in das Drillhäuschen am Markte setzen lassen, und Du selbst sollst sie vor der ganzen Gemeinde herum drehen, bis Dein Herz genug hat und sie gezähmt ist!" Allein der Bauer erschrak über diesen Spruch und bat den Landvogt angelegentlich, davon abzustehen. Denn wenn seine Frau, sagte er, auch ein böses Weib sei, so sei sie immerhin seine Frau, und es gezieme ihm nicht, sie in solcher Art der öffentlichen Schande preiszugeben. Er möchte bitten, es etwa bei einem kräftigen Verweise bewenden lassen zu wollen. Hierauf ließ der Landvogt den Mann hinausgehen und die Frau wieder eintreten. „Euer Mann ist," sagte er zu ihr, „allem Anschein nach ein Taugenichts und hat sich selbst den Kopf verbrüht, um Euch in's Unglück zu stürzen! Seine ausgesuchte Bosheit verdient die gehörige Strafe, die Ihr selbst vollziehen sollt! Wir wollen den Kerl am Sonntag in das Drillhäuschen setzen, und Ihr möget ihn alsdann vor allem Volke so lange drillen, als Euer Herz verlangt!" Die Frau hüpfte, als sie das hörte, vor Freuden in die Höhe, dankte dem Herrn Landvogt für den guten Spruch und schwur, daß sie die Drille so gut drehen und nicht müde werden wolle, bis ihm die Seele im Leibe weh thue!

„Nun sehen wir, wo der Teufel sitzt!" sagte der Landvogt in strengem Ton und verurtheilte das böse Weib, drei Tage bei Wasser und Brod im Thurm eingesperrt zu werden. Zornig blickte der Drache um sich, und als sie links und rechts die Frauen mit den Rosen sitzen sah, die sie furchtsam betrachteten, streckte sie nach beiden Seiten die Zunge heraus, ehe sie abgeführt wurde.

Jetzt erschien ein ganz abgehärmtes Ehepaar, das den Frieden nicht finden konnte, ohne zu wissen, warum. Die Quelle des Unglücks lag aber darin, daß Mann und Frau vom ersten Tag an nie mit einander ordentlich gesprochen und sich das Wort gegönnt hatten, und dieses kam wiederum daher, daß es beiden gleichmäßig an jeder äußeren Anmuth fehlte, die einem Verweilen auf irgend einem Versöhnungspunkte gerufen hätte. Der Mann, der ein Schneider war, besaß ein tiefes Gerechtigkeitsgefühl, wie er meinte, und grübelte während des

Nähens unaufhörlich über dasselbe nach, während andere Schneider etwa ein Liedchen singen oder einen schnöden Spaß ausdenken; die Frau besorgte ausschließlich das kleine Ackergütchen und nahm sich bei der Arbeit vor, beim nächsten Auftritt nicht nachzugeben, und da sie beide fleißige Leute waren, so fanden sie fast nur während des Essens die zum Zanken nöthige Zeit. Aber auch diese konnten sie nicht gehörig ausnützen, weil sie gleich im Beginn des Wortwechsels neben einander vorbeischossen mit ihren gespitzten Pfeilen und in unbekannte Sumpfgegenden geriethen, wo kein regelrechtes Gefecht mehr möglich war und das Wort in stummer Wuth erstickte. Bei dieser Lebensweise schlug ihnen die Nahrung nicht gut an, und sie sahen aus wie Theuerung und Elend, obgleich sie, wie gesagt, nur an Liebenswürdigkeit ganz arm waren, freilich das ärmste Proletariat. Gestern war der Zorn des Mannes auf das äußerste gestiegen, so daß er aufsprang und vom Tische weglief. Weil aber das Tischtuch an einem seiner Westenknöpfe hängen blieb, zog er dasselbe sammt der Haferſuppe, der Krautschüssel und den Tellern mit und warf Alles auf den Boden. Die Frau nahm das für eine absichtliche Gewaltthat, und der Schneider ließ sie, plötzlich von Klugheit erleuchtet, bei diesem Glauben, um sein Ansehen zu stärken und seine Kraft zu zeigen. Die Frau aber wollte dergleichen nicht erdulden und verklagte ihn beim Landvogt.

Als dieser sie nun nach einander abhörte und ihr trostloses Zänkeln, das gar keinen Compaß noch Steuerruder hatte, wahrnahm, erkannte er die Natur ihres Handels und verurtheilte das Paar zu vier Wochen Gefängniß und zum Gebrauch des Ehelöffels. Auf seinen Wink nahm der Weibel dieses Geräth von der Wand, wo es an einem eisernen Kettlein hing. Er war ein ganz sauber aus Lindenholz geschnitzter Doppellöffel mit zwei Kellen am selben Stiele, doch so beschaffen, daß die eine aufwärts, die andere abwärts gekehrt war.

„Seht," sagte der Landvogt, „dieser Löffel ist aus einem Lindenbaume gemacht, dem Baume der Liebe, des Friedens und der Gerechtigkeit. Denket beim Essen, wenn Ihr einander den Löffel reicht (denn einen zweiten bekommt Ihr nicht), an eine grüne Linde, die in Blüthe steht und auf der die Vögel singen, über welche des Himmels Wolken ziehen und in deren Schatten die Liebenden sitzen, die Richter tagen und der Friede geschlossen wird!"

Das Männlein mußte den Löffel tragen, die Frau folgte ihm mit der Schürze an den Augen, und so wandelte das bleiche, magere Pärchen trübselig an den Ort seiner Bestimmung, von wo es nach vier Wochen versöhnt und einig und sogar mit einem zarten Anflug von Wangenroth wieder hervorging.

Nach diesem wurde, und zwar aus dem Gefängniß, eine verdrießliche, dicke Frau vorgeführt, die mürrisch um sich blickte und sich nicht wol befand. Es war die Gattin eines Untervogts, welche ihren Mann beredet hatte, den Landvogt mit einem Kalbsviertel zu bestechen, daß er ihnen günstig gesinnt würde und durch die Finger sehe. Herr Landolt hatte die Frau, die das Fleisch selbst hertrug und scherwenzelnd überreichte, so lange in den Thurm gesetzt, bis das Viertelskalb von ihr aufgegessen war, das sorgfältig für sie gekocht wurde. Sie hatte sich begreiflicher Weise damit beeilt, so sehr sie konnte, und vermochte nun ein gewisses Mißbehagen nicht zu verbergen. Der Landvogt eröffnete ihr, daß

die Verzehrung des Kalbsviertels als Strafe für einen Bestechungsversuch anzusehen sei, daß aber für die Verleitung des eigenen Ehemannes zum Bösen eine Geldstrafe von 25 Gulden und für die nachgiebige Schwäche des Mannes eine Buße von wiederum 25 Gulden auferlegt werde, was der Schreiber vormerken möge. Die dicke Frau machte eine ungeschickte Verbeugung und watschelte, mit beiden Händen den Bauch haltend, von dannen.

Zwei Schwestern von schöner Leibesbeschaffenheit waren angeschuldigt, den stillen und harmlosen Ehemännern nachzustellen und Zwietracht und Unglück in den Haushaltungen zu stiften und überdies ihre eigene alte Mutter auf dem Krankenlager hilflos hungern und dahinsiechen zu lassen. Vor das Gericht des Landvogts gerufen, erschienen sie in verlockend üppigem Gewande, die Haare in verwegener Weise geputzt und mit Blumen geschmückt, und mit süßem Lächeln, feurige Blicke auf den Landvogt werfend, traten sie auf. Ihre freche Absicht erkennend, führte er das Verhör sofort zu Ende und befahl, sie hinaus zu führen, ihnen die schönen Haare am Kopfe wegzuschneiden, die Dirnen mit Ruthen zu streichen und sie so lange an das Spinnrad zu setzen, bis sie Einiges für den Unterhalt der Mutter verdient hätten.

Hierauf erschienen zwei religiöse Sectirer als Kläger; die hatten dem Landvogte den Bürgereid verweigert und sich beharrlich der Erfüllung aller bürgerlichen Pflichten widersetzt, ohne den wiederholten gütlichen Ermahnungen irgendwie Gehör zu geben, Alles unter Hinweis auf ihren Glauben und inneren Beruf. Sie beklagten sich jetzt über arme Leute, welche in ihre Waldungen gedrungen seien und sich nach Belieben mit Brennholz versehen hätten.

„Wer seid Ihr?" sagte der Landvogt, „ich kenne Euch nicht!"

„Wie ist das möglich?" riefen sie, indem sie ihre Namen nannten. „Ihr habt uns ja schon mehrmals hierher berufen und den Amtsboten zu uns gesandt mit schriftlichen und mündlichen Befehlen!"

„Ich kenne Euch dennoch nicht!" fuhr er kaltblütig fort; „da Ihr selbst daran erinnert, wie Ihr keine bürgerlichen Pflichten anerkannt habt, so vermag ich Euch kein Recht zu ertheilen; geht und suchet, wo Ihr es findet!"

Betroffen schlichen sie hinaus und suchten schleunig das Recht durch die Erfüllung der Pflichten.

In ähnlicher Weise beschied er noch einige Parteien und Vorgeladene mit seinen guten Einfällen; er schlichtete Zwistigkeiten und bestrafte die Nichtsnutzigen, und es war insbesondere zu beachten, daß er, den Fall mit dem bestechungssüchtigen Untervogt ausgenommen, keine einzige Geldbuße aussprach und nicht einen Schilling bezog, während doch die Vögte diese Seite der Gerichtsbarkeit als eine Quelle ihrer Einnahmen zu benutzen angewiesen waren und sie nicht selten mißbrauchten. Seine Rechtsprechung stand deshalb bei Hoch und Niedrig in gutem Geruche; seine Urtheile wurden in zwiefachem Sinne als salomonische bezeichnet, und die heutige Sitzung nannten die Leute noch lange wegen des Rosenduftes, der den Saal erfüllte, das Rosengericht des Landvogts Salomon.

Nun war er aber froh, daß das Geschäft, das er wegen der Vorbereitungen zum heutigen Festtage so lange hinausgeschoben hatte, bis es nothgedrungen auf

diesen Tag selbst fiel, abgethan war. Er lud die Frauen ein, sich noch einen Augenblick im Freien zu ergehen, um vor dem Mittagsmahle, das sie allerseits wohl verdient hätten, frische Luft zu schöpfen; und als sie im Garten am Seeufer unter sich waren, athmeten sie wirklich auf; denn sie waren ganz ängstlich geworden über die sichere Art, mit welcher dieser Junggeselle die Ehesachen erkannt und behandelt hatte. Die Eine oder Andere, welche ihn bis jetzt vielleicht nicht für sehr klug gehalten, zerbrach sich sogar nachdenklich den Kopf, was es eigentlich für eine Bewandtniß mit ihm haben möge. Sie wurden aber alle von ihren mißtrauischen Gedanken abgezogen, als sie den Affen Cocco kläglich heranhopsen sahen, den man seiner unbequemen Kleider zu entledigen vergessen hatte. Die Haube war verschoben und hing ihm über das Gesicht, ohne daß er sie wegbrachte, und die Kleider verwickelten ihm die Beine oder hingen am Schwanz, und er machte hundert Anstrengungen, sich davon zu befreien. Mitleidig erlösten die Frauen den Affen von aller Unbequemlichkeit, und nun vertrieb er ihnen die Zeit mit den artigsten Possen und Streichen, daß alle Bedenken und Melancholien aus ihren schönen Häuptern entwichen, und der Landvogt sie in einem fröhlichen Gelächter fand, als er sie, von zwei Dienern gefolgt, abholte und zum Essen führte.

„Ei!" rief er, „so hör' ich gern zu Tische läuten! Wenn die Damen zusammen lachen, so klingt es ja, wie wenn man das Glockenspiel eines Cäcilienkirchleins hörte! Welche läutete denn mit dem schönen Alt? Sie, Wendelgarde? Und welche führte das helle Sturmglöcklein, wie wenn das Herz brennte? Sie, Aglaja? Welche das mittlere Vesperglöckchen, das freundliche? Es gehört Ihnen, Salome! Das silberne Betglöcklein bimmelt in Ihrem purpurnen Glockenstübchen, Barbara Thumeysen! Und wer mit dem goldenen Feierabend läutet, den kennt man schon, 's ist mein Hanswurstel, die Figura!"

„Wie unartig!" riefen die vier anderen Glocken, „Eine von uns Hanswurstel zu schelten!" Denn sie wußten nicht, daß sie alle solche Kosenamen besaßen, aber nur Figura Leu den ihrigen kannte und genehmigt hatte.

Das feine, spröde Eis über den Herzen war nun vollends gebrochen. Das Gemach, in welchem der Tisch gedeckt war, leuchtete vom Glanze des blauen Himmels und des noch blaueren Seespiegels, der durch die hohen Fenster hereinströmte; wenn aber das Auge hinausschweifte, so wurde es gleich beruhigt durch das jenseitige junggrüne Maienland. Auf dem runden Tisch in Mitten des Gemaches glänzte ein zarter Frühling von Blumen und Lichtfunken; denn er war auf das zierlichste gedeckt und geschmückt mit Allem, was der Landvogt aus den Gärten, wie aus den Schränken und der Altväterzeit hatte herbeibringen können.

Sechs Stühle mit hohen Lehnen standen um den Tisch, jeder vom anderen so weit entfernt, daß der Inhaber sich bequem und frei bewegen, den nächsten Nachbarn sehen und sich würdig mit ihm unterhalten konnte, nach rechts, wie nach links hin; genug, es war eine Anordnung, als ob die Tafelrunde für lauter Churfürsten gedeckt wäre, und es fehlte nur das eigene Büffet hinter jedem Stuhle. Dafür thronte das große Schloßbüffet im Hintergrunde um so großartiger mit seinem altertümlichen Geräthe.

An diesem Büffet, die eine Hand auf dasselbe gelegt, die andere gegen die Hüfte gestemmt, stand bereits die Frau Marianne wie ein Marschall, in scharlachrothem Rocke und schwarzer Sammetjacke; über die gefältete Halskrause hing ein großes silbernes Crucifix auf die Brust herab, und der gebräunte Hals war noch extra von filigranischem Schmuckwerk umschlossen. Auf dem ergrauendem Haar trug sie eine Haube von Marderpelz; das im Gürtel hängende weiße Vortuch bezeichnete ihr Amt. Aber unter den schwarzen Augenbrauen hervor schoß sie gestrenge Blicke im Saale umher, als ob sie die Herrin wäre.

Der Respect, den sie einflößte, verscheuchte indessen die einmal erwachte Heiterkeit nicht, und die fünf Frauen nahmen nach der Anweisung des Landvogts mit frohem Lächeln ihre Plätze. Zu seiner Rechten setzte er die Figura Leu, zu seiner Linken die Aglaja, sich gegenüber die älteste der Flammen, Salome, und auf die zwei übrigen Stühle Wendelgarden und die Grasmücke. Mit einem warmen Glücksgefühle sah er sie so an seinem Tische versammelt und unterhielt das Gespräch nach allen Seiten mit großer Beflissenheit, damit er ohne Verletzung des guten Tones Alle der Reihe nach ansehen konnte, vor- und rückwärts gezählt und überspringend, wie es ihn gelüstete.

Frau Marianne schöpfte am Büffet die Suppe; der verkleidete Junge, ein wohlunterrichtetes, schlaues Pfarrsöhnchen der Umgegend, trug und setzte die Teller hin. Er sah einem achtzehnjährigen Fräulein ähnlich und schlug fortwährend verschämt die Augen nieder, wenn er angeredet wurde, gehorchte der Marianne auf den Wink und stellte sich stumm neben die Thür, sobald eine Sache verrichtet war. Aber wenn der Landvogt das sehr hübsche Mädchen etwa herbeirief und demselben sanft vertraulich einen Auftrag ertheilte, welchen es mit Eifer vollzog, verwunderten die Flammen sich auf's Neue über die unbekannte Zofe, von der sie noch nie gehört, und ließen manchen Blick über sie wegstreifen. Doch wurde das Geplauder dadurch nicht beeinträchtigt, vielmehr immer lebhafter und fröhlicher, und das bewußte Geläute klingelte so harmonisch und eilfertig durch einander, als ob in einer Stadt ein Papst einziehen wollte.

Wie wenn er nun drin wäre, wurde es einen Augenblick still, welchen Wendelgarde wahrnahm, nach der Gelegenheit und Größe der Herrschaft Greifensee zu fragen, da sie im Geheimen gern das Maß ihres Glückes gekannt hätte, welches als Landvögtin ihr geworden wäre. Die anderen Frauen wunderten sich, wie eine Bürgerin dergleichen nicht wisse; Landolt jedoch erzählte ihr, daß die Veste, Stadt und Burg Greifensee mit Land und Leuten im Jahre 1402 vom letzten Grafen von Toggenburg den Zürchern für sechstausend Gulden verpfändet und nicht mehr eingelöst worden sei, und daß diese Herrschaft zu den kleineren gehöre und nur einundzwanzig Ortschaften zähle. Uebrigens sei das jetzige Schloß und Städtchen nicht mehr das ursprüngliche, welches bekanntlich im Jahre 1444 von den Eidgenossen, die alle gegen Zürich im Kriege gelegen, zerstört worden. Sich die Zeiten jenes langen und bitteren Bürgerkrieges vergegenwärtigend, verlor sich der Landvogt in eine Schilderung des Unterganges der neunundsechzig Männer, welche die Burg fast während des ganzen Maimonats hindurch gegen die Uebermacht der Belagerer vertheidigt hatten; wie durch die schreckliche Sitte des Parteikampfes, den Besiegten unter der Form des Gerichtes zu vertilgen und nur durch

Schrecken zu wirken, sechzig dieser Männer, nachdem sie sich endlich ergeben, auf dem Platze hingerichtet worden seien, voran der treue Führer Wildhans von Landenberg. Vornehmlich aber verweilte er bei den Verhandlungen der Kriegsgemeinde, die auf der Matte zu Näniken über Leben oder Tod der Getreuen stattfanden. Er schilderte die Fürsprache gerechter Männer, welche unerschrocken für Gnade und Milde eintraten und auf die ehrliche Pflichttreue der Gefangenen hinwiesen, sowie die wilden Reden der Rachsüchtigen, die jenen mit einschüchternder Verdächtigung entgegentraten, den leidenschaftlichen Dialog, der auf diese Weise im Angesichte der Todesopfer gehalten wurde und mit dem harten Bluturtheil über alle endigte. Die geheimnißvolle Grausamkeit, mit welcher ein so großes Mehr bei der Abstimmung sich offenbarte, daß gar nicht gezählt wurde, das unmittelbar darauf erfolgende Vortreten des Scharfrichters, den die Schweizer in ihren Kriegen mitführten, wie jetzt etwa den Arzt oder Feldprediger, das Herbeieilen der um Gnade flehenden Greise, Weiber und Kinder, die starre Unbarmherzigkeit der Mehrheit und ihres Führers Itel Reding, alles dies stellte sich anschaulich dar. Dann hörten die Frauen mit stillem Grausen den Gang der Hinrichtung, wie der Hauptmann der Zürcher, um den Seinigen mit dem männlichen Beispiel in der Todesnoth voranzugehen, zuerst das Haupt hinzulegen verlangte, damit Keiner glaube, er hoffe etwa auf eine Sinnesänderung oder ein unvorgesehenes Ereigniß; wie dann der Scharfrichter erst von Haupt zu Haupt, dann je bei dem zehnten Mann innehielt und der Gnade gewärtig war, ja selbst um dieselbe flehte, allein stets zur Antwort erhielt: Schweig und richte! bis sechzig Unschuldige in ihrem Blute lagen, die letzten noch bei Fackelschein enthauptet. Nur ein paar unmündige Knaben und gebrochene Greise entgingen dem Gerichte, mehr aus Unachtsamkeit oder Müdigkeit des richtenden Volkes als aus dessen Barmherzigkeit.

Die guten Frauen seufzten ordentlich auf, als die Erzählung zu ihrem Troste fertig war; sie hatten zuletzt athemlos zugehört; denn der Landvogt hatte so lebendig geschildert, daß man die nächtliche Wiese und den Ring der wilden Kriegsmänner im rothen Fackellichte statt des blumen- und becherbedeckten Tisches im Scheine der Frühlingssonne vor sich zu sehen meinte.

„Das war freilich eine unheimliche Versammlung, eine solche Kriegsgemeinde," sagte der Landvogt, „sei es, daß sie den Angriff beschloß oder daß sie ein Bluturtheil fällte. Aber nun ist es Zeit," fuhr er mit veränderter Stimme fort, „daß wir diese Dinge verlassen und uns wieder uns selbst zuwenden! Meine schönen Herzdamen! Ich möchte Euch einladen, nunmehr auch eine kleine, aber friedlichere Gemeinde zu formiren, eine Berathung abzuhalten und ein Urtheil zu fällen über einen Gegenstand, der mich nahe angeht und welchen ich Euch sogleich vorlegen werde, wenn Ihr mir Euer geneigtes Gehör nicht versagen wollt, das seinen Sitz in so viel zierlichen Ohrmuscheln hat! Vorerst aber mag das Publicum hinausgehen, da die Verhandlung geheim sein muß!"

Er winkte der Haushälterin und ihrem Adjutanten, und diese entfernten sich, während er die Stimme erhob und, von etwas verlegenem Räuspern unterbrochen, weiter redete, auch die zehn weißen Ohrmuscheln mäuschenstille standen.

„Ich habe Euch, Verehrte, heute mit dem Sprichworte: Zeit bringt Rosen! begrüßt, und sicherlich war es wol angebracht, da sie mir ein magisches Penta-

gramma von fünf so schönen Häuptern vor das Auge gezeichnet hat, in welchem die zauberkräftige Linie geheimnißvoll von einem Haupte zum anderen zieht, sich kreuzt und auf jedem Punkt in sich selbst zurückkehrt, alles Unheil von mir abwendend!

Ja, wie gut haben es Zeit und Schicksal mit mir gemeint! Denn hätte mich die Erste von Euch genommen, so wäre ich nicht an die Zweite gerathen; hätte die Zweite mir die Hand gereicht, so wäre die Dritte mir ewig verborgen geblieben, und so weiter, und ich genösse nicht des Glückes, einen fünffachen Spiegel der Erinnerung zu besitzen, von keinem Hauche der rauhen Wirklichkeit getrübt; in einem Thurme der Freundschaft zu wohnen, dessen Quadern von Liebesgöttern auf einander gefügt worden sind! — Wol sind es die Rosen der Entsagung, welche die Zeit mir gebracht hat; aber wie herrlich und dauerhaft sind sie! Wie unvermindert an Schönheit und Jugend sehe ich Euch vor mir blühen, wahrhaftig, keine Einzige scheint auch nur um ein Härlein wanken und weichen zu wollen vor den Stürmen des Lebens! Vor Allem wollen wir erst hierauf anstoßen! Eure Herzen und Eure Augen sollen lange leben, o Salome, o Figura, o Wendelgarde, o Barbara, o Aglaja!"

Sie erhoben sich Alle mit gerötheten Wangen und lächelten ihm holdselig zu, als sie ihre Gläser mit ihm anklingen ließen; nur Figura flüsterte ihm in's Ohr: „Wo wollt Ihr hinaus, Schalksnarr?"

„Ruhig, Hanswurstel!" sagte der Landvogt, und als sie wieder Platz genommen hatten, fuhr er fort:

„Aber die Entsagung kann sich nie genug thun, und wenn sie nichts mehr findet, ihm zu entsagen, so endigt sie damit, sich selbst zu entsagen. Dies scheint ein schlechtes Wortspiel zu sein; allein es bezeichnet nichtsdestoweniger die bedenkliche Lage, in welche ich mich durch die Verhältnisse gebracht sehe. Die Bekleidung oberer Staatsämter, die Führung eines großen Haushaltes lassen es nicht mehr zu, daß ich ohne Schaden unbeweibt fortlebe; man dringt in mich, diesen unverehelichten Stand aufzugeben, um an der Spitze einer Herrschaft, als Richter und Verwaltungsmann selbst das Beispiel eines wirklichen Hausvaters zu sein, und was es alles für Redensarten sind, mit welchen man mich bedrängt und ängstigt. Kurz, es bleibt mir nichts Anderes übrig, als meinen stillen Erinnerungssternen zu entsagen und der Noth zu weichen. Werf' ich nun meine Blicke aus, so kann natürlich nicht mehr von Liebe und Neigung die Rede sein, die von dem Pentagramma gebannt sind, sondern es ist das kalte Licht der Nothwendigkeit und gemeinen Nützlichkeit, das meinem Entschlusse leuchten muß. Zwei wackere Geschöpfe sind es, zwischen denen das Zünglein der Wahl inne steht, und die Entscheidung habe ich Euch zugedacht, geliebte Freundinnen! Ein weltkundiger Berather und geistlicher Herr hat mir gesagt, ich soll entweder eine ganz erfahrene Alte oder aber eine ganz Junge nehmen, nur nicht, was in der Mitte liege. Beide sind nun gefunden, und welche Ihr mir zu rathen beschließt, die soll es unwiderruflich sein! Die Alte, es ist meine brave Haushälterin, Frau Marianne, welche meinem Haushalt bis anher trefflich vorgestanden hat; etwas rauh und räucherig ist sie, aber brav und tugendhaft und doch einmal schön gewesen, wenn es auch lange her ist; sie braucht nur den Namen zu

wechseln, und Alles ist in Ordnung. Die andere ist die junge Magd, die uns beim Essen bedient hat, eine weitläufige Anverwandte der Marianne, die sie zur Hilfe und Probe herbeigezogen hat; es scheint ein sanftes und wohlgeartetes Kind zu sein, arm, aber gesund, wahrheitsliebend und unverstellt. Weiter sag' ich in diesem Punkte nichts, Ihr versteht mich! Nun erwäget, berathet Euch, tauscht Eure Gedanken aus, thut mir den Liebesdienst und stimmet dann friedlich ab; die Mehrheit entscheidet, wenn keine Einstimmigkeit zu erzielen ist. Ich gehe jetzt hinaus; hier ist ein ehernes Glöcklein; wenn Ihr das Urtheil gefunden habt, so läutet damit, so stark Ihr könnt, damit ich komme und mein Schicksal aus Euren weißen Händen empfange!"

Nach diesen Worten, die er in ungewöhnlich ernstem Tone gesprochen, verließ er so rasch das Zimmer, daß keine der Frauen Zeit fand, ein Wort dazwischen zu sagen. So saßen sie nun erstaunt und schweigend auf ihren Stühlen gleich römischen Senatoren und sahen sich an. Sie waren so überrascht, daß keine einen Laut hervorbrachte, bis Salome zuerst sich faßte und rief: „Das kann nicht so gehen! Wenn der Landvogt heirathen will, so muß man ihm für etwas Rechtes sorgen! Er ist jetzt ein gemachter Mann, und ich will bald gefunden haben, was für ihn paßt; auf dieser Marotte darf man ihn keinenfalls lassen!"

„Das ist auch meine Ansicht," sagte Aglaja nachdenklich; „es muß Zeit gewonnen werden."

„Das glaub' ich, Du nähmst ihn am Ende noch selbst," dachte Salome; „aber es wird nichts daraus, ich weiß ihm schon Eine!" Laut sagte sie: „Ja, vor Allem müssen wir Zeit gewinnen! Wir wollen klingeln und ihm eröffnen, daß wir nicht jetzt entscheiden, sondern den Rathschlag verschieben wollen!"

Sie streckte schon die Hand nach der Glocke aus; doch die Jüngste, Barbara Thumeysen, hielt sie zurück und rief mit ziemlich kräftigem Stimmlein:

„Ich widersetze mich einer Verschiebung; er soll heirathen, das ist wohlanständig, und zwar stimme ich für die alte Haushälterin; denn es ist nicht schicklich, daß er jetzt noch ein ganz junges Ding zur Frau nimmt!"

„Pfui!" sagte jetzt Wendelgarde, „die alte Rassel! Ich stimme für die Junge! Sie ist hübsch und wird sich von ihm ziehen lassen, wie er sie haben will; denn sie ist auch bescheiden. Und wenn sie arm ist, wird sie um so dankbarer sein!"

Gereizt wendeten Salome und Aglaja zusammen ein, daß es sich zuerst darum handle, ob man heute eintreten oder verschieben wolle. Noch gereizter rief Barbara, sie stimme für das Eintreten und für die Alte; wolle man aber verschieben, so behalte sie sich vor, unter den ehrbaren und bestandenen Töchtern der Stadt selbst auch eine Umschau zu halten; es gebe mehr als eine würdige Dekanstochter zu versorgen, deren schöne Tugenden und Grundsätze dem immer noch etwas zu lustigen und phantastischen Herrn Landvogt zugut kommen würden.

Es gab nun ein beinahe heftiges Durcheinanderreden. Nur Figura Leu hatte noch nichts gesagt. Sie war blaß geworden und sie fühlte ihr Herz gepreßt, daß sie nichts sagen konnte. Obgleich sie sonst alle Streiche und Einfälle des Landvogts sogleich verstand, hielt sie doch den jetzigen Scherz, gerade weil sie jenen liebte, für baaren Ernst; sie sah endlich herangekommen, was sie längst

für ihn gewünscht und für sich gefürchtet hatte. Aber entschlossen nahm sie sich endlich zusammen und erbat sich Gehör.

„Meine Freundinnen!" sagte sie, „ich glaube, mit einer Verschiebung gewinnen wir nichts; vielmehr halte ich dafür, daß er bereits entschlossen ist, und zwar für die Junge, und von uns aus Courtoisie und Lust an Scherzen eine Bestätigung holen will. Daß er die Frau Marianne heirathet, glaub' ich nie und nimmer, und sie sieht auch gar nicht darnach aus, als ob sie einem solchen Vorhaben entgegenkommen würde; dazu ist die Alte zu klug. Wenn wir aber nichts beschließen oder, was gleichbedeutend ist, ihm die erwartete freundliche Zustimmung verweigern, so bin ich meines Theils gewiß, daß wir morgen die Anzeige seines Entschlusses erhalten werden!"

Die kleine Versammlung überzeugte sich von der muthmaßlichen Richtigkeit dieser Ansicht.

„So schlage ich vor, zur Abstimmung zu schreiten," sagte Salome; „wie alt ist er eigentlich jetzt? Weiß es Niemand?"

„Er ist beinahe dreiundvierzig," antwortete Figura.

„Dreiundvierzig!" sagte Salome; „gut, ich stimme für die Junge!"

„Und ich für die Alte!" rief die Tochter des Proselytenschreibers, die zarte Grasmücke, die in dieser Sache so hartnäckig schien, wie einer der Redner jener blutigen Kriegsgemeinde von Greifensee.

„Ich stimme für die Junge!" rief dagegen die schöne Wendelgarde und schlug leicht mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Und ich für die Alte!" sagte Aglaja mit unsicherem Ton, indem sie vor sich hinschaute.

„Jetzt haben wir zwei junge und zwei alte Stimmen," rief Salome; „Figura Leu, Du entscheidest!"

„Ich bin für die Junge!" sagte diese, und Salome ergriff sofort die Glocke und klingelte kräftig.

Es dauerte ein paar Minuten, ehe Landolt erschien, und es herrschte eine tiefe Stille, während welcher verschiedene Gefühle die Frauen bewegten. Figura vermochte kaum ein paar schwere Thränen zu verbergen, die ihr an den Wimpern hingen; denn sie hatte sich an die Meinung gewöhnt, daß Landolt ledig bleibe, und wußte jetzt, daß sie die Einsamkeit ganz allein tragen müsse. Dieses Verbergen half ihr ein Einfall Wendelgarde's zuwege bringen, welche, die Stille unterbrechend, ausrief, sie schlage vor, daß der Landvogt die Alte küssen müsse, ehe man ihm das Urtheil eröffne; er werde dann glauben, dasselbe laute für die Marianne, und man werde an seinem Gesichte, das er schneide, entdecken, ob es ihm Ernst gewesen sei, sie zu heirathen. Der Vorschlag wurde gutgeheißen, obgleich Figura ihn bekämpfte, weil sie dem Landvogt die unangenehme Scene ersparen wollte.

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür und er trat feierlich herein, die Frau Marianne am Arm, welche possierliche Verneigungen und Complimente nach allen Seiten hin machte, gleichsam als wollte sie sich zum Voraus in gute Freundschaft empfehlen. Dabei ließ sie in schalkhafter Laune durchbohrende Blicke

bald auf diese, bald auf jene der anmuthigen Richterinnen fallen, so daß diese ganz zaghaft und mit bösem Gewissen dasaßen. Der Landvogt aber sagte:

„In der sicheren Voraussicht, daß meine Beiständerinnen mich auf den Weg der ruhigen Vernunft und des gesetzten Alters verweisen, führe ich die Erkorene gleich herbei und bin bereit, mit ihr die Ringe zu wechseln!"

Wiederum verneigte sich Frau Marianne nach allen Richtungen, und die Frauen am Tische wurden immer verblüffter und kleinlauter. Keine wagte ein Wort zu sagen; denn selbst Aglaja und Barbara, die für die Alte gestimmt, fürchteten sich vor ihr. Nur Figura Leu, voll Trauer über den tiefen Fall des Mannes, der wirklich eine verwitterte Landfahrerin heirathen wolle, die längst schon neun Kinder gehabt, erhob sich und sagte mit unwillig bewegter Stimme:

„Ihr irrt Euch, Herr Landvogt! Wir haben beschlossen, daß Ihr die junge Base dieser guten Frau heirathen sollt, und hoffen, daß Ihr unseren Rath ehret und uns nicht in den April geschickt habt!"

„Ich fürchte, es ist doch geschehen!" sagte der Landvogt lächelnd, trat zum Tisch und klingelte mit der Glocke, indessen die Frau Marianne ein schallendes Gelächter erhob, als der Knabe, der die Magd gespielt hatte, in seinen eigenen Kleidern erschien und vom Landvogt den Damen als Sohn des Herrn Pfarrers zu Fellanden vorgestellt wurde.

„Da mir nun die Alte verboten ist und sie, ihrem Gelächter nach zu schließen, sich nichts daraus macht, die Junge aber sich unter der Hand in einen Knaben verwandelt hat, so denke ich, wir bleiben einstweilen allerseits, wie wir sind! Verzeiht das frevle Spiel und nehmt meinen Dank für den guten Willen, den Ihr mir erzeigt, indem Ihr mich nicht für unwerth erachtet habt, noch der Jugend und Schönheit gesellt zu werden! Aber wie kann es anders sein, wo die Richterinnen selber in ewiger Jugend und Schönheit thronen?"

Er gab ihnen der Reihe nach die Hand und küßte eine Jede auf den Mund, ohne daß derselbe von Einer verweigert wurde.

Figura gab das Zeichen zu einer mäßigen Ausgelassenheit, indem sie freudevoll rief: „So hat er uns also doch angeschmiert!"

Mit lautem Gezwitscher flog das schöne Gevögel auf und fiel an dem kleinen Seehafen vor dem Schlosse nieder, wo ein Schiff bereit lag für eine Lustfahrt; das Schiff war mit einer grünen Laube überbaut und mit bunten Wimpeln geschmückt. Zwei junge Schiffer führten das Ruder, und der Landvogt saß am Steuer; in einiger Entfernung fuhr ein zweiter Nachen mit einer Musik voraus, die aus den Waldhörnern der Landolt'schen Schützen bestand. Mit den einfachen Weisen der Waldhornisten wechselten die Lieder der Frauen ab, welche jetzt herzlich und freudefromm bewußt waren, daß sie dem still das Steuer führenden Landvogte gefielen, und sein ruhiges Glück mit genossen. Musik und Gesang der Frauen ließ ein leises Echo aus den Wäldern des Zürichberges zuweilen widerhallen, und das große, blendend weiße Glarner Gebirge spiegelte sich in der luftstillen Wasserfläche. Als der herannahende Abend Alles mit seinem milden Goldscheine zu übersloren begann und alles Blaue tiefer wurde, lenkte der Landvogt das Schiff wieder dem Schlosse zu und legte unter vollem Liederklange bei, so daß die Frauen noch singend an's Ufer sprangen.

Ihrer warteten im Schlosse vier lustige junge Herren, welche Landolt auf den Abend zu sich berufen hatte. Es wurde ein kleiner Ball abgehalten; Herr Salomon tanzte selbst mit jeder der Flammen einen Tanz und gab beim Abschiede Jeder einen der Jünglinge zur guten Begleitung mit, der Figura Leu aber den artigen Knaben, der die junge Magd gespielt hatte.

Während der Abfahrt ließ er die Kanonen wieder abfeuern und sodann bei zunehmender Dunkelheit die Fahne auf dem Dach einziehen.

„Nun, Frau Marianne," fragte er, als sie ihm den Schlaftrunk brachte, „wie hat Euch dieser Congreß alter Schätze gefallen?"

„Ei, bei allen Heiligen!" rief sie, „ausnehmend wohl! Ich hätte nie gedacht, daß eine so lächerliche Geschichte, wie fünf Körbe sind, ein so erbauliches und zierliches Ende nehmen könnte! Das macht Ihnen sobald nicht Einer nach! Nun haben Sie den Frieden im Herzen, soweit das hienieden möglich ist; denn der ganze und ewige Frieden kommt erst dort, wo meine neun kleinen Englein wohnen!"

So verlief diese denkwürdige Unternehmung. Später erhielt der Obrist die Landvogtei Eglisau am Rhein, wo er blieb, bis es überall mit den Landvogteien ein Ende hatte und im Jahre 1798 mit der alten Eidgenossenschaft auch die Feudalherrlichkeit zusammenbrach. Er sah nun die fremden Heere sein Vaterland und die schönen Thäler und Höhen seiner Jugendzeit überziehen, Franzosen, Oesterreicher und Russen. Wenn auch nicht mehr in amtlicher Stellung, war er doch überall mit Rath und Hülfe thätig, stets zu Pferd und unermüdlich; aber in allem Elend und Gedränge der Zeit wachte sein malerisches Auge über jeden Wechsel der tausenderlei Gestalten, die sich wie in einem Fiebertraume ablösten, und selbst im Donner der großen Schlachten, deren Schauplatz seine engste Heimath war, entging ihm kein nächtlicher Feuerschein, kein spähender Kosak oder Pandure im Morgengrauen. Als die Sturmfluthen sich endlich verlaufen hatten, wechselte er, malend, jagend und stets reitend, häufig seinen Aufenthalt und starb im Jahre 1818 im Schlosse zu Andelfingen an der Thur. Von jener letzten Zeit sagt sein Biograph: An warmen Sommernachmittagen blieb er allein unter dem Schatten der Platanen sitzen, zumal während der Ernte, wo die ganze kornreiche Gegend von Schnittern wimmelte. Er sah denselben gern von seiner Höhe zu. Wenn sie bei der Arbeit sangen, pflückte er wol ein Blättchen, begleitete, leise darauf pfeifend, die fröhlichen Melodien, welche aus dem Thale heraufschwebten, und entschlummerte zuweilen darüber, wie ein müder Schnitter auf seiner Garbe.

Im Spätherbste seines siebenundsiebzigsten Lebensjahres, als das letzte Blatt gefallen, sah er das Ende kommen. „Der Schütze dort hat gut gezielt!" sagte er, auf das elfenbeinerne Tödlein zeigend, das er von der Großmutter geerbt hatte. Die Figura Leu, welche noch im alten Jahrhundert starb, hatte das feine Bildwerk von ihm geliehen, da es ihr Spaß mache, wie sie sich ausdrückte. Nach ihrem Tode hatte er es wieder an sich genommen und auf seinen Schreibtisch gestellt.

Die Frau Marianne ist im Jahre 1808 gestorben, ganz ermüdet von Arbeit

und Pflichterfüllung; ihrer Leiche folgte aber auch ein Grabgeleite, wie einem angesehenen Manne.

Ueber dem sorgfältigen Abschreiben vorstehender Geschichte des Landvogts von Greifensee waren dem Herrn Jacques die letzten Mücken aus dem jungen Gehirn entflohen, da er sich deutlich überzeugte, was alles für schwieriger Spuk dazu gehöre, um einen originellen Kauz nothdürftig zusammenzuflicken. Er verzweifelte daran, so viele, ihm zum Theil widerwärtige Dinge, wie zum Beispiel fünf Körbe, einzufangen, und verzichtete freiwillig und endgültig darauf, ein Originalgenie zu werden, so daß der Herr Pathe seinen Part der Erziehungsarbeit als durchgeführt ansehen konnte.

Keineswegs aber wendete Herr Jacques sich von den Idealen ab; wenn er auch selbst nichts mehr hervorzubringen trachtete, so bildete er sich dagegen zu einem eifrigen Beschützer der Künste und Wissenschaften aus und wurde ein Pfleger der jungen Talente und Vorsteher der Stipendiaten. Er wählte dieselben, mit Lorgnon, Sehrohr und hohler Hand bewaffnet, vorsichtig aus, überwachte ihre Studien, sowie ihre sittliche Führung; das erste Erforderniß aber, das er in allen Fällen festhalten zu müssen glaubte, war die Bescheidenheit. Da er selber entsagt hatte, so war er in diesem Punkte um so strenger gegen die jungen Schutzbedürftigen; in jedem Zeugnisse, das er verlangte oder selbst ausstellte, mußte das Wort Bescheidenheit einen Platz finden, sonst war die Sache verloren, und bescheiden sein war bei ihm halb gemalt, halb gemeißelt, halb gegeigt und halb gesungen!

Bei der Einrichtung von Kunstanstalten, Schulen und Ausstellungen, beim Ankaufe von Bildern und dergleichen führte er ein scharfes Wort und wirkte nicht minder in die Ferne, indem er stetsfort an den ausländischen Kunstschulen oder Bildungsstätten hier einen Kupferstecher, dort einen Maler, dort einen Bildhauer, anderswo wieder einen Musicus oder Sterndeuter am Futter stehen hatte, dem er aus öffentlichen oder eigenen Mitteln die erforderlichen Unterstützungsgelder zukommen ließ. Da gewährte es ihm denn die höchste Genugthuung, aus dem Briefstil der Ueberwachten den Grad der Bescheidenheit oder Anmaßung, der unreifen Verwegenheit oder der sanften Ausdauer zu erkennen und jeden Verstoß mit einer Kürzung der Subsidie, mit einem Verschieben der Absendung und einem vierwöchentlichen Hunger zu ahnden und Wind, Wetter, Sonne und Schatten dergestalt eigentlich zu beherrschen, daß die Zöglinge in der That auch etwas erfuhren und zur besseren Charakterausbildung nicht so glatt dahinlebten.

Einmal nur wäre er fast aus seiner Bahn geworfen worden, als er nämlich nach gehöriger Ausreifung aller Verhältnisse seine vorbestimmte Braut feierlich heimführte und so das Kunstwerk seiner ersten Lebenshälfte abschloß. Die Hochzeitsreise ging nach Rom, wo er gerade einen jungen Bildhauer an der Kost hatte, dessen bescheidene und schüchterne Haltung ihn zu den besten Hoffnungen berechtigte. Die Einweihung seiner Neuvermählten in die Kunstheiligthümer der ewigen Stadt sollte gekrönt werden mit der gemeinsamen Heimsuchung und Ueberraschung des Schutzbefohlenen, mit der schöngelingenden Offenbarung der

weitgehenden Wirksamkeit des Schutzherrn. Die junge Gattin am Arme betrat er die vermeintlich stille Werkstatt in entlegener Straße. Ausgehängte Wäsche, Kochgeschirre u. dgl. in einem verdächtigen Vorraume wollten nicht recht stimmen zu dem Bilde eines sinnig vor dem Marmor stehenden Jünglings, das er im Kopfe trug. Auch ein aus dem Innern dringender dumpfer Lärm widersprach diesem Bilde. Doch drang er muthig mit der Gattin vorwärts und überraschte in der That den Jüngling, aber an dessen eigenem Hochzeitsmahl, da er eben getraut worden mit einer armen Römerin. Aus dem stillen jungen Thorwaldsen oder Canova war ein Pygmalion mit einem ziemlich struppigen Barte geworden, der, seiner neben ihm sitzenden Braut den Rücken kehrend, mit einem braunen Burschen Morra spielte und so laut schrie, daß es den Gesang von sechs oder sieben weiteren Gesellen in kurzen Jacken und von einigen schwarzäugigen Weibern übertönte, die alle an einem langen Brette saßen, das auf zwei umgestülpte Waschkufen gelegt und mit ein paar großen Weinkrügen besetzt war. Von einem Marmor in Arbeit war nichts zu sehen; nur ein mit Tüchern bedecktes Thonmodell war in eine dunkle Ecke gerückt, schien aber ganz vertrocknet zu sein und zu verschmachten wie ein dürres Ackerland, weshalb der Morraspieler fleißig dem Kruge zusprach. Sonst war nichts zu sehen, als an der Wand einige Male die in Gyps abgegossene Hand und der Fuß der Frau Pygmalion, und auf dem Boden ein Haufen Kartoffeln. Aber nicht genug an diesem Gräuel! Das Hochzeitsmahl war nur der Vorläufer des Taufeschmauses; denn in einem noch tieferen Hintergrunde krähete bereits ein sechs Wochen altes Hähnchen und Herr Jacques wurde mit teuflischer Demuth sofort zu Gevatter gebeten, so daß er nun selber Pathe war. Voll Abscheu enteilte er dieser Hölle, in welcher die Bescheidenheit in jeder möglichen Weise beleidigt und verläugnet wurde, und es dauerte geraume Zeit, bis er vermochte, den Idealgeschäften wieder ein günstigeres Auge zuzuwenden, das indessen eine gewisse Strenge nie mehr verlor.

Römische und griechische Urtheile über das Christenthum.

Von E. Zeller.

Der große Verkündiger des Christenthums unter den Heiden, der Apostel Paulus, nennt (1. Kor. 1, 23) seine Predigt vom Gekreuzigten ein Aergerniß für die Juden und eine Thorheit für die Griechen; und er bezeichnet damit kurz und treffend die Gesichtspunkte, von denen der Widerstand gegen dieselbe bei den zwei ungleichen Hälften der nichtchristlichen Welt, auf deren Gewinnung er ausgezogen war, vorzugsweise ausging. Den Juden war das Christenthum auch dann, wenn sie sich ihm feindlich entgegenstellten, in gewissem Grade verständlich; denn es wurzelte in dem Monotheismus und in der messianischen Hoffnung ihres Volkes. Bei den Heiden dagegen, oder, wie Paulus sie nennt, den Hellenen, fehlte es von Hause aus an allen den Voraussetzungen, an die es in der jüdischen Welt anknüpfte. Der polytheistischen Volksreligion trat es durch seinen Monotheismus in unverhüllter Feindschaft entgegen; und andererseits mußten Denjenigen, welche sich mit dem Monotheismus als solchem eher zu befreunden vermocht hätten, die Lehren um so unverständlicher sein, die sich auf der Grundlage des jüdischen Messiasglaubens entwickelt hatten. Die Verehrung eines Juden, der den schmählichen Tod des Verbrechers erlitten hatte; der Glaube an sein Fortleben im Himmel, an seine göttliche Abstammung und Natur; die Erwartung, daß er mit den himmlischen Heerschaaren kommen werde, um dem jetzigen Weltzustand und den Reichen dieser Welt jählings ein Ende zu machen; die Hoffnung auf eine dereinstige Auferstehung des Leibes: welchen hellenisch Gebildeten konnte es geben, dem dieser Glaube und diese Erwartungen nicht beim ersten Anblick als die äußerste Thorheit, als die Ausgeburt einer schwärmerischen Phantasie oder das Werk eines plumpen Betruges hätten erscheinen müssen? Nehmen wir dazu alle die auffallenden Eigenthümlichkeiten der christlichen Lebensweise und Sitte: das Geheimniß, mit dem die Christen ihre gottesdienstlichen Handlungen umgaben; das feste Zusammenhalten der Partei, welches den Draußenstehenden den Eindruck einer geheimen Verbindung, einer Verschwö-

rung gegen die bestehende Ordnung machte; die ängstliche Scheu vor jeder Berührung mit der heidnischen Götterverehrung, die zur völligen Zurückziehung von der nichtchristlichen Gesellschaft führen mußte; die Abneigung gegen Kriegsdienst und öffentliche Aemter; den Grundsatz, daß Christen ihre Streitigkeiten unter sich ausgleichen sollen und vor keinem heidnischen Gericht Recht suchen dürfen; die Verweigerung der Theilnahme an öffentlichen Festlichkeiten und Vergnügungen, an den Opfern für Kaiser und Reich; übersehen wir auch die Geringschätzung nicht, mit der ein gebildeter Grieche oder ein vornehmer Römer auf eine Gesellschaft herabsehen mußte, die sich lange Zeit ganz überwiegend aus den untersten Volksklassen rekrutirte, in der kleine Handwerker, Sklaven und Freigelassene mit den wenigen höher Stehenden, die in sie eintraten, auf dem Fuße vollkommener Gleichheit und Brüderlichkeit verkehrten, in welcher dem künstlerischen Schmucke des Lebens, der wissenschaftlichen, ästhetischen, geselligen Bildung, den Großthaten des Kriegers und dem Ruhm des Gelehrten schlechterdings kein Werth beigelegt wurde — vergegenwärtigen wir uns alles dieses, so werden wir uns nicht wundern können, wenn die Freunde der hellenischen Kunst, die Schüler der attischen Philosophie, die Söhne des weltherrschenden Rom und seiner Helden einer Religion nicht gerecht werden konnten, die sich ihnen in einer für sie so abstoßenden und unverständlichen Gestalt darstellte.

In Wahrheit fehlte es nun freilich dieser Religion keineswegs an zahlreichen und tiefgreifenden inneren Beziehungen zu der geistigen Verfassung, der Denkweise und den Bedürfnissen ihrer Zeit. Das Christenthum ist ja ein Erzeugniß dieser Zeit selbst, ein Werk der gleichen geistigen Mächte, von denen sie in ihrem innersten Grunde bewegt wurde. Auch lagen die Bedingungen seiner Entstehung und seiner geschichtlichen Entwicklung nicht blos im Judenthum; sondern erst nachdem dieses mit der hellenischen und hellenistischen Bildung in die umfassendste und dauerndste Berührung gekommen, in der vielfachsten Weise durch sie befruchtet war, konnte das Christenthum aus ihm hervorgehen. Wie die Weltreiche Alexander's und der Römer durch eine tiefgreifende Umgestaltung der politischen Zustände der Weltreligion äußerlich den Weg bahnten, so lag die wesentlichste innere Bedingung derselben in jener Lehre, die schon seit Jahrhunderten, hauptsächlich durch den Einfluß der stoischen Philosophie, die weiteste Verbreitung gewonnen hatte, der Lehre, daß alle Menschen Ein großes Gemeinwesen bilden, daß sie an Pflichten und Rechten sich gleich stehen und nur durch ihr sittliches Verhalten sich unterscheiden, daß sie alle dem gleichen Natur- und Sittengesetz unterthan seien. Die hohen sittlichen Anforderungen des Christenthums stimmten mit dem überein, was die hervorragendsten unter den alten Weisen von jeher gelehrt hatten. Wie Paulus dem Glauben, so legten die Stoiker der sittlichen Gesinnung, der Tugend und Weisheit, allein einen Werth bei; wenn jener die allgemeine Sündhaftigkeit der Menschen nicht stark genug zu schildern weiß, so finden wir ganz ähnliche Schilderungen bei seinen römischen Zeitgenossen und vor allen bei dem Stoiker Seneca; wenn den Christen alle Menschen in die zwei großen Klassen der Wiedergeborenen und Unwiedergeborenen zerfallen, so zerfallen sie den Stoikern nicht minder scharf in die zwei Klassen der Weisen und der Thoren; wenn jene sich aus dem Verderben dieser Welt nach der himm-

lischen Herrlichkeit hinwegsehnen, so freuen diese sich ebenso lebhaft auf den „Geburtstag der Ewigkeit", wie auch sie den Todestag nennen, auf die Befreiung aus der Sklaverei des Leibes, den Eintritt in den „großen ewigen Frieden".

Noch viele Punkte ließen sich hervorheben, in denen das Christenthum den tiefsten Bedürfnissen seiner Zeit entgegenkam, mit ihren achtungswerthesten Bestrebungen, mit Bewegungen, welche schon längst die weitesten Kreise ergriffen hatten, sich verwandtschaftlich berührte; und so könnte man glauben, daß es wenigstens bei Denen auf eine unbefangenere Würdigung Aussicht gehabt hätte, welche mit ihm die sittlichen Gebrechen der Zeit erkannten und an ihrer Heilung mit einem Ernst und einer Hingebung arbeiteten, der wir unsere Achtung nicht versagen können. Allein dem war doch nicht so. So wenig die Christen bei der Beurtheilung des römischen und griechischen Wesens von den Voraussetzungen ihrer supranaturalistischen Dogmatik und von den jüdischen Vorurtheilen gegen das Heidenthum abzusehen vermochten, ebensowenig wußten sich die Griechen und Römer über den Bildungsstolz zu erheben, der es ihnen nicht erlaubte, die syrischen Barbaren, von denen die neue Religion ausging, mit den hochgefeierten Weisen des eigenen Volkes zusammenzustellen und hinter den fremdartigen Ueberlieferungen derselben eine tiefere, ihren eigenen philosophischen Ueberzeugungen verwandte, ihrer ernsteren Beachtung würdige Wahrheit zu vermuthen. Wenn die Christensekte bei der Masse der heidnischen Bevölkerung verhaßt war, so wurde sie von dem gebildeten Theil derselben verachtet; und es waren Jahrhunderte nöthig, bis auch nur bei den letzteren die anfängliche Geringschätzung und Unkenntniß etwas richtigeren und würdigeren Vorstellungen Platz machte.

Dem heidnischen Volke galten die Christen in erster Reihe für Atheisten: denn mit diesem Namen hat man jederzeit Die gebrandmarkt, welche mit den herrschenden Vorstellungen über die Gottheit nicht übereinstimmten; nicht allein, wenn sie das Dasein derselben ganz leugneten, sondern ebensogut, wenn sie eine richtigere und würdigere Gottesidee zur Geltung zu bringen suchten. „Nieder mit den Atheisten!" so lautete der Schlachtruf des heidnischen Pöbels gegen die Christen. Mit diesem Ruf wurde z. B. im Jahre 156 der ehrwürdige Bischof Polykarpus in der Rennbahn von Smyrna empfangen. Die Götter, von denen das Volk allein wußte, deren Tempel es besuchte, deren Bilder es verehrte, an die es seine Opfer und Gebete richtete — diese Götter wurden ja auch wirklich von den Christen geleugnet, sie wurden bald für Geschöpfe des menschlichen Aberglaubens, bald auch für böse Geister, für Teufel erklärt. Kann man sich wundern, wenn das Volk, das diesen Göttern noch anhing, den Angriff auf dieselben als einen Angriff auf sich selbst, auf sein Heiligstes und Liebstes, empfand? wenn es über denselben um so tiefer empört war, je ernstlicher es befürchtete, durch seine Duldung die Gunst der Götter zu verlieren, an die es sein eigenes Wohlergehen nun einmal geknüpft glaubte? Der Vorwurf des Atheismus war daher der gefährlichste, der den Christen gemacht werden konnte. In jenem „Nieder mit den Atheisten!", das der Pöbel von Smyrna Polykarp entgegenbrüllte, war das Todesurtheil ausgesprochen, an dessen Vollziehung sofort durch Aufschichtung seines Scheiterhaufens Hand angelegt wurde. Und ähnliche Folgen hatte das gleiche Vorurtheil unzählige Male. Wenn irgend ein öffentliches Unglück, irgend

ein Ereigniß eintrat, das Schrecken verbreitete oder die Ungnade der Götter anzuzeigen schien, eine Seuche, ein Mißwachs, eine Ueberschwemmung, eine Sonnenfinsterniß, ein Erdbeben: immer war der Aberglaube geneigt, die Götterfeinde, die Christen, dafür verantwortlich zu machen; immer hörte man wieder den Ruf: „Mit den Christen vor die Löwen!“ Wie aber der gebildete und der ungebildete Pöbel von jeher den Feinden seiner Götter auch jede andere Schlechtigkeit zugetraut hat, so machte er es auch den Christen. Da sie einmal für Atheisten galten, hielt man sie auch für Verbrecher, und alle möglichen Schauergeschichten wurden von ihnen erzählt. Nicht genug, daß ihnen nachgesagt wurde, sie beteten jenen Gott mit einem Eselskopf an, den wir heute noch auf einer Caricatur aus jener Zeit, dem bekannten Spottcrucifix des Kircher'schen Museums in Rom, dargestellt sehen: sie sollten auch in ihren geheimen Zusammenkünften Gräuel aller Art begehen, Kinder schlachten und verzehren, sich den scheußlichsten Ausschweifungen überlassen. Der christliche Fanatismus hat im Mittelalter Juden und Ketzern kaum irgend einen Frevel schuldgegeben, den nicht der heidnische Volksglaube ehedem den Christen beigelegt hätte. Wie alt diese üble Meinung über sie war, sehen wir aus Tacitus' Bericht von der Neronischen Christenverfolgung. Als unter Nero mehr als zwei Drittheile der Stadt Rom durch eine beispiellos heftige Feuersbrunst in Asche gelegt wurden und das Gerücht den Kaiser selbst bezüchtigte, den Brand angestiftet zu haben, suchte dieser sich Leute, denen er die Schuld zuschieben konnte; und er wählte sich dazu, sagt Tacitus, die Partei, „die, wegen ihrer Schandthaten allgemein verhaßt, vom Volke mit dem Namen der Christen bezeichnet wurde.“ Jene unsinnigen Vorstellungen über die Christen waren also schon damals, wenige Jahre nach der ersten Entstehung einer Christengemeinde in Rom und nur zwei Jahre nach der Ankunft des Paulus in dieser Stadt, nicht blos im Umlauf, sondern sie wurden auch so allgemein geglaubt, daß ein Nero es wagen konnte, die Christen, als bekannte Verbrecher, für jenes namenlose öffentliche Unglück verantwortlich zu machen. Seine Berechnung täuschte ihn allerdings: der Verdacht blieb an ihm haften, und die Unmenschlichkeit der Martern, unter denen er die unglücklichen Schlachtopfer seiner Grausamkeit massenweise hinmordete, erregte am Ende selbst das Mitleid ihrer Feinde. Aber das liegt am Tage: Nero hätte die Christen gar nicht als die Brandstifter verfolgen können, wenn sie nicht dem Volke für Leute gegolten hätten, die für eine solche Unthat nicht zu gut seien; und Tacitus sagt uns ja auch ausdrücklich, daß sie dafür galten.

Doch wenn die leichtgläubige und unverständige Masse keine richtigeren Vorstellungen hatte, so kann uns dies weniger Wunder nehmen. Viel auffallender muß es uns sein, wenn auch der große Geschichtschreiber, dem wir diese erste Erwähnung der Christen in der Profanliteratur verdanken, die Vorstellungen des Pöbels über sie getheilt hat. Indessen können wir ihn von dieser Anklage nicht freisprechen. Er behandelt nicht allein die Schandthaten, welche das Gerücht den Christen schuldgab, wie ausgemachte Thatsachen, sondern er fügt seiner Angabe auch noch die Bemerkung bei: „Den Stifter dieser Partei, Namens Christus, hatte unter Tiberius der Procurator Pontius Pilatus hinrichten lassen.

Dadurch wurde der heillose Aberglaube für den Augenblick zurückgedrängt; aber bald verbreitete sich die Ansteckung auf's neue, nicht allein über Judäa, wo die Krankheit ursprünglich zu Hause war, sondern auch in die Hauptstadt, in der ja alles Schandbare und Verworfene überall her zusammenströmt und Anklang findet." Und mit Bezug auf die Anklage, welche gegen die Christen erhoben war, bemerkt er: „Der Brandstiftung seien sie zwar nicht überführt worden, aber der Feindschaft gegen das menschliche Geschlecht." Diesen Eindruck machte auf den Römer, was ihm von dem Glauben und dem Verhalten der Christen zu Ohren gekommen war. Des Atheismus, welcher den Feinden der Volksgötter doch ohne Zweifel auch schon damals vorgeworfen wurde, geschieht keine Erwähnung: in den Augen des Tacitus ist eben der Hauptfehler der neuen Religion nicht der Unglaube, sondern der Aberglaube. Für sein Gesammturtheil nützt dies aber den Christen wenig: sie sind Feinde des menschlichen Geschlechts, und von solchen hat man sich jedes Verbrechens zu versehen. Und nachdem Tacitus der entsetzlichen Qualen und des grauenhaften Hohnes gedacht hat, mit dem Nero gegen die Christen wüthete, schließt er seine Erzählung mit den Worten: „So schuldig sie daher waren, und so sehr sie die äußerste Strafe verdient hatten, so bemitleidete man sie doch, weil man annahm, daß sie nicht dem Gemeinwohl, sondern nur der grausamen Laune eines Einzelnen geopfert werden." Er gibt zu, daß sie des Verbrechens, das man ihnen schuldgab, nicht überwiesen, daß ihre Hinrichtung auf diesen Grund hin ein Justizmord, die Art ihrer Vollziehung eine Scheußlichkeit war: aber er hält sie für eine so verworfene und gemeingefährliche Partei, daß ihre Ausrottung an sich selbst im öffentlichen Interesse gelegen hätte.

Das Vorurtheil gegen die Christen mußte wirklich sehr tiefe Wurzeln geschlagen haben, die Geringschätzung, mit der die Gebildeten auf diese neue Form orientalischer Superstition herabsahen, mußte ganz allgemein sein, wenn der größte Geschichtschreiber, den Rom hervorgebracht hat, noch um den Anfang des zweiten Jahrhunderts die Vorstellungen des Pöbels von den Schandthaten der Christen als baare Münze annahm und weiter gab, ohne daß er es nur der Mühe werth gefunden hätte, ihre Wahrheit zu prüfen. Unter solchen Umständen konnte die Sache des Christenthums an sich nur gewinnen, wenn der Proceß, den es unter Nero verloren hatte, unter einer besseren Regierung wieder aufgenommen, wenn vor gerechteren Richtern die Frage untersucht wurde, wie es sich mit den Verbrechen verhalte, welche das Gerücht seinen Anhängern schuldgab, und an welche selbst ein Tacitus geglaubt hat. Dies geschah denn auch noch zu Tacitus' Lebzeiten, wenige Jahre, nachdem er seine ebenbesprochenen Aeußerungen über die Christen niedergeschrieben hatte. Es war der größte der Cäsaren, Trajan, welcher neben den zahllosen übrigen Angelegenheiten, die in dem unermeßlichen Reiche zu ordnen waren, auch mit den Christen und ihrem Verhältniß zum römischen Staat sich zu beschäftigen Veranlassung fand; und es war einer von den edelsten und gebildetsten Männern jener Zeit, der jüngere Plinius, dem die Aufgabe zufiel, die Anschuldigungen gegen die Christen zu untersuchen. In dem westlichen Kleinasien, und namentlich in der von Plinius verwalteten Provinz Bithynien, hatte der christliche Glaube solchen Anklang gefunden, daß

an vielen Orten, in den Städten und selbst auf dem Lande, die Tempel der Götter leer standen, ihre Feste nicht mehr gefeiert wurden, das Fleisch der Opferthiere kaum noch einen Käufer fand. Die Erbitterung der Heiden über diesen Erfolg ihrer Gegner führte zu Klagen. Erst einzelne, bald immer mehrere wurden bei Plinius als Anhänger der Christensekte zur Anzeige gebracht, wozu ein unlängst ergangenes Verbot aller vom Staat nicht anerkannten Vereine die Handhabe bieten konnte. Plinius war in Verlegenheit: gesetzliche Bestimmungen über die Christen waren damals noch keine vorhanden, und auch in der gerichtlichen Praxis hatte sich für die Behandlung dieser Angelegenheit noch keine feste Uebung gebildet; Plinius wenigstens war, wie er selbst an Trajan schreibt, noch nie bei einer Untersuchung gegen Christen zugegen gewesen. Solche Untersuchungen waren eben seit der großen Neronischen Verfolgung nur sehr vereinzelt unter Domitian, und seit dessen Ermordung gar nicht mehr vorgekommen. Aber als echter Römer behandelte er die Sache nach einem einfachen und durchgreifenden politischen Gesichtspunkt. Mochte das Christenthum sein, was es wollte: sobald es den Anspruch machte, seine Eigenthümlichkeit im Gegensatz gegen die Staatsreligion und die öffentlichen, mit dem Staatsleben verflochtenen Kultushandlungen zu behaupten, erwies es sich als staatsgefährlich. Nach diesem Grundsatz verfuhr Plinius. Die Personen, welche als Christen angezeigt waren, wurden vorgeladen und befragt, ob sie Christen seien. Bekannten sie sich als solche, so wurden sie unter Androhung der Todesstrafe aufgefordert, diesen Glauben zu verleugnen; weigerten sie sich dessen, so wurden sie hingerichtet, oder, wenn sie das römische Bürgerrecht besaßen, wie einst Paulus, zur Aburtheilung nach Rom geschickt. „Denn ich war," sagt Plinius, „darüber nicht im Zweifel, daß ihre Hartnäckigkeit und unbeugsame Widerspenstigkeit jedenfalls Strafe verdiene, was auch der Glaube, zu dem sie sich bekannten, eigentlich sein möge." Wer umgekehrt leugnete, daß er ein Christ sei, oder sein anfängliches Bekenntniß wieder zurücknahm, der wurde freigelassen, sobald er den Bildern der Götter und des Kaisers seine Verehrung bezeigte und Christus verfluchte. Dies war nun freilich ein sehr summarisches Verfahren. Aber doch benützte der Statthalter die Gelegenheit, sich über den Glauben und das Treiben der Christen theils bei solchen, die sich zur Verleugnung des Christenthums bereit finden ließen, theils auch bei zwei christlichen Diakonissinnen, die er dem peinlichen Verhör unterwarf, genauer zu unterrichten. Aber die Einen wußten so wenig wie die Andern von den Gräueln und Verbrechen zu erzählen, welche das Gerücht den Christen schuldgab: sie berichteten von ihren religiösen Zusammenkünften, ihren Liebesmahlen, ihrer Anbetung Christi, ihren sittlichen Grundsätzen. Er habe, schreibt Plinius, in den Bekenntnissen der gefolterten Christinnen nichts gefunden, als einen unvernünftigen, maßlosen Aberglauben. So verbreitet aber dieser auch sei, so hofft er doch, durch Strenge gegen Die, welche hartnäckig an ihm festhalten, und Begnadigung Derjenigen, die ihn aufgeben, werde er sich noch ausrotten lassen. In diesem Bericht des Plinius an Trajan spricht sich nun immerhin eine genauere Kenntniß und eine gerechtere Beurtheilung des Christenthums aus, als in den Aeußerungen des Tacitus. Hatte dieser den verleumderischen Gerüchten über die Laster und Verbrechen der Christen noch Glauben geschenkt, so ist bei

Plinius davon nicht mehr die Rede: er überzeugt sich, daß sie mit dem Christenthum als solchem nicht nothwendig verbunden seien. Diese Beschuldigung bleibt auch wirklich fortan auf die unteren Volksklassen beschränkt; von den Schriftstellern der Zeit wird sie nicht mehr wiederholt. Aber für einen thörichten und wunderlichen Aberglauben hält man das Christenthum allerdings nach wie vor; und so duldsam das kaiserliche Rom im Allgemeinen gegen Aberglauben jeder Art war, so findet diese Duldsamkeit doch im vorliegenden Fall an der Eigenthümlichkeit des christlichen Glaubens ihre Grenze. Jede andere Religionsübung konnte neben dem bestehenden öffentlichen Kultus hergehen, die christliche mußte ihn bestreiten: die Christen waren Feinde der Götter, Atheisten. Plinius gebraucht dieses Wort nicht, aber der Sache nach ist es doch dieser Zug, der ihm die Christen als Staatsverbrecher erscheinen ließ: sie weigerten sich, den Staatsgöttern und dem Kaiser zu opfern, und dieser Trotz sollte gebeugt werden. Nicht anders urtheilte aber auch Trajan selbst. In seiner Antwort auf Plinius' Bericht billigt er dessen Verfahren und verfügt: es solle zwar nicht von Amtswegen gegen die Christen eingeschritten werden, aber wenn sie zur Anzeige kommen und sich weigern, durch Verehrung der Staatsgötter ihr Christenthum zu verleugnen, sollen sie bestraft werden. Er betrachtete das Christenthum offenbar als einen verhältnißmäßig unschädlichen Aberglauben, eine Verirrung, die man dulden könne, so lange es möglich sei, sie zu ignoriren, der man aber die offene Auflehnung gegen die Staatsreligion und die Staatsgesetze nicht nachsehen, und die man, wenn sie einmal vor Gericht gezogen und hartnäckig festgehalten werde, nicht unbestraft lassen könne.

Trajan's Erlaß an Plinius blieb für anderthalbhundert Jahre die Norm, nach welcher die Stellung der römischen Staatsgewalt zum Christenthum sich richtete; und auch die Ansicht über das letztere, aus der er hervorgegangen war, behauptete sich längere Zeit unverändert. Während sich im Volk der alte Haß gegen die „Atheisten", die alten, unsinnigen Verleumdungen fortwährend in ungeschwächter Kraft erhielten, wußten die Gebildeten in dem neuen Glauben nur eine von den vielen Ausgeburten des Aberglaubens zu sehen, welche damals vom Orient her das römische Reich überschwemmten; und mochte man nun diesen Aberglauben an sich selbst milder oder härter beurtheilen, mochte man ihn mehr verderblich oder mehr lächerlich finden, seine Anhänger als Betrüger verurtheilen oder als Betrogene bemitleiden: darüber war Jedermann einverstanden, daß es ihm nicht gestattet werden könne, die Staatsgesetze über Proselytenmacherei und unerlaubte Verbindungen zu verletzen, daß die Hartnäckigkeit gebrochen werden müsse, mit welcher die Christen jede Theilnahme an der öffentlichen Götterverehrung auch in den Fällen verweigerten, in denen sie nach den herrschenden Begriffen und den bestehenden Einrichtungen von der Erfüllung der Pflichten gegen das Gemeinwesen und seine Beherrscher unzertrennlich war. Nicht anders hat noch zwei Menschenalter nach Trajan der dritte Nachfolger dieses Kaisers, der treffliche Marcus Aurelius Antonius, über die Christen geurtheilt. Dieser Kaiser war einer von den mildesten, menschenfreundlichsten, gewissenhaftesten Fürsten, welche je einen Thron geziert haben. Er war ferner ein eifriger Anhänger der stoischen Philosophie, die sich in ihrer Sittenlehre und selbst in ihrer

Theologie dem Christenthum so vielfach verwandt zeigt. Und dennoch hatten die Christen unter seiner Regierung härtere Verfolgungen zu erdulden, als unter einem seiner Vorgänger seit Nero. Er glaubte eben, als römischer Kaiser die Staatsreligion gegen ihre ausgesprochenen Feinde schützen zu müssen; und er hatte als Mitglied einer Schule, welche sich selbst durch die kritikloseste Gleichsetzung philosophischer Ideen und religiöser Mythen, durch die ausschweifendste Allegorik mit der Volksreligion abfand, kein Verständniß für die schweren Gewissensbedenken, die einem Christen jede Theilnahme am heidnischen Kultus als die unverzeihlichste Sünde erscheinen ließen. In den positiv christlichen Lehren ohnedem, die sich nicht, wie die Mythen der Dichter, zu bloßen Symbolen für philosophische Sätze verflüchtigen ließen, konnte auch ein Mark Aurel unmöglich etwas Anderes sehen, als was schon Plinius darin gesehen hat, einen „maß- und vernunftlosen Aberglauben", und in der Standhaftigkeit, mit welcher die Christen an diesen Lehren festhielten, unmöglich etwas Anderes, als einen unvernünftigen Eigensinn, dessen Quelle nur in Trotz und Rechthaberei, und daneben etwa noch in dem Wunsch, Aufsehen zu erregen und von sich reden zu machen, gesucht werden könne. Und so urtheilt er wirklich in der einzigen Stelle seiner Selbstgespräche, in der er der Christen erwähnt (XI, 3), wenn er hier verlangt, daß man jederzeit zu sterben bereit sein solle, aber mit Würde, ohne Gepränge, aus vernünftiger Ueberzeugung, „nicht aus bloßem Trotz, wie die Christen". So wenig vermochte selbst der aufopfernde Heldenmuth der christlichen Blutzeugen das Vorurtheil des Römers zu überwinden. Mark Aurel hat die Christen, welche in Ausführung seiner Befehle hingerichtet wurden, ohne Zweifel bemitleidet, wie er uns ja so oft einschärft, daß nur dieses die Stimmung sei, welche dem Weisen der Thorheit und Verkehrtheit der Menschen gegenüber gezieme; aber er glaubte, sie um des Gemeinwohls und der öffentlichen Ordnung willen dem Arm der Gerechtigkeit nicht entziehen zu dürfen, und daß es in Wahrheit nicht die Gerechtigkeit war, der sie zum Opfer fielen, sondern ein Staatsgesetz und Staatsinteresse, das vor dem natürlichen Recht der Gewissensfreiheit nicht bestehen konnte, davon hatte er keine Ahnung.

War aber selbst ein Mark Aurel nicht im Stande, das Christenthum unbefangen zu würdigen, so wird man dies noch weniger von einem Mann erwarten, dem es an eigenem religiösem Interesse und daher nothwendig auch am Verständniß des religiösen Lebens und seiner Motive von Hause aus in so hohem Grad fehlte, wie seinem Zeitgenossen, dem bekannten Satyriker Lucian. Ein Weltmann wie er, halb Skeptiker, halb Epikureer, konnte darin unmöglich etwas Anderes sehen, als eine von den Thorheiten und Schwärmereien, an denen jene Zeit so reich war. Nur in diesem Zusammenhang wird es überhaupt von ihm berührt. In seiner Schrift über den Cyniker Peregrinus, der sich bei den olympischen Spielen des Jahres 165 öffentlich verbrannt hatte, erzählt er (wie im Januarheft dieses Jahrgangs des Näheren auseinandergesetzt ist*), dieser excentrische Mensch habe in jüngeren Jahren eine Zeit lang in Palästina der Sekte der Christen angehört, sei bei ihnen zu hohem Ansehen gelangt und um

*) „Alexander und Peregrinus" ꝛc., S. 74 ff.

seines Glaubens willen eingekerkert, in der Folge jedoch wieder freigelassen worden; und er ergreift diese Gelegenheit, um auch über die Christen seine Meinung zu sagen. Er schildert dieselben mit einer Art von mitleidiger Verachtung als arme, einfältige Leute, die sich von dem Stifter ihrer Sekte haben einreden lassen, sie werden ewig leben, und wenn sie nur die Götter der Hellenen verleugnen und statt derselben jenen „gekreuzigten Sophisten" verehren und seinen Gesetzen nachleben, so seien sie alle Brüder. Dabei ist ihm der Muth, mit welchem die Christen in den Tod gingen, die Freudigkeit, mit der sie ihrer Sache jedes Opfer zu bringen bereit waren, wohl bekannt. Aber dieser Heldenmuth und diese Aufopferungsfähigkeit hat in seinen Augen keinen Werth, weil sie sich auf so schwärmerische Wahnvorstellungen gründet. Ihr Aberglaube macht die Christen, wie er sagt, zur leichten Beute jedes Betrügers, der ihn zu benützen weiß; und scheint er auch von diesem Aberglauben für die bestehenden Zustände keine ernstliche Gefahr zu befürchten, so fehlt ihm dafür auch jede Ahnung von der geschichtlichen Bedeutung und dem inneren Gehalt des neuen Glaubens. Er spricht von ihm in dem oberflächlichen Ton eines Mannes, der seiner Werth- und Bedeutungslosigkeit zum voraus viel zu sicher ist, als daß es sich für ihn verlohnte, sich genauer darüber zu unterrichten.

Ungleich ernster nahm es mit dem Christenthum Lucian's Freund, der Platoniker Celsus. Auch die Kenntniß desselben geht bei ihm viel tiefer, als bei Lucian. In dem „Wort der Wahrheit", das er zwischen 178 und 180 n. Chr. an die Christen gerichtet hat, zeigt er eine Bekanntschaft mit ihren Lehren und Religionsurkunden, durch die er unter den Gegnern des Christenthums bis auf Porphyr herab ganz einzig dasteht. Aber sein Urtheil über dasselbe fällt darum nicht weniger streng aus, als das seiner Vorgänger. Wenn er auch der jüdisch-christlichen Lehre nicht alle Wahrheit abspricht, so nützt ihr das in seinen Augen doch wenig. Wie die jüdischen und christlichen Alexandriner die heidnischen Weisen zu Schülern der jüdischen Offenbarung machten, so macht der griechische Philosoph umgekehrt die Juden und Christen zu Plagiatoren an der Weisheit der Heiden: was sich Richtiges bei ihnen findet, das haben sie von den Aegyptern, den Hellenen, überhaupt von den Völkern geborgt, deren Götter sie verachten. Aber mit diesem fremden Gute haben sie schlecht gewirthschaftet: sie haben die Lehren, welche sie sich aneigneten, mißverstanden und entstellt, mit abergläubischen Einbildungen und betrügerischen Erfindungen jeder Art vermischt. Ueber die Stammväter der Christen, die Juden, glaubt Celsus Alles, was heidnische Gegner dieses Volks seit Jahrhunderten von seinem Ursprung Schmähliches zu erzählen wußten; über den Stifter des Christenthums und seine Schüler alle die Verleumdungen, welche der Haß ihrer Volksgenossen schon damals fast in derselben Gestalt in Umlauf gesetzt hatte, in der wir sie noch in talmudischen Schriften der späteren Zeit finden. Jesus war, nach der bekannten jüdischen Fabel, nicht allein von niedriger, sondern auch von unehrlicher Abkunft; in Aegypten erlernte er die Künste der Zauberer und Gaukler; nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland gab er sich für einen Wunderthäter und für den längst geweissagten Sohn Gottes aus und erdichtete die evangelischen Erzählungen von seiner Geburt. Es gelang ihm, aus dem schlechtesten Gesindel ein paar Leute zusammenzubringen, mit denen er im

Land umherzog, ohne doch irgend etwas zu leisten, was nicht andere Goëten auch gethan hätten, oder einen etwas bedeutenderen Erfolg zu erreichen. Als er, von seinen eigenen Freunden verrathen, die gesetzliche Strafe für seine Vergehungen erlitten hatte, setzten seine Schüler seine Betrügerei fort. Sie blieben dabei, daß er ein Gott und ein Sohn Gottes gewesen sei, schrieben ihm Wunder zu, die er nie gethan hat, legten ihm erdichtete Weissagungen über seinen Tod und seine Auferstehung in den Mund, und ersannen nach dem Vorgang heidnischer Mythen das Märchen von seiner Auferstehung, ohne doch für dasselbe irgend einen glaubwürdigen Beweis beibringen zu können. Das Christenthum ist so schon von Hause aus nicht blos eine verwerfliche Neuerung, sondern geradezu ein Werk des Betrugs: der „Sophist", den ihm Lucian zum Stifter gegeben hatte, wird hier zu einem Gaukler, dessen Zauberkünste der Platoniker zwar nicht bestreiten will, den er aber darum doch für nichts Anderes hält, als für einen nichtswürdigen Betrüger. Diesem ihrem Ursprung entspricht nach Celsus auch der Charakter der christlichen Religion. Soweit sie sich von dem entfernt, was schon lange vor ihr als Wahrheit anerkannt war, ist sie nichts, als ein Gemisch von Aberglauben, Anmaßung und Täuschung. Um den höchsten Gott allein anzubeten, versagen die Christen mit den Juden den übrigen Gottheiten ihre Verehrung. Als ob es sich für den höchsten Gott geziemte, unmittelbar und persönlich in die materielle Welt einzugreifen; als ob er nicht seine Diener und Werkzeuge hätte, mittelst deren er die Welt regiert, und in denen er geehrt sein will: jene himmlischen Götter, deren Glanz wir bewundern, jene Dämonen, deren unsichtbares Walten uns beständig umgibt, deren Gunst wir uns daher durch Gebete und Opfer zu sichern allen Grund haben. Und während die Christen den höchsten unter den geschaffenen Wesen die Ehre verweigern, die ihnen zukommt, während sie einem Herakles und Asklepios nicht zugestehen, daß sie zu Göttern geworden seien, verehren sie selbst einen Gaukler, der des schmählichsten Todes gestorben ist, als einen Gott. Sie behaupten, er sei Der, welchen die jüdischen Propheten geweissagt haben, wiewol seine Lehre dem jüdischen Gesetz widerstreitet. Sie machen ihn zum Sohne Gottes, unbekümmert darum, daß sie damit dem Gotte, dessen Sohn er sein soll, so gut, wie die hellenischen Mythen von Göttersöhnen, Dinge zuschreiben, die der Gottheit durchaus unwürdig sind. Sie lassen Gott zu den Menschen herabkommen, so wenig sich dies auch mit seiner Unveränderlichkeit und seiner Vollkommenheit verträgt. Wie ungereimt sind ferner ihre anthropomorphistischen Vorstellungen von der Gottheit, ihre Erzählungen von der Weltschöpfung und vom Sündenfall, von der Sündfluth und den Patriarchen, ihre Lehre vom Teufel, der den Sohn Gottes tödtet, und vom Antichrist, welchen dieser als seinen Nebenbuhler zu fürchten hat, ihre Erwartungen über die Wiederkunft Christi, die Weltverbrennung und die Auferstehung des Leibes, an dem nur der fleischlich Gesinnte in dieser Art hängen wird! Welche hochmüthige Einbildung von den Christen, daß sie meinen, die Welt sei nur um ihretwillen geschaffen, und beim Weltende werden sie allein in einem neuen Leib fortleben, während alle Anderen im Feuer gebraten werden! Eine solche Religion taugt freilich nur für die Unwissenden, an welche die Christen sich allein halten: wer für solche Dinge Glauben finden will, der muß sich ja wol damit an

Handwerker und Sklaven, an Weiber und Kinder, an sündiges, schlechtes Volk wenden, alle Gelehrten und Gebildeten dagegen von seiner Gemeinde ausschließen. Doch so verkehrt alles dies sein mag: es wäre immer noch eher zu ertragen, wenn die Christen damit nur dem Glauben ihrer Vorfahren folgten, wenn sie die Entschuldigung einer Nationalreligion für sich hätten. Da es nun einmal nicht möglich ist, daß alle die zahllosen Völker die Gottheit auf einerlei Weise verehren, so ist es am besten, wenn sie jedes in der Art verehrt, die bei ihm von Alters her einheimisch und den Schutzgeistern seines Landes genehm ist. So verhält es sich selbst mit den Juden, so thöricht auch der Nationalstolz ist, mit dem sie alle anderen Glaubensweisen verachten und nur ihre eigene gelten lassen wollen. Die Christen dagegen können nicht einmal diesen Grund für sich anführen. Ihrem Ursprung nach Apostaten des Judenthums, sind sie jetzt ein Gemenge von Abtrünnigen aus allen Völkern, und unter einander selbst wieder in zahllose Parteien gespalten. Und damit hängt denn auch das zusammen, wovon Celsus die Christen am Schluß seiner Streitschrift noch abmahnt: ihre Gleichgültigkeit gegen den römischen Staat und sein Wohl. Wie sie von dem öffentlichen Götterdienst nichts wissen wollen, so kümmern sie sich auch nicht um die öffentlichen Interessen: jene „Feindschaft gegen das Menschengeschlecht", die ihnen bei Tacitus vorgeworfen wird, begegnet uns hier unter der bestimmteren Gestalt des Mangels an Patriotismus.

Diese Streitschrift des Celsus läßt uns nun deutlich erkennen, weshalb die höher Gebildeten unter seinen römischen und griechischen Zeitgenossen von dem christlichen Glauben, auch wenn sie mit demselben etwas näher bekannt wurden, doch in der Regel nichts wissen wollten. Sie konnten sich mit ihm schon deshalb nicht befreunden, weil er aus einer ganz anderen Sphäre hervorgegangen war, eine andere Stimmung und Denkweise voraussetzte, als die ihrige. Das Christenthum war eine Religion der Mühseligen und Beladenen: wer sich in dieser Welt mißhandelt und hintangesetzt fand, dem versprach es Ersatz in einer anderen; wer vom Gefühl der moralischen Schwäche und Verschuldung niedergedrückt war, dem wußte es durch das Evangelium der Versöhnung die Ruhe des Gewissens zurückzugeben, ihn zu einer ihm bis dahin unbekannten Freiheit und Freudigkeit des sittlichen Strebens zu erheben. Aber Alles, was die Freude des Hellenen, der Stolz des Römers gewesen war, rechnete es zu der Herrlichkeit *dieser* Welt, auf deren Trümmern erst das Reich Gottes sich erbauen sollte. Je tiefer der Einzelne in der Bildung der classischen Völker wurzelte, um so fremdartiger mußten ihn diese Anschauungen berühren; je höher er die Güter dieser Bildung schätzte, um so weniger konnte er sie mit dem Glauben und der Gottesverehrung der palästinischen Barbaren zu vertauschen geneigt sein. Je weniger ihm umgekehrt von diesen Gütern zugefallen war, je vollständiger er zu den Paria's des antiken, wesentlich aristokratischen Kulturlebens gehörte, um so größeren Reiz mußte eine Lehre für ihn haben, welche ihn zum gleichberechtigten Genossen einer Gemeinschaft erhob, deren Mitgliedern die höchsten Güter theils sofort in ihrem sittlichen und religiösen Leben mitgetheilt, theils für die Zukunft in sichere Aussicht gestellt wurden. Ein solcher konnte auch über *die* Punkte der neuen Lehre, welche den wissenschaftlich Gebildeten zum Anstoß gereichten, leicht wegkommen. Wie stark auch die Anforderungen sein mochten, welche der jüdisch-christliche

Supranaturalismus an die Glaubensfähigkeit seiner Bekenner stellte: im Vergleich mit der Mythologie des Volksglaubens hatte die christliche Dogmatik ein so rationales Gepräge, und schon der Uebergang vom Polytheismus zum Monotheismus schloß einen so gewaltigen Fortschritt in sich, daß auch der wundergläubigste und dogmatisch beschränkteste Christ auf den Aberglauben der Heiden als ein Aufgeklärter herabsehen konnte. Wen dagegen die Philosophie vorher schon von diesem Aberglauben befreit hatte, dem brauchte das Christenthum diesen Dienst nicht erst zu leisten, und es konnte ihn durch denselben nicht gewinnen; wogegen alle die Lehren, welche aus dem jüdischen Offenbarungsglauben als solchem hervorgegangen waren oder sich an ihn anschlossen, einen Jünger des Plato oder Aristoteles, des Epikur oder Zeno unfehlbar abstoßen und bald seinen Spott bald seinen ernsthaften wissenschaftlichen Widerspruch hervorrufen mußten. Beachtet man dabei noch die unverhüllte Abneigung, die unverkennbare innere Feindseligkeit, mit welcher die Christen den heidnischen Staat betrachteten und ihm ihre Mitwirkung zur Lösung seiner Aufgaben so viel wie möglich entzogen, so begreift es sich um so mehr, daß gerade der gebildetere Theil der Bevölkerung, der Träger der politischen Einsicht und Gesinnung, im Christenthum eine Gefahr sah, gegen welche die unteren, politisch unmündigen Volksklassen theils gleichgültig, theils blind waren, und daß weiter blickende, von römischem Staatssinn erfüllte Regierungen dem Umsichgreifen eines Glaubens zu steuern suchten, der dem bestehenden Staatswesen seine beste Lebenskraft aussaugen mußte.

Für das Christenthum und für die Menschheit war es ein Glück, daß sich diese altrömische Staatsgesinnung immer nur zeitweise auf dem Throne der Cäsaren behaupten konnte. Ist es auch eine starke Uebertreibung, wenn Celsus den Christen sagt, nur der eine und andere von ihnen irre noch umher, sei aber fortwährend von der gerichtlichen Verfolgung bedroht, so scheinen doch Mark Aurel's strenge Maßregeln gegen dieselben für den Augenblick einen bedeutenden Erfolg gehabt zu haben. Aber der erneuerte Angriff der Markmannen, welcher seit 178 alle Kräfte des Reiches in Anspruch nahm, mußte die Aufmerksamkeit von den Christen ablenken; und nachdem der Kaiser im Jahre 180 im Feldlager zu Wien gestorben war, hatte die christliche Kirche unter seinen Nachfolgern eine siebzigjährige Ruhezeit, welche erst um die Mitte des dritten Jahrhunderts für einige Jahre durch die heftigen Verfolgungen des Decius und Valerian unterbrochen wurde. Die Zahl ihrer Anhänger wuchs während dieser Zeit so bedeutend, ihr Gemeindeleben und ihr Kultus trat so ungescheut und ungehindert aus der früheren Verborgenheit heraus, daß sie trotz der Gesetze gegen die unerlaubten Religionen eine Macht war, mit der man rechnen, die man wenigstens als Thatsache anerkennen mußte. Dadurch wurde auch die Stellung, welche die öffentliche Meinung der griechisch-römischen Welt zum Christenthum einnahm, nothwendig beeinflußt. Die alten, abenteuerlichen Vorstellungen von den geheimen Gräueln der Christen verstummen, seit man sie genauer und allgemeiner kennen lernt. Der Haß gegen die Götterfeinde stumpft sich mit der Zeit um so mehr ab, da man sich seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts immer mehr gewöhnte, neben den altrömischen und griechischen auch orientalische Gottheiten nicht allein in der Gottesverehrung der Einzelnen, sondern auch im öffentlichen Kultus, einen

breiten Raum einnehmen zu sehen. Die Abneigung der Heiden gegen das Christenthum dauerte natürlich nichtsdestoweniger fort; die Eifersucht der Altgläubigen gegen dasselbe konnte durch seine Erfolge nur genährt werden. Aber für „Feinde des Menschengeschlechts" konnte man die Bekenner einer Religion nicht mehr halten, der von den Einwohnern des römischen Reiches bereits ein so namhafter Theil anhing, und selbst das politische Mißtrauen schwand allmälig in dem Grade, daß gegen das Ende des dritten Jahrhunderts viele Christen in der Armee dienten, und manchen von ihnen hohe Befehlshaberstellen, wichtige Hof- und Staatsämter anvertraut waren.

Unter diesen Umständen nahmen auch die Angriffe auf das Christenthum eine veränderte Gestalt an. Als die letzte wissenschaftliche Vorkämpferin des Polytheismus trat seit der Mitte des dritten Jahrhunderts die neuplatonische Philosophie auf. Aber so entschieden der Widerspruch war, den sie der christlichen Lehre noch lange nach dem äußeren Siege der letzteren, bis in's sechste Jahrhundert herab, entgegensetzten, so wagten doch selbst die Neuplatoniker nicht mehr, dieser Lehre alle Wahrheit abzusprechen. So viel hatte die christliche Religion durch ihren großartigen äußeren Erfolg und ihre unverkennbaren sittlichen Wirkungen doch erreicht, daß sie von ernsthaften und wahrheitsliebenden Gegnern, wie dies die Neuplatoniker durchschnittlich waren, nicht mehr einfach für ein Werk des Betrugs oder ein Erzeugniß des Aberglaubens gehalten werden konnte; daß vielmehr auch sie einen wahren und tüchtigen Kern in ihm anerkannten, an den sich freilich in der Folge viel Täuschung und Betrug angesetzt haben sollte. Der Stifter des Christenthums, sagten diese neuplatonischen Gegner desselben, sei ein frommer und weiser Mann gewesen; erst seine Schüler haben seine Lehre entstellt. Sie erst haben Christus für einen Gott ausgegeben und seine Verehrung der der Volksgötter entgegengestellt. Er selbst habe diese Götter angebetet und mit ihrer Hilfe durch magische Kunst die Wunder verrichtet, deren Thatsächlichkeit die Philosophen nicht bestreiten wollten; er habe aber deshalb nicht mehr sein wollen, als ein Mensch, wie ja auch andere Weise von den Göttern mit ähnlicher Wunderkraft begabt worden seien.

Von diesem Standpunkt aus hatte schon in der ersten Hälfte des dritten Jahrhunderts (um 230) Philostratus in seinem Leben des Apollonius von Thana, ohne Christus zu nennen, der evangelischen Darstellung desselben das neupythagoreische Ideal eines hellenischen Philosophen und Propheten gegenübergestellt, und sein Schüler, der Kaiser Alexander Severus, in seiner Hauscapelle dem Stifter des Christenthums neben einem Orpheus und Abraham, einem Pythagoras und Apollonius, eine Stelle eingeräumt. Von den gleichen allgemeinen Voraussetzungen ging ein halbes Jahrhundert später der Neuplatoniker Porphyrios bei jener berühmten ausführlichen Streitschrift gegen die Christen aus, deren Vernichtung dem Hasse der letzteren leider so vollständig gelungen ist, daß uns nur vereinzelte Angaben über ihren Inhalt übrig sind. Wir sehen aus denselben, daß Porphyr, ein gelehrter und nicht blos logisch, sondern auch philologisch geschulter Mann, sich zu seinem Angriff mit Vorliebe solche Punkte ausgewählt hatte, welche auch in neuerer Zeit von Gegnern des supranaturalistischen Offenbarungsglaubens besonders in's Auge gefaßt wurden. Er fragte mit einem

Reimarus, warum denn Christus nicht früher erschienen sei, wenn doch alles Heil an ihm allein hänge. Er fand es unbegreiflich, daß die Christen die Opfer verwerfen, wenn Gott selbst sie den Juden geboten habe. Er sah in dem vielbesprochenen Streit des Petrus und Paulus in Antiochien einen Beweis dafür, daß ein Glaube, über den seine bedeutendsten Vertreter sich streiten, nur auf Erdichtung beruhen könne. Er beschuldigte selbst Jesus der Zweideutigkeit, weil er bei Johannes (7, 8. 14) erst sagt, er werde das Fest in Jerusalem nicht besuchen, und dann doch dort erscheint. Er hielt sich über manche Erzählungen des alten Testaments auf und wollte den Christen mit Recht nicht erlauben, das Anstößige derselben durch allegorische Auslegung bei Seite zu schaffen. Er erkannte in der Weissagung Daniel's mit scharfem Blick eine Unterschiebung aus der Zeit der Makkabäer und bewies dies mit Gründen, die von ihrer Kraft heute noch nichts verloren haben. Er hat so ohne Zweifel noch manche Einwendung vorgebracht, deren Widerlegung der damaligen christlichen Theologie nicht gelingen konnte. Aber daß er das Christenthum im Ganzen ebenso wegwerfend und feindselig beurtheilt habe, wie seiner Zeit Celsus, wird nicht überliefert, und nach der Stellung, welche die neuplatonische Schule überhaupt damals gegen dasselbe einzunehmen pflegte, ist es nicht wahrscheinlich, so entschieden er sich auch darüber ausspricht, daß er nur in der hellenischen Religion eine gesetzliche Art der Gottesverehrung, in der christlichen nur eine Auflehnung gegen die göttliche Weltordnung zu sehen wisse, nach der jeder die Götter dem Herkommen seines Volkes entsprechend verehren solle.

Nicht einmal von seinem Schulgenossen Hierokles wird dies behauptet, wiewol diesem Mann ein Hauptantheil an dem letzten Versuch zugeschrieben wird, den die römische Staatsmacht vom Jahre 303 an mehrere Jahre lang zur gewaltsamen Unterdrückung des Christenthums machte, der schweren Diocletianischen Christenverfolgung. In einer Streitschrift gegen die Christen stellte dieser Neuplatoniker dem Stifter des Christenthums die romanhafte Gestalt des neupythagoreischen Heiligen, des Apollonius von Tyana, gegenüber, so wie diese von Philostratus ausgemalt war. Er suchte zu zeigen, daß die Christen keinen Grund haben, ihren Jesus wegen der paar Wunder, die er verrichtet habe, für einen Gott zu halten, und daß die Heiden einen Apollonius, Pythagoras und andere, Christus überlegene Wunderthäter viel richtiger beurtheilen, wenn sie dieselben nicht für mehr ansehen, als für gottgeliebte Menschen. Dabei unterließ aber auch er es nicht, die Apostel für Betrüger zu erklären, welche die Thaten ihres Meisters mit leeren Erdichtungen ausgeschmückt haben, während die eines Apollonius von untadeligen Zeugen überliefert sein sollen. Die menschliche Größe Jesu, selbst seinen Prophetencharakter, will demnach auch dieser Christenfeind nicht bestreiten; nur seine göttliche Würde ist es, gegen die er sich wendet.

Erst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts hören wir die heidnische Polemik gegen das Christenthum wieder den Ton anschlagen, mit dem sie im ersten und zweiten begonnen hatte. Diese Religion war inzwischen durch Constantin zur Staatsreligion im römischen Reich erhoben worden, und bald begannen ihre Anhänger, die Verehrung der alten Götter mit derselben Gewaltsamkeit zu unterdrücken, mit der man kaum erst das Christenthum zu unter-

drücken versucht hatte. Wenn heidnische Regierungen den Christen bei Todesstrafe geboten hatten, den Göttern zu opfern, so wurden jetzt diese Opfer bei Todesstrafe verboten; wenn früher der heidnische Pöbel gegen die Christen gewüthet hatte, wurde jetzt der christliche Pöbel gegen Die gehetzt, welche sich von dem Glauben ihrer Väter nicht trennen wollten; wenn man früher dem Christenthum absagen mußte, um sich möglich zu machen, am Hof und beim Heere vorwärts zu kommen, so mußte man es jetzt zu demselben Zweck annehmen. Hatte aber das neu aufstrebende Christenthum Lebenskraft genug besessen, um allen Verlockungen und Schrecknissen der Staatsgewalt Widerstand zu leisten, so brach das morsche Heidenthum unter der Wucht der veränderten Verhältnisse so rasch zusammen, daß seine Anhänger schon 50 Jahre nach Constantin's erstem Toleranzedict zu einer Minderheit geworden waren, deren Reihen sich immer mehr lichteten, und daß sie bald nur noch unter der ungebildeten Bevölkerung auf dem Lande, in den höheren Ständen Rom's und Alexandria's, und unter den Gelehrten und Philosophen zu finden waren, welche die Verehrung der alten Götter von der classischen Bildung nicht zu trennen wußten. Es war natürlich, daß dieser Sieg eines Gegners, den man zu hassen und auf den man herabzusehen nie aufgehört hatte, daß die Härte, mit welcher derselbe seinen Sieg benutzte, daß das widerwärtige Schauspiel von äußerlichem Namenchristenthum, geistlicher Herrschsucht und leidenschaftlichen Lehrstreitigkeiten, welches die neue Reichskirche sofort darbot, bei dem unterlegenen Theile die tiefste Erbitterung hervorrief. Unter Julian's kurzer Regierung (361—363) eröffnete sich ihm die Aussicht, den Gegner auf's Neue zu verdrängen. Aber die Restauration des Heidenthums, welche dieser Kaiser mit dem ganzen Eifer eines Neophyten, doch in völliger Verkennung seiner Zeit und ihrer Bedürfnisse, unternahm, hätte mißlingen müssen, wenn auch nicht sein früher Tod dem kaum begonnenen Unternehmen ein Ende gemacht hätte. Julian selbst hatte das Christenthum in seinen Vorgängern und Verwandten in der schlechtesten Gestalt kennen gelernt. Er hatte unter ihrem mißtrauischen Despotismus persönlich schwer gelitten. Im Christenthum erzogen, hatte er sich zu dieser Religion auch da noch äußerlich bekennen müssen, als er schon längst durch die neuplatonische Philosophie für die alten Götter gewonnen war. Ihre Verehrung wiederherzustellen, war für ihn, als er auf den Thron kam, die ernstlichste Herzensangelegenheit. Aber auf gewaltsamem Wege wollte er es doch nicht versuchen: dies verboten ihm seine Grundsätze, sein Edelsinn und seine Achtung vor dem Recht; und schließlich konnte er sich doch wol nicht verbergen, daß seine Macht dazu nicht ausgereicht hätte. Daß er den Christen den öffentlichen Unterricht in der alten Literatur untersagte, ist die härteste Maßregel, die er gegen sie in Anwendung gebracht hat. Nur um so weniger konnte es sich aber der Fürst, der sich auf seine Philosophie und seine Gelehrsamkeit nicht wenig zu Gute that, und sich sehr gern reden hörte, versagen, gegen sie zu schreiben. In seinen sieben Büchern gegen die Christen, die wir aus Cyrill's Gegenschrift kennen, und in seinen Briefen kommt aller der Groll und die Geringschätzung zum Ausdruck, die sich seit Jahren bei ihm angesammelt hatten und durch die Hartnäckigkeit nur gesteigert werden konnten, mit der die Christen seinen Bekehrungsmaßregeln widerstrebten. Die „Galiläer",

wie er sie selbst in kaiserlichen Erlassen verächtlich zu nennen pflegte, sind ihm, wie seinerzeit einem Celsus, Leute, die von der Gottesverehrung ihrer Väter abgefallen sind, um sich aus den schlechtesten Elementen des Judenthums und des Heidenthums eine eigene Religion zurechtzumachen. Von den ewigen Göttern, deren Walten sie umgibt, wollen sie nichts wissen, um statt dessen einen todten Juden und mit ihm die Gräber und die Knochen anderer Todten — mit denen man ja damals schon Fetischdienst genug trieb — zu verehren. Auch die Natur und ihre Gesetze hören sie nicht; statt aller Gründe berufen sie sich auf den Willen Gottes, als ob dieser jemals mit den Naturgesetzen im Widerspruch sein könnte. So wollen sie auch nicht begreifen, daß unmöglich alle Völker einerlei Religion haben können, und daß die Völker eben deshalb an Charakter und Anlagen so weit von einander abweichen, weil sie verschiedenen Gottheiten zugetheilt sind. Sie selbst aber haben gar keinen nationalen Kultus; sie folgen den Lehren jener betrügerischen Sektirer, der Apostel, und haben nicht einmal diese unverändert gelassen. Wie wenig aber diese Lehre taugt, zeigt auch der Augenschein: Alles, was Großes und Schönes in der Welt ist, alle edeln Thaten und alle bedeutenden Männer sind, wie Julian glaubt, aus dem Heidenthum hervorgegangen; das Christenthum ist eine Religion der Barbaren, und es vermag auch nur Barbaren, nur Leute von sklavenhafter Gesinnung zu bilden.

So kehrt die heidnische Polemik gegen das Christenthum in ihrem Ausgang zu denselben Gesichtspunkten zurück, unter die sie dasselbe gleich anfangs gestellt hatte. Aber hatte diese Polemik seine Ausbreitung nicht zu hemmen vermocht, so war es eine noch eitlere Hoffnung, daß es ihr gelingen werde, ihm den Sieg, den es schon in Händen hatte, wieder zu entreißen. Als Cyrill seine zehn Bücher gegen Julian schrieb, war die letzte Aussicht des Heidenthums im römischen Reiche schon längst mit diesem Fürsten in's Grab gesunken. Auch die schriftstellerischen Angriffe auf das Christenthum als solches verstummten mehr und mehr, wenn auch über einzelne Lehren noch lange zwischen christlichen und heidnischen Philosophen gestritten wurde. Erst in den letzten Jahrhunderten ist jene Polemik neu aufgelebt. Neuere Gegner des Christenthums haben viele von den Vorwürfen wiederholt, die ihm einst ein Celsus und Porphyr gemacht hatten, so wenig sie auch den ganzen Standpunkt dieser Männer theilen konnten. In manchen von jenen Vorwürfen haben auch Solche, die von jeder grundsätzlichen Feindschaft gegen das Christenthum weit entfernt sind, etwas Wahres anerkannt und sich um eine Umbildung desselben bemüht, durch die es vor ihnen sichergestellt würde. Indessen kann diese Parallele hier nicht weiter verfolgt werden. Die vorstehende Erörterung wollte nur zeigen, wie sich der Kampf des Heidenthums mit dem Christenthum und seine wechselnde Stellung zum Christenthum in der römischen und griechischen Literatur abspiegelt, um auch von dieser Seite her die Eigenthümlichkeit und die Motive jener weltgeschichtlichen Bewegung zur Anschauung zu bringen, aus der mit dem Siege der christlichen Religion die Grundlagen der heutigen Gesellschaft und ihres Kulturlebens hervorgingen.

Zur Geschichte des Kochens.

Von

Rud. Virchow.

Die Geschichte des Kochens läßt sich nur zum Theil auf Grund geschriebener Urkunden oder positiver Untersuchungen herstellen. Ein großer Theil derselben gehört einer Zeit an, welche vor der geschriebenen Geschichte, ja vor der Ueberlieferung liegt, und wenn auch zugestanden werden muß, daß die Kochkunst im engeren Sinne, d. h. die fortschreitende Verfeinerung der in der Küche zu bereitenden Speisen, die Herstellung zusammengesetzter, aus den mannigfaltigsten Gegenständen gemischter Gerichte zu einem großen Theile den historischen Völkern angehört, so läßt sich doch nicht verkennen, daß die Hauptsache, nämlich das Kochen selbst, überall schon erfunden war, ehe man daran ging, die Erinnerung der schon gemachten Fortschritte in bestimmter Weise zu fixiren und den Nachkommen zu erhalten.

Wenn ich sage, die Hauptsache sei die Erfindung des Kochens selbst gewesen, so meine ich dies nicht blos in dem Sinne, daß auf jedem Felde menschlicher Entdeckungen das Auffinden des Princips das Wesentliche ist, indem sich daraus alle weiteren Vervollkommnungen nur als natürliche Fortbildungen ergeben, sondern noch mehr in dem Sinne, daß keine der späteren Vervollkommnungen auch nur entfernt mit der Bedeutung der Entdeckung des Kochens selbst verglichen werden kann. Denn diese Entdeckung bezeichnet eine der größten Grenzscheiden zweier Culturepochen, welche die Menschheit überschritten hat.

Ein irischer Physiologe, Graves, hat in sehr bezeichnender Weise gesagt, der Mensch sei das einzige kochende Thier. In der That, man kann wol einen Affen oder einen Hund soweit abrichten, daß er einzelne Handleistungen, welche zum Kochen gehören, erlernt. Aber es gibt kein Thier, welches auch nur entfernt im Stande wäre, die Gesammtheit der zum Kochen erforderlichen Handleistungen in geordneter Weise zu erlernen, geschweige denn diese Handleistungen zu verstehen oder gar selbst zu erfinden. Denn kein Thier hat, gleich dem Menschen, das Bedürfniß, seine Nahrungsmittel in der Weise, wie es durch das Kochen

geschieht, vorzubereiten. Einzelnen, wie den Vögeln in ihrem Kropfe, den Wiederkäuern in ihrem Vormagen, ist von Natur eine Einrichtung mitgegeben, welche einen Theil derjenigen Vorbereitungen besorgt, welche zur vollständigen Verdauung der Speisen erforderlich sind. Aber keins von den Thieren, denen ein solcher Vormagen versagt ist, hat jemals Versuche gemacht, durch künstliche Einrichtungen diesem Mangel abzuhelfen. Der vielgepriesene Instinct reicht nicht weiter, als daß gewisse Thiere für ihre Ernährung solche Nahrungsmittel suchen, deren ursprünglich harte und schwer verdauliche Beschaffenheit durch faulige und andere Erweichungsvorgänge gemindert worden ist. Nur das Genie des Menschen vermochte den großen Schritt zum Kochen zu machen.

Halten wir hier einen Augenblick inne, um uns die Größe dieses Schrittes zu vergegenwärtigen. Es ist gleichgültig, daß wir keine geschichtlichen Nachrichten darüber besitzen, wie der Zustand der Völker, welche die Kunst des Kochens erfanden, vor dem Zeitpunkte, da ihnen die Segnungen dieser Kunst zugänglich wurden, gewesen ist. Die Ethnologie ersetzt uns diesen Mangel, indem sie uns noch in diesem Augenblick Naturvölker kennen lehrt, welche nicht zu kochen verstehen. Die Zahl derselben ist freilich nicht so groß, wie man noch vor Kurzem annahm. Hauptsächlich sind es ganz kleine Völkerschaften, um nicht zu sagen, Horden, auf weit abgelegenen Inseln wohnhaft, von allem Culturverkehr abgeschlossen und zugleich unter Naturverhältnisse gestellt, welche auskömmliche Nahrungsmittel in leicht erreichbarer Form darbieten. Dahin gehört ein gewisser Theil der polynesischen Insulaner, welche, weit zerstreut auf den kleinen Eilanden des stillen Oceans, in dem Ertrage gewisser Fruchtbäume, namentlich der Palmen, und in den Gaben des Meeres, Muscheln, Krebsen, Fischen, ausreichende Mittel des Unterhaltes finden. Auf den großen Continenten ist fast überall das Kochen eingeführt, und wenn es auch nicht durchweg zu voller Ausbildung gelangt ist, wie in Australien, so hat die Bevölkerung doch gewisse Vorstadien dazu zurückgelegt. Wir werden alsbald darauf zurückkommen; das Angeführte genügt aber vorläufig, um uns den Gegensatz zu vergegenwärtigen, welcher das Culturgebiet des Kochens von demjenigen des Nichtkochens trennt.

Erst mit der Zubereitung der Nahrungsmittel, wie sie das Kochen darstellt, wird der Mensch unabhängig von den Zufälligkeiten der Natur. Gerade diejenigen Naturerzeugnisse, welche den Hauptbestandtheil unserer Nahrung bilden, werden erst durch die Zubereitung für uns brauchbar. Schwerlich hat es jemals eine Zeit gegeben, wo das Getreide, die Hirse, der Reis, die Kartoffel und der Mais in rohem Zustande als regelmäßiges Nahrungsmittel des Menschen gedient haben. Der Australier, der das Kochen nicht gelernt hat, geht noch heutigen Tages gleichgültig bei den Reispflanzen vorüber, welche, wenigstens im nördlichen Theile Neuhollands, als ein natürliches Gewächs des Bodens vorkommen. Wo man die Körnerfrüchte zermalmt oder geradezu mahlt, da pflegt man sie auch mit Wasser anzurühren und in irgend einer Form der Feuerwirkung auszusetzen, um sie genießbar zu machen. Die Meinung, daß irgend ein größerer Theil der Menschheit von rein pflanzlichen Stoffen, die keiner künstlichen Vorbereitung ausgesetzt waren, lebte, und dabei Fortschritte der Bildung, welche als solche nennenswerth wären, gemacht hätte, gehört zu den willkürlichen Be-

hauptungen einer Zeit, wo man, nicht ohne Grund, wenngleich ohne tieferes Verständniß der Urzeit, die Menschen aus dem Zauberkreise einer überfeinerten Cultur zu Naturzuständen zurückzurufen bestrebt war.

Die Einführung des Ackerbaus in die Gewohnheiten der Menschen setzt das Kochen voraus. Alle Hauptgegenstände des Ackerbaus sind und waren Pflanzen, welche erst durch künstliche Zubereitungen für die Ernährung des Menschen brauchbar gemacht werden. Vor Allem gilt dies von den Wintervorräthen, deren Anhäufung erst mit der Einführung eines geordneten Ackerbaues in einer solchen Menge möglich war, daß dem kommenden Mangel im Voraus begegnet und die Sicherheit des Hauswesens durch eine Voraussberechnung des zu erwartenden Bedarfs auf eine meßbare Grundlage gestellt werden konnte. Und erst von da an erhielt auch die Frau in der Mitte dieses Hauswesens die würdigere und einflußreichere Stellung, welche allein genügt, um das neue Culturverhältniß, welches nunmehr beginnt, zu kennzeichnen. Sie wird die Verwalterin der aufgehäuften Schätze, sie bestimmt Maß und Art der Verwendung, sie wird verantwortlich für die Verpflegung der Familie auf der Grundlage des Ernteertrages.

Sicherlich ist es nicht zufällig, daß die Frau zur Hausfrau geworden ist in den kälteren Gegenden der gemäßigten Zone, wo es einen wahren Winter gibt. Der Winter ist der Zuchtmeister geworden, welcher nicht blos das Band des Hauswesens enger geknüpft, sondern auch neben dem Manne, dem eigentlichen Ernährer, der Frau als der Verwalterin des Nährschatzes einen gleichberechtigten Platz gesichert hat. Nur ausnahmsweise hat hier und da ein Volk der tropischen oder subtropischen Regionen diesen Höhepunkt der gesellschaftlichen Cultur erreicht. Je freigebiger die Natur, je sorgloser das äußere Leben, um so loser wird das Familienband, um so leichter lockert sich die Familie durch Vielweiberei und Frauenknechtschaft.

Und doch, selbst in diesen niederen Organisationen des gesellschaftlichen Lebens, selbst da, wo der Ackerbau unter einem glücklicheren Klima ein Gegenstand geringerer Sorge ist, selbst da bleibt häufig der Frau ein gewisses Stück ihrer Bedeutung gesichert, weil sie, was die Küche selbst weniger an Arbeit erfordert, auf das Feld übertragen muß. Nirgends mehr, als im heißen Afrika, ist die Frau zugleich die Gärtnerin und Ackerbauerin, welche in harter Anstrengung die Nahrungsmittel nicht blos zubereiten, sondern auch sammeln und ziehen muß. Dem Manne fällt außer dem Genuß nur die Jagd und der Krieg als stehende Aufgabe zu.

Je mehr aber Jagd und Krieg die tägliche Aufgabe der Männer wird, um so mehr schwinden auch die äußeren Mittel und Merkmale des Familienlebens. Die Jagd erfordert große Gebiete, weite „Jagdgründe", um anhaltende Nahrung zu gewähren. Ein Jägervolk wird von selbst dahin geführt, seine Wohnsitze zu verändern, je nachdem ein Gebiet von Thieren entvölkert wird. Das stehende Hauswesen wird aufgegeben; das Heimathsgefühl verschwimmt in das Unbestimmte; Alles, was das Haus befestigt und wohnlicher macht, nicht nur die reichere Ausstattung mit Geräth, sondern selbst die Reinlichkeit, die Sauberkeit,

die Ordnung, die Sparsamkeit, lauter häusliche Tugenden, gehen verloren, oder genauer gesagt, sie werden gar nicht gewonnen. Selbst ganz äußerliche Verhältnisse, die doch so wesentlich sind, wie die regelmäßige Frage der Mahlzeiten, kommen in Wegfall. Kann es etwas mehr Charakteristisches geben, als die Aeußerung jenes wilden Tehuelchen, der vor wenigen Jahren zu Hrn. Musters auf seiner Durchstreifung Patagoniens sagte: „Die Chilenen essen zu regelmäßigen Stunden. Das ist thöricht; wir essen nicht, wenn wir nicht hungrig sind." Die natürliche Folge ist, daß Jeder da ißt, wo ihn der Hunger befällt und die Gelegenheit sich bietet, denselben zu stillen. Nirgends wol tritt diese Auflösung des Familienlebens in grauenhafterer Gestalt hervor, als in Neuholland, und nicht mit Unrecht, wenn gleich nicht ohne Uebertreibung, hat letzthin ein enthusiastischer Franzose, Herr Foley, behauptet, der Australier sei weniger werth, als der wilde Hund seines Landes, der Dingo, ja er stehe in Bezug auf die Behandlung seines Weibes und seines Kindes noch unter dem Schnabelthier. Au point de vue des soins que tout être vivant quelque peu sociable doit à sa femelle et à son petit, le Papou de la côte Est australienne ne vaut pas encore l'ornithorhynque.

Wohin wir in der Welt blicken, überall knüpft sich die höhere Cultur, die wahre Gesittung an die Ordnung des Hauses, und das Haus des Trägers dieser Cultur, des seßhaften Menschen, steht inmitten seines Ackerfeldes. Obstzucht, Weinbau, Oelpflanzungen, Gartenanlagen gewähren die Mittel weiterer Verfeinerung und Verschönerung des Lebens; das eigentliche Symbol dieser Culturstufe bleibt das Ackerfeld mit seinem „goldenen" Segen. Und dazu gehört die Hausfrau und der Heerd, auf dem das Feuer „gehütet" wird. Das Heiligthum der Vesta, dessen Hüterinnen Jungfrauen sind, drückt nur in der Innigkeit der Anschauung, welche den jugendlichen Völkern eigen ist, den erhabenen Gedanken aus, daß der Heerd der Mittelpunkt dieser gesellschaftlichen Ordnung ist.

Keineswegs hat der Ackerbau das Kochen oder die Zubereitung der Speisen vermittelst des Feuers erst nach sich gezogen. Meine Meinung ist vielmehr die, daß das Kochen wesentlich dazu beigetragen hat, den Ackerbau zu einem Gegenstande des Strebens der Menschen zu machen. Auch die meisten Hirten- und Jäger- und Fischervölker sind nicht ohne Kenntniß des Kochens, wenn auch häufig in unvollkommenen Formen; sie machen die mannigfaltigste Anwendung davon. Nun kann aber kein Zweifel darüber sein, daß das Hirten- und Jäger- und Fischerleben einen niederen Culturzustand ausdrückt, und daß es in der Zeitfolge dem Leben des Ackerbauers voraufgegangen ist. Das leugnen nicht einmal die Gläubigen, und wenn ich befürchten müßte, irgend einem Widerspruche zu begegnen, so wäre es nur von Seiten der Vegetarianer.

Unter den Glaubenssätzen der Vegetarianer ist der oberste der, daß der Mensch, seiner Organisation und seiner Natur nach, ein Pflanzenfresser sei. Daher soll die pflanzliche Nahrung die einzig wahre und naturgemäße Nahrung darstellen. Der Mensch stehe darin dem Affen, namentlich dem menschenähnlichen Affen, ganz nahe. Leider hat die neuere Beobachtung mehr und mehr gelehrt, daß auch die menschenähnlichen Affen durchaus keine Kostverächter in Bezug

auf thierische Nahrung sind, daß sie vielmehr mit Eifer Eier, junge Thiere und eine Menge niederer Geschöpfe auch im freien Zustande verzehren. Noch weniger finden wir unter den Naturvölkern die gewünschten Vegetarianer. Gerade die „natürlichsten", oder die von unserer Cultur am meisten entfernten, die Botokuden, die Buschmänner, die Australier, sind ausgemachte Omnivoren, Allesfresser, die den Genuß auch der ekelhaftesten Amphibien und Gliederthiere nicht verschmähen und für die ein gutes Stück Fleisch der höchste Leckerbissen ist. Der wahre Vegetarianismus ist kein ursprünglicher Zustand der Menschheit, sondern im Gegentheil ein ganz spät gewonnener. Solche Vegetarianer, wie sie der Brahmanismus zeigt, sind erst möglich geworden, seitdem der Ackerbau die Mittel der Ernährung in einer Fülle darbietet, wie sie die Natur nirgends freiwillig zur Verfügung gestellt hat. Und daher ist Vegetarianismus nicht die naturgemäße Lebensweise, sondern eine künstliche Lebensweise, für welche, mit Ausnahme einiger kleiner Coralleninseln der Südsee, kaum ein einziges Beispiel unter den Naturvölkern aufgewiesen werden kann. Und selbst von den Bewohnern dieser Inseln, Polynesiern von malayischer Herkunft, läßt sich mit größter Wahrscheinlichkeit darthun, daß ihre Voreltern eingewandert sind mit anderen Bedürfnissen und Gewohnheiten, und daß erst nach und nach, zumeist aus Mangel an anderer Nahrung und unter Herabsinken zu niederer Cultur, ein Vegetarianismus bei ihnen zur Entwicklung gekommen ist, der übrigens stark gemischt ist mit Ichthyophagie (Fischfresserei).

Nein, der Mensch der Urzeit war kein Vegetarianer. Man würde wahrscheinlich der Wahrheit viel näher kommen, wenn man sagte, er sei vorwiegend Carnivor (Fleischfresser) gewesen. Um Fleisch zu gewinnen, mußte er nicht sofort ein Jäger oder Fischer sein, obwol er Beides sicherlich schon sehr früh geworden ist. Die Küsten des Meeres bieten noch heute, zumal in warmen Strichen, eine Fülle von Muscheln, Krebsen und anderen Seethieren dar, welche ungemein leicht zu fangen sind; die Sümpfe und Flüsse des Landes sind reich an Schildkröten und anderen unschwer zu erreichenden Amphibien; wer Raupen und Spinnen und Käfer nicht verschmäht, wird so leicht in keinem Walde Hungers sterben. Das ist in Wirklichkeit die Nahrung vieler Naturmenschen, und wenn aus ihnen mit der Zeit Fischer und Jäger mit höheren Zielen geworden sind, so darf man doch nicht übersehen, daß Fischerei und Jägerei nur Fortbildungen dieses wahrhaften Naturzustandes waren. Erst aus der Jägerei konnte sich das Hirtenleben entwickeln, und wiederum erst der Hirte konnte ein wirklicher und wahrhaftiger Ackerbauer werden.

Wann mag nun wol das Kochen erfunden sein? Zum wahrscheinlichen Mißvergnügen unserer Vegetarianer muß ich sagen, daß der Ackerbauer, auch wenn seine Thätigkeit hauptsächlich auf die Erzeugung von Pflanzennahrung gerichtet war, diese Nahrung doch nicht mehr in „naturgemäßer" Weise roh zu sich nahm, sondern daß er schon von seinen Vorfahren, den Hirten, eine Art der Denaturirung, die künstliche Zubereitung der Speisen, übernommen hatte. Mit diesen Künsten ausgestattet, konnte er aus dem ansässigen Ackerbauer auch ein Auswanderer, ein Colonist auf fremdem Boden werden. Denn auch in der Fremde brachte ihm der beackerte Boden Frucht, von der er sich, sein Haus und sein Vieh nähren

konnte. Aber diese Frucht war eingeführte und erst künstlich acclimatisirte Frucht. Er mußte erst säen, um ernten zu können. Das Alles war schon Kunst, Cultur.

Aber die Vorfahren des Ackerbauers und des Coloniſten, die Hirten, lebten in einem natürlicheren Zustande. War dies etwa Vegetarianismus? Gewiß am allerwenigſten. Oder sollen wir annehmen, sie hätten sich auf den Genuß von Milch und Käse beschränkt? Ein Blick auf die heutigen Hirtenvölker genügt, um zu zeigen, daß der Genuß von Fleisch, ja von Blut sich durch alle möglichen Länder zieht. Man frage doch bei den Lappen oder den Tungusen, den Kalmücken oder Kirgisen, den Kaffern oder Hottentotten an, ob ihnen das Fleisch ihrer Nutzthiere zuwider ist, oder ob sie den Genuß desselben verabscheuen. Nein, im Gegentheil, sie sind ausgemachte Fleischfresser. Ja, manche von ihnen sind es in noch höherem Grade, als die Jägervölker, welche doch scheinbar in mehr ausschließlicher Weise auf den Fleischgenuß angewiesen sind. Aber es liegt auf der Hand, daß der Jäger, dessen Beute der Zufall bringt, nicht in ebenso reichem Maße und am wenigſten in solcher Regelmäßigkeit dem Fleischgenusse fröhnen kann als der Hirte, der sich selbst die Schlachtthiere zieht und der sie, falls nicht Unglücksfälle seine Heerde decimiren, zu jeder Zeit zur Schlachtbank führen kann. Ja, wenn es sich darum handelt, wer mehr geneigt ist, rohes Fleisch zu essen, so können wir den Kirgisen kaum irgend ein Jägervolk an die Seite stellen. Alle bekannten Jägervölker bereiten ihre Kost künstlich, wenn möglich mit Hülfe des Feuers.

Schon aus diesem Grunde bin ich der Meinung, daß das Kochen von Jägern erfunden sei und daß ihm schon eine lange Geschichte zukommt, bevor noch der Ackerbau irgendwo in Betrieb gesetzt war. Ich werde später noch gewisse Thatsachen beibringen, welche aus dem Studium der prähiſtorischen Funde hergenommen sind. Zunächst möchte ich betonen, daß diese urälteſte Entwicklung der Kochkunst eine Reihe aufeinanderfolgender Stadien hat und daß überdies noch die Vorgeschichte einiger besonderer Entdeckungen dazu gehört.

Da ist zunächst die Entdeckung des Feuers, seiner Erzeugung und seiner Wirkungen. Ohne Feuer läßt sich weder kochen, noch eine der anderen, dem Kochen nahe stehenden Bereitungen des Fleisches oder des Getreides vornehmen. Nun ist freilich gegenwärtig die Kenntniß des Feuermachens so weit verbreitet, daß es im Augenblick sogar zweifelhaft erscheint, ob überhaupt ein einziges Volk existirt, welchem diese Kenntniß abgeht. Der kürzlich verstorbene Peschel hat in seiner vortrefflichen „Völkerkunde" mit scheinbar guten Gründen den Satz vertheidigt, „daß auf der ganzen Erde noch der Menschenstamm gefunden werden soll, der keinen Verkehr mit dem Feuer unterhielte". Indeß die Gründe, welche er namentlich gegen Sir John Lubbock vorgebracht hat, der in seinem Buche über die vorgeschichtlichen Zeiten das Gegentheil behauptet, sind nicht unangreifbar. Insbesondere läßt sich die positive Angabe einzelner Reisender, daß sowol in Neuholland als in Tasmanien einzelne Stämme oder besser Horden von Eingebornen existiren, welche das Feuer nur fortzupflanzen, aber nicht zu erzeugen wissen, nicht durch die Erwägung widerlegen, daß andere australische oder tasmanische Horden schon zur Zeit der Entdeckung ihres Landes auch Feuer zu machen wußten. Das ist unzweifelhafte und von den besten Zeugen bestätigte Thatsache, daß bei den Wanderungen der australischen und tasmanischen Horden das Feuer im glimmen-

den Zustande mitgenommen wird, und es ist nicht ohne tiefes psychologisches Interesse, daß selbst hier, in diesem niedrigsten Zustande des Familienlebens, die Frauen die berufenen Hüterinnen des Feuers sind. Nun beweist diese Sorgfalt in der Bewachung des einmal vorhandenen Feuers nicht, daß man kein neues Feuer zu machen versteht. Denn das Machen von neuem Feuer ist überall da, wo man es durch Reiben von Hölzern erzeugt — und das ist fast bei allen Naturvölkern der Fall — und wo man nicht ganz besonders leicht entzündliche Holzarten aufgefunden hat, eine harte Arbeit, und ehe man sich entschließt, sie wieder vorzunehmen, wendet man sich lieber der leichteren Sorge zu, das einmal gewonnene Feuer nicht wieder ausgehen zu lassen. Es mag daher nur ein Mißverständniß gewesen sein, wenn die Herren Stuart und Angas geglaubt haben, daß einige australische Stämme das Feuer nur als Tauschartikel oder als milde Gabe von ihren Nachbarn erhielten.

Für unsere Untersuchung ist es nicht von entscheidender Bedeutung, ob noch jetzt die eine oder die andere Horde ohne die Kunst des Feuermachens existirt. Am wenigsten entscheiden solche Beispiele, wie das australische, denn ob gewisse Stämme in Neuholland das Feuer selbst machen oder es von ihren Nachbarn holen, das ist für unsere Erörterung werthlos; jedenfalls besitzen sie das Feuer und können sich desselben bedienen. Aber Niemand wird aus der Thatsache, daß es gegenwärtig wahrscheinlich kein einziges ganz feuerloses Volk gibt, den Schluß ziehen, daß es immer so gewesen sei. Einmal muß doch für den Menschen überhaupt eine feuerlose Zeit existirt haben. Das liegt so sehr in der Nothwendigkeit der Dinge, daß zu allen Zeiten die Sagenbildung thätig gewesen ist, das Ereigniß der Feuergewinnung als einen entscheidenden Wendepunkt der Culturgeschichte zu bezeichnen. Die althellenische Prometheus-Sage, obwol schon früh in eine gewisse Verbindung mit dem Kaukasus gebracht, verweist uns auf den Himmel als auf die Quelle des Feuers und auf den Blitz als den Entzünder des irdischen Brennstoffes, trotzdem daß ganz in der Nähe des Kaukasus, an den Südwestgestaden des Kaspischen Meeres, die Naphthaquellen von Baku ihre selbstentzündlichen Gase aushauchen. Lange schon, bevor die christliche Kirche die Unterwelt zur Hölle umgestaltete, hatte sich in den Vorstellungen des Menschen ein gewisser Gegensatz zwischen dem Erdfeuer als dem unreinen und verzehrenden und dem Himmelsfeuer als dem reinen und belebenden festgesetzt, und es mag wol sein, daß gerade das Himmelsfeuer zuerst dem Menschen die Vorstellung des Brennens erweckte. Erdfeuer und vulkanische Ausbrüche sind auf wenige Punkte der Erdoberfläche beschränkt, und sie geben selten das reine Beispiel der Entzündung des Feuers, wie das der Blitzschlag thut.

Aber der Mensch wurde nicht dadurch Herr des Feuers, daß Prometheus, wie heutzutage eine australische Wilde, glimmendes Holz in einer Büchse forttrug und es zu neuer Flamme anfachte, von der dann in unendlicher Fortpflanzung das Feuer von Heerd zu Heerd übertragen wurde. Das „Element" wurde erst dadurch dem Menschen unterthänig, daß er es *machen* lernte. Das war das sogenannte *neue* Feuer, dem man bis in die jüngste Zeit ganz besonders wunderthätige Wirkungen zugeschrieben hat. Wenn im Tempel der Vesta das heilige Feuer durch Schuld einer der Jungfrauen erlosch, so wurde es nicht wieder ent-

zündet durch Anzündung an einer schon vorhandenen Flamme, sondern es wurde neues Feuer *gerieben*. Das Reiben, nicht das Schlagen, ist die Urform der Feuererzeugung, und sie ist um so mehr bedeutungsvoll, als der Mensch sie nicht auf dem Wege der Nachahmung, sondern auf dem der Beobachtung und Ueberlegung gefunden haben muß.

Wer mag sagen, wann und wie dies geschehen ist. Noch ist keine sicher erkennbare Wohnstätte des Menschen, auch aus ältester Vorzeit, aufgedeckt worden, aus der nicht Holzkohlen Zeugniß davon abgelegt hätten, daß auch hier einst Heerdfeuer gebrannt haben. Die Mehrzahl der ältesten Höhlenfunde in Frankreich, England, Belgien und Deutschland, selbst diejenigen, welche bis zu der großen Eiszeit zurückreichen, bringen Holzkohlen neben den Gebeinen des Renthieres und der anderen Polarthiere. So habe ich in der Balver Höhle in Westfalen zahlreiche Stücke von verkohltem Laubholz in derselben Schicht mit Renthierknochen nachgewiesen, und neuerlich hat sogar Herr Ecker in Ablagerungen des Löß bei Munzingen im oberen Rheinthal nebeneinander Kohlen und bearbeitete Stücke von Renthierknochen und Feuerstein gefunden. Selbst in den noch älteren Hyänenhöhlen, in welchen neben den Ueberresten der Hyänen und der durch sie eingeschleppten Thiere auch menschliche Manufacte vorkommen, scheinen die Kohlen nirgends zu fehlen. In der Lindenthaler Höhle bei Gera, welche Herr Liebe kürzlich erforscht hat, ist freilich nur ein einziges Kohlenstückchen gefunden worden, dagegen hat Herr Boyd Dawkins im Eingange des Hyänenhorstes im Wookey-Loch bei Wells in Somersetshire deutliche Spuren von Heerdfeuern nachgewiesen, von denen er annimmt, daß der Mensch sie angezündet habe, um während eines zeitweiligen Aufenthaltes in der Höhle die wilden Thiere von derselben zurückzuscheuchen.

Somit ist also sicher, daß schon jene uralten Jägerstämme, welche gleichzeitig mit dem Renthier, ja mit der Hyäne und selbst mit dem Mammuth das europäische Festland bewohnten, im Besitze des Feuers waren, Stämme, deren Technik sich auf die roheste Bearbeitung des Feuersteins und auf die Herstellung von Knochengeräthen beschränkte. Freilich läßt sich nicht sicher ausmachen, ob sie das Feuer nur fortpflanzten, oder ob sie es auch zu reiben verstanden. Ich möchte zu Gunsten der letzteren Möglichkeit anführen, daß gerade die Richtung ihrer Technik sehr geeignet war, die Entdeckung des Feuerreibens herbeizuführen. Eine der von den jetzigen Wilden angewendeten Methoden des Feuerreibens und zwar eine der besten besteht darin, daß ein zugespitztes Stück Holz in Form eines Bohrers gegen ein anderes Holz gestellt und in schnelle Drehung versetzt wird. Offenbar sind ähnliche Operationen schon sehr früh ausgeführt worden, denn man findet nicht blos durchbohrte Zähne und Knochenstücke, sondern auch durchbohrte Muscheln und Steine unter ganz alten Resten der Steinzeit, und es ist eine gewiß naheliegende Erwägung, daß die starke und schnelle Erwärmung, ja Erhitzung, welche bei dem Bohren und Reiben entsteht, bis zur wirklichen Entzündung fortgesetzt werden könne. Der freilich auch nahe liegende Gedanke, daß man die Funken, welche beim Schlagen der Feuersteine so leicht entstehen, zur Feuererzeugung benutzt habe, ist deshalb nicht zulässig, weil diese Funken „kalte" sind und in gewöhnlichem Brennstoff keine Wirkung thun. Immerhin mochte die Erscheinung dieser Funken für die Männer der Steinzeit, welche die Erhitzung des Steines beim Reiben und

Bohren wahrnahmen, ein weiterer Impuls sein, den Versuch zu machen, die Erhitzung bis zum Erscheinen des Feuers fortzusetzen.

Indeß ist dies nur Vermuthung, dagegen ist es eine Thatsache, daß schon zur Renthier- und Hyänenzeit der Mensch im Besitze des Feuers war, daß er also die wichtigste Vorbedingung zum Kochen gelöst hatte. Es war nur noch nöthig, auch das Kochgeräth zu erfinden. Man sollte glauben, daß dies sehr leicht gewesen wäre. Nichtsdestoweniger giebt es nicht wenige prähistorische Feuerstätten, namentlich nicht wenige Wohn- und Grabhöhlen jener vorhistorischen Zeiten, in denen keine Spur von Kochgeräth aufzufinden ist. Erst nach der Hyänenzeit erscheinen die Topfscherben, deren Unverwüstlichkeit sie zu den sichersten Zeugen für die Verhältnisse des früheren Familienlebens macht. Schon zur Zeit des Renthiers und des Höhlenbären war der Topf erfunden. Herr Dupont hat ein fast vollständiges Gefäß aus den Thonscherben des Trou du frontal im belgischen Lesse-thal reconstruirt; Herr Fraas sammelte Bruchstücke von schalenförmigen Thongeräthen im Hohlefels bei Blaubeuren; ich fand tief zwischen den Tropfsteinschichten, welche den Boden der Einhornshöhle im Südharz bilden, neben Knochen des Höhlenbären, einen großen Feuerplatz mit Topfscherben. Unter den ältesten Ueberresten, welche die Steinmenschen in den uralten Haufen von Küchenabfällen an den Küsten von Seeland und Jütland hinterlassen haben und die hauptsächlich aus Austernschalen bestehen, finden sich gleichfalls Thonscherben. So alt ist die Töpferei.

Nicht jeder Topf ist zum Kochtopf geeignet, und es ist sicher, daß nicht wenige der alten Töpfe so wenig gebrannt und so sehr porös sind, daß sie das Wasser nicht halten konnten. Man darf daher den ersten Topf noch nicht für die Geschichte des Kochens verwerthen. Indeß möchte ich darauf aufmerksam machen, daß es ein Unterschied ist, ob man Suppe bereiten oder ob man Fleisch kochen will, und ich meine, daß die Köchinnen der Vorzeit vielleicht keinen so großen Werth darauf legten, wenn ihnen ein größerer Theil des Wassers während des Kochens in Folge von Durchschwitzen verloren ging. Wollten wir den Kochtopf zeitlich so spät setzen, bis wir vollkommen durchgebrannte, rothe oder gelbe, oder gar glasirte Töpfe finden, so müßten wir beinahe der ganzen prähistorischen Zeit das Kochen abstreiten. Und doch finden wir zahlreiche Töpfe und Topfscherben, welche ganz unvollkommen gebrannt, aber vom Feuer geschwärzt sind, und wenn man sich fragt, zu welchem Zwecke man sie in's Feuer gestellt hat, so wird kaum Jemand Bedenken tragen, anzuerkennen, daß es zum Zwecke der Nahrungsbereitung geschehen sein müsse.

Wir dürfen in diesen Beziehungen nicht zu sehr unsere Gewohnheiten zum Maaßstabe nehmen. Herr Hartt sah bei den Micmac-Indianern von Neu-Schottland Gefäße, welche aus der Rinde einer Birke (Betula papyracea) gemacht waren und in welchen sie über freiem Feuer kochen. Herodot erzählt von den Skythen, welche die weiten waldlosen Steppen des heutigen Südrußland bewohnten, daß sie die Knochen der Thiere als Brennmaterial benutzten und die Thiere selbst in ihrer eigenen Haut mit Wasser kochten. Aehnliche Gebräuche finden wir noch heutigen Tages unter manchen Jägervölkern, nur daß meistentheils das Kochen nicht über freiem Feuer geschieht, sondern dadurch, daß erhitzte Steine

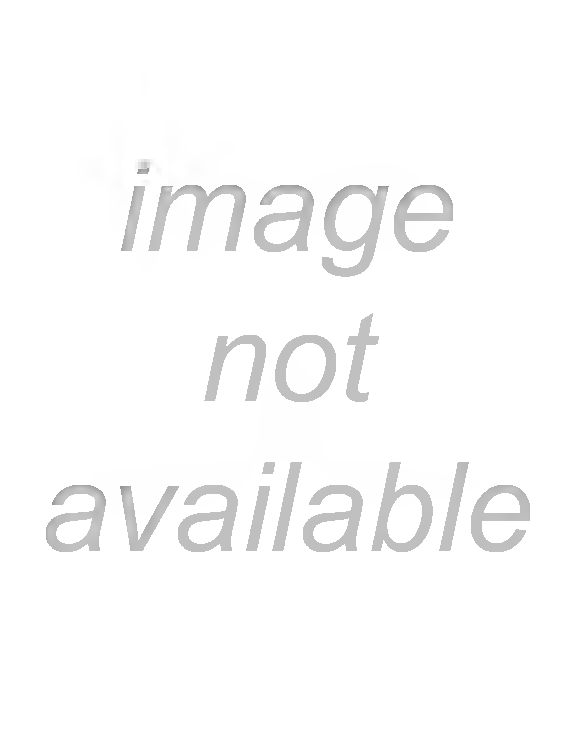


image
not
available

Indeß das wahre Kochen mit seinen Einzelheiten, ich möchte sagen, mit der Individualisirung der Heißwasserwirkung, ist doch wesentlich an den Kochtopf gebunden. An sein Erscheinen knüpft sich die vollendete Organisation des Heerdes, den wir uns zunächst noch nicht in der Küche, sondern mitten in der Wohn-, Schlaf- und Putzstube zu denken haben. Und es ist sehr merkwürdig zu sehen, daß mit dem Augenblicke, wo dies Verhältniß sich auch nur in rohen Umrissen zu condensiren beginnt, die Frau sich des Topfes bemächtigt und dem Manne nichts Anderes übrig bleibt, als, um das deutsche Stichwort zu gebrauchen, Töpfchenkieker zu werden.

Herr Hartt hat erst vor Kurzem in einer überaus wichtigen kleinen Schrift über die Töpferei unter den wilden Rassen den Nachweis geliefert, daß in einem großen Theile von Amerika, Afrika und Polynesien die Topfmanufactur durch Frauen besorgt wird. Erst sehr viel später, wenn die Topfwaare Handelsartikel wird, wenn man sie auf Märkte verführt und sie dem prüfenden Auge des Fremden bloßstellt, dann also, wenn die Töpferei Handwerk wird, geht sie in Männerhände über. Vorher ist sie Frauensache, selbst da, wo nur einzelne Frauen in jedem Dorfe Erfahrung genug besitzen, um die Töpferarbeiten zu leiten.

Ein Stadium weiter rückwärts kommen wir auf die topflose Zeit, wo die Frau Sklavin ist. Auch diese Zeit dauert bei manchen wilden Stämmen noch gegenwärtig fort. Indeß ist ihre Zahl nicht ganz so groß, wie sie gemeiniglich angenommen wird. Noch Sir John Lubbock citirt außer den Australiern und Tasmaniern die Andamanesen, die Maoris von Neuseeland, die Tahitier, die Veddas von Ceylon, die Patagonier und Feuerländer, zu denen in einem gewissen Sinne noch die Eskimos von Grönland und den arktischen Ländern kommen. Bei manchen von ihnen, z. B. bei den Andamanesen und den Patagoniern, finden sich wol Thongeräthe, aber so selten und unvollkommen, daß man fast glauben möchte, es handle sich hier um die Ueberbleibsel früherer Culturperioden. Wenigstens enthalten die Muschelberge der Andamanen manches recht zierliche und sauber gearbeitete Stück eines alten Topfes, wie deren von den Eingeborenen jetzt nicht mehr hergestellt zu werden scheinen. Ebenso sind die großen Graburnen in den südamerikanischen Grabfeldern schlagende Beweise dafür, daß hier einst Bevölkerungen wohnten, deren Kunstfertigkeit weit größer war, als sie die heutigen Wilden wenigstens in dieser Richtung besitzen. Nehmen wir aber auch einzelne der aufgezählten Völkerschaften aus, so bleibt doch immer noch ein recht großer und recht trauriger Rest topfloser Stämme, groß und traurig genug, um allen denen, welche für den Naturalismus schwärmen, als ein abschreckendes Beispiel zu dienen. Mit der gedrückten, ja geknechteten Stellung der Frau versinkt die ganze Gesellschaft auf ein niederes Niveau der Bildung, aus dem auch nicht eine einzige bedeutende Erscheinung hervorragt. Da gibt es keine Geschichte, keinen Fortschritt und keine Entwicklung.

Der Heerd ist das sicherste Grenzzeichen zwischen diesen Perioden und der Topf der ausgesprochene Repräsentant jenes neuen Zeitabschnittes, der mit der Einführung des Ackerbaues seine äußere Sicherheit gewann. Aber schon ehe sie die Töpferei in die Hand nahm, ehe sie sich an den Heerd stellte, war die Frau wahrscheinlich überall die Hüterin des Feuers geworden. In seiner Pflege be-

reitete ſie ſich vor zu der anhaltenden Sorge und Treue der eigentlichen Hausfrau. Während der Mann noch in unruhiger Haſt den Thieren des Waldes und der Steppe nachjagte und das Blut nicht aufhörte, ſeine gewaltthätige Hand zu netzen, da ſchon begann die Frau ſich vorzubereiten auf die Ordnung des feſten Hausweſens, da ſchon ſenkten ſich in ihre Bruſt die erſten Keime jener höheren Triebe, aus denen ſpäter das Kunſtgewerbe hervorging. Sie fertigte die Kleider des Mannes und heftete daran allerlei farbige Zierrathe, ſie wob die Stoffe und fügte in dieſelben zierliche Muſter, ſie entwickelte auch den Topf aus ſeiner erſten, rohen, flachen und niederen Form zu immer mehr plaſtiſchen Geſtalten und ſie bedeckte ſein Aeußeres mit allerlei Linien und Erhabenheiten, wie ſie das Vorbild des Gewebes, der Faden und der Einſchuß, das Muſter des Leinen- oder Wollengewebes eben darbot. Von der Thonplaſtik ging dann ſpäter in den Händen der Männer die eigentliche Bildnerei aus. Aber ihr Anfang liegt am Heerde. Er gehört mit in die Geſchichte des Kochens.

Prinz Albert.

Von

F. Heinrich Geffcken.

The Life of H. R. H. the Prince-Consort, by Theodore Martin. 2 vol. London, Smith, Elder & Co. 1876.

Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir diese beiden Bände zu den bedeutendsten Erscheinungen der neueren biographischen und politischen Literatur zählen. Die Aufgabe, das Leben des Prinzen Albert zu schreiben, bot eigenthümliche Schwierigkeiten. Es galt nicht nur, die persönliche Entwicklung eines Fürsten zu schildern, der, von Natur reich begabt, mit überraschender Schnelligkeit in die hervorragende Stellung hineinwuchs, zu der er berufen war. Der Interessenkreis des Gemahls einer Souveränin, die an der Spitze des brittischen Reiches steht, mußte alle Ereignisse umfassen, welche die Geschichte seiner Zeit ausmachten. Selbstverständlich konnten diese Ereignisse nur in dem Maße Erwähnung finden, als sie England und den Prinzen persönlich berührten; wo aber dies der Fall, ist die Darstellung Martin's durchweg nicht nur vollständig, sondern bietet vieles Neue aus den sorgfältig geführten Acten des Prinzen und der Königin und ist somit eine werthvolle Quelle für unsere Zeitgeschichte. Wir nennen hier, was die äußere Politik betrifft, nur beispielsweise die Besuche Louis Philippe's und des Kaisers Nikolaus in England, den der Königin in Eu, die spanischen Heirathen, die Mission Lord Minto's, die Pacificoangelegenheit, die Frage der Anerkennung Louis Napoleon's, namentlich aber die Anfänge der orientalischen Verwicklung, mit denen der zweite Band schließt. Ueberall ist der freie und unbefangene Blick des Prinzen wie der Königin bemerkenswerth. Ueber den Kaiser von Rußland sagt letztere in einem Briefe: „Er ist hart und strenge, namentlich in seinen Augen, wie ich es nie gesehen; er macht den Eindruck, nicht glücklich zu sein und die Last seiner ungeheuren Macht zu fühlen. Für sehr gescheut halte ich ihn nicht, und sein Geist ist nicht gebildet, seine Erziehung vernachlässigt, Politik und Militär sind seine einzigen Interessen. Er scheint mir aufrichtig, selbst in seinen despotischesten Handlungen, überzeugt, daß es die einzige Art sei, zu regieren, und wird in der vollständigsten Unwissenheit über

die verderbliche Art gehalten, in der seine Leute viele Maßregeln zur Ausführung bringen." —

Der merkwürdige Proceß der spanischen Heirathen wird vollständig dargelegt und, so weit wir wissen, zum ersten Male hier die ganze fürstliche Correspondenz über dieselben gegeben. Die würdevolle Art, in der die Königin an Louis Philippe's Gemahlin auf deren Anzeige der Doppelheirath antwortet, ist ebenso charakteristisch, als die ausführliche Darlegung, in der sie der Königin der Belgier beweist, daß der König seine Zusagen nicht erfüllt, durchschlagend. Besonders bemerkenswerth erscheinen die Worte Metternich's bei dieser Gelegenheit: „Sagen Sie Herrn Guizot von mir," schrieb er dem österreichischen Botschafter in Paris, „daß man nicht ungestraft großen Staaten kleine Streiche spielt. Er weiß, daß ich nicht viel von der öffentlichen Meinung halte, sie gehört nicht zu meinen Werkzeugen, aber sie übt ihre Wirkung; die englische Regierung hat Alles aufgeboten, Louis Philippe in der öffentlichen Meinung festzusetzen, sie kann wieder zurücknehmen, was sie gegeben hat, und ich habe immer gesagt, daß er in dem Augenblick, wo er das verliert, am Rande eines Krieges steht. Eine Dynastie aber, wie die seine, kann keinen Krieg ertragen." Wie bald sollte sich diese Voraussage erfüllen! Der Kaiser Nikolaus mochte sich freuen, daß die Besorgniß vor dem Einverständniß der Westmächte, welche seiner affectirten Gleichgültigkeit gegen Frankreichs Politik und seiner Mißachtung desselben zu Grunde lag, beseitigt wurde; der Rechtsbruch der Einverleibung Krakau's war die erste Folge der Entfremdung Englands, dessen Protest dagegen ebenso wirkungslos blieb wie der Frankreichs. Aber für Louis Philippe ward sein diplomatischer Sieg in Madrid nur eine Stufe zum Sturz; dadurch, daß es ihm gelang, seine Minister seinen persönlichen Wünschen dienstbar zu machen, ließ er sich in falsche Sicherheit wiegen, pochte auf die Zustimmung seines „pays légal" und übersah, daß servile Diener und gemachte Majoritäten einen constitutionellen Fürsten in ihren eigenen Fall mitreißen.

Von besonderem Interesse sind die reichhaltigen Mittheilungen über Palmerston's Persönlichkeit, Politik und Verhältniß zur Königin wie zu seinen Collegen. Sie sind um so wichtiger, als sie durchaus objectiv gehalten und den Verdiensten des Ministers volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, während die Ergänzung des Bulwer'schen Lebens Palmerston's von Ashley eine ganz parteiische Darstellung dieser Verhältnisse gibt. Bei seiner glänzenden Begabung und erstaunlichen Energie erscheint der Minister doch leichtsinnig, händelsüchtig und rechthaberisch, und führte dadurch fortwährend ärgerliche politische wie persönliche Verwicklungen herbei. Er mischte sich stets in die inneren Angelegenheiten fremder Staaten durch ungebetene Rathschläge, reizte damit die berechtigte Empfindlichkeit der betreffenden Regierungen und zog entweder England und seinen Schützlingen Niederlagen zu, oder suchte seine Sache durch brutales Auftreten durchzusetzen, Letzteres in der Pacificofrage, Ersteres als er die sicilianischen Insurgenten, denen er Hilfe versprochen, im Stich ließ. Am schlimmsten fiel es für ihn aus, als er im März 1848 die Königin von Spanien ermahnte, ihre Regierung in diesen kritischen Zeiten dadurch zu stärken, daß sie Männer in's Ministerium berufe, welche das Vertrauen der liberalen Partei besäßen. Die spanische Regierung

antwortete hierauf, indem sie dem englischen Gesandten seine Pässe mit dem Ersuchen schickte, das Land binnen 48 Stunden zu verlassen. Derartige Vorgänge mußten in England selbst auf das peinlichste berühren und führten zu heftigen parlamentarischen Kämpfen. Als bei Gelegenheit der Pacificofrage Graf Nesselrode in einer Depesche den Mißbrauch scharf getadelt, den England von seiner maritimen Uebermacht gegen einen schwachen Staat gemacht, setzte Lord Stanley als Führer der Opposition im Oberhaus ein Tadelsvotum gegen den Minister durch, welcher England diese Demüthigung bereitet. Das Unterhaus rettete seinen Liebling zwar, aber derselbe mußte gleichwohl harte Dinge hören. Vor Allem machte die Rede Peel's (es war seine letzte) tiefen Eindruck, in der er gegen die fortwährende Einmischung in innere Angelegenheiten anderer Staaten protestirte. „Es ist meine feste Ueberzeugung," sagte er, „daß man die Sache der constitutionellen Freiheit nicht fördert, indem man versucht, sie anderen Nationen aufzudrängen. Thut man dies, so erzeugt man Mißverständnisse, erregt Opposition gegen die Regierung und kommt schließlich in die Lage, Diejenigen, welche man aufgereizt, im Stich zu lassen und bei ihnen nur die bittere Erinnerung zu hinterlassen, daß man sie verrathen hat. Aber auch wenn man dabei zunächst Erfolg hat, so werden die geschaffenen Institutionen schwerlich Wurzel fassen; die constitutionelle Freiheit kann von Denen, die nach ihr streben, nur durch ihre eigenen Anstrengungen erreicht werden."

Offenbar mußte das eigenmächtige Verfahren Palmerston's auch bei seinen Collegen, die er meistens nicht vorher fragte oder deren Beschlüsse er umging, um so lebhafteres Mißvergnügen erregen, als sie hernach der Solidarität wegen genöthigt waren, im Parlament sich auf seine Seite zu stellen. Vor Allem aber war die Königin nicht gesonnen, sich dies Benehmen gefallen zu lassen. Nachdem sie wiederholt vergeblich sich beschwert, sandte sie am 12. August 1850 an den Premier Lord John Russell ein Memorandum, in welchem sie genau darlegte, was sie von dem auswärtigen Minister verlange. Sie kenne, bemerkte der Prinz Palmerston mündlich, ihre constitutionelle Pflicht zu wohl, um nicht ihre persönlichen Ansichten denen ihrer Regierung unterzuordnen und dann für dieselben einzustehen; sie wisse, daß sie mit ihren Ministern in's Treffen gehe und die Streiche mit auszuhalten habe, welche gegen Erstere gerichtet seien. Sie habe aber ein Recht, dafür zu erwarten, daß, bevor eine bestimmte Politik beschlossen oder ihrer Sanction unterbreitet werde, sie in den vollständigen Besitz aller in Betracht kommenden Thatsachen und Beweggründe gesetzt werde, während sie jetzt fast nie eine Sache intact finde, kaum eine Frage, in der die Regierung nicht schon compromittirt sei und ihr die Thatsachen nur sehr unvollständig mitgetheilt würden. Sie verlange ferner, daß, wenn sie ihre Zustimmung zu einer Maßregel gegeben habe, die Politik nicht willkürlich verändert werde, ihr keine Schritte verhehlt würden und ihr Name nicht ohne ihre Sanction gebraucht werde. Palmerston versprach, diesen Forderungen nachzukommen, that es aber nicht. Bei dem Besuch Kossuth's (Ende 1851) hatte er sich dem Beschluß des Cabinets, denselben nicht zu empfangen, unterworfen; nahm aber statt dessen eine Adresse der englischen Radicalen entgegen, welche ihm für seine Bemühungen um die Befreiung des erlauchten Patrioten und Verbannten dankte und die Kaiser von Oesterreich und

Rußland „abscheuliche, verabscheuungswürdige Mörder, unbarmherzige Despoten und Tyrannen" nannte. Er bemerkte zwar, man könne nicht erwarten, daß er in einige der gebrauchten Ausdrücke einstimme, erklärte sich übrigens aber durch die Adresse persönlich sehr geschmeichelt und lebhaft befriedigt. Dies rücksichtslose Benehmen gegen zwei Souveräne, mit denen England in freundschaftlichen Beziehungen stand, erregte natürlich das größte Aufsehen; es kränkte die Königin tief und sie beklagte sich energisch. Palmerston antwortete mit der Ausflucht, das Wohlwollen des Kaisers von Oesterreich möge durch seinen Mangel an Zurückhaltung vielleicht verloren gehen, aber nicht die Neigung des englischen Volkes; worauf die treffende Erwiderung lautete: „Es kommt für die Königin nicht darauf an, ob sie dem Kaiser von Oesterreich gefällt oder nicht, sondern ob sie ihm gerechten Grund zur Klage gibt, und sie kann niemals glauben, daß, wenn sie dies thut, sie dadurch an Popularität bei ihrem eigenen Volke gewinnt."

Unmittelbar auf diesen Vorfall folgte das Ereigniß, welches zu Palmerston's Sturz führte: auf die erste Nachricht vom Pariser Staatsstreich schrieb die Königin an Russell, er möge den brittischen Botschafter, Lord Normanby, beauftragen, sich durchaus passiv zu verhalten. Palmerston stimmte dem zu und schrieb ostensibel auch in dem Sinne nach Paris, drückte aber, wie der französische Minister Turgot Normanby erzählte und dieser wiederum nach London berichtete, im Gespräch dem französischen Botschafter, Graf Walewski, seine volle Billigung des Actes und die Ueberzeugung aus, daß der Präsident nicht anders habe handeln können. Die Königin schrieb erstaunt an Russell, sie könne nicht glauben, daß diese Behauptung des französischen Ministers richtig sei; Russell interpellirte Palmerston, der zuerst gar nicht antwortete, vielmehr auf seine eigene Hand nunmehr eine Depesche an Normanby richtete, welche seinem Beifall über den Staatsstreich in starken Ausdrücken Worte gab. Erst nachher richtete er ein langes Schreiben an Russell, in dem er ihm die Lage in Frankreich auseinandersetzte, nach der es am besten sei, daß die Gewalt in eine starke Hand komme. Der Premier erwiderte, es handle sich nicht darum, ob der Staatsstreich sich rechtfertigen lasse, sondern darum, ob *er*, Palmerston, als auswärtiger Minister berechtigt sei, seine Ansicht, die als die der englischen Regierung gelten müsse, darüber auszudrücken. Das sei nicht der Fall, da das Cabinet ihn nicht dazu ermächtigt. Russell erinnerte an die früheren Vorgänge und erklärte dann, er sei zu seinem Bedauern zu dem Schlusse gekommen, daß die auswärtigen Angelegenheiten nicht länger Palmerston's Händen anvertraut bleiben könnten. Die Königin, welche diese endliche Energie ihres Premiers nicht erwartet, stimmte gerne zu, ebenso das Cabinet, und so erfolgte die Entlassung. Palmerston suchte zwar die öffentliche Meinung irre zu leiten, indem er aussprengen ließ, daß alledem Intriguen der Orleans und absolutistischen Cabinette zu Grunde liegen; aber als die Sache vor's Parlament kam, brachte Russell ihn mit einer einfachen Constatirung der Thatsachen zum Schweigen.*)

*) Merkwürdig ist die Aeußerung eines Freundes von Palmerston: „Der Schreibtisch war seine gefährliche Stelle, seine Feder ging mit ihm durch, während er durch seine Reden sich nie Feinde machte." Also die umgekehrte Erscheinung, die man gewöhnlich findet.

Wir müssen es uns versagen, an weiteren Beispielen zu zeigen, wie reiche Ausbeute der Leser für die Zeitgeschichte in Martin's Darstellung findet, um zum Hauptgegenstand derselben, dem Prinzen selbst, zu kommen. Was seine Ehe mit der Königin betrifft, so ist bekannt, daß sie aus reiner gegenseitiger Neigung geschlossen ward und ein Bild häuslichen Glückes bot, wie es selten auf dem Throne gefunden wird. Schon diese Thatsache allein war von weittragender politischer Bedeutung. Das Privatleben Georg's IV., der Herzöge von York und Cumberland, sowie Wilhelm's IV. hatte die Achtung vor dem Königthum und seinen Einfluß in der Nation sehr geschwächt und die Loyalität erschüttert, die dem Engländer an sich so natürlich ist. Sie lebte mit überraschender Schnelligkeit auf, als eine Souveränin den Thron bestieg, deren persönliche Liebenswürdigkeit ihr nicht nur sofortige Popularität gewann, sondern deren makelloses Privatleben dem Volke als nachahmungswürdiges Beispiel galt. „La Reine a rendu le mariage populaire en Angleterre" sagte Persigny. Es ist sehr die Frage, ob England das Jahr 1848 ohne ernstliche Erschütterungen überwunden hätte, wenn die Krone nicht auf diese Weise in der Anhänglichkeit der Nation befestigt gewesen wäre. Während diese Thatsache nun schon damals vor Aller Augen war, haben wir erst in neuester Zeit nähere Einblicke in das tiefere Wesen dieser königlichen Ehe gewonnen; Stockmar's Denkwürdigkeiten werden in dieser wie mancher anderen Beziehung durch Martin ergänzt. Hier ist es nun zunächst rührend zu sehen, wie bei der Königin dem Prinzen gegenüber die Souveränin vollständig in die Frau aufgeht. Der geliebte Mann ist der Stolz und die Krone ihres Lebens; jede Anerkennung, die er in der öffentlichen Meinung oder von bedeutenden Persönlichkeiten erringt, erfüllt sie mit einem Glücke, das in ihren Briefen den wärmsten Ausdruck findet; jede Kränkung, die ihm begegnet, fühlt sie weit tiefer als er selbst. „Ich schreibe Ihnen," sagt sie in einem Briefe an Stockmar vom 1. Februar 1854, nach einer Parlamentsdebatte über die Stellung des Prinzen, „in der Fülle meiner Freude über die gestrige siegreiche Widerlegung aller Verleumdungen in beiden Parlamentshäusern. Die Stellung meines geliebten Herrn und Meisters ist ein- für allemal klargestellt, und seine Verdienste wurden von allen Seiten vollständig anerkannt." Und sie fährt kurz darauf, an ihrem Hochzeitstage, fort: „Dieser gesegnete Tag ist voll freudiger und zärtlicher Bewegung. Vierzehn glückliche und gesegnete Jahre sind vergangen, und ich hoffe zuversichtlich, daß noch viele folgen und uns im Alter finden werden, wie wir jetzt sind, glücklich und hingebend vereinigt. Prüfungen müssen uns kommen; aber was sind sie, wenn wir zusammen sind?"

Diese Liebe einer edlen Frau wurde freilich reichlich vom Prinzen verdient; uns ist kein Beispiel eines Fürsten bekannt, der, geistig höchst bedeutend, sich so völlig und so selbstlos einer so schwierigen Aufgabe gewidmet hat. Die Art, wie er dieselbe auffaßte, hat er meisterhaft in dem Schreiben an den Herzog von Wellington vom 6. April 1850 zusammengefaßt, in welchem er diesem darlegt, weshalb er nicht darauf eingehen könne, das Obercommando der Armee zu übernehmen. „Meine Stellung ist eine sehr eigenthümliche und zarte. Während im Vergleich mit einem König eine weibliche Souveränin in sehr vielen Beziehungen sich im Nachtheil befindet, hat ihre Stellung, wenn sie verheirathet ist

und ihr Gatte seine Pflicht versteht und thut, auch manche ausgleichende Vortheile und wird sich auf die Länge selbst stärker zeigen, als die eines männlichen Souveräns. Aber dies fordert, daß der Gatte seine eigene individuelle Existenz völlig in die seiner Gattin aufgehen lasse; daß er nach keiner Macht durch sich und für sich strebe, allen Streit vermeide, keine getrennte Verantwortlichkeit vor dem Publicum auf sich nehme, sondern seine Stellung ganz zu einem Theil der ihrigen mache, jede Lücke ausfülle, die sie als Frau naturgemäß in der Ausübung ihrer königlichen Functionen läßt, beständig und aufmerksam jeden Zweig der öffentlichen Geschäfte überwache, um im Stande zu sein, sie zu jeder Stunde in allen den mannigfaltigen und schwierigen Fragen und Pflichten zu berathen, welche vor sie gebracht werden, und die bald internationaler, bald politischer, socialer oder persönlicher Natur sind. Als das natürliche Haupt ihrer Familie, Leiter ihres Haushalts, Führer ihrer Privatgeschäfte, als ihr einziger vertraulicher Berather in der Politik, als ihr alleiniger Beistand in ihren Beziehungen zu den Beamten der Regierung, ist er außerdem der Gatte der Königin, der Vormund der königlichen Kinder, der Privatsecretär der Souveränin und ihr ständiger Minister."

Daß der Prinz dies Programm vollständig im Leben zu verwirklichen wußte, davon geben diese Blätter auf jeder Seite Kunde. Allerdings hatte er wie die Königin dabei den unschätzbaren Vortheil eines vertrauten Berathers, wie ein solcher wiederum selten einem fürstlichen Paare in der Regierung zur Seite gestanden hat, den Freiherrn von Stockmar. Ein warmer deutscher Patriot, war er dem Prinzen Leopold von Coburg bei dessen Vermählung mit der Prinzessin Charlotte als Leibarzt nach England gefolgt und dessen Freund und Rathgeber geworden. Durch die Verhandlungen über die griechische und belgische Throncandidatur ward er in die große Politik eingeweiht und hatte sich das volle Vertrauen der englischen Staatsmänner zu erwerben gewußt, während diese Verhältnisse ihm genauen Einblick in das Wesen der englischen Verfassung verschafften. Bei der Thronbesteigung der jungen Prinzessin Victoria wurde er von deren Oheim, dem König Leopold, mit Zustimmung der Minister ausersehen, derselben als vertraulicher Berather zur Seite zu stehen; er blieb stets ihr väterlicher Freund, wurde es aber in ganz besonderem Sinne für ihren Gemahl. Stockmar hatte sofort den reinen Adel und die Begabung desselben erkannt; aber dies verblendete ihn nicht über seinen Zögling, den er zunächst auf einer längeren Bildungsreise durch Italien begleitete. Es war ihm Anfangs zweifelhaft, ob der Prinz hinreichende Energie habe, um den Schwierigkeiten seiner Stellung gewachsen zu sein; er klagte über dessen Abneigung gegen geistige Anstrengung und über politischen Indifferentismus; aber er hatte die Freude zu sehen, wie dessen edler Wille und Pflichtbewußtsein allmälig immer mehr alle äußeren und inneren Hindernisse überwand. Er hielt ihm gegenüber nicht mit seiner freudigen Anerkennung zurück; aber jeder Schritt, den der Prinz auf dem rechten Wege vorwärts that, ward für ihn nur ein neuer Anlaß, denselben anzufeuern, seinem Ideale näher zu kommen. „Nur nicht nachgelassen," schreibt er ihm, „in Anforderungen des Edelmuthes an sich selbst, in logischer Ausscheidung des Großen und Wesentlichen vom Kleinen und Nichtigen, im Zusammenhalten Ihrer selbst,

in täglich sich erneuerndem Willen, consequent, ausdauernd, muthig und würdig zu sein. Vermeiden Sie es, in die Details der Verwaltung hinabzusteigen, die Ihnen nur den Blick verwirren; den reinen Geistern schließen Sie Ihr Inneres auf und geben Treue um Treue, die unreinen halten Sie sich mit anständiger Bestimmtheit vom Leibe. Das Bestimmende soll nur die auf Klarheit und Wahrheit beruhende Ueberzeugung sein." — „Nur durch geistige Reibung, welche allein der Umgang mit bedeutenden Persönlichkeiten hervorbringt, können Sie die Lichtfunken erzeugen, welche Ihnen im Nu das Erkennen neuer Wahrheiten möglich machen — man muß sich im Kleinen schonen, damit man in großen und wichtigen Dingen die ganze Haut zu Markte tragen kann. Der Mensch muß sich stets den ganzen Betrag seiner Handlungen zum vollen Bewußtsein bringen." — „Der beste Wille, den Vernunft und Wahrheit handhaben, muß sich gefaßt machen auf Verkennen und Verketzern; darum aber soll der reine Wille weder den Glauben an seinen Werth, noch an seine ihm natürlichen Früchte verlieren. Der Unverstand und Undank Derer, denen Sie eine treue und freundschaftliche Gesinnung bethätigen, kann die Ergebnisse derselben nicht in ihr Gegentheil verwandeln, und sie werden als wahre Freundschaftsdienste bestehen und fortwirken, wenn die Nebel, in welche Unverstand und Undank sie zu hüllen versuchten, schon lange verflogen sein werden — also, große Gedanken und ein reines Herz!"

Aber als ein rechter, getreuer Eckart bleibt Stockmar nicht bei allgemeinen Ermahnungen stehen; wo ihm der Prinz zu fehlen scheint, sagt er ihm auf das rückhaltsloseste die Wahrheit. Als derselbe ihm z. B. mittheilt, er habe für den König von Preußen eine Denkschrift über die Reform des Deutschen Bundes ausgearbeitet, erklärt er ihm geradezu, daß er ihn für ganz unfähig zu einer solchen Arbeit halte, da seine lange Abwesenheit von Deutschland ihm es unmöglich mache, die im Volk zur Reform treibenden Kräfte, welche wesentlich antidynastischer Natur seien, richtig zu beurtheilen. Und als der Prinz Ende 1853 über die maßlosen Verleumdungen, denen er in Gesellschaft und Presse ausgesetzt war, einigermaßen niedergeschlagen schreibt, antwortet er ihm: „So hart Sie getroffen sein mögen, kann ich doch nicht wünschen, daß Ihnen diese Erfahrung erspart bleiben sollte. Sie konnten die Königin nicht heirathen, ohne zu beabsichtigen und verpflichtet zu sein, ein politischer Soldat zu werden. Ein bloßes Garnisonleben macht nie einen Soldaten, und abgesehen von einigen häuslichen Unannehmlichkeiten haben Sie bis jetzt nur ein friedliches, bequemes, fattes und schwächendes Garnisonleben geführt."

Allerdings hatte Stockmar den Vortheil, an einen Fürsten zu schreiben, der nicht nur die Wahrheit hören konnte, sondern sie selbst mit Ernst suchte;*) aber sein Verdienst, denselben unablässig im Rechten gestärkt und ihm stets die Klippen gezeigt zu haben, die es galt zu vermeiden, bleibt darum doch ein hohes. Um so mehr, als diese sachlich so einflußreiche Stellung sich nur durch die voll-

*) Treffend sagt Gladstone in seiner Besprechung unseres Buches, „Prince Albert was fortunate in his wife, uncle and tutor, but how completely did the material answer to every touch it received". —

ständige Selbstlosigkeit behaupten ließ, mit der er persönlich stets im Hintergrunde blieb, stets die Ehre, das Rechte erkannt zu haben, Denen ließ, welche auf der officiellen Bühne standen, und der Aufgabe, für Andere zu sorgen, seine persönlichen Wünsche zum Opfer brachte. Ein Ausspruch, den der belgische Gesandte in London, van de Weyer, von ihm berichtet, ist in dieser Beziehung bezeichnend: „Wenn Sie von Fürsten, denen Sie nahe stehen, um Rath gefragt werden, so sprechen Sie Ihre Ansicht wahrhaft, kühn, ohne Zurückhaltung und ohne Etwas zu verschweigen, aus. Sollte Ihre Ansicht nicht munden, so weichen Sie auch nicht einen Augenblick von dem ab, was Sie für wahr halten. Sie werden in Folge dessen bisweilen in Ungnade fallen, vernachlässigt und kalt behandelt werden; Sie dürfen sich aber, wenn sie Ihnen wiederkommen (denn wiederkommen werden sie, wenn Sie redlich und fest bleiben), nie über die erfahrene Behandlung beklagen, nie versuchen, sie eingestehen zu machen, wie sehr Sie im Rechte waren und wie unrecht sie gehabt haben. Es muß Ihnen genügen, daß Sie zu ihrem Besten und dem des Landes nach Principien handeln, deren Gesundheit in dieser Weise anerkannt wird."

Diese Selbstlosigkeit erklärt es auch, weshalb die englischen Staatsmänner ohne Unterschied der Parteien die einflußreiche, aber äußerlich nicht definirte Stellung Stockmar's sonder Eifersucht duldeten. Sie trauten ihm, sagt van de Weyer, unbedingt, nicht blos weil sie seine politische Begabung und Uneigennützigkeit erkannten, sondern weil sie alle fühlten, daß sie bei ihm in sicheren Händen waren, daß er sie nie verrathen, nie ihre Schwächen und Fehler zur Schau stellen, nie einen gegen den anderen ausspielen, sich nie in eine heimliche Intrigue einlassen und seine Stellung dazu mißbrauchen werde, ihnen in der guten Meinung des Souveräns oder des Publicums zu schaden. Palmerston sagte von ihm, er sei der einzige vollkommene uninteressirte Politiker, den er gekannt habe, und Aberdeen gab ihm das Zeugniß: „Ich habe Männer gekannt, die eben so klug, gut, discret und urtheilsfähig waren; aber niemals einen, der alle diese Eigenschaften in so hohem Maße vereinigt, wie er," und seine fürstlichen Freunde widmeten ihm auf seiner Gruft, die nach dem Entwurfe der Kronprinzessin des deutschen Reiches in Coburg ausgeführt ist, den Nachruf: „Ein treuer Freund liebet mehr und stehet fester, denn ein Bruder."

Aber Prinz Albert machte diesem Lehrmeister auch Ehre. Die Stellung, in die er als sehr junger und darum naturgemäß unerfahrener Mann trat, war ungemein schwierig. Wenn der Umstand, daß die Königin ihn aus reiner Neigung zu ihrem Gemahl erkoren, und seine stattliche, gewinnende Persönlichkeit bei seinem Eintritt in das öffentliche Leben zu seinen Gunsten sprachen, so hatte er dagegen am Hofe, wie in der Gesellschaft und im Publicum starke Vorurtheile zu überwinden. Die Aristokratie, namentlich die Tories, mißachtete die kleinen deutschen Höfe als arm und ungebildet; in weiteren Kreisen sah man den „Foreigner" als Vertreter des festländischen Absolutismus an, bei der Naturalisation wie bei der Bestimmung seines Jahreseinkommens fügte man ihm absichtlich Demüthigungen zu, ein nicht willkommener Privatsecretär ward ihm aufgedrängt. Der Prinz überwand alles das mit Takt und besonnener Festigkeit; er vermied es durchaus, politisch hervorzutreten, fühlte vor-

sichtig seinen Weg, unterrichtete sich nach allen Seiten und gewann so rasch eine Stellung, die sachlich unangreifbar war und mit der auch die ihm Abgeneigten rechnen mußten. Er widmete sich eifrig allen Angelegenheiten, welche das Wohl der arbeitenden Classen, der Wissenschaft und Kunst betrafen, und hielt bei solchen Gelegenheiten Reden, an denen auch der beste böse Wille nichts auszusetzen finden konnte, stellte sich aber niemals dabei in den Vordergrund. „Ich kann es nicht leiden, in Meetings gelobt zu werden," sagte er; „es sieht aus, als ob man mich zur Reclame benutzte und als Mittel brauchte, um ein volles Haus zu machen." Ebenso wenig ließ er sich durch Widerstand entmuthigen; wir sehen bei Martin, wie groß z. B. der war, welchen er bei der Allgemeinen Weltausstellung zu überwinden hatte, die sein Gedanke war und die von so großem Erfolge gekrönt wurde.

Aber sein Hauptinteresse war und blieb naturgemäß die Politik, und es ist überraschend, zu sehen, wie bald er zu einem wahrhaften Staatsmann erwuchs. In inneren Fragen hielt er stets den englisch-constitutionellen Standpunkt fest; aber wenn die Macht der Krone auf ein schmaleres Gebiet beschränkt war, so sollte sie dieses wahren, und er erklärte es für einen groben Irrthum, daß die englische Verfassung den Souverän zu einer Null mache oder dessen passive Indifferenz fordere. Er wies die flache Formel: „le roi règne mais ne gouverne pas" zurück; „Cousin," sagte er bei der Lectüre der Introduction politique desselben, „unterschätzt die geistigen Fähigkeiten, die für einen constitutionellen Souverän erforderlich sind. In Wahrheit bedarf es der größten geistigen Kraft für die Entsagung und Selbstbeherrschung, und diese sind für einen constitutionellen Souverän wesentlicher als für einen absoluten." „Weshalb," schreibt er 1852, „will man Fürsten allein die Gunst verweigern, politische Meinungen zu haben, die auf Sorge für die nationalen Interessen, die Ehre ihres Landes und die Wohlfahrt der Menschheit begründet sind? Sind sie nicht unabhängiger gestellt als irgend ein anderer Politiker im Staate? Sind ihre Interessen nicht auf's tiefste mit denen ihres Landes verbunden? Ist der Souverän nicht der natürliche Wächter der Ehre desselben? Ist er nicht nothwendiger Weise ein Politiker? Minister wechseln und verlieren beim Rücktritt die besten Mittel, sich zu unterrichten, die ihnen bisher zur Verfügung standen. Der Souverän bleibt, und ihm stehen diese Mittel stets zu Gebote. Der patriotischste Minister hat an seine Partei zu denken, und deshalb ist nothwendiger Weise sein Urtheil oft durch Parteirücksichten beeinflußt. Nicht so der constitutionelle Souverän, der keinen solchen störenden Einwirkungen ausgesetzt ist. Als das dauernde Haupt der Nation hat er nur zu erwägen, was zu ihrem Wohl und zu ihrer Ehre dient; seine angesammelte Kenntniß und Erfahrung, sein ruhiges und geübtes Urtheil stehen dem jeweiligen Ministerium ohne Unterschied der Partei zu Gebote."

Es war deshalb ein Cardinalsatz des Prinzen, daß die Krone über den Parteien stehen müsse. Die Königin war unter den Whigs zur Herrschaft gekommen und hatte ein warmes persönliches Gefühl für Lord Melbourne, der sie in die Geschäfte eingeführt; als aber das Ministerium schwach ward, vermittelte Prinz Albert eine Annäherung des Hofes an die Tories in der Person Sir

Robert Peel's, mit dem ihn bald eine auf gegenseitige Hochachtung gegründete Freundschaft verband. Er vertrat die Ansicht, daß die Krone jedes Ministerium ehrlich stützen müsse, welches die Majorität habe und nicht geradezu das Interesse oder die Ehre des Landes verletze. Aber wenn das jeweilige Ministerium in England ein Ausschuß der im Unterhaus stärkeren Partei ist, so wollte er nicht die wirksame Controle der Minister durch den Souverän in der eigentlichen Executive aufgeben und dafür sah er in sich selbst die naturgemäße und wirksame Stütze. Bei aller Bescheidenheit und Zurückhaltung nach Außen verfocht er dies als Recht und Pflicht gegen eigenwillige Minister, wie gegen Verleumdungen und Anschuldigungen des Publicums, das, wie er einmal treffend bemerkte, sich verrathen glaubte, weil es sich selbst betrogen hatte, und erzwang schließlich die Anerkennung in beiden Häusern des Parlaments, daß er nur den Einfluß ausübe, den er üben müsse. Aber er hätte denselben nicht üben können, trotz allen Taktes und aller Reinheit seiner Absichten, ohne seine eminente politische Begabung. Wir wollen, was innere Fragen betrifft, nur ein Beispiel anführen, welches zeigt, daß er, der Fremde, in solchen oft weit richtiger urtheilte, als englische Staatsmänner. Im September 1850 hatte der Papst ein Breve erlassen, wodurch die katholische Hierarchie Englands wiederhergestellt ward, gleichzeitig erfolgten zahlreiche Uebertritte von Engländern zur katholischen Kirche. Dies rief einen allgemeinen Sturm hervor. Lord John Russell, damals Premierminister, nannte in einem öffentlichen Briefe „den Angriff des Papstes auf unsern Protestantismus frech und hinterlistig" und das Breve „eine Anmaßung von Oberhoheit, die sogar in katholischen Zeiten unverträglich mit der geistlichen Unabhängigkeit der Nation gewesen wäre." Zugleich klagte er die Verräther in der eigenen Kirche (die Ritualisten) an, „welche ihre Heerden Schritt für Schritt dem Abgrund zugeführt haben." Als es sich nun aber darum handelte, von Worten zu Thaten überzugehen, zeigte es sich, daß es gar nicht so leicht war, jenen Angriff wirksam zurückzuweisen. Die Bill, die das Ministerium einbrachte, befriedigte Niemanden, so daß es selbst in's Schwanken kam und schließlich nur eine überaus dürftige Maßregel durchbrachte, die ein todter Buchstabe blieb und schließlich wieder rückgängig gemacht wurde. Die Königin und Prinz Albert sahen die Sache anders an; die erstere unterzog sich zwar der Mühe, alle die Adressen und Deputationen zu empfangen und zu beantworten, die bei dieser Gelegenheit an sie gesandt wurden, aber erklärte, sie würde nie zustimmen, auch nur ein Wort zu äußern, das den Geist der Unduldsamkeit athme. So aufrichtig protestantisch sie sei und stets sein werde, so stark sie Die verurtheile, welche sich Protestanten nennten und alles Andere eher seien, so sehr bedauere sie den unchristlichen und intoleranten Geist, der sich in vielen Meetings zeige; sie könne es nicht ertragen, dieses heftige Schimpfen auf die katholische Religion zu hören, das so schmerzlich und grausam für so viele gute und unschuldige römische Katholiken sei. Prinz Albert entwarf eine Denkschrift, in der er sofort den Kern der Sache in einem Satze trifft: „Das Princip der Unzufriedenheit ist die Einführung romanisirender Lehren und Cultusgebräuche durch den Clerus gegen den Willen der Gemeinden, nach der Annahme, daß der Clerus allein in Kirchenfragen Autorität hat. Die Laien

sollten gleiche Rechte haben, keine Aenderung dürfte ohne ihre Zustimmung gemacht, keine Auslegung von Glaubensartikeln ohne dieselbe gegeben werden. Sobald dies Princip gesetzlich anerkannt ist, wird eine ganze lebendige Kirchenverfassung daraus hervorwachsen." Kann man treffender die Schwäche der englischen Kirche in der katholisirenden Halbheit ihrer Verfassung bei reformirtem Dogma bezeichnen? Hätte der Ritualismus zu seiner heutigen Bedeutung erwachsen können, in der er die Kirche zu sprengen droht, wenn man der Convocation durch Berufung von Laienmitgliedern neues Leben gegeben hätte?

Noch weit auffallender zeigt sich seine Ueberlegenheit auf dem Gebiete der auswärtigen Politik. Was seine Reformpläne für Deutschland betrifft, hatte zwar Stockmar unbedingt Recht, dieselben als unpraktisch zu bezeichnen; aber wie meisterhaft ist folgende Charakteristik Friedrich Wilhelm's IV.: „Die Rede des Königs (bei Eröffnung des Vereinigten Landtags) ist eine merkwürdige Probe der Beredsamkeit, die zum Herzen dringt, aber den Verstand unbefriedigt läßt. Stellt man sich an die Stelle eines kalt kritisirenden Publicums, so wird einem flau zu Muthe. Welche Verwirrung der Begriffe und welche Kühnheit, aus dem Stegreif, als König, in einem solchen Moment und in solcher Länge alle die entsetzlichsten, schwierigsten Punkte zu berühren nicht nur, sondern Knall und Fall abzuthun, Gott zum Zeugen aufzurufen, zu versprechen, drohen, schwören u. s. w. Er läßt sich von Gleichnissen verführen, die seiner Phantasie zusagen, die er nur so weit ausführt, als sie zu seinem Krame passen, und die oft die wahre Lage der Dinge gar nicht wiedergeben, aber, weil sie geistreich sind, ihn befriedigen, es macht eine scharfe Argumentation unmöglich. Dann läuft er noch Gefahr, daß er subjective Gefühle und Ansichten als Beweggründe seiner Handlungen nimmt und nicht nur danach handelt, sondern auch verlangt, daß, da diese Gefühle und Ansichten ihm heilig und theuer sind, sie es nun auch allen Anderen sein sollen, die nicht im geringsten dadurch berührt sind. Dahin gehören die Pietätsgefühle gegen Friedrich Wilhelm III., die nur der Sohn fühlen kann; oder die aus gewissen Lieblingsstudien und Gedanken für ihn entsprungenen Lieblingsgrundsätze. — Pius IX. ist das Gegenstück zu Friedrich Wilhelm IV.; große Impulse, halb verdaute politische Begriffe, wenig Schärfe des Verstandes bei viel Geist (?) und Zugänglichkeit für äußere Einflüsse. Er scheitert wie jener an dem Glauben, Völker in Bewegung setzen und doch die ganze Leitung und Ausdehnung der Bewegung in der Hand behalten zu können."

Auch über Bunsen, den der Prinz sonst hoch schätzte, sah er sehr klar. Als derselbe 1848 nach Frankfurt ging, um, wie er glaubte, die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten zu übernehmen, schrieb der Prinz an Stockmar: „Möge er glücklich in Denen sein, die ihn umgeben; denn er ist bestimmbar, und die Raschheit, mit der er Ansichten Anderer sich zu eigen macht, setzt ihn der Gefahr aus, daß er nach einander beide Seiten einer Frage prüft und vertheidigt, bevor er den Schluß gezogen, der seine Ansichten endgiltig bestimmt. Hat er dies erst gethan, so sind dieselben gewöhnlich richtig und zufolge des vorangegangenen Processes auf ein Princip begründet; aber wenn er genöthigt

ist, zu handeln, ehe er seine Schlüsse herausgearbeitet hat, so ist es oft reiner Zufall, welche Seite er annehmen wird. Es wird immer schwierig für einen preußischen Beamten sein, zwischen dem Erzherzog, der Paulskirche, Berlin und Potsdam zu stehen und nicht mit dem Kopfe gegen alle Vier anzurennen." In diesen Worten ist klargestellt, warum Bunsen's Bestrebungen in jenen Jahren nothwendig scheitern mußten.

Aber auch in Fragen von unmittelbar brittischem Interesse urtheilte der Prinz schärfer, als die leitenden englischen Staatsmänner. Als 1847 die Reformen des Papstes in Italien eine allgemeine Bewegung hervorriefen, trat Palmerston mit dem Plane hervor, den Großsiegelbewahrer, Lord Minto, nach Rom zu senden, um diesen Bestrebungen zu secundiren. Prinz Albert bekämpfte diesen Gedanken entschieden; man sei in England zu geneigt, Staaten in constitutionelle Reformen zu stürzen, die solche gar nicht wollten, oder nicht dazu reif seien, während man keine Nation über ihren natürlichen Entwicklungsgang hinausdrängen, keiner Etwas octroyiren solle, was sie nicht aus sich selbst hervorbringe. Man solle einfach gegen Oesterreich das Nichtinterventionsprincip geltend machen und ihm erklären, daß England ein gewaltsames Einschreiten gegen Reformen, welche italienische Regierungen zu machen beabsichtigten, nicht dulden werde. Ein solcher offener Schritt scheine zwar kühn, werde aber, wenn er rechtzeitig geschehe, Verwicklungen vorbeugen und England den Beifall aller unabhängigen Staaten sichern. Lord Minto dagegen werde bei der beabsichtigten Mission in ganz schiefer Lage sein; Oesterreich werde sich geradezu feindlich stellen und von Frankreich heimlich unterstützt werden, er werde sehr wenig wirklichen Einfluß haben und doch für Alles von zweifelhafter Natur verantwortlich gemacht werden. Russell sage, falls Minto nach Rom gehe, müsse man „unsere Intentionen genau fixiren"; es sei umgekehrt absolut nothwendig, diese fixirten Intentionen vor sich zu haben, um zu entscheiden, ob die Mission überhaupt rathsam sei. Der weise Rath ward nicht gehört, und die Folgen waren genau die, welche der Prinz vorausgesagt; die absolutistischen Cabinette klagten auf's Neue England an, daß es zu selbstsüchtigen Zwecken Unordnung stifte; die Bewegungspartei glaubte für ihre extremen Absichten eine Stütze bei dem Lord zu finden und lohnte, als diese versagte, dem Eifer Palmerston's mit Haß. Ebenso vergeblich war sein Rath 1848, bei der Vermittlung zwischen Oesterreich und Sardinien, sich auf das Erreichbare zu beschränken und für den Frieden die Basis zu nehmen, daß die Lombardei an Sardinien kommen, Oesterreich aber Venetien behalten solle, „Wir sind zu unverständig Carlo-Albertoisch," sagte er richtig, und die Folge war die einfache Wiederunterwerfung beider Provinzen.

Mit großer Sorge sah der Prinz 1853 die orientalische Verwicklung heraufziehen, indem die öffentliche Meinung gegen Rußland Krieg forderte und die englischen Staatsmänner die Frage keineswegs mit der nöthigen Festigkeit und Weite des Blickes behandelten. „Aberdeen," schreibt er Stockmar, „hat ganz Recht, daß wir unsere Feinde als ehrenhafte Männer *behandeln* und ehrenhaft gegen sie handeln müssen; aber das ist kein Grund, anzunehmen, daß sie dies *wirklich sind*; und das thut er und behauptet, er habe darin Recht." In einem „Memorandum für die Erwägung des Cabinets" vom 21. October 1853

legt er die Natur der Verwicklung und Englands Stellung zu derselben mit bewunderungswürdiger Klarheit dar. Nachdem er die einzelnen Stadien kurz recapitulirt, sagt er: „Wir haben bisher für die Türkei gegen Rußland Partei genommen. Die Gründe, die uns hierbei leiteten, waren: 1) daß wir die erstere im Recht, das letztere im Unrecht fanden und nicht ohne Unwillen dem vom Zaun gebrochenen Versuch einer starken Macht, eine schwache zu unterdrücken, zusehen konnten. 2) Wir fühlten die überwiegende Wichtigkeit, nicht zu erlauben, daß Rußland unter der Hand oder in gesetzlicher Form eine Macht über die Türkei erhalte, die es nicht durch offene Eroberung zu suchen wagte. 3) Wir wünschten dringend, den europäischen Frieden zu bewahren, der nothwendiger Weise durch offene Feindseligkeiten zwischen der Pforte und Rußland gefährdet werden müßte. — Diese Gründe sind gerecht und lobenswerth und sollten noch für unser Verfahren maßgebend sein. Indeß durch den Befehl an unsere Flotte, das türkische Gebiet zu beschützen, und die türkische Kriegserklärung ist der dritte und für unsere Politik vielleicht wichtigste Punkt entschieden gefährdet. Wenn wir den Türken thätig zu Hilfe kommen, müssen wir auch ganz sicher sein, daß sie kein Ziel verfolgen, das unseren Pflichten und Interessen widerspricht; daß sie nicht zum Kriege drängen, während wir den Frieden bewahren wollen; daß sie nicht, statt einfach den Versuch Rußlands zurückzuweisen, eine Schutzherrschaft über die Griechen zu erhalten, welche mit ihrer Unabhängigkeit unvereinbar ist, selbst suchen, die Macht zu gewinnen, den 12 Millionen Christen ein noch drückenderes Joch der zwei Millionen fanatischen Muselmänner aufzuzwingen. — Wollen wir daher mit unserer Macht auch nur defensiv den Türken zu Hilfe kommen, so müssen wir darauf bestehen, nicht nur die Leitung der Verhandlungen, sondern auch Krieg und Frieden in unserer Hand zu behalten. Man sagt, daß England und Europa, von allen türkischen Rücksichten abgesehen, ein starkes Interesse haben, Constantinopel und das Gebiet der Pforte nicht in russische Hände fallen zu lassen und, um einen solchen Umsturz des europäischen Gleichgewichtes zu verhindern, im letzten Falle auch Krieg führen müssen. Das muß zugegeben werden, und ein solcher Krieg mag gerecht und weise sein. Aber das würde ein Krieg sein, nicht für die Behauptung der Integrität des ottomanischen Reiches, sondern allein für die Interessen der europäischen Civilisation. Er müßte geführt werden, ohne sich gegen die Pforte zu binden und würde wahrscheinlich dazu führen, Zustände herzustellen, die mehr mit dem wohl verstandenen Interesse Europas, des Christenthums, der Freiheit und Civilisation verträglich wären, als die Wiederherstellung der unwissenden, barbarischen und despotischen Herrschaft des Islam über den fruchtbarsten und begünstigtsten Theil Europas."

Lord Aberdeen stimmte dem ganz zu; aber wie wenig wurden diese Gesichtspunkte im Krimkriege festgehalten, und wie anders würden die Folgen gewesen sein, wenn man es gethan hätte!

Es liegt auf der Hand, daß trotz aller natürlichen Begabung und der Vorzüge, welche die Stellung des Prinzen gewährte, eine so eingehend richtige Beurtheilung politischer Fragen nur durch große, systematische Arbeit erreicht werden konnte, denn es gibt für die Politik so wenig einen Königsweg, wie für die Mathe-

matik. Persönliche Unterhaltungen mit Staatsmännern, eifriges Studium der Depeschen, parlamentarischen Debatten und der Presse, eine tüchtige geschichtliche Bildung legten den Grund für sein Urtheil. Minister fanden ihn mit den Thatsachen ihrer Departements völlig vertraut; Gesandte waren erstaunt, zu sehen, wie genau er in ihrem Bereich zu Hause war; Diplomaten, welche auf einen neuen Posten gingen, bekannten hernach, daß sie von ihm die werthvollsten Aufschlüsse über die Verhältnisse, in die sie eintreten sollten, erhalten hätten. Vielleicht das glänzendste Zeugniß für ihn war das Palmerston's, der ihm früher schwerlich sehr zugethan war, aber 1855 als Premierminister nach dem Besuche in Paris einem Freunde sagte: „Wir haben einen weit größeren und außerordentlicheren Mann zu Hause (als der Kaiser Napoleon ist); der Prinz-Consort würde es nicht für recht halten, einen Thron in der Weise zu gewinnen, wie es der Kaiser gethan, aber was gesundes Urtheil, tiefe Einsicht und die höchsten Eigenschaften des Geistes überhaupt betrifft, ist er dem Kaiser sehr überlegen. Bis meine jetzige Stellung mir so oft Gelegenheit gab, ihn zu sehen, hatte ich keinen Begriff davon, daß er so hoch begabt sei und wie glücklich es für das Land ist, daß die Königin einen solchen Prinzen geheirathet hat." Dabei führte er eine umfassende Correspondenz, und seine Lectüre erstreckte sich, wie die mitgetheilten Lesetafeln zeigen, auf die verschiedensten Gebiete. Oft gönnte er sich nur ungenügenden Schlaf und saß selbst im Winter schon um 7 Uhr bei seiner grünen Lampe. Die Erholung war ihm meist knapp zugemessen, er fühlte sich unter den vielfachen Ansprüchen nicht selten angegriffen; aber in der Luft von Balmoral und Osborne gewann er stets rasch die alte Frische wieder, widmete sich der Jagd, der Gartenkunst, der Musik (er spielte trefflich die Orgel) und vor Allem seiner Familie.

Der zweite Band des Martin'schen Werkes schließt mit dem Ablauf des Jahres 1853, der dritte soll uns bis an das frühe Ende dieses reichen Lebens führen. Schon jetzt wird sich die Königin durch die Aufnahme des Buches belohnt sehen für die großherzige Offenheit, mit der sie dem Verfasser alle Materialien zu Gebote stellte, welche seinem Zwecke dienen konnten. Aber wir wünschen ihm auch in Deutschland zahlreiche Leser.*) Keiner wird das Werk ohne Belehrung aus der Hand legen, nicht leicht Einer, ohne wahre Förderung und Befriedigung. Vor Allem möchten wir diese Lebensgeschichte als einen rechten Fürstenspiegel in der Hand Derer sehen, die selbst berufen sind, in ähnlicher Stellung auf das Wohl und Wehe der Völker einzuwirken. Sie können hier sehen, was ein Fürst seinem Lande werden kann durch selbstlose Hingabe und ernste Arbeit für große Zwecke. Prinz Albert's Leben war die Bewährung seines Wappenspruchs: „Treu und fest."

*) Der erste Band ist bereits in sehr guter Uebersetzung erschienen: „Das Leben des Prinzen Albert, Prinz-Gemahls der Königin von England, von Theodor Martin. Mit Genehmigung Ihrer Majestät der Königin Victoria, übersetzt von Emil Lehmann. I. Band. Gotha, Verlag von Friedr. Andr. Perthes. 1876."

Die Krise in Handel und Wandel.

Von

F. X. v. Neumann-Spallart.

III.

(Der Ausbruch der Krise in Oesterreich. Wirthschaftliche und sociale Folgen.)

Die Umrisse des Bildes, welches wir in den vorangehenden Abschnitten von der wirthschaftlichen Lage fast aller Länder des Erdballes entworfen haben, werden schärfer begrenzt, wenn man den eigentlichen Heerd der letzten Krise, Oesterreich-Ungarn und Deutschland, näher in's Auge faßt. Zuerst Oesterreich, das Gebiet, wo sich die Katastrophe am frühesten und kräftigsten ankündigte.

Wer für das Gesellschaftsleben des alten Donau-Kaiserreiches ein Herz hat, wird sich — und wäre er Moralist vom reinsten Wasser — eines tiefen Bedauerns nicht erwehren über die Contraste von Einst und Jetzt. Vor 1873 das vertrauensselige Genießen schnell geschaffener Reichthümer; überall Leben und Lebenlassen; die Vorbereitungen zu einem Völkerfeste, dessen Anlage durch Großartigkeit und Pracht der ganzen Welt ein Zeugniß unerhörten wirthschaftlichen Aufschwunges geben sollte; ein betäubendes Gründertreiben bei Hoch und Niedrig; die Einkleidung aller möglichen und unmöglichen Ideen in das Gewand von Actiengesellschaften. Hand in Hand damit unleugbar auch eine rastlose Rührigkeit und Energie im productiven Gewerbe, in den Großindustrien, im Eisenbahnwesen, in der Erbauung neuer Stadttheile, stolzer Finanzpaläste. Und nun die Mai-Ereignisse, das Wanken, der Zusammenbruch der unsoliden Schöpfungen, unter deren Ruinen nicht blos die Schuldigen, Spieler und Betrüger, sondern auch Tausende von Unschuldigen und Betrogenen ihr wirthschaftliches Ende fanden. Größere Gegensätze haben sich wahrhaftig noch selten berührt, als einerseits die überschätzende Zuversicht, die Prunksucht, der Luxus in den höheren Schichten der Gesellschaft, die Begehrlichkeit und geringe Leistung in den niederen Classen, wie es vor der Krise in einem unerträglichen Maße, namentlich in Wien zu beobachten war, und andererseits die socialen Symptome von heute, wo Muthlosigkeit und Mangel jedes Vertrauens in die Zukunft auf

allen Lippen schweben; wo sich Alle einschränken müssen; wo Paläste, Häuser und Landgüter unter den Hammer des Executors kommen; wo Tausende von Arbeitern vor der Existenzfrage stehen; und wo Handel und Wandel immer mehr in's Stocken gerathen.

Es darf uns auch nicht Wunder nehmen, daß Oesterreich-Ungarn die herben Schläge der 1873er Krise am wuchtigsten fühlt. Die Anlässe dazu sind nicht vereinzelt, sondern sehr mannigfach und zahlreich. Vor Allem ist es sehr einleuchtend, daß die Oertlichkeit, in welcher die Sturmfluth ihren Ausgang nimmt, unter den verheerenden Wirkungen derselben am intensivsten leiden muß. Die Handels- und Industriekrise der Gegenwart als solche ist allerdings nicht in Oesterreich allein geboren worden; sondern die Keime derselben wurden, wie wir früher geschildert haben, durch Ueberproduction und Ueberspeculation in der ganzen Welt, diesseits und jenseits des Oceans, reichlich gelegt. Wol aber ist der erste und rein äußerliche Anlaß zur Störung des noch mühsam aufrechterhaltenen Gleichgewichtes von der Wiener Börse ausgegangen. Hier war es, wo die seit dem Frühjahre 1873 rapid erfolgende Entwerthung der Speculationspapiere den Stein in's Rollen brachte; hier, wo die Tage des 8. und 9. Mai eine förmliche Schreckensherrschaft hervorriefen. Die tumultuarischen Scenen, welche sich damals abspielten — schreibt ein trefflicher Chronist des Bank- und Börsenwesens — hatten fast revolutionären Charakter; die leidenschaftlichen Wuthausbrüche der Betroffenen spotten aller Beschreibung. Die Signatur dieser Tage war die Deroute auf allen Linien. Das Börsengeschäft wurde gänzlich sistirt; es herrschte ein vollständiges Chaos. Die Verzweiflung bemächtigte sich der Speculanten. Der Schrecken hatte so sehr alle Gemüther gelähmt, alles Vertrauen und allen Credit zerstört, daß bald nicht blos die Speculationspapiere auf einem Niveau angelangt waren, wo sie als unverkäuflich, unversetzlich galten: sondern daß Viele auch den Zeitpunkt herannahen sahen, wo ihnen, mit dem eisernen Schrank voll Werthpapiere, das Geld mangeln würde, um die nöthigen Nahrungsmittel einzukaufen.

Nach solchen Ereignissen ist es ganz selbstverständlich, daß der Schlag bald auf alle Zweige des Erwerbes, auf alle Kreise der Gesellschaft übertragen werden mußte. Um die Intensität dieses ersten Stoßes richtig zu beurtheilen, ist es nothwendig, über die Beschaffenheit des zur Explosion gelangten Zündstoffes ein wenig zu sprechen, jenes Zündstoffes nämlich, welcher durch die maßlose Emission sogenannter Werthpapiere, durch die Ausbreitung des Gründerthums und den das ganze Volk vergiftenden allgemeinen Antheil an der Actienspeculation aufgehäuft wurde. Ohne in diese Thatsachen den Schwerpunkt der Ereignisse zu legen, wie es von mehreren Seiten geschehen ist, muß man denselben doch immerhin eine große Beachtung schenken, weil sie die mitwirkenden Ursachen der Handelskrise überhaupt, und die ersten und alleinigen Veranlassungen des acuten Ausbruches der Katastrophe im Mai 1873 in Wien und im October desselben Jahres in Berlin sind.

Wie auf den meisten europäischen und amerikanischen Börsenplätzen, wurde namentlich in Wien durch Emissionen und Gründungen viel gesündigt. Nach dem „Moniteur des intérêts matériels“ sollen im Jahre 1873 allein in ganz

Europa und Amerika für 4038 Millionen Gulden Staats- und Communal-Anlehen, Papiere von Banken und Creditinstituten und von Industrie- und Eisenbahngesellschaften emittirt worden sein; die Jahre 1871 und 1872 waren mit Gründungen im Gesammtbetrage von 12,000 Millionen Gulden vorausgegangen. An diesen riesigen, allerdings nur theilweise wirklich eingezahlten Emissionen von zusammen 16 Millionen Gulden nahm nun Oesterreich einen ganz unverhältnißmäßig großen Antheil. Ein Bericht des volkswirthschaftlichen Ausschusses des Abgeordnetenhauses, welcher sich gerade dieser einen Seite der Krise mit besonderer Aufmerksamkeit zuwendet, während er die übrigen relevanten Umstände nur oberflächlich berührt, constatirt auf Grund der dem Reichsrathe von der Regierung gelieferten Daten einige sehr interessante Thatsachen. Vom Anfang des Jahres 1867 bis Ende April 1873 wurden nicht weniger als 1005 Actiengesellschaften mit einem Nominalcapital von 4000 Millionen Gulden concessionirt. Von diesen gesammten Concessionen entfiel das Gros von 530 Gründungen mit dem Nominalcapital von 2797 Millionen Gulden auf das Jahr 1872 und auf die ersten vier Monate des Jahres 1873. Glücklicher Weise sind von allen Gründungen der fünf Jahre vor der Krise nur zwei Drittel (682) effectiv in's Leben getreten, wogegen ein Drittel (323) es nicht über den embryonalen Zustand brachte. Aber selbst die thatsächlich constituirten Actiengesellschaften erforderten eine einzuzahlende Summe von ungefähr 2200 Millionen Gulden. Man darf sich mit Recht fragen, wie reich das Volk sein müßte, welches nach der Deckung des Staats- und Communalaufwandes und des laufenden Lebensunterhaltes auch noch $2^1/_5$ Milliarden Gulden innerhalb jenes kurzen Zeitraumes erübrigen sollte, um neue Unternehmungen zu schaffen oder die bestehenden zu erweitern. Es bedarf kaum der ausdrücklichen Versicherung, daß in der schwindelhaften, optimistischen und aufgeregten Periode niemals daran gedacht wurde, wie jene Summe aufgebracht werden könnte; am allerwenigsten war davon die Rede, es aus den eigenen Ersparnissen des Volkes zu nehmen. Man appellirte an den willig gestimmten europäischen Geldmarkt, speculirte bekanntlich im höchsten Grade auf die französische Kriegsgold-Invasion und baute daheim Credit auf Credit. So ging es lustig weiter. Heute freilich ist schon ein Drittheil der im Jahre 1873 im Cursblatte der Wiener Geldbörse notirten Effecten verschwunden, und von den $2^1/_5$ Milliarden Actiencapital ist leider nur sehr wenig mehr zu finden. Schon für Ende October 1873 wurde der Cursverlust der Actien, Prioritäten und anderen Werthpapiere auf 1369 Millionen Gulden berechnet. Eine neuere Schätzung für alle an der Wiener Börse noch notirten und gangbaren Effecten liegt nicht vor; sondern es ist nur bekannt, daß an dem Aufgeld der Baugesellschaften circa 150, an jenem von 22 Banken und Creditinstituten circa 260 Millionen Gulden verloren gingen.

Es kann nicht die Aufgabe unserer Darstellung sein, bei diesen localen Symptomen der Krise in Oesterreich länger zu verweilen; doch müssen wir noch eines interessanten Factums gedenken. Nach dem früher angeführten officiellen Berichte war die Wiener Geldbörse, in deren Räumen sich im Jahre 1867 nur 900 bis 1000 Besucher eingefunden hatten, Anfangs 1873 von 3300 bis 3600 Personen überfüllt, welche sich dem Börsengeschäfte entweder berufsmäßig zu-

gewendet oder in demselben als Dilettanten ihr Glück versucht hatten. Die Frühjahrs- und Sommermonate des Jahres 1873 fegten sie furchtbar hinweg; nicht wenige derselben fielen durch Selbstmord und Verzweiflungsacte! Im Jahre 1875 war die Zahl der Börsenbesucher auf ungefähr 1800 bis 1900 gesunken, von denen noch ungefähr 730 am sogenannten „Arrangement" Theil nahmen; und im Jahre 1876 betrug die Anzahl dieser letzteren nur noch das kleine Häuflein von 550 Personen. Für die Massenbesucher der Börse in der Schwindelperiode gab es im November 1872 einen Tag, an welchem ohne Einrechnung der effectiv bezogenen Schrankenwerthe, wozu Renten, Prioritäten u. s. w. gehören, ein Umsatz von 2 Millionen Stück Actien im Nominalbetrag von nahezu einer halben Milliarde Gulden gemacht wurde. Und das war obendrein ein Tag großer Geldklemme, welcher weitaus von anderen Tagen überragt wurde. Jetzt geht es stiller zu; zwar liegen uns keine unmittelbar in Parallele zu ziehenden Aufzeichnungen vor, aber bekannt ist, daß die Zahl der aufgegebenen Schlüsse von $4^1/_2$ Millionen im Jahre 1874 auf 2 Millionen im Jahre 1876 gesunken ist und daß an vielen Börsentagen des letzten Jahres nur ein paar leitende Effecten wirklich gehandelt, für die übrigen aber blos nominelle Notirungen erzielt wurden.

In den Ereignissen, welche wir mit diesen wenigen Worten wieder in's Gedächtniß zurückrufen wollten, liegt der acute Ausbruch der Krise, welcher durch rasche Anwendung geeigneter Maßregeln wahrscheinlich auch diesmal zu localisiren gewesen wäre. Es ist nicht zu leugnen, daß die Verquickung der gesammten Handelswelt und des industriellen Elementes, sowie unzähliger Mitglieder aller Gesellschaftsclassen mit dem Börsentreiben in Oesterreich-Ungarn die Localisirung ungewöhnlich erschwert hätte. Aber den berufenen Organen fehlte entweder das volle Verständniß oder der ernste Wille, um die Gefahr mit jener Energie einzudämmen, ohne welche jede Hilfe in solchen Augenblicken wirkungslos bleibt. Die halben Maßregeln, welche ergriffen wurden, und zwar nicht mit einem Schlage, sondern stückweise in verschiedenen Zeitpunkten, verhallten spurlos. Man überließ von vielen Seiten den „Reinigungsproceß", — wie man diesen Verfall zu nennen beliebte — nicht ohne inneres Behagen seinem natürlichen Verlaufe; das Resultat war, daß nicht blos die krankhaften Auswüchse der Gründungsperiode, sondern auch das grüne Holz des Wirthschafts- und Gesellschaftslebens davon ergriffen und zum Absterben gebracht wurde. Kein Zweifel: weder die Regierung noch der Reichsrath erfaßten die Lage in ihrer ganzen Tragweite. Man stand zu lange unter den Eindrücken des verderblichen und nur der Vernichtung werthen Gründerthums, um alle übrigen Folgen der Krise unbefangen zu würdigen.

Wenn in der Börsenkatastrophe und der Actienüberspeculation *eine* Ursache für das besonders complexe und heftige Auftreten der Krise in Oesterreich-Ungarn liegt, so ist eine Erschwerung des ganzen späteren Verlaufes derselben gewiß in den *Geld-* und *Valuta-*Zuständen zu erkennen. Durch das Papiergeld und dessen stets schwankendes Disagio ist Oesterreich gegenüber seinen Nachbarstaaten und dem ganzen Auslande gewissermaßen immer auf den Isolirschemel gestellt; es empfindet jeden Schlag in eben dem Grade heftiger, in welchem

die Vertheilung auf Viele gerade nöthiger wäre. Die metallische Geldcirculation stellt, wie wir wissen, unter den heutigen Culturstaaten einen solchen Contact her, daß Störungen, welche in der Menge des Geldes oder einzelner Güterkategorien vorkommen, durch den Abfluß des momentan überflüssigen Vorrathes oder durch den Zufluß desjenigen, was augenblicklich an einer Stelle fehlt, in so lange rasch ausgeglichen werden können, als nicht Ueberfluß oder Mangel ganz allgemein in jedem Staate auftreten. In den ersten Stadien einer heranbrechenden Krise mindestens vermag diese gegenseitige Ausgleichung eine gewisse Abhilfe oder Erleichterung zu verschaffen. An einer solchen aber hat es in Oesterreich gemangelt und mangelt es noch fortwährend, weil dieses Wirthschaftsgebiet von dem Gold- und Silberumlauf aller übrigen Länder durch das entwerthete, selbst den größten Schwankungen und Sprüngen unterworfene Papiergeld ausgeschlossen und dem Spiele des Disagio preisgegeben ist. Erinnern wir uns nur, daß in den drei Jahren vor der Krise das Minimum des Silbercurses im Durchschnitte des Monats October 1872 105,25 betrug, wogegen im Juli 1870 der Monatsdurchschnitt von 133 verzeichnet erscheint; daß im Jahre 1873 selbst der Juni ein Silberagio von 112,5, der August ein solches von 104,85 brachte. Wie sehr solche Excesse zur localen Verschlimmerung der damals noch acuten Krankheit beitragen mußten, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung.

Ein drittes, den späteren Verlauf der Krise in Oesterreich erschwerendes Moment liegt endlich darin, daß ganz kurze Zeit vor ihrem Ausbruche eine Mehrzahl solcher commerciellen und industriellen Unternehmungen, welche bald von der allgemeinen Ueberproduction hart betroffen wurden, aus den Händen der alten Besitzer in jene von neu begründeten Actiengesellschaften überging. Diese Thatsache ist unendlich verhängnißvoll für Handel und Industrie in Oesterreich, und zwar nicht blos für deren gegenwärtige Lage, sondern auch für die künftige Entwickelung der Dinge. Mehr als die Hälfte aller von 1867 bis 1873 überhaupt concessionirten Gesellschaften (1109) waren Industrie- und Bau-Unternehmungen. Allerdings traten von denselben nur 448 in's Leben, aber es war daran mehr als genug! Die während jenes kurzen Zeitraumes in Wien wirklich entstandenen Industriegesellschaften nahmen ein Capital von 415,3 Millionen Gulden, jene in den Provinzen nach einer Schätzung Neuwirth's etwa 100 Millionen Gulden, alle zusammen also mehr als eine halbe Milliarde nominell in Anspruch. Nominell; denn bedeutendes Aufgeld erhöhte noch gewaltig die Summen, welche effectiv jenen Emissionen von Seiten des Publicums zugewendet wurden. Dieses große Capital, dessen bedeutendste Quoten wieder auf das Jahr 1872 und die erste Hälfte 1873, also auf die Zeit unmittelbar vor Ausbruch der Krise, entfallen, sollte nun der Betrieb nicht blos landesüblich verzinsen, sondern auch mit Dividenden reichlich entlohnen. Was nicht 14 bis 20 Prozent einbrachte, wurde scheelen Auges angesehen und als „nicht steigerungsfähig" von der Börse bald bei Seite geschoben. Nichts natürlicher, als daß der Ausbruch der wirthschaftlichen Krankheit, zumal in den industriellen Kreisen, die größte Verwirrung nach sich ziehen mußte. Wären die Eisenwerke, Hüttengewerkschaften und Stahlindustrien, die Maschinen- und Waggonbau-Etablissements, die Papier- und Zuckerfabriken und wie sie sonst heißen mögen, in dem Besitze

ihrer ursprünglichen Eigenthümer und Leiter geblieben, so hätten sie denselben in den fetten Jahren einen Gewinn abgeworfen, welcher sie reichlich für den Entgang in den mageren Jahren entschädigt hätte; die Gefahr, die Krise ungebrochen zu überwinden, wäre wahrhaftig eine mäßige zu nennen. Nun aber waren es die neuen Actionäre, Personen, die ihren Antheil an diesen Unternehmungen sich eben erst um schweres Geld erworben hatten, denen nach kurzer Dividendenfreude der schwarze Strich durch die Rechnung gezogen wurde. So traf der Verlust im ersten Momente zumeist eine ganz andere Gruppe von Leuten, als diejenigen, welche vorher die Gewinne eingeheimst hatten; er traf Unternehmungen, welche noch gar nicht, oder nicht in genügendem Maße, jene Sicherstellungsmittel des industriellen und kaufmännischen Betriebes anzuwenden vermocht hatten, die als kräftige Reserve- oder Amortisationsfonds zum Schutze gegen unvorhergesehene Störungen und Gefahren als selbstverständlich vorausgesetzt werden. Wie ganz anders ist die Lage eines Industriellen, der in florirender Zeit einen großen Theil seiner Anlage aus dem reichen Ertrage des Unternehmens abschreibt, daher mit vermindertem, eine geringere Verzinsung erfordernden Capitale in die böse Periode der Stagnation übertritt, als die eines neuen speculativen Unternehmens, welches oft noch an Gründungsspesen zu laboriren und nichts oder wenig amortisirt hat. So wurde die Großindustrie und ein guter Theil der Gewerbe in Oesterreich nicht durch die allgemeine Weltlage, sondern auch noch durch locale Ursachen in den innersten Fugen erschüttert. Von der durch die Krise betroffenen Großindustrie und dem Actienwesen pflanzte sich der Stoß auf die gleichartigen Privatindustrien und Gewerbe in verderblicher Schnelligkeit fort. Die Bilanzen der Actiengesellschaften und die stets herabsinkenden Coursnotirungen ihrer Papiere bildeten nun gewissermaßen das immer vor den Augen des ganzen Publicums aufgestellte Barometer, an dessen Skala von Tag zu Tag der Rückgang des productiven Lebens zur allgemeinen Entmuthigung abgelesen werden konnte. Diejenigen unter diesen Unternehmungen, welche liquidiren mußten, gaben zu Nothverkäufen und Executionen den Anlaß, in Folge deren die Preise einzelner gewerblicher Erzeugnisse noch rascher herabgedrückt wurden, als das veränderte Verhältniß von Angebot und Nachfrage allein gerechtfertigt hätte. So zog der Fall des Einen den Sturz des Anderen nach sich, wie es immer in solchen Zeitläuften geht. Namentlich aber sind die eben geschilderten Verhältnisse der jüngsten Vergangenheit darum tief zu beklagen, weil sie nicht blos den Niedergang ungemein beschleunigen, sondern weil sie auch besorgen lassen, daß die Erholung, an welche wir doch für die nächste Zukunft schon gerne denken möchten, nur sehr langsam erfolgen werde. Wenn wieder Bestellungen sich mehren, wenn die aufsteigende Conjunctur beginnt, werden in Oesterreich — so steht zu befürchten — für ganze Gruppen von Productionszweigen nicht die Unternehmer, nicht die im guten Stande erhaltenen Fabriken, nicht die gehörigen Maschinen, nicht die geschulten Arbeiter zur Hand sein, um rasch auszuführen, was verlangt wird. Dauert die chronische Krankheit noch eine Zeit lang fort, wie bisher, so werden viele und wichtige Glieder in dem Organismus der österreichischen Volkswirthschaft ersterben, sie werden einer Wiederbelebung nicht mehr fähig sein.

In der That ist es nicht der landläufige Pessimismus, der uns die Feder führt; es ist die objective Beobachtung der Thatsachen, welche einen so düsteren Ausblick in die Zukunft eröffnet. Die verschiedensten Anhaltspunkte drängen dazu; die Berichte der Handelskammern, die Handelsausweise, die steten Liquidationen und Fallimente, die fortwährenden executiven Verkäufe, die merkwürdigen Einblicke in die socialen Zustände im Großen und Ganzen — Alles beweist, daß es fürwahr „in keiner früheren Epoche Oesterreich beschieden war, so lange und so schwer wie jetzt die Ausschreitungen zu büßen, welche Leichtsinn, Gewinnsucht und sinnloses Wagen auf wirthschaftlichem Gebiete verschuldet haben." Aber nicht allgemeine Behauptungen, sondern positive Wahrnehmungen sollen uns leiten, um über die jetzige wirthschaftliche Lage Oesterreichs ein richtiges Urtheil zu fällen.

Man kann immer ein Gesammtbild über die Bilanz des Volkshaushaltes in großen Zügen entwerfen, wenn man den Gang des Außenhandels in Verbindung mit dem gleichzeitigen Gange der inneren Erwerbsthätigkeit statistisch verfolgt. Im einfachsten Falle, wo Artikel in Frage kommen, welche ein Land nur von Außen bezieht — wie Kaffee, Thee, Baumwolle, in manchen Ländern auch Wein, Zucker u. dgl. —, zeigt die Höhe der Nettoeinfuhr nach Abzug der Vorräthe schon den wirklichen Verbrauch an. In der Regel hat man es aber mit Artikeln zu thun, die nicht blos von Außen zugeführt, sondern auch im Inlande selbst erzeugt und an andere Länder verkauft werden. In diesen Fällen leitet uns nur jene combinirte Größe zu richtigen Schlüssen, welche wir aus den Veränderungen des auswärtigen Handels im Zusammenhange mit der Abnahme oder Zunahme der eigenen productiven Thätigkeit gewinnen. Unter dieser Rücksicht in's Auge gefaßt, trägt nun das Wirthschaftsleben Oesterreichs seit 1873 die hippokratischen Züge des sinkenden Volkswohlstandes an sich. Die Zufuhr von Industrieerzeugnissen aller Art, welche bei stetiger Erweiterung des gewerblichen Betriebes in Oesterreich in den Jahren 1871 bis 1873 ihren Höhepunkt erreicht hatte, fiel dann rasch ab. Von 1874 bis 1876 kauft Oesterreich-Ungarn immer weniger Manufacte im Auslande, es schickt immer mehr seine eigenen Fabricate in alle Welt hinaus, und producirt doch im großen Ganzen daheim seit der Krise bedeutend weniger als vordem. Das Facit ist also, daß das ganze Volk jetzt einen viel beschränkteren Bedarf an Gewerbeproducten zu befriedigen in der Lage ist, als auf dem Zenithe seines sogenannten „wirthschaftlichen Aufschwunges". Wir veranschlagen diese Einschränkung des eigenen Consums nach guten statistischen Anhaltspunkten auf wenigstens 180 bis 200 Millionen Gulden. Daß die einheimische industrielle Thätigkeit in Wahrheit eine namhafte Einbuße erlitten hat, dafür liegen leider nur zu viele Symptome vor. Zuerst das allgemeinste: der Verbrauch jener Rohmaterialien, ohne welche die großen Manufacturen nicht arbeiten können: Schafwolle, Flachs, Farbstoffe, Chemicalien u. dgl. In den Jahren 1871 und 1872 wurden die größten Mengen dieser Dinge vom Auslande nach Oesterreich eingeführt; im Jahre 1873 ging es minder gut, im Jahre 1874 wieder ein wenig besser; für das Jahr 1875 aber zeigt uns das officielle Document des Handelsausweises, daß die wichtigsten Hilfsstoffe der Industrie in einem ganz auffällig geringeren Quantum nöthig wurden als in den Vorjahren. Die Verminderung der Zufuhren ist von einer Vermehrung der Ausfuhren begleitet, und beide zu-

sammen signalisiren den Stillstand der Industrie, die sinkende Kaufkraft des Volkes. Man kann diese Thatsachen aber auch direct in vielen wichtigen Zweigen des Erwerbes verfolgen.

Am schwersten wurde von den Schlägen der Krise in Oesterreich, so wie dies auch in Deutschland der Fall ist und wie wir es bereits von den übrigen Ländern der Welt erwähnt haben, die Eisenindustrie betroffen. Seit dem Jahre 1873 sind in Cisleithanien allein nahezu 50 Hochöfen außer Betrieb gesetzt und überhaupt im Jahre 1875 600,000 Centner weniger Roheisen erzeugt worden, als zwei Jahre vorher. Da gleichzeitig die Einfuhr von Eisen und Halbfabricaten um mehr als 4 Millionen Centner abgenommen, die Ausfuhr um mehr als $^1/_2$ Million Centner zugenommen hat, so muß der Consum an Erzeugnissen aus diesem Grundstoffe aller industriellen und Verkehrsthätigkeit um weit mehr als 5 Millionen Centner seit der Krise gesunken sein. Gewiß ein bedauerliches Symptom, wenn man bedenkt, daß nicht der Verbrauch der Seife, wie einst Justus von Liebig es zum Schlagworte gemacht hatte, sondern daß heutzutage vielmehr der Verbrauch an Eisen ein Gradmesser des Wohlstandes und Culturlebens geworden ist. Hiemit hängt zunächst in verwandten Erwerbszweigen die Thatsache zusammen, daß der Bergbau- und Hüttenbetrieb in der österreichischen Reichshälfte im Jahre 1873 noch für circa 85 Millionen, im Jahre 1875 nur noch für circa 68 Millionen Gulden Producte lieferte, und daß in allen Zweigen des österreichischen Montanwesens (ohne die sog. Raffinir- und die in der Staatsregalität stehenden Salzwerke) von 1873 auf 1875 circa 10,000 Arbeiter entlassen wurden. Die Reductionen wurden im Jahre 1876, für welches noch keine statistische Uebersicht vorliegt, in größtem Umfange fortgesetzt. Die plötzliche Stockung im Eisenbahnbau und der verminderte Bedarf an Arbeitsmaschinen und Motoren in allen Industrien sind die Ursache, weshalb sich der Rückgang des Wirthschaftens so intensiv auf diesem Punkte äußert. Die Maschinenfabriken eines einzigen, allerdings des wichtigsten, Kronlandes — Nieder-Oesterreich — haben ihren Arbeiterstand von circa 8000 im Jahre 1873 auf 2700 zu Ende des Jahres 1875 vermindern müssen. Man kann danach ermessen, wie es in ganz Oesterreich-Ungarn aussieht. In diesen Erwerbszweigen sind die durch die Krise herbeigeführten Gegensätze am grellsten ausgeprägt: im Jahre 1872 eine Nachfrage nach Maschinen, Locomotiven, Waggons und Instrumenten in solchem Umfange, daß Etablissements ersten Ranges Bestellungen zurückweisen mußten, obwol sie ihre Werkstätten erweiterten, Arbeiter aus allen Ländern aufnahmen, an Sonn- und Feiertagen und mit Zuhilfenahme der Nächte ununterbrochen rastlos arbeiten ließen. Mit dem Eintritte der Mai-Ereignisse begann die Lähmung, welche heute bis zu einer vollständigen Stockung des Betriebes gelangt ist.

Es ist nicht unsere Absicht, dem Einzelnen weiter zu folgen; aber bei einigen Industriegruppen, deren Zustand zugleich Streiflichter auf das sociale Leben wirft, müssen wir doch noch ein wenig verweilen. Wie die textilen Gewerbe überhaupt in Europa und Amerika minder gewinnbringend wurden, so auch in Oesterreich. Die Verarbeitung von Baumwolle, Wolle und Flachs hat zugenommen, die der Seide wurde seit 1875 vermindert. Nun scheint aus den statistischen Erhebungen der letzten Zeit hervorzugehen, daß

die österreichische Bevölkerung ebenso wie jene der anderen von der Krise betroffenen Länder den kostspieligeren und entbehrlichen Arten der Kleidung und des Schmuckes immer mehr zu entsagen weiß und sich mit billigeren Fabricaten zu behelfen sucht. Baumwollwaaren werden in den beiden letzten Jahren in namhaft größeren Mengen eingeführt und im Lande selbst behalten, als früher, wogegen gleichzeitig der Verbrauch verwandter Artikel auffallende Einschränkungen erfährt. Wir können es zwar wegen des lückenhaften Beobachtungsmaterials nicht mit Gewißheit behaupten, aber alle Anzeichen sprechen dafür, daß die große Masse der Bevölkerung von Oesterreich seit der letzten Krise, ähnlich den Amerikanern, als sie im Jahre 1857 in gleicher Lage waren, thatsächlich schon weniger Bekleidungsstücke braucht als vor drei Jahren, und daß insbesondere die Damenwelt in kluger Einschränkung ihres Toilettenbudgets geringere Summen für Putz und Modewaaren aufwendet, als in den guten Zeiten vor der Weltausstellung. Unsere Ueberzeugung stützt sich auf Thatsachen, die für Wien und Niederösterreich unmittelbar constatirt sind; und was von der auf dem Gebiete des äußerlichen socialen Lebens tonangebenden Metropole und dem Kernlande Deutschösterreichs gilt, dürfte auch für die übrigen Städte und Provinzen ziemlich zutreffen. Von Wien nun bringt der jüngst erschienene vortreffliche Handelskammerbericht die umfangreichsten Daten über diese interessanten Erscheinungen. So wurden in der Residenzstadt und deren nächster Umgebung im Jahre *vor* der Börsenkrise Seidenwaaren im Werthe von etwa 8 Millionen Gulden, *nach* der Krise im Jahre 1874 von nur der Hälfte Werth erzeugt; der Arbeiterstand der wichtigsten Fabriken nahm fast um ein Drittel ab, aus ganz Oesterreich-Ungarn aber wurden im Jahre 1875 mehr feine Seidenwaaren ausgeführt, als seit 10 Jahren, und nur ebensoviel eingeführt, als im Jahre 1872 und 1873. Also: eine offenbare Einschränkung des eigenen Gebrauches feiner Roben- und Möbelstoffe. Wie mit diesen fangen aber die sorgsamen Hausfrauen auch schon mit Bändern aus Seide und Sammet zu sparen an. Im Jahre 1872 schätzte ein Fachmann den Werth der gesammten österreichischen Bandfabrication auf 10 bis 12, im Jahre 1874 auf nur noch 6 Millionen Gulden; die gleichzeitige Veränderung des Handels würde höchstens eine Abnahme um 2 bis $2^1/_2$ Millionen rechtfertigen; es scheint also, daß für diesen Toilettenartikel seit der Krise um 2 bis 3 Millionen Gulden jährlich weniger verwendet wird. Ein Blick in die Werkstätten der Modegeschäfte bestätigt diese Voraussetzung. In den Wiener Magasins de Robes hatten im Jahre 1872 — also noch nicht für die fremden Gäste der Weltausstellung — 4372 Modistinnen, Blumenmacherinnen und Appreteurinnen ihre Feenhände an der Herstellung zierlicher Toiletten zu erproben. Im Jahre 1875 dagegen war das kleine Heer jener Arbeiterinnen und Lehrmädchen auf 3330 gesunken; mehr als ein Tausend aus ihrer Mitte waren in der kurzen Spanne Zeit überflüssig geworden und — ihrem Schicksale preisgegeben! Gleichzeitig scheint sich auch die Herrenwelt weniger Kleiderluxus zu gestatten; denn die Legion der ehrbaren Schneidergesellen schmolz von 6600 auf 4240 herab; zwei ein halb Tausend müssen anderwärts Erwerb suchen. Hat die Einführung der Nähmaschine diese Reductionen veranlaßt, oder ist es die Allgewalt der Krise, welche in das Modenreich dringt, wo doch nur der gute Geschmack herrschen soll? Nach fach-

kundigem Urtheile dürfte der größte Antheil dem Sinken des Wohlstandes und nicht dem Eingreifen der Maschine zufallen. Alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, da seit anderthalb Jahren überhaupt die Gewerbe und Kunstindustrien, welche für Aufputz und Körperschmuck arbeiten, einen entschiedenen Rückgang beklagen. Die Herstellung der Spitzen, Bobbinets und Entoilagen ist ebenso wie die Kunststickerei in Wien in völliges Stocken gerathen; nur einzelne Ateliers führen ihre Arbeiten noch unter den schwierigsten Verhältnissen fort; aber die billigen Massenwaaren aus Tarare, Calais, Nottingham müssen heute den kostspieligeren Aufputz ersetzen, welcher früher der heimischen Arbeit abgenommen wurde.

Wenn schon dieser, für mittlere Vermögensverhältnisse noch erschwingliche Luxus eine arge Schmälerung erlitt, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß nur ein geringer Theil der Einwohner Oesterreichs noch genügend mit Glücksgütern gesegnet ist, um Ausgaben für echtes Geschmeide und Edelsteine nicht zu scheuen. In der That ist, wie eine verläßliche Quelle wörtlich besagt, „der Absatz von Juwelierarbeiten in Oesterreich heute fast auf Null gesunken!" In guten Jahren hat das Kaiserreich 6 bis 9 Millionen Gulden für Juwelierarbeiten dem Auslande zu verdienen gegeben, seit der Krise kaum die Hälfte; dagegen nahmen die Ausfuhren, besonders in jüngster Zeit, wieder bedeutend zu; ein Beweis, daß man die Waarenlager zu räumen sucht; denn von neuen Erzeugnissen kann kaum die Rede sein, da dieses edle Kunstgewerbe in Wien gleichzeitig ganz unerhört abgenommen hat. Die Punzirungen von Gold und Silber werden immer weniger; die Zahl der Leute, welche bei Juwelieren oder Gold- und Silberarbeitern Wien's arbeiten, vermindert sich stetig; vor der Maikatastrophe waren es mindestens 1600 bis 1700, Ende 1875 kaum noch 1000, und heute sollen nur 500 bis 600 Arbeiter hier ihren Erwerb finden; auch dieses kleine Häuflein soll nur für halbe Tage oder einige Stunden des Tages beschäftigt sein. Auf diesem Felde hat die Krise ihre Furchen am tiefsten gezogen; auch dem Blicke des Fernestehenden können sie nicht entgehen, zumal wenn den bisher geschilderten Zuständen eine andere Thatsache zur Seite gestellt wird, die trotz ihrer Unscheinbarkeit doch ungemein geeignet ist, die Zeitverhältnisse zu charakterisiren. In einem schönen Winkel Nordböhmens, an den Abhängen des Riesengebirges, in Gablonz, Morchenstern und im ganzen Tannwalder Bezirke wird seit mehr als einem Jahrhundert eine nationale Industrie betrieben, welche sich mit der Specialität der sogenannten Glasquincaillerien beschäftigt. Hohle, geschliffene und gemalte Perlen, echt oder unecht vergoldet oder versilbert, Glasgespinnste, Glasdruck und Schleifereiwaaren werden von hier allen Märkten der Welt zugeschickt. Soll es nun Zufall sein, daß sich die Mode gerade wieder in den Jahren 1874 und 1875 diesem Aufputz mit besonderer Vorliebe zuwendet? daß eine ungemein rege Thätigkeit in jenen Glasbläserwerkstätten erblüht? Der innere Zusammenhang zwischen den Ereignissen wäre unschwer herzustellen; statt Gold und Silber, statt Demant und Saphir muß der Glasfluß seine Dienste thun. Die Damenwelt hat einen sehr billigen Ausweg gefunden und der österreichischen Landschaft einen Theil jener Summen befruchtend zugeführt, die in der guten alten Zeit der Capcolonie oder den californischen Golddiggers zugeflossen wären.

Nicht blos in diesen kleinen Wahrnehmungen, sondern auch in großen, all-

gemeinen Zügen spiegelt sich der Einfluß der Maikatastrophe auf das ganze Gesellschaftsleben in Oesterreich ab. Vor Allem in jenen Symptomen der socialen Verhältnisse, welche am klarsten vor Augen liegen, in der Ernährungsbilanz und der Wohnungsfrage. Das ganze Volk gönnt sich heute quantitativ weniger Nahrungs- und Genußmittel, als in den üppigen Jahren vor dem Ausbruche der Krise. Nach den Handelsausweisen und den Erhebungen der Ackerbaustatistik würde man zu der approximativen Schätzung gelangen, daß Oesterreich-Ungarn im Jahre 1875 ungefähr 14½ Millionen Centner Brodfrüchte und Getreide im Werthe von etwa 70 Millionen Gulden weniger selbst consumirt hätte, als in früheren normalen Jahren. Auch bei den übrigen Genußmitteln, wie Käse und Eiern, oder Colonialien und Südfrüchten, Eßwaaren und Tabak, zeigt die Handelsbilanz der Jahre 1875 und 1876 eine nach vielen Millionen Gulden zählende Abnahme des Verbrauches. Ebenso wurde von den Schlachtthieren in den Jahren 1875 und 1876 eine auffallend geringere Anzahl aus dem Auslande bezogen, und es wurden so viel mehr Rinder, Schafe, Schweine aus Oesterreich-Ungarn an das übrige Europa im Außenhandel verkauft, daß in dieser Zeit entweder der Viehstand gewaltig decimirt oder der Fleischconsum ganz enorm eingeschränkt worden sein muß. Das Letztere hat nach den städtischen Aufschreibungen und nach Berichten, welche aus mehreren Theilen des Reiches vorliegen, wahrscheinlich einen größeren Antheil an der Erscheinung, als die Abnahme des Viehstandes, für welche sich übrigens auch schon mehrere Anhaltspunkte finden. Was die Wohnungsfrage betrifft, so hat mindestens für die Metropole Oesterreichs, wo der Herzschlag des socialen Lebens am kräftigsten zu fühlen und am besten zu beobachten ist, eine officielle Darstellung kürzlich die bedauerlichsten Thatsachen enthüllt. Im Stadtrayon von Wien — also ganz abgesehen von den so dicht bevölkerten Vororten der Residenz — hat die Zahl der leerstehenden Wohnungen von 1280 im Jahre 1872 stetig von Jahr zu Jahr auf 1472, 4377 und 7967 zugenommen; sie betrug im Herbste des Jahres 1876: 10,689! Eine große Zahl derselben entfällt gewiß auf Rechnung der einst mit allem erdenklichen Luxus eingerichteten und heute öde stehenden Bureaux der heimgegangenen Banken, Actiengesellschaften und Gründerconsortien; aber was erübrigt, beweist zur Genüge, wie sehr die Bevölkerung Wien's, bei gleichzeitiger numerischer Zunahme, in dem Wohnungsaufwande sparen muß. Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß diese Reflexerscheinungen bereits erschreckend zu Tage treten. „Jeder Mensch, der nur hundert Gulden besitzt," — so äußerte sich kürzlich ein Wiener Bankdirector, — „hat bei der diesmaligen Krise verloren, und in dieser Beziehung ist dieselbe mit keiner einzigen früheren Katastrophe in Vergleich zu ziehen." Nach den Aufzeichnungen aller Genossenschaften von Industriellen und Gewerbetreibenden in Wien, welche wir in eine Uebersicht zusammengefaßt haben, ergibt sich, daß die Anzahl der von denselben beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen von rund 115,000 im Jahre 1873 auf 96,600 im Jahre 1875, also um 18,400 Personen, reducirt wurde. Nur jene Gewerbe sind hier nicht inbegriffen, welche für die leibliche Nahrung und, wenn wir so sagen dürfen, für die Zerstreuung sorgen sollen; unter diesen nahm die Zahl der Fleischer und Bäcker ab, wogegen Wien

trotz seiner Krise jetzt mehr Gast- und Kaffeehäuser besitzt, als im Jahre der Weltausstellung!

Gehen wir um einen Schritt weiter in der socialen Sphäre. Schon zeigen sich, wie in England und Amerika, so ganz besonders in Oesterreich alle Merkmale des tief greifenden Einflusses der wirthschaftlichen Misère auf das Familienleben und auf die Elemente der Volksbewegung. In der cisleithanischen Reichshälfte nimmt seit 1873 stetig die Anzahl jener Personen ab, welche ihren eigenen häuslichen Herd zu begründen vermögen. Im Jahre 1873 gab es noch rund 195,000 Trauungen zu verzeichnen; im Jahre 1874 um 6000 weniger, 1875 wieder um 9000 weniger, nämlich nur noch 180,000, und im ersten Halbjahre 1876 allein wieder um 4000 weniger, als in der gleichen Periode des Vorjahres, so daß wir im ganzen Jahre 1876 wol kaum auf 173,000 kommen dürften. Wenn Zahlen deutlich sprechen können, so ist dies hier der Fall: ein Rückgang der Heirathsfrequenz um 22,000 Paare in drei Jahren! Zwar hat die Erschwerung des Lebensunterhaltes glücklicher Weise noch nicht so weit um sich gegriffen, um auch die Anzahl der Geburten und Todesfälle in Oesterreich im Ganzen zu berühren. Es läßt jedoch düstere Familienscenen ahnen, wenn — wie die Statistik verzeichnet — in den letzten drei Halbjahren die Todtgeburten auffallend häufiger vorkommen; wenn die Sterblichkeit im zartesten Kindesalter in einem ungünstigeren Verhältnisse auftritt, als es gegenüber der allgemeinen Mortalität in normalen Zeitläufen der Fall zu sein pflegt; es zeigt tiefe Demoralisation und Verzweiflung, wenn die Zahl der unehelichen Geburten und die der Selbstmorde so zunimmt, wie dies in den letzten Jahren zu beobachten ist. — Caveant consules! Es rächt sich an der kommenden Generation, was die Väter verschuldet haben.

Die socialen Erscheinungen, von welchen wir sprechen, beziehen sich auf das ganze Land; in den Städten machen sie sich meistens noch intensiver bemerklich. Wir würden die Leser ermüden, wollten wir auch in Betreff dieser letzteren noch Details anführen. Es mögen die Thatsachen ohne Ziffern genügen. Die internationale Statistik zeigt, daß in den meisten europäischen und amerikanischen Großstädten, von welchen nicht weniger als 38 in dieser Beziehung beobachtet und kürzlich von Körösi mit einander in Vergleich gebracht worden sind, die Bewegung der Bevölkerung unbeirrt von den Ereignissen des Jahres 1873 ihren normalen Verlauf nimmt. In Oesterreich dagegen bewirkt dieses Jahr eine entschiedene Störung; denn in Wien, Budapest, Prag und Triest nimmt die Zahl der Trauungen seit dem Jahre 1874, in Wien, Prag und Triest die Zahl der Geburten seit 1875 rasch ab; unter den Todesursachen aber wird in jenen drei Städten die Entkräftung und Altersschwäche so auffallend häufiger, daß auch minder geübte Blicke sofort die sociale Noth erkennen müssen, die hier zum Grunde liegt. Fügt man diesen Wahrnehmungen noch hinzu, daß die Selbstmorde in keiner Zeit allgemeiner und zahlreicher waren, als gegenwärtig, ja daß sie in einzelnen Städten sich seit drei Jahren mehr als verdoppelt haben, so sind die vernichtenden Spuren gekennzeichnet, welche die von Vielen anfänglich leicht genommene Mai-Katastrophe überall zurückläßt, wohin sich ihr Lauf wendet. Es darf uns nicht in das geringste Erstaunen versetzen, daß diese tief erschütternden Folgen noch lange nicht ihr Ende erreicht haben. Wie viele Existenzen wurden in den abgelaufenen

drei Jahren zerstört, wie viele der Armuth und Verzweiflung, der Schande und dem Bettel überantwortet! So sind im Jahre 1876 in Wien allein 333, in den österreichischen Kronländern 709, in Ungarn 514, in der ganzen Monarchie also 1556 Privatfirmen dem Concurse verfallen, und nicht weniger als 41 Actien-Gesellschaften mit einem eingezahlten Actiencapitale von rund 64 Millionen Gulden durch Liquidationen oder Fallimente hinweggefegt worden. Der Grad, in welchem der Realitätenbesitz entwerthet und gefährdet ist, läßt sich aus der in den Grundbüchern verzeichneten Thatsache entnehmen, daß im Jahre 1876 im großstädtischen Rayon von Wien allein 755 Realitäten im Werthe von mehr als 20 Millionen Gulden unter den Hammer kamen: gerade zwanzigmal soviel als im Jahre 1873.

So betrübend diese Erscheinungen im Allgemeinen sind, so wenig lassen sie uns doch an der Heilung und Wiederbelebung der österreichischen Volkswirthschaft verzweifeln. Die natürlichen Quellen des Reichthums, welche während der Börsenspeculation ganz in den Hintergrund gedrängt wurden, sind noch nicht versiegt. Oesterreich-Ungarn hat es in seiner Macht, durch rationellen Wirthschaftsbetrieb jener landwirthschaftlichen Krise zu begegnen, die ohne tiefere Begründung von einigen Seiten pessimistisch prophezeiht wird; es kann in normalen Erntejahren und bei gehöriger Einrichtung des Getreidehandels auch heute noch auf einen sehr einträglichen Export von Brodfrüchten hoffen und durch Ackerbau und Viehzucht namhaftes Einkommen erzielen. Es besitzt Schätze in seinen Kohlenflötzen und Eisenerzen, die wieder zur Geltung kommen müssen, wenn die Exsudate der Schwindelepoche einmal aufgesaugt sein werden. Oesterreich verfügt über industrielle und gewerbliche Anlagen, deren Lebensfähigkeit sich am besten in jenen letzten Jahren bewährte, als es nöthig war, das Deficit der Bodenproduction durch Manufacte zu decken, deren Export seit dem Jahre 1872 stetig in Zunahme begriffen ist. In zahlreichen Kunstgewerben namentlich haben die deutschen Kronländer der Monarchie während der abgelaufenen zehn Jahre eine Stufe der Vervollkommnung und des Geschmackes erreicht, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Die ganze Gruppe der Kunstindustrien, von den Nippes in Bronze und Leder bis zu den massenhaft in's Ausland gehenden Krystallgläsern, hat jüngst wieder auf den Ausstellungen in München und Philadelphia unbestreitbare Erfolge errungen; für die meisten Erzeugnisse der specifischen Wiener Gewerbe, für Galanterie- und Drechslerwaaren, Kleider und Modeartikel, blieb auch in den schweren Zeiten noch auf fremden und vielen überseeischen Märkten ein regelmäßiger Absatz erhalten. Kurz, die productiven Kräfte des Landes sind zwar gelähmt, sie sind vielfach gebrochen, aber sie sind nicht gänzlich gestorben; der Ersatz wird sich finden, sobald in ganz Europa der Friede wieder gesichert, überhaupt ein regerer Pulsschlag außerhalb Oesterreichs beginnen und aus den Nachbarländern, die minder hart von der Krise berührt worden sind, ein kräftigender Lebenshauch hieher übertragen werden wird. Die Frage, wann uns die ersehnte Erlösung von dem drückenden Alp der Krise gebracht, von wo diese voraussichtlich ihren Ausgangspunkt nehmen wird, führt uns in's deutsche Reich, dessen wirthschaftliche Lage wir noch etwas näher in's Auge fassen wollen.

IV.

(Die wirthschaftlichen Zustände in Deutschland. Anfang und Ende der Krise.)

In seinen vor längerer Zeit erschienenen Ansichten der Volkswirthschaft hat Wilhelm Roscher ein Capitel auch den Krisen gewidmet. Ziehen wir dasselbe heute zu Rathe, so müssen wol Jedem die Worte auffallen, die unser gelehrter Nationalökonom über Krieg und Frieden schreibt: „Dauert ein Krieg längere Zeit, dann muß sich ein Theil der zuerst hervorgerufenen Erschütterungen allmälig wieder in's Gleichgewicht setzen. Nur hoffe Keiner, hiemit schon die ganze Krankheit überstanden zu haben! Mit dem Eintritte des Friedens erfolgt in der Regel eine neue Krisis, um so heftiger, je plötzlicher der Friedensschluß gewesen. Man denke nur an die Hunderttausende von tüchtigen Armen, welche nun unvorbereitet zum Pfluge und Webstuhl zurückkehren. Welch' eine Masse von Arbeit und Capital ist durch den Krieg in die Verfertigung von Munition, Waffen und Kriegsschiffen gelenkt, und dieser ganze, riesenhaft gewachsene Zweig der Volkswirthschaft muß im Frieden urplötzlich wieder einschrumpfen. Und noch erschütternder kann unter Umständen die Rückkehr des Handels in seine zwar natürlichen, aber vielleicht lange unterbrochenen Bahnen wirken." — Die Zustände des Jahres 1873 scheinen die Richtigkeit dieser Ansichten, für welche die Geschichte schon einige Beispiele liefert, neuerdings in traurigster Weise zu bestätigen. Nicht, als ob die große nationale That, welche die Einheit und Macht Deutschlands besiegelte, in sich selbst den Keim der wirthschaftlichen Verwüstung getragen hätte; aber der Friede hat mit allen seinen Segnungen, mit der freudigen Aussicht auf langes und ruhiges Schaffen und Wirthschaften und mit der Zuversicht für die Entwickelung der ganzen Zukunft bei jedem Einzelnen ein Vorwärtseilen, ein wahres Stürmen nach Erwerb und Gewinn hervorgerufen, das die Kräfte Aller überschätzte und überstieg. In der That ist es heute — post festum — gar nicht schwer, die Umstände zu schildern, deren unglückliches Zusammentreffen die deutschen Länder zum Schauplatze der letzten wirthschaftlichen Katastrophen machte.

Da haben wir zuerst die beglückenden, aber auch berauschenden Erfolge der deutschen Waffen. Eine politische Gefahr, deren Höhe das ganze Volk zu ermessen verstand, war drohend herangezogen; nach vielen Opfern an Gut und Blut ward sie glänzender gebannt, als man zu hoffen gewagt hatte: nicht blos durch Kriegsruhm und Triumphzüge, sondern zugleich durch reichen Ländererwerb und große Geldcontributionen! Das Aufathmen nach überstandener Gefahr brachte in das Thun und Treiben des ganzen Volkes eine Lebhaftigkeit, die dasselbe zu wirthschaftlichen Ueberschreitungen verführte. Die normalen Bahnen wurden verlassen, und mitten im Siegeslärm begann das Gründerthum seine ersten Orgien zu feiern. Es fehlte diesmal nicht an einem ganz besonderen Anlaß, diese verderbliche Richtung speculativer Geister zu begünstigen; er liegt in den fünf Milliarden der Kriegsentschädigung, deren rasche Abzahlung in der Geschichte unerhört dasteht und eines der Weltwunder unseres Zeitalters bildet; einerseits als Beweis der ungeahnt großen materiellen Leistungsfähigkeit Frankreichs, andererseits als Erprobung des sinnreichen Mechanismus, durch welchen jetzt

ungeheure Capitalsübertragungen in kürzester Zeit von Land zu Land vollzogen werden. Man hat gut sagen, die Kriegsmilliarden hätten nicht die Krise heraufbeschworen. Allerdings hätten sie für sich allein in normalen Zeiten, bei richtiger Vertheilung der Summen auf längere Perioden und rationellere Quoten, ohne schädliche Folgen für die deutsche Volkswirthschaft vorübergehen können. Aber in der Art und Weise und unter den specifischen Umständen, wie die Abtragung von netto 5400 Millionen Francs in baarem Geld oder in Wechseln innerhalb dreißig Monaten thatsächlich geschah, liegt unzweifelhaft eine der wesentlichsten Veranlassungen der letzten Krise in Deutschland und auch in Oesterreich. Es wurde darüber aus dem Standpunkte jeder Partei schon so viel geschrieben, daß es wol genügen wird, kurz an einige entscheidende Umstände zu erinnern. Die Einen haben die Kriegsentschädigung einen „befruchtenden Regen", die Anderen ein „Danaer-Geschenk" genannt; gewiß ist, daß sie als unerwarteter und plötzlicher Zufluß von frei verfügbaren Capitalien einen unnatürlich starken Impuls zur Errichtung zahlreicher neuer Unternehmungen geben mußte, und zwar auch solcher Unternehmungen, die nicht auf dem objectiven Bedürfnisse des Marktes beruhten, die nicht einer wirklichen Nachfrage nach Gütern genügen, sondern nur überhaupt in's Leben gerufen werden sollten, um das Capital unterzubringen und einen momentanen Gründungsgewinn abzuwerfen. An die Stelle des ruhigen Erwägens trat wegen der unerhörten Leichtigkeit der Capitalsbeschaffung eine kritiklose Ueberspeculation, deren Symptome in Deutschland und dessen östlichem Nachbarstaat ziemlich gleichzeitig an's Tageslicht kamen. Unzweifelhaft wurden große Theilbeträge der Milliardenzahlung zur Umwandlung der bestehenden Einzelgeschäfte in Actiengesellschaften, zu ungemessener Erweiterung ihres Betriebes und zur Gründung ganz neuer, schwindelhafter Unternehmungen verwendet; denn riesige Capitalssummen, die früher in Reichs- und Landesschulden und in sichersten Werthpapieren angelegt waren, wurden an diesen Stellen frei und an andere hingelenkt, wo ihnen ein leichter, reicher Gewinn zu winken schien. „So lange der Schwindel dauerte und alle Welt sich der Illusion unermeßlicher Reichthumsvermehrung hingab, konnte man freilich den Beweis der Erfahrung noch nicht beibringen; seit der mit dem „Wiener Krach" im Mai 1873 eingetretenen Reaction ist er aber handgreiflich geworden."

Von allen aus Frankreich nach Deutschland gewanderten Capitalien wurden bis vor Ausbruch der Krise nur circa 875 Millionen Mark zur Deckung verschiedener Ausgaben der eigentlichen Kriegsentschädigung, mithin für solche Zwecke verwendet, welche als Ersatz vorheriger Verluste gelten konnten. Alles Uebrige kam mehr oder weniger neuen Anlagen zu Statten; so die dem Reichs-Invalidenfond zugewiesenen 561 Millionen Mark, welche fruchtbringend zu verwenden waren; so weitere 124 Millionen Mark, welche dem Reichskanzler für die Marine, für das Reichstagsgebäude u. s. w. zur Verfügung standen, und endlich jene auf mindestens 2700 Millionen Mark zu veranschlagenden Beträge, welche zur Tilgung der für den Krieg contrahirten Anlehen dem norddeutschen Bunde und den süddeutschen Staaten zugewiesen wurden. Blicken wir auf diese Summen und den Nachweis des Reichskanzleramtes, daß vom Friedens-

schluß bis Mitte 1873 im deutschen Reiche direct 450 Millionen Mark in Schuldverschreibungen, Prioritäten, Pfandbriefen, Communalpapieren, ausländischen Fonds und Wechseln zinstragend angelegt worden waren, so darf uns die Capitalsüberfülle und die ihr auf dem Fuße folgende Gründungswuth in Deutschland und dessen Nachbarländern nicht Wunder nehmen. Sie brach im preußischen Staate und an der Berliner Börse bekanntlich am eclatantesten, nebenher aber auch an einigen Plätzen Süddeutschlands bald mit vernichtender Gewalt aus. Einige große Zahlen mögen uns zur Charakterisirung dieser Zustände gestattet sein. In ganz Preußen wurden, nach Engel's interessanten Nachweisen, vom Ende des vorigen Jahrhunderts bis 1870 nur 410 Actiengesellschaften mit einem Capital von 3078 Millionen Mark errichtet; dagegen rief die Schwindel- und Milliardenperiode von 1870 bis 1874 857 Actiengesellschaften mit einem Capital von 4290 Millionen Mark, d. h. in vier Jahren doppelt so viele Unternehmungen mit einem Drittel mehr Capital in's Leben, als in den vollen siebzig vorhergehenden Jahren! Das sind fürwahr Sprünge, deren letzten man ein Salto mortale nennen darf.

Unheilvoll genug traf in Preußen mit dem Zeitpunkte der Kriegsentschädigung eine Reform der Actiengesetzgebung zusammen, welche für sich allein einen Wendepunkt in der Wirthschaftsgeschichte dieses Staates bezeichnet hätte. Statt der früheren staatlichen Bevormundung wurde die Freiheit des Actienwesens — am 11. Juni 1870 — gesetzlich zum Principe erhoben. Einige Jahre vorher hätte dieser Schritt äußerlich weniger zu bedeuten gehabt, denn damals legten die beschränkteren Wirthschaftsverhältnisse dem Speculationsgeiste die nöthigen Zügel an; wie ganz anders nach den ersten Siegesbotschaften von Weißenburg und Wörth, nach dem Tage von Sedan und der Capitulation von Paris. Die Sachlage war mit Einem Schlage geändert. „Früher war die Errichtung von Actiengesellschaften fast ausnahmslos nur Mittel zum Zweck und zwar zum Zweck einer productiven Unternehmung; nachher hingegen wird sie Selbstzweck, insofern nämlich, als es sich für die Unternehmer in der großen Mehrzahl der Fälle vorwiegend darum handelt, bereits vorhandene Werthobjecte in ideelle Antheile, in Actien, zu zerlegen, lucrative Geschäfte zu machen, im Uebrigen aber je eher desto besser die neue Gesellschaft ihrem Schicksale zu überlassen." Dies ist die Signatur der Zeit von 1870 bis Mitte 1873; nicht Erträgnisse, sondern Gründer- und Cursgewinne sollte die Friedensära den erfindungsreichen Actienschwindlern bieten.

Der organische Zusammenhang zwischen Kriegsentschädigung und Krise ist aber nicht blos durch die bisher bezeichneten Glieder in der großen Kette des Wirthschaftslebens vermittelt worden, sondern er ist noch in einer anderen Gruppe von Erscheinungen zu verfolgen. Die fünf Milliarden haben dem deutschen Volke eine Masse von Zahlungsmitteln zugeführt, die in allen Adern des Verkehrs eine wahre Plethora hervorrufen mußte. Die ganze Kriegscontribution überstieg um das Dreifache die zu Anfang des Jahres 1870 in Deutschland umlaufenden oder in den Reservoirs der Banken bewahrten Geldvorräthe. Zwar wurde nur ein Theil jener Zahlungen (etwa 220 Mill. Mark) effectiv in baarem Gelde oder in Geldstoff geleistet; aber der Einfluß machte sich doch rasch bemerk-

bar. Nach einem Anschlage Ad. Soetbeer's hat die Circulation deutscher Münzen allein innerhalb des dreijährigen Zeitraumes von 1870 bis 1873 um 600 bis 700 Millionen Mark zugenommen, indem sie ungefähr von 1400 auf 2100 Millionen Mark durch die neuen Reichsgoldmünzen vermehrt wurde. Was an fremden, insbesondere französischen Münzen im großen kaufmännischen Verkehr, in Baarbeständen und in den Händen der Speculation außerdem zur Vermehrung des flüssigen Geldes in Deutschland nach dem Kriege mehr vorhanden war, als vor demselben, entzieht sich begreiflicher Weise jeder Controle; es darf jedoch ebenfalls nicht gering geschätzt werden. Die nächsten Consequenzen dieser Geldüberfülle Deutschlands waren in jenen Jahren die nämlichen, wie allemal unter gleichartigen Umständen: das Geld sank in seinem eigenen Werthe und bewirkte eine allgemeine Theuerung. Die Geschichte erzählt eine ganze Reihe analoger Fälle; sie berichtet beispielsweise schon von der Theuerung in Griechenland im Zeitalter nach dem peloponnesischen Kriege, als durch die Verausgabung des perikleischen Schatzes der Münzumlauf vermehrt wurde; die Geschichte verzeichnet insbesondere auch ein uns näher liegendes Ereigniß aus dem Karolingischen Zeitalter, wo der Sieg der Franken über die Avaren (im Jahre 788) und die Vertheilung der avarischen Beute eine solche Entwerthung des Geldes bewirkte, daß die Lebensmittelpreise um ein volles Drittel stiegen. So mußte auch das Kriegsgold als Reichsgold in Deutschland in den Jahren 1871 bis 1873 eine unnatürliche Steigerung aller Preise und Löhne hervorrufen, welche im ersten Augenblicke überall Aussichten auf hohen Gewinn eröffnete, der Speculation ein üppiges Feld für neue Pläne und Anlagen zeigte und die leidenschaftlichen Tendenzen der Gründungen beförderte, ohne schließlich den Zusammenbruch aufhalten zu können. So hoch wir die Wichtigkeit der Münzreform und der anderen wirthschaftlichen Maßregeln unter dem Gesichtspunkte der großen politischen Ziele Deutschlands veranschlagen, so haben sie doch die ruhige Lösung der Dinge wesentlich complicirt, und es hat die neue Bankgesetzgebung die Heilung der Krankheit eher verzögert als begünstigt. Weit entfernt, der Goldwährung oder der Reichsbank eine Schuld an der Krise und deren chronischer Fortdauer beizumessen, können wir doch den Einfluß nicht übersehen, den diese wirthschaftliche Neugestaltung auf die erregten Zeiten und Menschen nehmen mußte. Die competenten Stimmen haben sich neuestens mit überwiegender Majorität zu Gunsten des Ueberganges von der Silber- zur Goldwährung ausgesprochen; auch den Zeitpunkt, welchen der Reichskanzler dafür wählte, kann man aus vielen Opportunitätsgründen billigen. Nicht minder lassen sich vom Standpunkte der politischen und wirthschaftlichen Einheit des deutschen Reiches, sowie der nationalen Bankpolitik jene späteren Gesetze rechtfertigen, welche die Pluralität der Zettelbanken durch die Centralisation des Notenwesens auszutilgen trachten. Aber unleugbar hatten alle diese Reformen auch ihre Schattenseiten in einem Augenblicke, wo die Grundpfeiler des ganzen Wirthschafts-Gebäudes durch Riesenmächte erschüttert waren, wie im letzten Quinquennium.

Die genauere Prüfung der Ursachen, weshalb in unserer Zeit Krisen so häufig wiederkehren, hat bekanntlich zu der Ueberzeugung geführt, daß die großartigen Dimensionen, in welchen sich Production und Welthandel bewegen, und

die weitverzweigte Theilung der Arbeit wesentlich zu dieser Wirthschaftsplage beitragen; denn sie machen jede Uebersicht über das Wirthschaften unmöglich, bilden also eine Quelle von Ausschreitungen, deren man sich zu spät bewußt wird, um ihnen rechtzeitig Einhalt zu thun. Dieses Axiom läßt uns wol am besten die Gefahren ahnen, welche mit der völlig neuen Ordnung des Münz- und Bankwesens unmittelbar nach dem deutsch-französischen Kriege heraufbeschworen wurden. In dem fünfjährigen Zeitabschnitte von Ende 1871 bis Ende 1876 wurde im deutschen Reiche der Vorrath an Silbermünzen von rund 1172 auf 500 Millionen Mark vermindert, nämlich die Menge von 672 Millionen Mark Silbergeld aus dem Verkehre eingezogen. Dagegen wurde der Vorrath an Goldmünzen von etwa 530 auf 1854 Millionen Mark erhöht, also die Menge von 1324 Millionen Mark Gold mehr in Umlauf gebracht. Das Geld gleicht dem Blute, indem es in den Adern der Volkswirthschaft circulirt wie der Lebenssaft im thierischen Organismus; die rasche Veränderung in der Constitution des Geldumlaufes mußte also auf Handel und Wandel einen Einfluß nehmen, gleich einer Blutkrankheit; und er hat sich in der Krise fürwahr deutlich genug manifestirt.

Aehnliches wie vom Metallgelde gilt von der Reform des Notenwesens. Die deutschen Zettelbanken, und an ihrer Spitze die preußische Bank, hatten vom Schlusse des Jahres 1871 bis Mitte 1873 die ungedeckten Noten um beiläufig 200 Millionen Mark vermehrt und in jenen Jahren überhaupt eine Masse von rund 1000 bis 1360 Millionen Mark Geldsurrogate der deutschen Volkswirthschaft geboten. Diese trügerischen Belebungsmittel zu dem Staatspapiergeld und den Kriegsmilliarden hinzugefügt, mußten wol den Verkehr außer Rand und Band bringen und berauschend auf die Speculation einwirken. Durch das Bankgesetz vom 14. März 1875 wurde dieser gefährlichen Notenwirthschaft allerdings ein Ende gemacht; aber zu spät! Dem Unheil gegenüber, welches Metall- und Papiergeld in der Gründungsperiode angerichtet haben, verhallt diese bessere Einrichtung wie einst das „redde mihi legiones meas“ des römischen Imperators.

Resumiren wir die Ursachen, welche die Keime der Krise in Deutschland bilden, so sind es: sanguinische Hoffnungen des ganzen Volkes, ein überreicher Strom von frei verfügbaren Capitalien, die Geldüberfülle, und eine Reihe groß gedachter, auf hohe politische Ziele gerichteter wirthschaftlicher Reformen, welche die Neigung zur Krankheit erhöhten. Alle diese Keime zusammen genommen — das muß ausdrücklich beigefügt werden — würden den Ausbruch der Krise nicht veranlaßt haben, wäre nicht gleichzeitig mit ihnen Ueberspeculation und Ueberproduction eingerissen, die in den wildesten Ausschreitungen und dem ungezügelten Gründertreiben der Börsen zu Tage trat. Was mit kluger Einschränkung den Wohlstand auf seinen Höhepunkt gebracht hätte, verkehrte sich nun in's Gegentheil und ward zur Krankheit des ganzen Volkes. Wir haben nicht die Absicht, der bekannten Vorgänge zu gedenken, welche sich vom Spätherbste 1873 angefangen auf den nord- und süddeutschen Börsen und Handelsplätzen in geradezu erschütternder Weise vollzogen. Man hat diese Dinge von einigen Seiten schon einer gründlichen Erwägung unterzogen, zumeist jedoch in einer leidenschaftlichen Broschüren-Literatur, in Sensations-Pamphleten und Partei-Flugschriften so breit getreten, daß es ein

höchst undankbares Geschäft wäre, nochmals davon zu sprechen. Die nachweisbaren Folgen sind ein genügender Maßstab, um mit Vermeidung aller persönlichen Gehässigkeiten ein streng objectives Urtheil zu fällen.

Obenan steht auch im deutschen Reiche, wie in Oesterreich der „Reinigungsproceß" auf dem Gebiete der mobilen Werthe, der Actiengesellschaften. „Von den sämmtlichen Gründungen der Jahre 1871 bis 1873" — so wird über die „Physiologie der Gründungen" geschrieben — „sind eine verschwindend kleine Anzahl heute noch in gesunder und Hoffnung erregender Lage; bei weitem die meisten sind theils zu Grunde gegangen, theils sind sie auf dem unausweichbaren Wege zum Ruin und günstigsten Falls noch zu einem jahrelangen Siechthum verurtheilt, ehe sie auf eine Heilung rechnen können." Nach den gründlichen Untersuchungen Engel's betrug die Entwerthung der Papiere des Berliner Curszettels zu Ende des Jahres 1875 gegenüber dem Stande von 1872 nicht weniger als 3300 Millionen Mark. Dieser enorme Verlust oder Curswerthsrückgang würde nämlich die einzelnen Besitzer jener Effecten unter der Voraussetzung getroffen haben, daß sämmtliche Papiere ihren Markt nur an der Berliner Börse gehabt hätten, also der dort eingerissenen Baisse zum Opfer gefallen wären. Da aber andere europäische Börsen, wie beispielsweise die Wiener und die nordamerikanischen Plätze, in ebenso intensivem, wenn nicht intensiverem Grade von den Ereignissen des Jahres 1873 erfaßt wurden, so ist diese Verlustziffer nicht fictiv, sondern sie ist in Wahrheit zu verzeichnen.

Die Effectenkrise war nur eine unter den vielen Formen, in welchen die Ueberproduction eingeleitet und die Störung des wirthschaftlichen Gleichgewichtes verschuldet worden war. Die Ziele des entfesselten Unternehmungsgeistes lagen auch in der übertriebenen Ausdehnung des großindustriellen Betriebes und der Verkehrsmittel. Da sehen wir in wenigen Jahren in Berlin allein 32 neue Bergwerks- und Hüttengesellschaften, meist auf Kohle, Eisen und Stahl gerichtet, entstehen und ein Capital von circa 160 Millionen Mark absorbiren; sie brachten es zu Wege, daß im deutschen Reiche vom Jahre 1870 bis 1873 die Kohlenförderung um 230 Millionen Zollcentner vermehrt wurde; daß die Production des Roheisens in derselben Spanne Zeit um fast 2 Millionen Centner, und daß in gleichem Verhältnisse die Erzeugung von Stabeisen, Schienen, Blech und Stahl in sprungweiser Steigerung zugenommen hatte. Alle Anlagen dieser Art wurden in der Periode der Vertrauensseligkeit in einem Umfange betrieben und in Dimensionen erweitert, daß sie selbst für den extremsten Bedarf des Jahres 1873 zu viel geliefert hätten, normalen Zuständen oder einer sinkenden Conjunctur gegenüber jedoch an den Absatz ihrer Vorräthe nicht denken dürfen. Die Eisen- und Stahlkrise war unausbleiblich, und sie ist im deutschen Reiche als die prägnanteste Erscheinung der letzten Krankheit fast ebenbürtig neben die Effecten-Ueberproduction zu stellen. Der Zusammenhang dieser Zustände mit dem Eisenbahnbau ist naheliegend; die rapide Zunahme der Schienenstraßen in allen Ländern der Welt von 1871 bis 1873, auf welche wir oben hingewiesen haben, verwirrte auch die speculative Voraussicht der deutschen Hüttenwerksbesitzer; als mit dem Hereinbruch der Krise der Rückschlag im Bahnbau und der plötzliche Sturz der Preise von Eisen, Schienen und allem Materiale erfolgte, standen sie

vor den äußersten Gefahren, die noch keineswegs als beseitigt anzusehen sind. Daß der Maschinen- und Locomotivenbau am ärgsten mitgenommen sind, ist leicht zu erklären.

Abgesehen von diesen Zweigen der metallurgischen Industrie ist der Einfluß der Krise im productiven Leben des deutschen Reiches viel weniger fühlbar geworden als in Oesterreich. Die bisher vorliegenden statistischen Erhebungen, die Berichte der Handelskammern, der Gang des deutschen Außenhandels und die socialen Zustände lassen diese Behauptung mit einer gewissen Zuversicht aufstellen. Die Krise hat in Deutschland einen etwas mehr partiellen Charakter angenommen, als in Oesterreich, weil ihr offenbar durch den tiefer wurzelnden Wohlstand und einen größeren Capitalreichthum, sowie durch die kräftige national-politische Neugestaltung ein größerer Widerstand entgegengesetzt wurde, als im Nachbarlande. Deutschland hatte nicht blos die gefährlichen, sondern auch die befruchtenden Wirkungen der Milliarden, des neuen Geldwesens und der übrigen wirthschaftlichen Reformen ganz sein eigen zu nennen; nach Oesterreich dagegen gelangten gewissermaßen nur die Anreize aller dieser Krisenerreger, nicht deren nachhaltiger Bestand, und so mußte es schwerer erliegen, als das eigentliche Ursprungsland des Impulses selbst.

Anfang und Verlauf der Krise liegen heute ziemlich offenkundig vor unseren Augen; wir haben sie auf den vorangehenden Blättern schrittweise verfolgt. Von 1867 bis 1869 fast allenthalben eine normale und gesunde Entwickelung der wirthschaftlichen Zustände; hierauf die ersten Störungen productiver Thätigkeit durch die Vorboten des deutsch-französischen Krieges; der wirkliche Ausbruch desselben und hiemit die Lahmlegung der werbenden Kräfte in zwei der bedeutendsten Volkswirthschaften Europas, unter nahezu 80 Millionen Menschen. Zugleich mit der entschiedenen Wendung des Kriegsglückes zu Gunsten Deutschlands läßt sich schon der Antrieb der Unternehmungslust verfolgen und mit den Friedens-Präliminarien von Versailles Ende Februar 1871 beginnt die berauschende Speculation zuerst in Deutschland, hierauf in Oesterreich und bald in einer Reihe anderer Staaten unserer und der amerikanischen Welt. Die Anspannung aller Kräfte in Frankreich, um Verluste, Contribution und andere Folgen rasch zu verwinden, gibt weitere gegenseitige Impulse zur Ausdehnung der Production auf allen Gebieten. Das großartige Deplacement der verfügbaren Capitalien, die Verschiebung der Umlaufsmittel und die rapid erhöhte Leistungsfähigkeit auf industriellem und commerciellem Gebiete folgen wie Ursache und Wirkung rasch auf einander; sie schießen über das Ziel hinaus: die Ueberproduction und Ueberspeculation bricht zuerst an den schwächsten Punkten hervor, wo die geringste Widerstandskraft entgegengesetzt wird: an den Börsen in Oesterreich-Ungarn und später an jenen der übrigen Krisenländer. Wieder um einige Zeit später greift die Krankheit von den Börsen auf die Waarenmärkte über, veranlaßt jähes Herabsinken der meisten Güterpreise, namentlich in den Weltindustrien der Metall- und Textilzweige. Alles Uebrige, was Handel und Verkehr und sociale Uebel betrifft, ergibt sich als natürliche Fortpflanzung des Stoßes von selbst und schreitet mit der ehernen Naturgesetzlichkeit vorwärts in die entlegensten Winkel des Völkerlebens.

Dem chronischen Verlaufe der Krise gegenüber drängt sich gewiß Jedem die Frage auf, wie lange diese betrübenden und vernichtenden Zeiten noch andauern werden. In Dingen politischer, socialer und wirthschaftlicher Ordnung ist es nun freilich ganz unstatthaft, Prognosen zu stellen. Vorhersagungen werden nirgends häufiger zu Schanden und Anzeichen trügen nirgends mehr, als in dieser Sphäre. Trotzdem sucht alle Welt nach Anhaltspunkten, um sich zu orientiren. Einige glauben dieselben vorwiegend in der Geschichte, Andere in der Statistik zu finden. Beides hat einen Schein von Berechtigung und ist nicht zu unterschätzen.

Die Geschichte der Krisen erlaubt, im Allgemeinen als ein Axiom hinzustellen, daß jede neue Krise von der vorhergehenden specifisch verschieden und im Umfange immer größer geworden ist. Directe Analogien lassen sich also nicht ziehen. Immerhin mögen uns jedoch einige historische Reminiscenzen gestattet sein. Von den größten Krisen bietet vorerst die wegen ihres Ursprunges und ihrer Bedeutung erwähnenswerthe Hamburger Krise des Jahres 1763 das Beispiel des schleppendsten Verlaufes; denn ihre Nachwirkungen wurden durch volle 25 Jahre verspürt. Im Gegensatze dazu erholte sich England von der gewaltigen Erschütterung der 1825er Krise schon nach einem Jahre. Ungefähr ebenso rasch bewältigte Nordamerika die Krise von 1814, wogegen es unter denjenigen von 1837 und 1839 fast zehn Jahre lang zu leiden hatte. Eine der verderblichsten Erkrankungen der englischen und einiger continentaler Volkswirthschaften, jene vom Jahre 1847 endlich, durfte nach ungefähr fünf Jahren als vollständig überwunden gelten. Alle Umstände leiten uns jedoch nicht so sehr zu einer näheren Parallele der gegenwärtigen mit diesen vorhergehenden, als vielmehr mit der Krise des Jahres 1857, und es dürfte daher wol ein besonderes Interesse bieten, die letztere noch ein wenig näher in's Auge zu fassen. Wir haben uns bemüht, nach den entscheidenden statistischen Anhaltspunkten den Wiedereintritt der vollen Gesundheit in den von der 1857er Krise zumeist betroffenen Gebieten zu verfolgen, und sind zu folgendem Ergebnisse gelangt: Die Vereinigten Staaten von Amerika, der Herd dieser Krankheit, hatten deren Folgen noch vor Ausbruch des Bürgerkrieges, d. i. in weniger als drei Jahren überwunden; denn in den Jahren 1860—61 war wieder der Höhepunkt des Außenhandels erreicht, die Entwickelung der Marine und der Eisenbahnbau gingen wieder rasch vorwärts. Die Consumtion des Volkes, das Erträgniß der Steuern und Abgaben, der Stand des Bankwesens und der Abrechnungen im New-Yorker Clearing-house, die geringe Ziffer der Zahlungseinstellungen, die Rückkehr der meisten Waarenpreise auf ihr normales Niveau, die Höhe der Sparkasseneinlagen und vieles Andere spricht dafür, daß im Jahre 1860 die Spuren der Krise bereits total verwischt waren. Was England betrifft, so läßt sich nach den nämlichen Merkmalen schließen, daß es länger zur vollen Genesung gebraucht hat, als sein transatlantischer Concurrent. Die Rückkehr in das normale Leben ist erst in den Jahren 1864 und 1865 entschieden zu constatiren. Außer den Elementen des Handels, des Bankwesens und der Verkehrsbewegung sind hier insbesondere die Quantitäten und Werthe der Kohlen- und Eisenproduction und der Textilindustrien höchst verläßliche Anhaltspunkte, um diesen Schluß auf die inneren Zustände zu ziehen. In

den beiden zumeist betroffenen Gebieten brachte also die große Handelskrise von 1857 eine drei- respective siebenjährige Dauer der Nachwehen mit sich.

Es darf nach diesen Erfahrungen keineswegs als eine seltene Ausnahme bezeichnet werden, daß Länder während einer solchen Reihe von Jahren unter dem Einflusse der Krise seufzen, wie dies gegenwärtig in Oesterreich und Deutschland leider noch in intensivem Grade der Fall ist. Begreiflich ist die Ungeduld, mit welcher Alle nach dem Ende dieser trüben Zeit blicken, begreiflich der Unmuth Jener, die ohne eigenes Verschulden von der Krise ergriffen sind; begreiflich die Verstimmung, die sich der meisten Schichten der Gesellschaft bemächtigt. Aber die Krankheit muß ihren normalen Verlauf nehmen; kein Heilkünstler der Welt vermöchte sie heute durch Kraftmittel oder elektrische Curen zu bannen. Der billige Rath: „arbeitet und spart", hat in einem Augenblicke wie der gegenwärtige seine problematische Seite; denn Viele, die arbeiten wollen, finden keine Unternehmer, und Sparen, d. h. einen Theil dessen erübrigen, was man gewinnt, ist schwer, wenn man Nichts gewinnt! Die einzige Hilfe liegt im Haushalten, in der Ausdauer und der im Laufe der Jahre wieder erfolgenden Herstellung des Gleichgewichtes durch verminderte Production, Rückkehr der tief gesunkenen Nothpreise auf ihr natürliches Niveau und eine gleichen Schrittes damit erfolgende langsame Zunahme des Verbrauches.

Die Folgen der, zwei Welttheile erfassenden, chronischen Erkrankung können aber nach allen von der Krisenlehre gesammelten Erfahrungen nicht auf Einmal verschwinden; sie werden in den verschiedenen darunter leidenden Wirthschaftsgebieten verschieden lange noch fortdauern und innerhalb jedes Gebietes wieder nicht alle Erwerbszweige zugleich, sondern einen nach dem anderen successive verlassen. Im Einzelnen zu verfolgen, wie da und dort schon neue Keime der Neubildung abgestorbener wirthschaftlicher Gewerbstheile entstehen, wie die verlorenen Kräfte wieder ersetzt werden und wie sich auf den Ruinen der Vergangenheit der Neubau der Zukunft zu erheben beginnt — das gehört zu den schwierigsten Aufgaben der analytischen Untersuchung. Der Beobachter läßt sich von seinem subjectiven Standpunkte unbewußt verleiten, bald optimistisch schon die Symptome der Besserung zu verkünden, bald pessimistisch zu übersehen, was wirklich vielleicht an neuen Ansätzen vorhanden ist. Wir warnen vor Prophetien in diesem Kreise von Erscheinungen. Das Eine scheint uns jedoch eine berechtigte Annahme: daß die Heilung von der Krise in denjenigen Volkswirthschaften beginnen muß, welche durch ihre innere Kraft den Verheerungen derselben bisher verhältnißmäßig am meisten zu widerstehen vermochten und nicht in allen Theilen des Organismus ergriffen wurden. Also nicht in Oesterreich, sondern außerhalb, sei es in England oder in Deutschland, dürften wir die ersten verläßlichen Symptome der Genesung seiner Zeit zu suchen haben. Trotz der vielen Läuterungen, welche bis dahin noch bevorstehen, schreiben wir auf die Pforten der Zukunft beileibe nicht Dante's: Voi ch'entrate lasciate ogni speranza, sondern aus dem herrlichen Hoffnungsliede unseres heimischen Dichters die Worte: „Zu was Besserem sind wir geboren!"

Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen.

Von
Prof. **W. Wundt** in Leipzig.

Daß die geistigen Eigenschaften und die Seelenzustände des Menschen sich kundgeben in seiner körperlichen Erscheinung, gilt als eine feststehende Wahrheit. In unserem Verkehr mit Anderen lassen wir fortwährend von den Vorstellungen uns leiten, die wir uns über die Beziehung innerer Vorgänge zu gewissen äußeren Zeichen gebildet haben. Auf solchen Zeichen beruht fast ganz unsere praktische Menschenkenntniß, und aus ihnen schöpft zugleich die wirksamste aller Künste, die dramatische, ihre größten Erfolge. Aber so tief auch die Ueberzeugung von der Wechselwirkung des inneren und äußeren Menschen uns eingeprägt sein mag, und so reich die Fülle praktischer Erfahrungen ist, über die wir in dieser Beziehung verfügen, so werden doch unter Umständen selbst Diejenigen, denen die Erkenntniß des Menschen zur wissenschaftlichen Pflicht gemacht ist, der Physiologe und der Psychologe, in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, wenn man ihnen zumuthet, über den Grund irgend einer besonderen Ausdrucksform genauere Rechenschaft abzulegen. In der That, vielleicht auf wenigen Gebieten ist der Weg so groß, der zwischen der oberflächlichen Kenntniß der Dinge und der Einsicht in ihre Gründe liegt. Die erstere steht hier Jedem zu Gebote, mitunter dem am meisten, der sich am wenigsten Zeit nimmt, darüber nachzudenken; eine zureichende Theorie des Ausdrucks unserer Gemüthsbewegungen gehört aber immer noch zu den Desideraten der Wissenschaft.

Nicht als ob es überhaupt an Theorien über diesen Gegenstand mangelte. Die Frage, wie das Innere des Menschen aus seinem Aeußeren zu erkennen sei, hat man seit alter Zeit nach gewissen allgemeinen Grundsätzen zu beantworten gesucht. Aber die meisten dieser Bestrebungen gehören in jene reiche Geschichte abergläubischer Verirrungen, die sich mit der Geschichte der Wissenschaft nicht selten so nahe berührt, daß es scheinen kann, als ob beide während ganzer Zeiträume völlig zusammenfielen. Auch hier hat, wie so oft, zunächst das Auffallende die Aufmerksamkeit gefesselt. Da das menschliche Angesicht zuweilen bekanntlich an thierische Gesichtsbildungen erinnert, so legte man solchen Aehn-

lichkeiten ohne Weiteres eine tiefere Bedeutung bei. Wer dem Löwen, der Katze, dem Hunde, dem Adler oder Habicht irgendwie ähnlich sieht, der sollte auch die geistigen Eigenschaften des betreffenden Säugethieres oder Vogels in sich tragen. Schon unter dem Namen des Aristoteles ist eine Schrift auf uns gekommen, die nach diesem Grundsatze die Bedeutung der Gesichtszüge untersucht, und diesem Vorbilde folgen die zahlreichen Autoren, die bis in das vorige Jahrhundert hinein die sogenannte „Physiognomik" bearbeiteten. Im Mittelalter wurde die letztere außerdem mit der Astrologie und anderen magischen Künsten in unmittelbare Beziehung gebracht. Nicht blos erkennen wollte man den Charakter des Menschen aus seinen Gesichtszügen, sondern man machte sich anheischig, aus ihnen, gerade so wie aus den Linien der Hand, sein künftiges Schicksal zu lesen. Von Johann Baptist Porta, dem nämlichen, der durch die Erfindung der Camera obscura der Vorläufer der heutigen Photographie wurde, besitzen wir ein seit dem Jahre 1593 in öfteren Ausgaben erschienenes Werk: „de humana physiognomia", welches, mit zahlreichen Holzschnitten geschmückt, überall menschliche Gesichter und Thierköpfe einander gegenüberstellt. Eine breite Stirn — so werden wir hier belehrt — bedeutet Furchtsamkeit, denn der breitstirnige Ochse ist furchtsam. Eine lange Stirn dagegen zeigt Gelehrigkeit an, wie ein intelligenter Haushund beweist, dem die Ehre zu Theil wird, als Pendant zu Plato's Gesichtsprofil zu dienen. Wer struppige Haare besitzt, ist gutmüthig, da er dem Löwen gleicht. Wessen Augenbrauen einwärts gegen die Nase geneigt sind, ist unreinlich, wie das Schwein, dem er ähnlich sieht. Das schmale Kinn des Affen deutet auf Bosheit und Neid. Lange Ohren und dicke Lippen, wie sie der Esel besitzt, sind Zeichen der Dummheit. Wer eine von der Stirn an gekrümmte Nase hat, neigt, wie der Rabe, zum Diebstahl hin u. s. w. Diese Thierphysiognomiker scheinen einer durchaus pessimistischen Ansicht in Bezug auf die menschlichen Anlagen zu huldigen, denn auf *ein* gutes Zeichen wissen sie mindestens zehn schlimme aufzuzählen.

Diese Vergleichung menschlicher und thierischer Formen, bei der oft die äußerlichsten Dinge, wie Bart- und Haupthaar, oder gar der Mangel des letzteren, auf die tiefsten Charakter- und Gemüthseigenschaften bezogen wurden, fand zu Ende des vorigen Jahrhunderts ihren entschiedenen Gegner in einem Manne, dessen Name noch heute mit der nun fast verschollenen Wissenschaft der Physiognomik besonders innig verknüpft ist, in Johann Caspar Lavater. Er hat wenigstens das relative Verdienst, daß er der menschlichen Form an und für sich ihre Bedeutung zuerkannte. Aber freilich, etwas von dem Geiste jener älteren, mit Chiromantik und Astrologie verschwisterten Physiognomik lebte auch noch in ihm. Nur verhielt er sich zu den Physiognomikern alten Stils etwa ähnlich wie der begeisterte Prophet zum gewöhnlichen Wahrsager. Er meint den Grundstein einer neuen Wissenschaft zu legen, die auf das religiöse und sittliche Leben der Menschheit einen ungeahnten, von ihm in orakelhaften Aussprüchen vorausverkündeten Einfluß ausüben soll. Die vier starken Quartbände „physiognomischer Fragmente" werden heute wol von Wenigen mehr aus dem Staube der Bibliotheken hervorgeholt. Selbst der mehrbändige Auszug aus denselben, den ein Verehrer des Verfassers verfertigte, dürfte kaum mehr

Leser finden. Den Meisten aber wird die Gestalt des Physiognomikers aus der Schilderung im dritten Theil von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" bekannt sein, namentlich aus jener originellen Rheinreise, die der jugendliche Goethe mit Lavater und dem sehr verschiedenen, aber ebenso wunderlichen pädagogischen Reformator Basedow unternimmt:

„Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten!"

Schon aus dieser Schilderung läßt sich einigermaßen das gewaltige Aufsehen ermessen, das Lavater und seine Physiognomik in der ganzen gebildeten Welt erregte. Wir dürfen freilich nicht ganz vergessen, daß in der Darstellung Goethe's das milde Urtheil des bejahrten Mannes mit dem des Freundes sich vereinigt. Die Verbindungen, die der Prophet correspondirend und reisend zu unterhalten wußte, reichten bis in die höchsten Kreise, wie denn jeder Band seiner Fragmente einem anderen regierenden Haupte gewidmet ist. Alle Welt verfertigte Silhouetten und schickte sie Lavater zu, oder beschäftigte sich auf seine Anregung mit der Frage, wie Christus ausgesehen haben möge. Der Vorschlag, die Physiognomik praktisch zu verwerthen, sie bei der Wahl des Berufs, beim Staatsexamen oder bei Anstellungen zu Rathe zu ziehen, tauchte alles Ernstes auf. Ruft doch Lavater selbst pathetisch aus: „O ihr Fürsten! wenn ihr eure Minister wählt, so seht vor allem ihre Nasen an!" Wir lachen über solchen Unsinn. Aber erinnern wir uns doch, daß auf Lavater Mesmer folgte, der thierische Magnetiseur, auf Mesmer Home, der Geisterseher. Es gibt eine Art socialer Tollheit, die der Wissenschaft so ähnlich sieht, wie der Bajazzo dem König, den er nachmacht. In jedem Zeitalter nimmt sie nur wieder eine andere Form an. Ob die heutige die gemäßigtere und relativ vernünftigere sei, oder die des Jahrhunderts der Aufklärung, wer möchte das entscheiden? Nur das Eine ist ziemlich gewiß, daß Lavater, wenn er heute unter uns wandelte, ein Spiritist geworden wäre.

Man sagt: der Stil ist der Mensch. Vielleicht ließe sich mit größerem Rechte sagen: die Interpunction ist der Stil. Schwerlich gibt es einen Schriftsteller, der einen so verschwenderischen Gebrauch von dem Ausrufungszeichen gemacht hat, wie Lavater. Seine Rede bewegt sich fortwährend in Interjectionen, die nur ab und zu einmal von einer oratorischen Frage unterbrochen werden. Die Interjection ist aber bekanntlich nicht diejenige Satzform, welche sich zur Erörterung wissenschaftlicher Wahrheiten eignet. So würde man denn auch auf den Tausenden von großen Quartseiten, in den Erläuterungen der Hunderte von Porträts und Silhouetten, aus denen die Physiognomik besteht, vergebens nach einem einzigen Satze sich umsehen, dem man etwa die Rolle eines wissenschaftlichen Lehrsatzes zuzuweisen vermöchte. „Ich bin nicht in der Stimmung von Cäsarn zu reden, und wer kennt Cäsarn nicht ohne mein Stammeln? Welche verzerrte Reste des ersten unter den Menschen! Schatten von Hoheit, Festigkeit, Leichtigkeit, Unvergleichlichkeit sind übrig geblieben. Aber die gekräuselte, unbestimmt und nobel zurückgehende Stirne! Das verzogene, abgeschlappte untere Augenlid! Der schwankende, abziehende Mund! Vom Halse sag' ich nichts, — im Ganzen wie eherne, übertyrannische Selbstigkeit!" In diesem Stil einer rasend gewordenen Kanzelberedtsamkeit geht es fort, ganze Folianten hindurch.

In einem Punkte freilich beeinträchtigte Lavater selbst den Enthusiasmus,

den er für seine Sache zu erwecken wußte. Er erklärte, nur die schöne Form könne einen geistig bedeutenden Inhalt bergen, und dieser Satz fand natürlich bei jener Majorität der Menschen, die leider auf Schönheit keinen Anspruch erheben kann, nicht immer Beifall. Lichtenberg, der in seinem „Fragment von Schwänzen" eine etwas drastische, aber durchaus treffende Parodie des Stils der Physiognomik geliefert hat, betonte nachdrücklich das moralische Unrecht, das in jener übertriebenen Behauptung liege. Zugleich wies dieser seine Beobachter bereits auf das Körnlein Wahrheit hin, das hinter all' dem inhaltleeren Gerede von der Bedeutung der Physiognomie verborgen sei. Jede stärkere Gemüthsbewegung äußert sich in Bewegungen unseres Körpers. Aus diesen können wir daher auf jene zurückschließen. Oft wiederholte Bewegungen aber hinterlassen in unserem Angesicht bleibende Spuren. Sie sind dann die Zeichen der dauernden Gemüthsrichtung eines Menschen, seiner vorherrschenden Leidenschaften. Damit war die Geberde, der Ausdruck unseres Inneren durch die mimischen Bewegungen als derjenige Punkt bezeichnet, der in der That einer wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich ist. Die hohe Ausbildung, welche die mimische Seite der dramatischen Kunst zu Ende des vorigen Jahrhunderts erfahren, und welche vielleicht in dem unseren mit dem räumlichen Wachsthum der Bühne wieder rückwärts gegangen ist, mochte wol dazu beitragen, diesem Gegenstande die Aufmerksamkeit des Aesthetikers und des psychologischen Beobachters zuzuwenden. Sind doch die Betrachtungen, zu denen Lichtenberg selbst durch die Leistungen des englischen Schauspielers Garrick angeregt wurde, und vor Allem jene Analyse, welche Lessing von Eckhof's Spiel gegeben, heute noch wahre Perlen unserer dramaturgischen Literatur. Auch in Joh. Jacob Engel's, des Aufklärungsphilosophen, „Ideen zu einer Mimik" ist ein anerkennenswerther Versuch gemacht, aus den Schöpfungen der vergänglichsten aller Künste gewisse Regeln des Ausdrucks zu abstrahiren.

Wenngleich bei allen diesen Arbeiten zunächst das ästhetische Interesse im Vordergrund steht, so enthalten sie doch einen Schatz feiner Beobachtungen, so daß man es nicht allzu schwer halten sollte, von ihnen ausgehend auch dem psychologischen Ursprung der mimischen Bewegungen nachzuspüren. Leider aber sind in dieser Beziehung jene Anregungen völlig fruchtlos geblieben. Statt dessen wandelte man auf dem Irrweg der Physiognomik weiter. Schon Lavater hatte die festen Umrisse des Angesichts gegenüber den wandelbaren Formen bevorzugt. Daher seine seltsame Behauptung, aus der Silhouette lasse sich der Charakter eines Menschen besser erkennen, als aus dem Porträt! Von hier war nur noch ein kleiner Schritt zu jener Lehre, die, im Anfang dieses Jahrhunderts begründet, heutzutage noch immer einzelne Propheten und Anhänger findet, zur Phrenologie. Die Unhaltbarkeit der Voraussetzungen, auf welche diese Pseudowissenschaft gegründet ist, bedarf kaum einer näheren Erörterung. Schon die geistigen Eigenschaften und Fähigkeiten, welche die Phrenologen unterscheiden, lassen Alles, was die ältere Psychologie in unzureichender Classification der inneren Erfahrung jemals geleistet hat, weit hinter sich. Aus Ortssinn, Sprachsinn, Farbensinn, poetischem Talent, Selbstvertheidigungstrieb, Sachgedächtniß, Wortgedächtniß u. dergl. soll sich unser geistiges Leben zusammen-

setzen. Jeder dieser Instincte soll eine besondere Gehirnprovinz als sein Organ beanspruchen. Alle Organe aber werden an die Oberfläche des Gehirns verlegt und sollen sich an den Erhabenheiten und Vertiefungen des Schädels verrathen, Alles der Bequemlichkeit der phrenologischen Untersuchung zu Liebe. Daß gelegentlich die wichtigsten sogenannten Organe an Stellen verlegt werden, wo die Form des Schädels zunächst gar nicht von dem unterliegenden Gehirn, sondern theils von der Dicke der Knochen, theils sogar von Lufträumen in demselben abhängt, kommt gar nicht in Frage. Im Uebrigen glich die phrenologische Propaganda, von der uns Langbein in einem nun vergessenen humoristischen Roman ein ergötzliches Bild hinterlassen hat, durchaus ihrer physiognomischen Vorläuferin. Auch die Phrenologie wird von ihren wandernden Propheten als die Wissenschaft der Zukunft gepriesen, mit der man wo möglich Staat und Gesellschaft reformiren will. Der Unterschied liegt nur darin, daß Gall, der Begründer der Phrenologie, nicht von der Kanzel, sondern vom ärztlichen Beruf ausgegangen war. Die vier Folianten seines phrenologischen Hauptwerkes verhalten sich in der That zu Lavater's Fragmenten ungefähr ebenso, wie ein trockenes anatomisches Compendium zu einer Predigtsammlung. Statt der rührenden Ergüsse an den „physiognomischen Seelenfreund" begegnen wir jener pedantischen Weitschweifigkeit, die sich so oft für wissenschaftliche Gründlichkeit ausgibt.

So ist es denn wol begreiflich, daß eine längere Zeit hindurch die Männer der ernsteren Wissenschaft das berechtigte Mißtrauen, das sie gegenüber diesen Bestrebungen empfanden, einigermaßen auf die Frage selbst übertrugen, die man dort in einer so unwissenschaftlichen Weise behandelt sah. Erklärte doch vor etwa dreißig Jahren noch der bedeutendste Physiologe jener Zeit, Johannes Müller, der Grund, warum gewisse Seelenzustände sich in bestimmten körperlichen Bewegungen äußerten, sei uns durchaus unbekannt. Erst die neueste Zeit, die den seither vernachlässigten Grenzgebieten zwischen dem äußeren und inneren Leben des Menschen eine erhöhte Aufmerksamkeit zuwandte, hat auch diese Lücke allmälig auszufüllen gesucht. So gab Emil Harleß in seiner für Künstler bestimmten „plastischen Anatomie" eine Erörterung einzelner Ausdrucksformen, in der er auf die Bewegungen der Augen und auf die mit den Spannungen der Gesichtsmuskeln verbundenen Hautgefühle einen besonderen Werth legte. Piderit suchte in einem „System der Mimik und Physiognomik" das Princip durchzuführen, unsere mimischen Bewegungen seien theils von imaginären Sinneseindrücken, theils von imaginären Gegenständen bestimmt, und hiermit stimmen im wesentlichen auch diejenigen Ansichten überein, welche der französische Anatom Gratiolet in einer Reihe von Vorlesungen entwickelt hat.*) Endlich hat Darwin in seinem Werke über den „Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei Menschen und Thieren"**) eine Fülle eigener und fremder Beobachtungen mit

*) E. Harleß, Lehrbuch der plastischen Anatomie. Stuttgart, 1856—1858. Eine neue Auflage dieses Werkes, von R. Hartmann besorgt, ist jetzt im Erscheinen begriffen. Theodor Piderit, Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik. Detmold, 1867. Früher erschienen von demselben Verfasser: Grundsätze der Mimik und Physiognomik. Braunschweig, 1858. P. Gratiolet, de la physiognomie et des mouvements d'expression. Paris, 1865.

**) Deutsch von J. V. Carus. Stuttgart, 1872.

großer Sorgfalt zusammengetragen. Obgleich nun den von den erstgenannten Autoren aufgestellten Sätzen unbestreitbar eine gewisse Wahrheit zukommt, so dürften sie doch weder über den ganzen Reichthum der Ausdrucksbewegungen Rechenschaft geben, noch diejenigen, die sie erklären, auf ihren letzten psychologischen Grund zurückführen. Darwin hat namentlich zwei Thatsachen nachgewiesen, die für die allgemeine Naturgeschichte des Menschen von großer Wichtigkeit sind. Die erste besteht in der allgemeinen Gleichartigkeit der Ausdrucksbewegungen bei den verschiedenen Menschenrassen, ja sogar in einer gewissen noch allgemeineren Uebereinstimmung im Ausdrucke der Gemüthszustände bei verschiedenen Thieren. Die zweite besteht in der Vererbung bestimmter individueller Formen des Ausdrucks von den Eltern auf ihre Nachkommen. So dankenswerth auch Darwin's Werk durch die Feststellung dieser Thatsachen, sowie durch die große Zahl einzelner Beobachtungen ist, die in ihm gesammelt sind, so wenig befriedigend scheinen uns jedoch die drei allgemeinen Principien zu sein, aus welchen der berühmte Naturforscher alle Ausdrucksbewegungen ableitet. Unter diesen führen die zwei ersten, welche von ihm als „das Princip zweckmäßig associirter Gewohnheiten" und als „das Princip des Gegensatzes" bezeichnet werden, eigentlich auf einen einzigen psychologischen Grund zurück, auf die Gewohnheit. Wir haben uns gewöhnt, einen Gegenstand, den wir aufmerksam untersuchen wollen, mit beiden Augen zu betrachten: in Folge dessen soll sich nach dem ersten Princip der fixirende Blick allgemein mit dem Seelenzustand der Aufmerksamkeit associiren. Unser Haushund gibt seine feindselige Stimmung dadurch zu erkennen, daß er Kopf und Schwanz, Rücken und Nacken emporreckt; die freundliche Gesinnung äußert sich daher nach dem zweiten Princip genau in den entgegengesetzten Bewegungen, der Rücken wird gekrümmt, der Kopf niedergedrückt, der Schweif wedelt u. s. w. Aber Gewohnheit erklärt schließlich Alles, und eben darum erklärt sie Nichts. Aus Gewohnheit essen und trinken, reden und handeln wir. Sie gehört zu jenen Begriffen, die lediglich eine Lücke in unserer Einsicht bezeichnen und von denen man deshalb nicht selten meint, daß sie diese Lücke auch ausfüllen. Der Ausdruck „Association aus Gewohnheit" sagt uns eben nur, daß eine gewisse Verbindung besteht, aber nicht im geringsten, warum sie besteht. Und selbst wenn wir uns mit der gewohnheitsmäßigen Verbindung begnügen wollten, so würde daraus noch immer nicht nothwendig folgen, daß eine entgegengesetzte Gemüthsstimmung nun auch von der entgegengesetzten Bewegung begleitet sein müsse. Das dritte Princip, welches Darwin aufstellt, besteht in dem physiologischen Satze, daß gewisse Ausdrucksbewegungen schon durch den Zusammenhang des Nervensystems als völlig mechanische Erfolge gewisser Erregungen entstehen. Die allgemeine Richtigkeit dieses Satzes können wir zugeben; doch dürfte es zweckmäßig sein, ihn in eine bestimmtere Fassung zu bringen, bei der die „Constitution des Nervensystems" nicht blos als eine unbekannte Größe erscheint, auf die man schließlich Alles zurückführen kann, was eine bequeme Erklärung auf anderem Wege nicht zuläßt.

Es kann nicht meine Absicht sein, an dieser Stelle die unendliche Mannigfaltigkeit der Bewegungen, durch welche wir unsere Seelenzustände nach Außen kundgeben, irgendwie erschöpfend beschreiben oder zergliedern zu wollen. Nur

einige der wichtigsten psychologischen Gesichtspunkte will ich hervorheben, zu denen man bei dem Studium derselben immer wieder zurückgeführt wird.

Vor Allem tritt uns bei den Ausdrucksbewegungen eine Thatsache entgegen, die sich auch sonst als ein Grundgesetz unserer inneren Erfahrung erweist. Sie besteht darin, daß *ähnliche Gefühle und Empfindungen sich mit einander verbinden*. So verbindet sich das Gefühl ästhetischer oder sittlicher Befriedigung mit dem des sinnlich Angenehmen. Ebenso bringen wir die Empfindungen unserer verschiedenen Sinne mit einander in Beziehung. Schon die Sprache deutet die mannigfachsten Beziehungen solcher Art an. Reden wir doch nicht nur von Klangfarben und von Farbentönen, von süßen Melodien und scharfen Dissonanzen, sondern auch von bitterer Noth, von einem sauren Gang, von süßem Nichtsthun, oder von harten Entschlüssen, von schwerem Kummer und nagender Sorge, oder endlich von einem dunklen Geschick, von schwarzen Befürchtungen. So geläufig sind uns derartige Metaphern, daß wir nicht einmal mehr daran denken, wie wir, indem wir die Noth bitter nennen, einen Geschmackseindruck auf sie anwenden, oder wie wir bei dunkler Furcht und schwerer Sorge unsere Seelenzustände mit Prädicaten versehen, die der Licht- und Tastempfindung entnommen sind. Diese Metaphern, ohne die wir kaum einen Gedanken auszusprechen vermögen, haben aber ihren guten Grund in unserer Empfindung. Wir tragen, wenn ein schweres Schicksal uns trifft, wirklich ein Gefühl in uns, welches demjenigen ähnlich ist, das wir unter einer niederdrückenden physischen Last empfinden, und das Gefühl eines heftigen Aergers hat in der That eine Verwandtschaft mit jener Geschmacksempfindung, welche wir etwa beim Verschlucken eines bitteren Arzneimittels wahrnehmen. Unsere Sprache überträgt nur deshalb geistige Zustände in sinnliche Formen, weil die innerlichen Gemüthsbewegungen selbst mit sinnlichen Gefühlen ähnlicher Art, wie solche die Eindrücke auf unsere Sinnesorgane begleiten, verbunden sind.

Nun liegen bekanntlich unsere Sinnesorgane vermöge der Natur ihrer Leistungen an der äußeren Oberfläche des Körpers, und sie sind mit Apparaten der Bewegung, mit Muskeln, versehen, welche theils die Aufnahme der Sinnesreize befördern, theils auch gegen störende Eindrücke schützen können. Die Bewegungen, welche auf diese Weise entstehen, sind ebenfalls unmittelbar von Empfindungen begleitet. Denn jede Bewegung, die wir ausführen, spiegelt sich in unserem Bewußtsein als eine Empfindung der Muskelspannung. Dieser Empfindung entnehmen wir jenes genaue Maß der Bewegung, dessen wir bei der willkürlichen Beherrschung unseres eigenen Körpers, wie beim Gehen oder bei den mechanischen Verrichtungen unserer Arme und Hände, so sehr bedürfen. Solche Empfindungen entstehen nun auch bei den mimischen Bewegungen. Sie sind aber innig verbunden mit den äußeren Sinneseindrücken, als deren Wirkungen sie ursprünglich auftreten. Wir vermögen es nicht, unserem Munde den süßen oder bitteren Geschmacks*ausdruck* zu geben, ohne den entsprechenden Geschmacks*eindruck* leise mitzuempfinden, und wenn wir, die Stirn in senkrechte Falten legend, das Auge halb schließen, so empfinden wir unwillkürlich etwas *im* Auge, das uns unbestimmt an einen grellen Lichtreiz erinnert. Vermöge dieser unauflöslichen Verbindung erweckt dann auch die mimische Bewegung

in dem äußeren Beobachter die nämlichen sinnlichen Eindrücke und läßt ihn dieselben in einem gewissen Grade mit uns empfinden. Daher jene unwiderstehliche Gewalt, mit der, besonders bei Kindern und Naturmenschen, das äußere Zeichen der Gemüthsbewegung und mit diesem die Gemüthsbewegung selbst sich überträgt, — eine rein sinnliche Quelle des Mitleids und der Mitfreude, welche für die sittliche Entwicklung wahrscheinlich einen größeren Werth besitzt, als die eindringlichste pädagogische Ermahnung.

Vermöge des oben erwähnten Gesetzes der Verbindung analoger Gefühle treten nun naturgemäß zu den inneren Seelenzuständen der Furcht, des Kummers, der Freude u. s. w. nicht blos schwache Abbilder sinnlicher Empfindungen hinzu, sondern mit ihnen zugleich die Bewegungen und Bewegungsempfindungen, die der natürlichen Reaction unserer Sinnesorgane auf die sinnlichen Eindrücke entsprechen. So wird die mimische Bewegung, die ursprünglich nur das Verhalten des empfindenden Organes zu dem Sinnesreiz andeutet, zur allgemeinen Ausdrucksform unserer Gefühle und Gemüthsbewegungen. Indem wir einen Zorn oder Aerger oder Kummer empfinden, nimmt unser Mund unwillkürlich die Stellung an, als wenn eine bittere oder saure Substanz unsere Zunge berührte. Das Augenlid senkt sich gewaltsam, die Augenbrauen werden dadurch nach Innen gedrängt, und die Stirn zwischen beiden wird in verticale Falten gezogen, als wollte sich das Auge gegen unangenehm blendendes Licht schützen. Selbst die Nasenflügel sind etwas herabgedrückt, als wäre ein störender Geruchsreiz fernzuhalten. Ganz anders sind die Bewegungen beschaffen, die wir in entgegengesetzter Gemüthslage, etwa beim Anhören einer gefälligen Melodie, einer erheiternden Erzählung oder einer erfreulichen Nachricht, eintreten sehen. Der Mund nimmt dann die nämliche Form an, die ein süßer Geschmacksreiz hervorruft. Auge und Nase sind geöffnet, als wollten alle Sinne ihre Pforten aufthun, um den Eindruck aufzunehmen. Die Stirn ist glatt oder in Folge der Erhebung der Augenlider in horizontale Falten gelegt.

Ebenso wie auf diese Weise die mimische Bewegung als ein äußerer, sinnlicher Reflex eines inneren Seelenzustandes uns entgegentritt: ebenso besitzt sie auf der anderen Seite die Eigenschaft, wieder auf diesen zurückzuwirken, indem sie ihn unterhält und verstärkt. Es geschieht dies vermöge des nämlichen Gesetzes der Verbindung ähnlicher Empfindungen, welcher der mimische Ausdruck selbst seinen Ursprung verdankt. Wie das sinnliche Gefühl durch die innere Gemüthsbewegung geweckt wird und mit ihr wächst, so richtet sich hinwiederum die Gemüthsbewegung an den starken sinnlichen Empfindungen empor, die ihre Ausdrucksbewegungen begleiten. Daß man sich in den Aerger hineinreden, in die Wuth hineinrasen kann, ist eine bekannte Sache. Kluge Mütter wissen es wol, daß es meistens nicht schwer ist, den Weinparoxysmus eines Kindes zu beseitigen, wenn man nur im Momente, wo er loszubrechen droht, die Aufmerksamkeit abzulenken versteht. Aber wehe, wenn dieser Moment versäumt wird, und wenn nun der kleine Schreier längst nicht mehr über den Schmerz, der ihm zuerst die Laune gestört, sondern im Grunde nur noch über sein eigenes Jammern jammert! In verschiedenen Gegenden Deutschlands gab es früher eine officielle Berufsclasse, die bei vielen Völkern noch heute besteht, die so-

genannten Klageweiber, welche man dafür bezahlte, daß sie einen Verstorbenen möglichst laut betrauerten. Schwerlich würde ein Mensch im Stande sein, mehrere Stunden lang einer Gemüthsbewegung Ausdruck zu geben, die er gar nicht besitzt, wenn es nicht auch hier sich geltend machte, daß der Ausdruck selbst die Gemüthsbewegung herbeiführt. Was anfänglich Kunst war, wird „nach und nach Natur", und dies um so schneller, je heftiger der Ausdruck der Geberden ist. Daher ja überhaupt in der Regel Diejenigen am lautesten jammern, die sich am leichtesten trösten, ebenso wie im Zorne der Gutmüthige am meisten poltert, weil es ihn die größte Anstrengung kostet, zornig zu sein. Die Psychologen der Schule haben diese Wechselwirkung des sinnlichen Gefühls und der inneren Gemüthsbewegung kaum ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt. Aber einem so tiefen Kenner der menschlichen Natur, wie Lessing, ist sie nicht entgangen. Der mittelmäßige Schauspieler, sagt er im dritten Stück der „Hamburgischen Dramaturgie", hat sich eine Anzahl kleiner Regeln gesammelt, mittelst deren er eine Leidenschaft zu äußern sucht, die er in Wirklichkeit nicht besitzt; doch wenn er nur einige der erforderlichen Bewegungen nachahmt, so wird er schließlich jene Leidenschaft wirklich zu besitzen scheinen; wenn er z. B. „nur die allergröbsten Aeußerungen des Zornes einem Acteur von ursprünglicher Empfindung abgelernt hat und getreu nachzuahmen weiß — den hastigen Gang, den stampfenden Fuß, den rauhen, bald kreischenden, bald verbissenen Ton, das Spiel der Augenbrauen, die zitternde Lippe, das Knirschen der Zähne u. s. w. — wenn er, sage ich, nur diese Dinge, die sich nachmachen lassen, sobald man will, gut nachmacht, so wird dadurch unfehlbar seine Seele ein dunkles Gefühl von Zorn befallen, welches wiederum in den Körper zurückwirkt und da auch diejenigen Veränderungen hervorbringt, die nicht blos von unserem Willen abhängen; sein Gesicht wird glühen, seine Augen werden blitzen, seine Muskeln werden schwellen, kurz, er wird ein wahrer Zorniger zu sein scheinen, ohne es zu sein, ohne im geringsten zu begreifen, warum er es sein sollte." Lessing hätte vielleicht richtiger noch sagen können: er wird ein Zorniger nicht nur *scheinen*, sondern es wirklich *sein*.

In affectvoller Rede drücken wir nun aber nicht blos die Gefühle aus, die uns bewegen, sondern auch die Vorstellungen, die unser Bewußtsein beherrschen, stellen wir unwillkürlich durch mimische Bewegungen dar. Wir weisen auf den Gegenstand hin, der unsere Gedanken beschäftigt; wir deuten die Richtung an, in der er sich befindet, oder nach welcher er sich entfernt hat. Wir fingiren ihn mit Geberde und Blick in unserem Gesichtsraum, oder die erregte Phantasie zeichnet sogar durch die Bewegung der Hände ein flüchtiges Bild seiner äußeren Umrisse. So entsteht eine zweite Form von Ausdrucksbewegungen, die auf der *Nachbildung unserer Vorstellungen durch die Geberden* beruhen. Während die Gefühle sich vorzugsweise in den mimischen Bewegungen des Angesichts kundgeben, spiegelt sich der Wechsel lebhafter Vorstellungen in den pantomimischen Bewegungen des ganzen Körpers, namentlich auch der Arme und Hände. Sowol das Hinweisen auf fingirte Objecte, wie deren Nachbildung durch die Pantomimik haben ihren tieferen Grund darin, daß wir alle unsere Vorstellungen aus uns hinaus versetzen. Auch unsere Erinnerungs- und Phan-

tasiebilder sehen wir außer uns. Diesen nach Außen versetzten Vorstellungen wenden wir nun unsere Geberden zu, oder wir erwecken das Phantasiebild zu größerer Lebendigkeit, indem wir seine ungefähre Form durch Bewegungen andeuten. Dennoch hat auch hier die Ausdrucksbewegung nicht in der Vorstellung selbst, sondern in der Gemüthsbewegung, die sich mit ihr verbindet, ihre nächste Quelle. Die äußere Bewegung entspringt stets aus der inneren, der Gemüthsbewegung. Ein völlig affectloses Denken und Reden, wenn es überhaupt ein solches gäbe, wäre auch in Bezug auf die körperlichen Bewegungen, die es begleiten, ausdruckslos. Aber jede Vorstellung erregt in stärkerem oder schwächerem Grade unser Gefühl. Dieses Gefühl kann nun, wie wir oben gesehen haben, durch eine mimische Bewegung ausgedrückt werden, die den Reflex einer analogen sinnlichen Empfindung bildet, — es kann aber auch in einer Andeutung oder Nachbildung der Vorstellung durch die Geberde sich äußern. Dort entsteht die erste, hier die zweite Classe der Ausdrucksbewegungen.

Die Bewegungen, die dieser letzteren angehören, sind natürlich ebenso vielgestaltig, wie die Vorstellungen, die sich in unserem Bewußtsein befinden. Auf die Gegenstände, von welchen wir reden, oder — wenn sie nicht anwesend sind — auf den Ort, wo wir sie uns denken, weisen wir mit Hand und Blick hin. Selbst allgemeinere Vorstellungen, das Große und Kleine, Entfernung und Nähe, Vergangenheit, Zukunft und Gegenwart versinnlichen wir durch kennzeichnende Geberden. Einzelne solcher Geberden sind conventionelle Ausdrucksmittel geworden, so unzweideutig wie die Worte der Sprache, die manchmal durch sie ersetzt werden. Um unsere Zustimmung auszudrücken, neigen wir das Haupt einem imaginären Gegenstande zu; zum Zeichen der Verneinung wenden wir es wiederholt von ihm ab. Als Ausdruck des Zweifels zucken wir die Achsel, als wollten wir uns abwechselnd einer Vorstellung zukehren und wieder von ihr wegkehren. Energischer noch werden solche Geberden, wenn sie sich, wie es häufig geschieht, mit unmittelbaren Gefühlsausdrücken verbinden. So trägt der Zornige alle Zeichen der unangenehmen Gemüthserregung im Angesicht: die gerunzelte Stirn, die zusammengezogenen Augenbrauen, den bitteren Zug des Mundes. Daneben fixirt er fest mit dem Auge den wirklichen oder eingebildeten Gegenstand seiner Empörung, ballt gegen ihn die Hand und reckt den Nacken, als wolle er sich unmittelbar zum thätlichen Angriff rüsten.

Manche derartige Bewegungen haben nun sogar auf die Vorstellungen selbst, die sie begleiten, keine unmittelbare Beziehung; aber sie sind in verwandten Gemüthslagen vielfach gebraucht und dadurch zu Ausdrucksformen ganzer Classen von Affecten geworden. Dies ist der einzige Fall, wo man mit einem gewissen Rechte die Ausdrucksbewegung auf die Gewohnheit zurückführen kann, obgleich auch hier eine Uebertragung vorzugsweise dann stattfinden wird, wenn die Gemüthszustände selbst eine gewisse Aehnlichkeit besitzen. Wenn z. B. der englische Parlamentsredner schon in mäßiger Erregung die Fäuste ballt, so dürfen wir uns über die Verbreitung dieser Geberde in einem Lande nicht wundern, in welchem das Boxen ein nationales Vergnügen ist. Der deutsche Gelehrte pflegt seinen Vortrag mit tactmäßigen Bewegungen der rechten Hand zu begleiten, deren Daumen und Mittelfinger sich berühren. Dies ist aber ungefähr die

Stellung, die wir der Hand geben, wenn wir die Feder halten. Gewohnt, unsere Gedanken schreibend hervorzubringen, begleiten wir nun jede Gedankenproduction mit der Geberde des Schreibens. Neben den durch die Beschaffenheit der Gefühle und Vorstellungen bedingten Ausdrucksformen bleibt endlich noch eine Reihe von Bewegungen übrig, die sich keinem der bisher erörterten Principien unterordnen lassen. Die körperlichen Bewegungen, von denen ein stärkerer Affect begleitet ist, müssen nämlich nicht nothwendig die Natur der Gefühle oder Vorstellungen ausdrücken, die das Bewußtsein beherrschen. Wir schließen vielleicht aus dem raschen Auf- und Abgehen eines Menschen, aus den lebhafteren, aber zwecklosen Bewegungen seiner Arme, daß irgend etwas sein Inneres erregt, aber die Art der Bewegung gibt uns keine bestimmte Andeutung über den Grund derselben. Und wenn selbst einzelne Mienen den Affect verrathen, der das Gemüth erfüllt, so gehen doch daneben vieldeutige Geberden einher, die uns, wenn wir sie isolirt beobachteten, nur sagten, daß überhaupt irgend ein Affect besteht. So sind bei weitem nicht alle Bewegungen, die der Zornige ausführt, gerade nur für den Affect des Zornes charakteristisch, sondern sie könnten ebenso gut die freudige Ueberraschung oder irgend eine andere Gemüthsbewegung begleiten. Alle diese Bewegungen, in denen sich uns nicht die Art, sondern nur die Stärke eines inneren Vorganges kundgibt, haben offenbar darin ihre Quelle, daß jede intensive Gemüthsbewegung begleitet ist von einer Erschütterung unseres Nervensystems, welche sich auf die von dem letzteren beherrschten Bewegungsorgane reflectirt. Mit der Zunahme der inneren wächst auch die äußere Bewegung, bis die Erschütterung so gewaltig wird, daß eine plötzliche Lähmung der von dem Affect ergriffenen Bewegungsorgane eintritt, welche sich erst wieder löst, wenn sich die Gemüthsbewegung ermäßigt. Auf dieser Erschütterung des Nervensystems beruht die Gefahr, mit der starke Affecte und Leidenschaften selbst unser Leben bedrohen. Denn in ihrem äußersten Grade kann jene Lähmung eine bleibende sein. Die überwältigende Freude kann ebenso wie die übermächtige Wuth oder der tödtliche Schreck das Leben vernichten. Dagegen hat jene gemäßigtere Wirkung der Gemüthserregung, welche sich nur in lebhafteren Bewegungen äußert, nicht selten eine *lösende* Wirkung. Das jubelnde Herz muß sich aussprechen, der Groll muß sich austoben, der Schmerz sich ausweinen, damit das Gemüth sein Gleichgewicht wieder finde und die innere Spannung nicht unerträglich werde. Diese dritte Classe von Ausdrucksbewegungen können wir somit zurückführen auf die *directe Erregung des Nervensystems durch starke Affecte und die Rückwirkung dieser Erregung auf die Bewegungsorgane.*

Unter allen Ausdrucksbewegungen sind diese am meisten unserem Willen entzogen. Der feinste Messer unserer Affecte ist insbesondere *ein* unwillkürlicher Muskel, den die populäre Meinung darum noch heute für den Sitz des Gefühls hält, das *Herz*. Stärkere Gemüthsbewegungen beschleunigen den Herzschlag; übermächtige Affecte jeder Art aber bringen das Herz momentan zum Stillstand. Mit dem Herzschlag hält die Athmung gleichen Schritt: sie wird beschleunigt, und im äußersten Affecte steht sie stille. Auch die Wandungen der Blutgefäße sind von Muskeln umschlossen, deren Beherrschung unserem

Willen entzogen ist. Aber in eigenthümlicher Weise regulirt unser Nervensystem die Bewegungen dieser Muskeln so, daß sie meistens den Bewegungen des Herzens sich anpassen. Bei zunehmendem Herzschlag erweitern sich die Gefäße, um der stärkeren Blutwelle Raum zu geben. Bei stockendem Herzschlag dagegen verengen sie sich, so daß wieder der Raum, den sie umschließen, dem Zufluß aus dem Herzen entspricht. Wenn im Affect die Herzbewegung schneller wird, so erröthet darum das Angesicht; aber im stärksten Affect, der das Herz zum Stillstande bringt, erblaßt es. Bekanntlich sind die Veränderungen in der Bluterfüllung des Herzens verrätherische Zeichen, die eine Gemüthsbewegung andeuten, wo alle anderen Merkmale fehlen; sie sind eben unter allen äußeren Merkmalen diejenigen, die am meisten unserem Willen entzogen sind. Bei Personen von erregbarem Nervensystem sind Herz und Gefäße zuweilen so empfindlich, daß der leiseste Affect auf sie einwirkt. Schon die Furcht vor dem Erröthen kann hier das Erröthen selber herbeiführen. In der That ist es beinahe tragisch, daß gerade diejenige Gemüthsbewegung, die sich am liebsten verbergen möchte, die Scham, sich durch das augenfälligste Merkmal verrathen muß, und noch dazu durch eines, über das unser Willen nicht das Geringste vermag. Wie viel bequemer wäre es doch, wenn irgend eine andere Stelle unserer Haut, die wir zu bekleiden gewohnt sind, erröthen wollte! Aber vielleicht ist es eben der Umstand, daß wir das Angesicht beobachtet wissen, der es zu einem so empfindlichen Reagens macht. Gerade die Gemüthsbewegung der Scham, die vor Allem sich zu verbergen strebt, muß ja nothwendig verstärkt werden durch das Bewußtsein, daß sie sich beobachtet weiß, und so mag es kommen, daß sie bei großer Erregbarkeit durch dieses Bewußtsein allein schon geweckt wird.

Eine weitere Erscheinung, in welcher die directe Erregung unseres Nervensystems durch den Affect sich äußert, ist der Erguß der Thränen. Er ist gleich dem Erröthen eine specifisch menschliche Ausdrucksform, wahrscheinlich weil bei den Thieren weder die Scham noch der Schmerz sich zu dem Grade entwickeln können, wie bei dem auch in Bezug auf die Leiden des Gemüths bevorzugten Menschen. Ist doch das verständigste und treueste unserer Hausthiere, der Hund, seit alter Zeit ob seines Mangels an jeglichem Schamgefühl berüchtigt, so daß Odysseus schon die schamlosen Freier der Penelope als Hunde anredet. Vielleicht fand man hier den Mangel nur deshalb so auffallend, weil gerade der Hund sonst dem Menschen am nächsten steht. Weit eher sind die Thiere schmerzvoller Gemüthsbewegungen fähig. Dennoch gehören die Berichte von weinenden Elephanten und Crocodilen vermuthlich dem Gebiete der Fabel an. An und für sich ist der Erguß der Thränen eine der mimischen Bewegung analoge R[e]wirkung des Affectes. Zu allen absondernden Drüsen begeben sich [N]ebenso wie zu den Muskeln des Körpers. Wie die Reizung eines Mu[s]Bewegung hervorbringt, so steigert die Reizung eines Drüsennerv[s]sonderung. Damit ist aber noch nicht erklärt, warum gerade d[er] beim Menschen vorzugsweise die Rolle eines schmerzlindernd[en] organes zukommt. Der Erguß der Thränen hat ja h[ier] Wirkung, die nicht selten an die Aeußerung der Gem[ü]

ist. Darwin vermuthet, ursprünglich sei der Thränenerguß eine Folge des Drucks, welchen bei heftigem Schreien durch die Zusammenziehung der mimischen Angesichtsmuskeln das Auge erfährt. Das Privileg der Thränen würde dann darin seinen Grund haben, daß allerdings wol das menschliche Kind, wenn es schreit, energischer sein Gesicht verzieht, als irgend ein anderes Wesen der Schöpfung. Aber es steht doch dieser Annahme das Bedenken im Wege, daß neugeborene Kinder auf das heftigste schreien, ohne doch Thränen zu vergießen, und daß wir durch willkürliche Anstrengungen höchstens einige spärliche Tropfen uns zu erpressen im Stande sind. Eher ließe sich, wie mir scheint, an jene Verbindung ähnlicher Empfindungen denken, deren Bedeutung uns oben in so manchen Ausdrucksbewegungen entgegengetreten ist. Während der Mensch eines tieferen Seelenschmerzes fähig ist, als irgend ein Thier, behaupten zugleich in seinem Bewußtsein die Gesichtsvorstellungen den anderen Sinneseindrücken gegenüber die Herrschaft. So mag es denn kommen, daß gerade bei ihm leidvolle Gemüthsbewegungen besonders stark mit sinnlichen Empfindungen ähnlicher Art sich verbinden, wie sie ein schmerzhafter Reiz auf das Auge hervorbringt. Wir wissen aber, daß ein solcher Reiz einen Thränenerguß erzeugt, der unter Umständen das Auge schützen kann, indem er fremde Körper, Staub, Insecten u. dergl., wenn diese die Reizung verursachen, hinwegspült. Dann hätte also die Thränenabsonderung nicht mehr blos die Bedeutung einer durch directe Nervenerregung erzeugten Ausdrucksform, sondern in ihrem Ursprung wäre sie zugleich auf ein anderes Gesetz des Ausdrucks, auf dasjenige der Verbindung ähnlicher Empfindungen, zurückzuführen.

In ähnlicher Weise müssen wir nun überhaupt bei dem Ausdruck fast einer jeden Gemüthsbewegung die drei Sätze, auf die wir oben die einzelnen Erscheinungen zurückzuführen suchten, gleichzeitig zu Hilfe nehmen. So sind schon die zwei allgemeinsten Formen, in denen wir die entgegengesetzten Zustände der Lust und des Schmerzes ausdrücken, das Lachen und Weinen, höchst zusammengesetzte Bewegungen, bei denen alle jene Principien des Ausdrucks zur Geltung kommen. Beim leisen Lächeln zeigt der Mund den nämlichen Ausdruck, wie bei der Empfindung eines süßen Geschmacks. Geht dasselbe in lautes Lachen über, so wird mit dem Munde Auge und Nase geöffnet, wie zur Aufnahme des erfreuenden Eindrucks. Zugleich beginnt sich das ausgebreitetste Sinnesorgan, die äußere Haut, durch die angenehme Mitempfindung eines leisen Kitzels zu betheiligen. Die Wirkung des Nervensystems aber macht sich in jenen heftigen und stoßweisen Athembewegungen Luft, welche das Zwerchfell erschüttern. Entgegengesetzt ist der Ausdruck des Weinens. Der Mund ist wie bei einer unangenehmen, aus sauer und bitter gemischten Geschmacksempfindung verzogen. Das Auge ist halb geschlossen, wie gegen einen blendenden Lichtreiz, und dadurch die Stirn in Falten gelegt. Die Flügel der Nase sind herabgezogen, als treffe diese ein unangenehmer Geruchsreiz. Durch die Erschütterung des Nervensystems wird der Herzschlag beschleunigt, die Thränen fließen. Endlich gesellen sich noch jene stoßweisen Athembewegungen hinzu, die auch das Lachen begleiten, und die, wenn durch zu große Heftigkeit derselben ein gewisser Schmerz sich im Angesicht spiegelt, unvermerkt das heftigste Lachen in seinem Ausdruck dem Weinen

nähern, so daß selbst die Thränen zu fließen beginnen. Schon darum also rechtfertigt sich der bekannte Spruch, daß Lachen und Weinen nahe bei einander wohnen.

Alle Bewegungen des Ausdrucks, die wir kennen gelernt haben, schildern zunächst die Gefühle, die unser Inneres erfüllen. Denn unter welches der drei besprochenen Gesetze auch eine Bewegung sich ordnen läßt: unmittelbar geht sie immer von einer Gemüthsbewegung aus und wächst mit deren Stärke. Aber unsere Gefühle beziehen sich zugleich auf bestimmte Vorstellungen und sind durch dieselben veranlaßt. Mittelbar schildern daher die Ausdrucksbewegungen immer auch mehr oder weniger deutlich die Vorstellungen, die sich in unserem Bewußtsein befinden. Besonders diejenigen Bewegungen, die wir oben als zweite Form unterschieden, die Geberden, welche die Vorstellungen nachbilden, gehören hierher. Da aber sie gerade in fast alle Ausdrucksbewegungen sich einmengen, so können wir sagen, daß die letzteren fast immer eine doppelte Sprache reden: zunächst drücken sie die Gemüthsbewegungen, dann aber auch die Vorstellungen aus, mit denen jene zusammenhängen. Die Geberde ist daher häufig zugleich Aeußerung eines Gedankens. Und gerade in dieser Absicht kann sich ihrer der Wille bemächtigen, um sie, ähnlich der Sprache, zur Mittheilung und Verständigung zu verwenden. Bei dem normalen Menschen, der mit Gehör und in Folge dessen mit Sprache begabt ist, steht freilich die Geberde nur nebenbei oder aushilfsweise im Dienste der Gedankenmittheilung. Von der Bedeutung, die sie als Ausdrucksmittel unserer Vorstellungen gewinnen kann, bekommen wir erst eine Ahnung, wenn wir die Räume einer Taubstummenanstalt betreten und sehen, wie sich hier ein stummer und doch so beredter geistiger Austausch mit Hilfe von Geberden entwickelt hat. Und diese Mittheilung durch Geberden ist nicht etwa ein Product künstlicher Erfindung, obgleich vielfach künstliche Zeichen gebildet worden sind, um die natürlichen Geberden zu unterstützen, — sondern sie entsteht mit einer Art unbewußter und unwillkürlicher Nothwendigkeit überall, wo Taubstumme unter einander oder mit Hörenden dauernd verkehren. Die Geberdensprache trägt aber alle wesentlichen Kennzeichen einer wirklichen, wenn auch unvollkommenen Sprache an sich. Der Taubstumme kann Willensentschlüsse kundgeben, Gegenstände beschreiben, Ereignisse erzählen. So werden wir zu der Vermuthung geführt, daß auch die Sprache, die wir reden, in ihrem Ursprung wol nichts Anderes ist, als eine natürliche Ausdrucksform innerer Seelenzustände durch äußere Bewegungen; daß sie, gleich den Mienen unseres Angesichts und den Geberden unserer Hände, schließlich beruht auf der innigen Wechselwirkung des inneren und des äußeren Menschen.

Berlin vor, unter und nach dem Ministerium Pfuel.

(Juli bis October 1848.)

Aus den bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie z. D.

Dr. **Heinrich von Brandt.***)

I.

Krank und elend langte ich in den ersten Tagen des Juli in Berlin an. Ich meldete mich beim Kriegsminister, General von Schreckenstein, den ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal sah, sprach mit ihm lange über die Ereignisse in Frankfurt und begab mich dann, auf fünf Wochen zur Herstellung meiner Gesundheit beurlaubt, nach Stettin zu meiner Familie.

Wie verändert fand ich die alte, treue Hauptstadt Pommerns!

Demagogen aller Art, aus allen Ständen führten überall das Wort, die Gerichtshöfe, die Administration, die Schule, der Kaufmanns- und Bürgerstand hatten dazu reichlich ihr Contingent geliefert. Aber es fehlte auch nicht an redlichen und braven Patrioten, die, Trauer und Wuth im Herzen, den Augenblick mit Sehnsucht erwarteten, ihrem Könige Gut und Blut zur Herstellung der Ordnung anbieten zu können.

Die Adresse in der deutschen Angelegenheit, die später nach Frankfurt ging, wurde damals vorbereitet, und wenn sie zunächst auch nur aus der Handelskrisis jener Zeit hervorging, so lieferte sie doch den Beweis, daß der alte pommersche Geist noch nicht ganz untergegangen war.

---

*) Wir sind in der Mittheilung der hinterlassenen Denkwürdigkeiten des Generals von Brandt bis zu den Aufzeichnungen über die Ereignisse des Jahres 1848 in Berlin gelangt, soweit der General, an begünstigter Stelle, Zeuge derselben oder berufen war, handelnd in dieselben einzugreifen. Memoiren, wie die vorliegenden, erheben nicht den Anspruch, Geschichte zu sein; aber Niemand wird bestreiten, daß sie dem künftigen Geschichtsschreiber werthvolles Material liefern. Es ist demnach zu hoffen, daß man sie selbst da nicht ohne Interesse, wenn freilich auch nicht ohne Widerspruch lesen wird, wo man am Wenigsten geneigt sein dürfte, dem politischen Urtheil des Verfassers zuzustimmen.

Die Redaction.

Mir wurden in dieser Zeit zahlreiche Beweise des Zutrauens. Auch manche Demagogen wandten sich mir freundlich zu; doch vermied ich das Zusammentreffen mit ihnen, so viel es irgend anging. Dabei konnte es jedoch nicht fehlen, daß es auch ab und an zu Reibungen kam. So war ich einst in Gesellschaft bei einer ältlichen Dame, wo von den ewigen Straßenaufläufen, Krawallen ꝛc. die Rede war. Da ich diese lediglich der Schwäche der Behörden zumaß, so fragte mich ein Regierungsrath, wie ich denn denselben vorbeugen wolle? „Nun," entgegnete ich, „haben Sie denn nicht gesehen, wie General von Wrangel hier dem Kartoffel-Krawall ein Ende machte?" „Sie wollen also das Volk niederkartätschen lassen?" fragte er rasch. „Jawohl," war eben so rasch meine Antwort, „und wenn der Oberpräsident mit allen seinen Leuten unter den Meuterern sein sollte." „Das sind ja wahrhaft bonapartistische Gedanken," erwiderte der Herr Rath betroffen, was ihm meinerseits die Antwort zuzog: „Gott gebe uns bald einen Aehnlichen, um Ruhe und Ordnung wieder herzustellen." Dies kleine Scharmützel brachte es zuwege, daß in meiner Gegenwart nicht mehr von dergleichen die Rede war.

Der Prinz von Preußen kam während der Zeit, daß ich hier siech darniederlag, nach Stettin. Wahrscheinlich geschah dies, um die Gesinnungen der Bewohner etwas zu sondiren. War auch nicht Alles, wie es sein sollte, so trug dieser Besuch doch gute Früchte. Der Prinz selbst wußte von einzelnen Ungeschliffenheiten der Söhne der Freiheit abzusehen, und der Eindruck, den er hinterließ, war im Allgemeinen sehr zufriedenstellend.

Mit einigen Mitgliedern der Frankfurter Nationalversammlung blieb ich in freundlichem Verkehr. Schon damals trugen sich Dinge zu, welche die allmälige Auflösung dieser Versammlung herbeiführen mußten. So erhielt ich unter Anderem einen Brief vom 19. Juli 1848 von Herrn von Auerswald, worin folgende Stelle vorkam: „Zum Schlusse eine gewichtige Frage: Wenn von hier aus mit Stimmenmehrheit beschlossen würde: alle deutschen Armeen, also auch die preußische, werden zur Reichsarmee erklärt, ihres bisherigen Eides entbunden, schwören dem Reichsverweser, hängen in jeder Beziehung, selbst in der Dislocation einzelner Bataillone, nur von ihm ab; die Festungen werden alle zu Bundesfestungen erklärt, die Commandanten von hier aus ernannt — welche Folgen würde dies nach Ihrer Meinung haben?"

Wenn man erwägt, daß Peucker's Aufforderung vom 16. desselben Monats war, so kann man sich wol denken, wohin der Unverstand und Ehrgeiz Einzelner drängte. Es versteht sich von selbst, daß ich an Auerswald schrieb, unsere Armee würde sich dies nie gefallen lassen, man würde dadurch zu Ereignissen drängen, deren Tragweite sich gar nicht absehen ließe. Zugleich theilte ich ihm den bösen Eindruck mit, den Peucker's Erlaß hervorgerufen, und daß man davon gar keine Notiz genommen habe.

Ich befand mich kaum etwas besser, als ich von General von Wrangel einen Brief erhielt, worin er mir nach Abgang des Generals von Stockhausen, der ihm als Chef seines Generalstabes beigeordnet gewesen war, diese Stelle antrug.

Wenn ich nun auch nach den Erfahrungen, die ich, allerdings in ruhigen Zeiten, in ähnlichen Stellungen gemacht, gerade keine sonderliche Neigung dafür mehr hatte, so veranlaßte mich doch die Bekanntschaft mit General von Wrangel und die Beziehungen, in welchen ich zu ihm gestanden hatte, zu der Erklärung, daß es mir eine Ehre sein würde, die Stelle, die ich bereits im Frieden unter ihm bekleidet, im Kriege wieder zu übernehmen. Ehe jedoch dem General noch meine Antwort zugegangen sein konnte, hatte man ihm bereits einen anderen Chef des Stabes in der Person des Generals von Hahn zugesandt, wodurch natürlich sein Plan zerfiel.

Unmittelbar darauf ging mir ein Brief vom General Gueinzius, dem Chef des Central-Bureaus im Kriegsministerium, zu, in dem er mich auf Befehl seines Ministers aufforderte, mich sofort nach Berlin zu begeben, weil derselbe mit mir über eine wichtige Stellung, die er mir zu übertragen gedächte, Rücksprache nehmen wolle. Da ich bereits fünf Wochen in Stettin zugebracht und, wenngleich noch schwach, doch so weit hergestellt war, um mich einer mäßigen Arbeit wieder unterziehen zu können, reiste ich alsbald ab und meldete mich am 9. August beim Kriegsminister.

Derselbe empfing mich sehr freundlich und fragte mich nur kurz, ob ich die Geschäfte eines Vertreters des Kriegsministers in einzelnen Fällen in den Commissionen, ja auch wol in der Nationalversammlung übernehmen möchte? Die nöthigen Instructionen dazu wären vorhanden, und es würde mir leicht werden, mich in die Geschäfte zu finden. Nachdem ich mich bejahend erklärt, entließ mich der Minister, gebot mir, von der ganzen Sache vor der Hand noch nicht zu reden und des anderen Tages früh wieder zu ihm zu kommen. Als ich mich bestimmtermaßen wieder einfand, sprach er weitläufiger, aber in seiner eigenthümlichen, kurzen Art, mit mir über die Sache.

„Sehen Sie," sagte er, „man hetzt mich mit Commissionen, mit Antwgen zu Tode; ich habe zu nichts mehr Zeit, es bleibt Alles liegen. Sie sollen mich in die Ministerialsitzungen begleiten, hier die Verhältnisse kennen lernen, Sie sollen mich dann in den Commissionssitzungen vertreten und mir zugleich vor und nach jeder Sitzung das Wichtigere darüber vortragen; ferner haben Sie sich mit den verschiedenen Bureaux des Ministerii in Verbindung zu setzen, um sich das Bezügliche mittheilen zu lassen."

Endlich fragte mich der Minister noch, welcher Titel mir als angemessen erscheine, ob der eines Commissarius des Ministerii, oder der eines Unterstaatssecretärs im Kriegsministerium? Ich antwortete, daß ich dies ganz dem Herrn Minister anheimstelle. Damit war meine Audienz wieder zu Ende, weil der Minister nach Potsdam mußte.

Die mir hierdurch gewordene Zeit benutzte ich, um einige alte Bekannte im Kriegsministerium aufzusuchen. Ich stieß zunächst auf den Obersten von Griesheim, der, wie bekannt, durch die Revolution rasch Director des allgemeinen Kriegsdepartements geworden war. Damit aber hatte es folgende Bewandtniß gehabt. Sein Freund, der damalige Major Fischer vom Generalstabe, ein Mann von Geist und Charakter, und von Vermögen, hatte sich bei dem leicht bestimmbaren General von Krausenek, Chef des Generalstabes der

Armee, ausgewirkt, ausschließlich mit den Eisenbahnangelegenheiten betraut zu werden. Dadurch war er mit den Rheinländern, den demokratischen Ostpreußen, den Leuten der sogenannten Bewegungspartei, besonders aber mit Camphausen und Hansemann bekannt geworden, vielleicht ohne deren Ansichten zu theilen. Als nun 1848 die Sachen zusammenbrachen, wußte Fischer, dem seine Stellung in Berlin, sowie seine Verwandtschaft mit mehreren Ministerialräthen einen bedeutenden Einfluß, eine Art exclusiver Stellung verschaffte, es durchzusetzen, daß er und sein Freund Directoren im Kriegsministerio wurden. Fischer, gewandter, kluger und überlegter, trat, sowie er diese hohe Stellung erreicht hatte und bemerkte, welche Wendung die Sache nahm, bis zur gelegeneren Zeit hinter die Coulissen. Sein Freund, weniger Diplomat, glaubte sich in seiner Stellung sicher genug, um das, was er seinem ganzen Inneren nach war, nämlich entschiedener Aristokrat, auch ferner bleiben zu können. Durch einzelne Aeußerungen aber in den Commissionen über demokratische Tendenzen, über das rücksichtslose und schnöde Benehmen der Parteiführer hatte er sich diesen Leuten bald verdächtig gemacht. Als nun vollends eine Broschüre, die man ihm fälschlich zuschrieb, die er aber nicht desavouiren konnte, um nicht einen höheren Verfasser zu compromittiren, erschien, war seine Situation, insofern sie in Beziehung zur Nationalversammlung stand, unhaltbar geworden. Es konnte dem Oberst von Griesheim nicht an Verstand fehlen, dies einzusehen und die Nothwendigkeit seiner einstweiligen Removirung herauszufühlen. Nichtsdestoweniger schien er über mein plötzliches Erscheinen betreten; er war davon unangenehm afficirt und empfing mich mit einer Zuvorkommenheit, die mir ungefähr sagte: „von mir hast Du auf keine Unterstützung zu rechnen," die jedoch in eine Form gekleidet war, wie sie conventionelle Höflichkeit und militärischer Tact gebot.

Eine Rücksprache, die ich mit dem General Gueinzius hatte, ließ mich noch tiefere Blicke in die Verhältnisse thun. Ich gewahrte sofort, daß auch ihm mein ganzes Verhältniß ein Dorn im Auge war. Er sah sich dadurch schon in seiner Stellung beeinträchtigt, seines unmittelbaren Einflusses beraubt, und bei seiner Eigenthümlichkeit durfte ich von ihm für meine Dienstgeschäfte keine Unterstützung erwarten.

Ursprünglich Theologe, dann freiwilliger Jäger, wegen Körperschwäche aber aus dem Cavallerie-Regimente, bei dem er eingetreten war, zurückgestellt, wurde er beim General von Blumenstein, der die Belagerung von Glogau commandirte, Bureauvorsteher und später auch Officier. In den Bureaux war er allmälig avancirt, war Capitän, Major, Oberst, ja endlich auch General geworden, ohne eigentlich je den Degen gezogen, ohne vom Kriege irgend etwas Anderes als jene triste Belagerung kennen gelernt zu haben. Die beiden Generale von Thile, zu denen er nach und nach in Adjutanten-Verhältnissen gestanden, hatten ihn durch ihren Einfluß in's Kriegsministerium gebracht, wo er sich durch seine Kenntniß des Bureaudienstes bald unentbehrlich machte. Er und ein alter Kanzleirath Schadow bildeten das traditionelle Element in dem Centralbureau des Kriegsministeriums; sie wußten, wo alle Acten steckten oder verstaubt begraben lagen, und waren mithin bei den steten Fragen und Erörterungen der petulanten Mitglieder der Nationalversammlung, die sich gar zu gern mit dem verschim-

melten Kram der Vergangenheit befaßten, sehr willkommene Werkzeuge für die Minister, welche natürlich stets unorientirt in ihr Verhältniß traten. In dieser seiner Stellung, in welcher das Vertrauen jedes Ministers ein nothwendiges Requisit war, hätte sich Gueinzius sehr nützlich machen können. Aber er war eine jener trockenen Naturen, denen die bedeutenden Ereignisse der Zeit und deren Erscheinungen nur wie Blasen auf der ruhigen Oberfläche eines etwas getrübten Wassers erscheinen, und denen die Ordnung in ihren Acten mehr zu Herzen geht, als die großen Fragen der Gegenwart. Dabei aber beseelte ihn bedeutender Ehrgeiz, und er verstand es, durch geschickte Maßnahmen sich seinen Vorgesetzten, die kamen und gingen, unentbehrlich zu machen. Der General von Schreckenstein, der vom Geschäftsgange im Kriegsministerium gerade nur soviel wissen mochte, als ein sonst gewandter Cavallerie-Brigadecommandeur davon kennen konnte, war ganz auf ihn angewiesen. Ich sage gewiß nicht zuviel und täusche mich nicht, wenn ich behaupte, daß Gueinzius die Haupttriebfeder zu den wenig energischen Maßregeln gewesen, die der Minister in der Stein'schen Angelegenheit ergriff.

Die anderen Mitglieder und Räthe des Ministeriums gehörten in der Mehrzahl zu den Curbeldrehern, deren eine Maschine bedarf, um regelmäßig zu gehen. Von einer organischen Gliederung dieser großen Körperschaft, was sie ihrer Natur nach doch hätte sein sollen, war keine Rede. Das demokratische Element war übrigens auch hier in einzelnen Räthen und Subalternen gehörig vertreten. Keiner der verschiedenen Minister hat den Muth gehabt, diese, besonders die Räthe, daraus zu entfernen.

Abends 10 Uhr, am 10. August, erhielt ich folgende Cabinetsordre:

„Da der Kriegsminister in der nächsten Zeit, und zwar insbesondere für die Verhandlungen mit der Versammlung der Abgeordneten zur Vereinbarung der Staatsverfassung und für die Berathung im Staatsministerio, der Unterstützung durch einen Unterstaatssecretär bedarf, so will ich Ihnen diese Functionen zum Beweise meines besonderen Vertrauens hierdurch übertragen, indem ich Sie von dem Commando der 10. Infanterie-Brigade entbinde. Es ist nöthig, daß Sie sich baldmöglichst nach Berlin begeben.

Sanssouci, den 10. August 1848.

Fr. W.

Schreckenstein."

Durch die Fassung dieser Cabinetsordre war mir schon angedeutet, daß ich mich von den Geschäften, die eigentlich den Unterstaatssecretär in einem Ministerium tangiren, fern zu halten habe; ich war sozusagen der politische Agent des Herrn Kriegsministers, was bei einer größeren Selbständigkeit desselben vielleicht von Belang gewesen sein würde. Doch wir werden bald sehen, daß ich eigentlich nur zu einer Art Handlanger bestimmt war, welcher den hinter den Coulissen mitspielenden Acteurs die Karten ordnen und zurechtlegen sollte. Hätte ich Gelegenheit gehabt, mit dem Könige oder dem Prinzen von Preußen zu sprechen, dann würde meine Stellung vielleicht eine ganz andere geworden sein; aber der Minister sagte mir, daß mich der König von jeder Meldung entbände.

Nachdem ich meine Ernennung erhalten, ward ich in einer Ministersitzung dem Ministerpräsidenten von Auerswald, den Herren Hansemann, Kühlwetter, Milde und Gierke vorgestellt. Herrn Gierke ausgenommen, sah ich die Herren hier alle zum ersten Mal. Da ich die Kammerdebatten in den Zeitungen fleißig verfolgt hatte, so wußte ich ungefähr, wie weit sich eines Jeden Wirksamkeit erstreckte; doch gibt dergleichen immer nur ein unvollkommenes Bild; erst eine persönliche nähere Bekanntschaft macht es möglich, sich ein richtiges Urtheil über Personen zu bilden. Ich kann aber nicht sagen, daß mich der Anblick des Sessionszimmers und dessen, was ich zunächst hier wahrnahm, sonderlich erfreut hätte. Ich hatte in den dreißiger Jahren, in der Frage der polnischen Flüchtlinge, den Sessionen des Ministeriums beigewohnt. Aber welcher Unterschied zwischen Damals und Jetzt! Damals waren sämmtliche Minister in Montirungen oder Fracks, decorirt, die Degen an der Seite, alle, ich darf wol sagen, von einem gewissen Nimbus umgeben. Sie saßen um einen runden Tisch, und die Discussionen selbst wurden in einer gehaltenen Sprache geführt. Die einzelnen Mitglieder notirten sich betreffende Stellen aus den Mittheilungen des Redenden; einer der Herren führte das Protokoll. Als es spät ward, wurden von elegant gekleideten Thürhütern auf silbernen Leuchtern Wachskerzen hereingebracht. Während dieser Zeit schwieg die Debatte. Alles hatte den Anstrich der feinsten Gesellschaft, des feinsten Tones! Der General von Witzleben machte damals den Referenten, und sein lebhafter, von einer völligen Herrschaft über den Gegenstand zeugender Vortrag ward zuweilen durch Bemerkungen dieses oder jenes Herrn unterbrochen. Alles trug den Charakter einer sehr sorgfältigen Ueberlegung. Mir selbst war in einer Ecke des Zimmers ein Platz angewiesen, wo nur ein kleiner Tisch mit Tinte, Feder und Papier stand. Einzelne Fragen, die an mich gestellt wurden, mußte ich mir notiren, um solche dann bündig und kurz beantworten zu können. Ich nahm aus der Sitzung selbst die Ueberzeugung mit, daß, wenn die Sachen darin auch langsam, ja etwas zu langsam betrieben, sie doch sehr gründlich und gewissenhaft erörtert wurden. Mir kam der Ministerrath wie eine Art Gerusia vor, und bei meiner Vorliebe für die Alten verband ich mit der Versammlung dieser verständigen Leute allerhand Vorstellungen, die mich auch heute noch nicht verlassen haben. Aber wie fand ich die Sachen 1848? Das Gemach in der Wohnung des Ministerpräsidenten, in welches ich trat, roch nach Tabak wie ein Estaminet. Auf dem Tische standen einige Aschbecher und einige Schächtelchen mit Zündhölzern. Das Einzige, was auf ein Sessionszimmer deutete, waren die Schreibmaterialien, die auf den verschiedenen Plätzen disponirt waren.

Der Erste der Minister, der eintrat, war Herr Gierke, welcher aus seinem Verhältniß als Stadtsyndicus in Stettin eine große Pünktlichkeit in seine neue Stelle mit herübergebracht hatte. Stark blond, von nicht gerade ansprechender Erscheinung, verband er mit guten juridischen Kenntnissen eine Art von Ehrlichkeit und Bonhomie, die bei einer näheren Bekanntschaft wol für ihn einnehmen konnte. Er war in seinen Deductionen breit, oft matt, und nur hin und wieder machte sich in denselben eine Schärfe bemerkbar, die besonders dann hervortrat, wenn er auf Verhältnisse kam, bei denen man ihm etwas Schuld gab. Er war

eigentlich ganz unschuldig an den Ministertisch gekommen. Hansemann hatte geglaubt, durch die paar Stimmen, über welche Gierke in seinem Club verfügen konnte, dem Ministerium eine Majorität zu verschaffen, und hatte bei seiner Wahl mehr diese Stimmen, als den künftigen Minister im Auge gehabt. Im Ministerrathe selbst habe ich Herrn Gierke immer rechtschaffen, gemäßigt und von redlichen Gesinnungen für den König gefunden. Aber er fuhr stets mit einer gewissen Heftigkeit heraus, sobald das Thema auf die Camarilla kam, die die Herren alle überall und immer sahen. Bei alledem aber gehörte er ohne Zweifel zu den Naturen, die, während sie den Eingebungen ihrer Ehrlichkeit zu folgen glauben, den Rathschlägen ihres Ehrgeizes gehorchen. An Bestürmungen und Aufmunterungen hierzu ließen es Hansemann und die Clubeinflüsse gewiß nicht fehlen.

Kühlwetter, eine ganz interessante Erscheinung, stark und muskulös gebaut, mit einem Gepräge von Entschlossenheit in seiner Physiognomie und — übrigens etwas ungelenkigen — Haltung, entsprach diesem Aeußeren nur, wenn es darauf ankam, einen Gegenstand auf dem Gebiete des Rechtes zu verfechten. Gewandt vielleicht als Jurist, um schnell den wunden Fleck in einer Sache aufzufassen und sich mit hundert Gründen für oder gegen dieselbe loszulassen, mangelte es ihm an staatsmännischer Gewandtheit. Vor den Kammern fehlte ihm die überzeugungsmächtige Beredtsamkeit, die die Parteien versöhnt und fortreißt; eintönig, einfach, ja zu einfach, unbeholfen in der Diction blieben seine Reden, welche nur ab und zu eine herausfordernde Festigkeit und einen ohne Zweifel aus gründlicher Erwägung erwachsenen Zorn durchschimmern ließen, meist ohne entscheidendes Resultat. Ich fand ihn, als ich ihn das erste Mal sah, seines Amtes bereits überdrüssig. Gewiß hätte er die Lasten desselben gern länger ertragen, wenn er nicht der allgemeinen Stimmung, die damals in den Rheinlanden herrschte, erlegen wäre. Während er nämlich nach dem Beifall seiner Landsleute strebte, sah er doch die Nothwendigkeit ein, auf der Bahn, die er betreten, mit Energie entschieden vorzugehen; dies aber brachte ihn gerade mit seinen Landsleuten und politischen Freunden auseinander. Nicht stark genug, den Eindrücken von dort her zu widerstehen und den conservativen, wahren Interessen des Landes seine Anstrengungen zu widmen und deren Vertretern Vertrauen einzuflößen, trat er im Momente, als es sich darum handelte, die Aufrechthaltung der Repressivgesetze zu vertreten, die Disciplin unter den Beamten wieder herzustellen und die Staatsgewalt zu befestigen, die Brust voll quälender Gedanken und das Herz voll Bitterkeit, von dem Schauplatze seiner ministeriellen Thätigkeit, die ihm unaufhörliche Kämpfe und sturmvolle Erörterungen ohnedies verleidet hatten, zurück.

Herr Hansemann, aus früheren Vorgängen bereits bekannt, von entschiedener Neigung, Lärm zu machen, die zugleich durch Thatkraft unterstützt wurde und die sorgfältigsten Berechnungen im Hintergrunde hatte, konnte wol mit Recht die Seele des Ministeriums genannt werden. Die Natur hat seiner Physiognomie das Gepräge eines Fuchses gegeben, als hätte sie ihm dadurch ein Aushängeschild seines Inneren geben wollen; in seinen Manieren einfach und ungekünstelt, barg er mehr wie seltene Schlauheit in sich. Er hat wol nie die

Gefahren erkannt, in welche die Gesellschaft durch die im März hervorgerufene Unordnung gestürzt worden; noch weniger aber besaß er das Talent, die Kräfte zur Herstellung der Autorität zu ordnen und zu disciplinieren, die Bewegung, welche die Gesellschaft hinzureißen drohte, zu mäßigen. Er hielt alle Parteien in Athem, in steter Aufregung, ohne auch nur eine derselben zu beherrschen, und wenn es ihm auch gelang, sie ab und zu zum Schweigen zu bringen, so bewiesen doch die wiederkehrenden Angriffe gegen ihn nur zu bald, daß er ihnen keine Achtung eingeflößt hatte. Wir lassen es unerörtert, ob seine Politik stets einzig und allein von aufrichtiger Ergebenheit an die gute Sache und nicht auch theilweise durch Eigenliebe geleitet gewesen ist. So lange er zur Opposition gehörte, dünkten ihm alle Waffen gut. Er bereitete durch unerwartete Fragen den Räthen des Königs stets Verlegenheiten und verstand es, mehr wie irgend Jemand, unerquickliche Erörterungen hervorzurufen. Ohne zündende Beredtsamkeit, weitschweifig, sich wiederholend, wußte er doch mit großer Klarheit die verwickeltsten finanziellen Fragen zu behandeln, und nur die große Integrität und die vortreffliche Ordnung, die in der finanziellen Partie des Staates herrschten, konnten seine, auf gründliche Fachkenntnisse gestützten, kühnen Invectiven mäßigen. Als Minister zeigte er nur einmal einen entschiedenen Muth den Anmaßungen und Ueberschreitungen der Nationalversammlung gegenüber; es war zugleich am letzten Tage seines Ministeriums, und so viel er auch gesündigt haben mag, so wird man sich doch gerne des Moments erinnern, als er, als Rath der Krone, die Hand voll Zorn gegen die Linke geballt, in der leidenschaftlichen Debatte über den Stein'schen Antrag ein Beispiel gab, wie man gegen den Ungestüm jener Leute aufzutreten habe.

Ohne Zweifel hat Herr Hansemann in seinem Verhältniß als Finanzminister Kenntnisse entwickelt: aber daß er dem unter seiner Aegide gebildeten Ministerium besonders nützlich gewesen, läßt sich nicht sagen. In der öffentlichen Meinung hat er, trotz der Bemühungen und mannigfachen Gaben, die er dafür an den Tag gelegt, nie recht Wurzel gefaßt und, so sehr er auch die Parteien in der Nationalversammlung selbst schonte, so hatte er in denselben doch nur geringe Sympathien. Auch der König scheint nie volles Vertrauen zu ihm gefaßt zu haben, sei es, daß ihm der Geist, den Hansemann früher in seinen Schriften und Reden bekundet, nicht zusagte, oder daß er überhaupt Bedenken trug, die Geschicke des Landes in diesem Kampfe der Vergangenheit mit der Gegenwart einem Manne anzuvertrauen, dessen Wesen und ganze geistige Richtung ihn nicht anzuziehen vermochte. Wer Hansemann näher gekannt, mußte in seiner Haltung, seinem Benehmen, seiner Gesinnung, in der Unruhe, die ihn verzehrte, in der Gereiztheit, die ihn zu Ungeschicklichkeiten verleitete, Stoff vollauf finden, ihm die Rolle vorauszusagen, die er, zu einer höheren Thätigkeit berufen, spielen würde. Mag man nun aber urtheilen über ihn, wie man will, jedenfalls fehlte ihm, trotz eines starken Willens, das Gleichgewicht zwischen seinen Fähigkeiten und seiner Ehrbegierde, zwischen seiner Intelligenz und seinen Plänen. Ein Mann dieser Art konnte nur in einer Zeit innerer Zwistigkeiten und momentaner Beängstigungen, wo es weniger darauf ankam, nützlichen und erhabenen, als nur für den Augenblick ersprießlichen Vorschlägen

Geltung zu verschaffen, wo man die Gewalt lieber als ein Werkzeug der Empörung, denn als ein Mittel zur Niederhaltung derselben betrachtete, Bedeutung gewinnen.

Ganz anderen Wesens, ganz anderer Natur war der Minister des Inneren, Herr Milde. Leicht beweglich, voll vertrauenerweckender Einfachheit im Umgange, hat er wol nur wenig Gegner gehabt, die ihm persönlich übel gewollt. Ohne eigentliches Rednertalent, ohne Stimme für die Tribüne, verstand er dennoch in einer einfachen und natürlichen Sprache die schwierigeren Gegenstände seines Faches auseinanderzusetzen und klar zu machen. Er redete immer mit Geschick und Mäßigung. Ich habe ihn in dem Gewirre der Albernheiten und Bosheiten, die eine Zeit lang Berlin und das Land erfüllten, nie einen Augenblick den leichten Sinn, Muth und Umsicht verlieren oder die Fahne verlassen sehen, der er von Anfang an gefolgt: Verbesserung der socialen Zustände, Entwickelung der Verhältnisse der Bürger der verschiedensten Classen zu einander, Vervollkommnung einzelner Institutionen — entfernt von Allem, was Egalité und Socialismus heißt — das war seine Losung. In den Sitzungen des Ministerraths pflegte er gewöhnlich Figuren und Blumen auf das Papier zu werfen. Dabei aber verfolgte er die Discussion sehr genau und unterbrach sie nicht selten durch scharfsinnige und geistreiche Bemerkungen. Häufig äußerte er wol: „So kann der Scandal nicht länger fortgehen, da hört ja Alles auf—, da ist es besser, wir legen unsere Portefeuilles sogleich nieder." Auch that er dies später mit sichtbarer Freude. Denn ich habe nie Jemanden gesehen, der mit so wenig Leidenschaft dem Besitze der Gewalt zugethan, der so gleichgültig gegen den Wechsel politischen Glückes gewesen wäre, wenngleich ihm das Herrschen, während desselben, sehr zu gefallen schien. Es würde ihm nicht an der Fähigkeit gefehlt haben, disciplinirte Kräfte richtig zu leiten; aber zu der Aufgabe, dieselben zu disciplíniren, besaß er nicht Stärke, besonders aber nicht Ausdauer genug. Auch hatte er gewiß die beste Absicht, die Autorität wieder herzustellen und ihr Achtung zu verschaffen; aber wie er, den eine schöne Arie bis zu Thränen begeistern konnte, dem Leben und dessen Nichtigkeiten mit Leidenschaft ergeben war, so lähmten seine ungemeine Erregbarkeit und innere Bewegung seine Thatkraft und Energie.

Der Kriegsminister, General Roth von Schreckenstein, gehörte zu den gebildeteren Officieren der Armee. Er hatte in dem sächsischen Heere die Campagnen des Kaiserreichs mitgemacht und war später, wir glauben mit den Generalen Thilemann und Aster, zur Zeit der Torgauer Katastrophe in preußische Dienste übergetreten. Durch sein energisches und dabei doch umsichtiges Benehmen in Trier hatte er die Aufmerksamkeit des Königs auf sich gezogen. Ruhig, besonnen, voller Einsicht und Energie, hätte er unter anderen Verhältnissen seinem Lande die größten Dienste leisten können. Aber in dem Benehmen des Generals während seines Ministerii lag so viel Unerklärliches, daß man dafür kaum einen Ausdruck finden mag. Jeden Augenblick bereit, sein Leben für den König herzugeben, mit stolzer Resignation Alles von sich weisend, was auch nur im geringsten auf persönliche Sicherstellung deuten konnte, verurtheilte er sich selbst zu einer traurigen Passivität, während doch Alles darauf ankam,

die stürmischen Leidenschaften einer Versammlung zu bändigen, die den Thron und das Land zu verschlingen drohten. Der General schien lieber in den Wechselfällen stürmischer Debatten und erschütternder Auftritte und in partiellen Aufständen untergehen, als durch einen energischen Schritt der Autorität ihr Recht wieder verschaffen zu wollen. „Ich habe ihm schon einmal Gelegenheit gegeben, sich unsterblich zu machen, und er hat es verschmäht," soll der König gesagt haben, als Schreckenstein nach dem Austritt des Generals Stockhausen zum Kriegsminister erwählt wurde — und der König hatte Recht. Nie ist persönlicher Muth und stolze Resignation mit mehr Apathie in dem Augenblicke, wo jene Eigenschaften sich geltend machen mußten, gepaart gewesen. Der General besaß große militärische Fähigkeiten, einen durchdringenden Geist, — er drückte sich in der Unterhaltung leicht und fließend aus; aber sobald er öffentlich sprechen sollte, gerieth er in die sichtbarste Verlegenheit und begnügte sich meistens, nur wenige Worte zu sagen. Wol mochten des Generals Gefühle und Gesinnungen ihn theilweise zu den Erscheinungen hinziehen, die sich Bahn brachen; indessen blieb ihm als Soldaten, als Officier sein Verhältniß zum Könige, zur Sache, die er vertrat, immer festvorgezeichnet. Möglich, daß die allmälige Preisgebung der königlichen Rechte und die Zerstückelung der Autorität, daß das, was er täglich um sich vorgehen sah, den Krieger von Wagram, Mozaisk, Leipzig, Paris, Ligny und Belle-Alliance erschütterte und ihn bewog, von den Bemühungen, die Krone zu retten, verzweifelnd abzustehen. Ich sah ihn ohne Reue sein Amt niederlegen; aber, wie es mir vorkam, tief betrübt, den Hoffnungen des Königs, der Zuversicht der Armee zu ihm nicht besser haben entsprechen zu können.

Der Justizminister, Herr Merker, ein Mann von einnehmendem Aeußern und guten juristischen Fähigkeiten, wovon er früher mannigfache Beweise abgelegt haben soll, war wol der am wenigsten charakterfeste von allen Ministern. Ganz abgesehen davon, daß der Justizminister einer Kammer gegenüber, die guten Theils aus Advocaten, Rechtsgelehrten und Leuten bestand, die sich auf dem sogenannten Rechtsboden bewegten und demnach durch Phrasen zu beherrschen waren, eine große, ja die vornehmste Rolle hätte spielen sollen; daß es ihm vorzugsweise oblag, das Autoritätsprincip gegen die maßlosen und oft albernen Angriffe der Abgeordneten zu schützen, verdammte er sich selbst zu völliger Passivität. Unentschlossen in den entscheidenden Augenblicken, schwankend, wo energisches Auftreten Noth that, begnügte er sich, den Ansichten der Räthe seines Ministerii zu folgen, die hinter den Coulissen standen und die ihn vor lauter Bedenklichkeiten nie zu einer energischen Maßnahme kommen ließen. Herr Merker schien von seiner Stellung nur die Gefahren, aber nicht die Verpflichtungen begriffen zu haben. So wie er einmal die Souveränetät des Volkes, welche die Nationalversammlung anerkannte, als maßgebend proclamirt sah, schien er den Moment herbeizuwünschen, das Amt als Mitglied einer insurrectionellen Regierung je eher je lieber niederzulegen. Wir werden sehen, welche Rolle er zur Zeit der Insulte des Ministerpräsidenten-Palais spielte, und wie er durch sein Zögern dem Aufschwung, den sich das Ministerium in dieser Angelegenheit geben wollte, den Hemmschuh anlegte, es, ich möchte sagen, an seiner

Besorgniß vor Bedenklichkeiten scheitern ließ. Begütigende Worte mit juridischen Zweifeln und Spitzfindigkeiten sind Alles, was ich von Herrn Merker gehört habe. Er war gewiß ein Mann von guten Gesinnungen; aber, nur darauf bedacht, seine vermeintliche Popularität zu schonen, wußte er die gefährliche Probe, welche das Schicksal ihm auferlegt, nicht zu bestehen und schied aus seinem Amte nicht ohne den Vorwurf, seine Hand zur Bändigung der Mächte, die die Gesellschaft erschütterten, aus juridischen Bedenken versagt zu haben.

Mir bleibt nur noch übrig, des Ministerpräsidenten, des Herrn von Auerswald, zu gedenken. Die Stellung desselben dem Könige, dem Ministerio und den Kammern gegenüber war eine höchst schwierige. Von dem Wunsche durchdrungen, dem Könige nützlich zu sein, ihm nach Kräften zu dienen, vermochte er doch nicht, sich von der Schule, der er seinen inneren Sympathien nach angehörte, ganz zu trennen. Dabei fürchtete er, der eifersüchtigen Nationalversammlung, die von Mißtrauen gegen den König, den Hof und die sogenannte Camarilla durchdrungen war, Gelegenheit zu Angriffen und Insulten zu geben. So gerieth er in Zwiespalt mit sich, den auszugleichen ein Maß von Gewandtheit in der Beurtheilung und Behandlung der Verhältnisse verlangte, welches Herrn von Auerswald nicht eigen war. Er hatte Etwas vom alten Edelmann an sich, eine gewisse Courtoisie, wie man sie nur bei den höheren Ständen findet. Seine angenehme Haltung wäre ganz dazu geeignet gewesen, den Minister des Aeußeren würdig zu repräsentiren, wenn ihn hierbei größere Talente und tüchtigere Studien unterstützt hätten. Ich glaube jedoch nicht, daß er, selbst unter anderen Verhältnissen, fähig gewesen wäre, große Pläne zu entwerfen und die Menschen durch bedeutende Conceptionen hinzureißen. Wie es scheint, hatte er sich von der Aufgabe des Ministeriums, dessen Haupt er fortan sein sollte, keine klare Vorstellung gemacht, oder vielmehr er und seine Collegen handelten ohne Princip. Einerseits durch Rückerinnerungen und Dankbarkeit an den König gefesselt und ihm ergeben, bestimmten ihn andererseits die Lehren der Schön'schen Schule und ein dem Ostpreußen eigner Sinn zur Opposition und hielten ihn in einer unentschiedenen Mitte zwischen der Freundschaft des Königs und der Popularität einer gährenden Gesellschaft. Hätte Herr von Auerswald verstanden, für die Herstellung der Autorität entscheidende Schritte zu thun, oder hätten diese nicht an allerhand Persönlichkeiten einen unsichtbaren Widerstand gefunden, so wäre es ihm bei allem Bestreben, seinen Credit zu schonen, dennoch gelungen, einen günstigen Umschwung der Verhältnisse herbeizuführen. Die Opposition hatte sich noch nicht genug consolidirt, die Elemente derselben waren noch nicht geordnet genug, die einzelnen bösen Rathgeber hatten noch keinen hinlänglichen Einfluß gewonnen. Ueberdies befanden sich in der Nationalversammlung, neben einer Menge sonst wackerer, aber furchtsamer Leute, noch eine Anzahl unentschiedener Mitglieder, welche, wenn die Regierung nur einigermaßen Kraft bewiesen hätte, gern mit ihr gegangen sein würden. Eine starke Initiative hätte in der Versammlung gewiß Anklang gefunden und die Masse mitgerissen, wenn nur das Ministerium den Muth gehabt hätte, den Kampf aufzunehmen. Schwache Regierungen aber täuschen sich nur zu sehr über ihre eigenen Kräfte, wie über die Kräfte ihrer Gegner. Es wäre nach dem, was wir Alle erlebt,

gewiß ein Leichtes gewesen, der Nationalversammlung ihre Schwäche einleuchtend darzuthun und ihr ein demüthigendes Gefühl derselben für immer aufzudrücken. Aber hiezu gehört Muth und Thatkraft. Ich habe in dieser Krisis nicht bemerkt, daß Einer der Minister eine Neigung gezeigt habe, den Herren auch nur den Schein von Furcht einzuflößen; wo man aber nur scheinen, nicht handeln will, verzichtet man selbst auf jeden Erfolg. Mit dem Rücktritt des Ministeriums Auerswald fing die National-Versammlung an, die Angelegenheiten zu beherrschen, auf welche sie bis dahin nur einen bedingten Einfluß gehabt hatte. Die Partei des Widerstandes, die bis dahin nur mit Unentschlossenheit zu Werke gegangen war, begann kühner ihr Haupt zu erheben, offener hervorzutreten und zur Offensive überzugehen. Das Schwanken und Zagen in den Handlungen des Ministerii stumpfte die Sympathien der Bevölkerung für die Regierung allmälig ab, und so zerfiel die Autorität stückweise unter den energischen Angriffen der Linken.

Herr von Auerswald, der es vortrefflich verstand, eine Debatte zu leiten, die verwickeltsten Gegenstände übersichtlich zu resümiren, der ein ausgezeichneter Kammerpräsident war, hatte keine sonderliche Redegabe; seine Worte waren gemessen, eintönig, wenig eindringend, ohne Schwung und Kraft, dabei ließ er auch den Gegenstand selbst meistens unberührt und drehte sich, ich möchte sagen, nur in leichten Phrasen um denselben herum. Nur wenn es sich darum handelte, in kurzen Andeutungen Etwas zur Sprache zu bringen, war er klar, lichtvoll und überzeugend; in einzelnen Repliken war er dann sogar drastisch und schneidend. Als Kammerpräsident zeigte er zugleich nicht selten eine Consequenz und eine systematische Unbeugsamkeit, die ihn, wenn er sie als Ministerpräsident an den Tag gelegt hätte, zur Ausführung der größten Dinge befähigt haben würde; denn man wird sich erinnern, daß seine festen, mit Nachdruck und im Tone der Ueberzeugung gesprochenen Worte dann stets von einem guten Erfolg begleitet gewesen sind. Ohne Prunk in seinem Aeußeren, uneigennützig wie ein Reformator, voller Ergebung, aber, wie ich glaube, ohne Hoffnung, ging er den Weg, den ihm das Schicksal angewiesen. Seine Stellung im Ministerio aber erschien mir in sofern schon als eine falsche, als er in seinem früheren Verhältniß dazu beigetragen, den Sturm hervorzurufen, der die Monarchie zu verschlingen drohte. Was er als Mitglied des Landtages und des vereinigten Landtages auf der Tribüne geäußert hatte, war vielleicht am wenigsten vergessen und konnte ihm jeden Augenblick von den Parteien, die er jetzt bekämpfen sollte, wie ein Medusenhaupt vorgehalten werden.

Die politische Lage trug nicht wenig dazu bei, dem Minister Sorge zu machen und seine Stellung noch zu verbittern. Die verschrobenen Ansichten, die eine Menge der Abgeordneten von den Verhältnissen mit Dänemark hatten, machten eine Einigung in diesen Fragen zum mindesten unwahrscheinlich. Das Einvernehmen mit den anderen Staaten war meistens so zweideutiger Natur, daß darüber kaum irgend eine Ansicht gefaßt werden konnte. Die Politik lebte, wie man damals sagte, von Tage zu Tage, jede Stunde konnte irgend ein Ereigniß herbeiführen, das außerhalb jeden Calcüls lag. Man konnte Befürchtungen und Hoffnungen ebenso berechtigt von der Hand weisen, als sich ihnen

hingeben. Man befand sich in stetem Allarm gegen innere und äußere Aufwiegler und stets bedacht auf einen Propagandakrieg. Auerswald aber gehörte der alten Schule der Diplomatie an und dachte nur daran, daß der Angreifer Preußen in seinem guten Rechte und wohl gerüstet finde.

Ich bemerkte bereits, daß der Minister den Anstand des alten Edelmanns hatte. Er brachte denselben auch mit in die Ministersitzungen. Er wohnte denselben stets im Fracke bei, ließ nie auf sich warten und — rauchte auch nie in denselben, während die anderen Herren in der Regel schon mit brennenden Cigarren erschienen oder sich alsbald welche anzündeten und wie die besten Grenadiere rauchten. Zuweilen war es ein wahrer Wachtstubenrauch. Daß mir solch ein burschikoser Verkehr unter den höchsten Staatsbeamten reichlich Stoff zu Betrachtungen gab, leuchtet wol von selbst ein. Ich erinnerte mich hierbei oft und lebhaft jener Sitzung zur Zeit der alten Minister, deren ich bereits erwähnte. Der Unterschied zwischen Damals und Jetzt bewies allein schon, wohin man im Laufe der Zeit gelangt war.

Durchgehen wir die Reihe der Minister, wie wir sie hier ihrer Bedeutsamkeit und Persönlichkeit nach geschildert haben, nochmals, so wird sich uns die Ueberzeugung aufdrängen, daß das Ministerium nicht geeignet war, den Verhältnissen zu entsprechen. Es ließ die Autorität von Tage zu Tage mehr an Achtung einbüßen, verzichtete auf energisches Auftreten und versäumte es, der Nationalversammlung von Hause aus den Standpunkt anzuweisen, den dieselbe ihrer Natur und Bedeutung nach einzunehmen bestimmt war. Daß übrigens mehrere unberufene Rathgeber der Krone redlich dazu beigetragen haben, die Lage des Ministeriums noch zu verwickeln, bedarf wol keiner Erwähnung. So gut diese es mit dem Königthum gemeint haben mögen, so sind sie doch ein wesentliches Hinderniß in dessen Maßnahmen gewesen. Wie man Alles nachahmte, was das Ausland in der Politik gethan, so nannte man jene Partei die „Camarilla", obwol Jeder, der nur eine oberflächliche Kenntniß vom Charakter des Königs hatte, einsehen mußte, daß es eine solche gar nicht geben konnte. Es ist dieselbe Partei, die stets in den Kammern der Regierung hemmend entgegentritt und die das Königthum im Munde führt, während sie nur daran denkt, dasselbe in ihrem Sinne zuzustutzen und, wir wollen es ehrlich sagen, zu knebeln. Es sind ganz ähnliche Leute wie diejenigen, welche Louis XVI. abhielten, das zu thun, was nöthig war, und die jenen unglücklichen Gang der Revolution herbeiführten, von dem Bailly sagte: „cette marche incertaine du gouvernement est ce qui a le plus nui dans le cours de la révolution."

Als ich nach Berlin kam, hatte gerade die Schweidnitzer Angelegenheit durch den Beschluß der Nationalversammlung vom 9. Juli ihre Erledigung gefunden. Man hatte durch Mehrheit beschlossen, eine Commission aus dem Schoße der Versammlung behufs Aufnahme des Thatbestandes nach Schweidnitz zu schicken. Ferner war der bekannte Stein'sche Antrag:

„Der Kriegsminister möge in einem Erlasse an die Armee sich dahin aussprechen, daß die Officiere allen reactionären Bestrebungen fernzubleiben, nicht nur Conflicte jeglicher Art mit dem Civil zu vermeiden, sondern auch durch Annäherung an die Bürger und Vereini-

gung mit denselben zu zeigen hätten, daß sie mit Aufrichtigkeit und Hingebung an der Verwirklichung eines constitutionellen Rechtszustandes mitwirken wollten"

durchgegangen. Es war endlich der vom Abgeordneten Schultze aus Wanzleben vorgeschlagene Zusatz angenommen worden:

„es denjenigen Officieren, mit deren politischer Ueberzeugung dies nicht vereinbar sei, zur Ehrenpflicht zu machen, aus der Armee auszutreten."

Wer nur eine geringe Kenntniß von der französischen Revolution hat, wird zugeben, daß die hier gemachten Vorschläge nur Nachäffereien aus derselben waren, nichts als Nüancirungen der Machination Robespierre's gegen die Officiere der Armee, in der ihn der edle Cazalès am 10. Juni 1791 so entschieden und erfolgreich bekämpfte. Trotz der Unentschlossenheit, die das Ministerium bei dieser Gelegenheit bewies und durch welche das Mißvergnügen der Armee in hohem Grade hervorgerufen wurde, durfte die Nationalversammlung doch nicht erwarten, durch ihre Maßnahmen den geraden Sinn und das Gefühl des Heeres für den König auch nur im mindesten erschüttert zu haben, welches dadurch im Gegentheil auf die Gefahr, die den Staat bedrohte, erst recht aufmerksam gemacht worden war. Es fehlte in der Armee nicht an aufgeklärten Männern, die einsahen, wie nöthig es sei, dem Zeitgeiste Concessionen zu machen, und die dieselben vom Könige erhofften. Aber es dürften nur wenige Individuen im Officierstande gewesen sein, die solche von der Nationalversammlung erwarteten. Die Art und Weise, wie diese nun vollends zu Werke ging, entfremdete ihr das Heer gänzlich, und gerade der Schritt, von dem der Abgeordnete Stein das Heil erwartete, kettete die Armee, wenn es möglich gewesen wäre, noch fester an den König. Bei alledem waren die Minister so ruhig, als wenn nichts vorgefallen wäre. Die Commissionen, Clubs und Zusammenkünfte der Nationalversammlung gingen ruhig ihren Weg.

II.

Der ersten Sitzung der Commission für Militärreformen, der ich beiwohnte, präsidirte der Oberburggraf von Brünneck. Sie beschäftigte sich mit den Heeresangelegenheiten und hatte in ihren damaligen Sitzungen vornehmlich die Auflösung der Garden zum Gegenstande. Es befanden sich einige unbequeme Mitglieder in derselben, wie Herr Abegg, der nur von Begriffen träumte, Herr Weichsel aus Magdeburg und mehrere Andere desselben Gepräges, fast lauter Juristen. Da sie meistens von dunklen Vorstellungen und Gefühlen ausgingen, so war es nicht schwer, mit ihnen fertig zu werden. Ich gerieth gleich Anfangs mit Herrn Weichsel, den man den „Bombardier" der Versammlung nannte, weil er stets mit großem Geschrei und Declamationen begann, in eine Art Conflict. Da ich jedoch den Mann bald näher kennen lernte und sah, wie man es anzufangen habe, um mit ihm übereinzukommen, so stellten wir uns bald mit einander. Ich durfte nur an seine militärischen Erfahrungen und Talente appelliren und ich konnte der Ueberzeugung sein, daß er mir nicht entgegen sein werde. Dabei waren die Herren der Commission so mit anderen Dingen und Geschäften behelligt und beladen, daß die Sitzungen nur äußerst selten stattfanden, dann kaum beschlußfähig waren und dem verständigen Herrn von Brünneck Gelegenheit gaben, sie ad calendas graecas zu vertagen.

Was die Abgeordneten verletzte und Viele in die Reihen der Opposition geführt, war die Fahrt nach Potsdam, zu der sie entweder eingeladen waren, oder welche das Ministerium herbeigeführt. Herr von Unruh schildert den Eindruck, den diese Fahrt selbst auf viele Gutgesinnte gemacht, in seinen „Skizzen aus Preußens innerer Geschichte" sehr richtig. Es wäre zu wünschen gewesen, Diejenigen, welche die Sache einzuleiten beauftragt waren, hätten hierin mit mehr Tact gehandelt. Ich wenigstens bin und bleibe der Ansicht, daß Niemand, der dem Staate treu und redlich dienen will, Widerwillen gegen Persönlichkeiten an den Tag legen darf. Die große Mehrzahl Gutgesinnter in der Versammlung würde durch ein tactvolleres Benehmen noch mehr gefesselt worden sein, und die Demokraten würden es vergebens versucht haben, sie dem Ministerio abwendig zu machen. Wenn Viele, von diesem Zeitpunkte ab, sich der Regierung weniger ergeben zeigten, so geschah dies wol nur aus dem, allen Menschen mehr oder weniger innewohnenden Triebe, sich für angethan geglaubte Unbilden irgendwie zu rächen. Nehmen wir hinzu, daß das Ministerium sich um die Meinungen, die hier und dort laut wurden und anfingen, eine immer entschiedenere Richtung gegen dasselbe zu nehmen, gar nicht mehr bekümmerte, so konnte man sich wol an den Fingern abzählen, wohin die Sachen allmälig kommen würden.

In die ersten Tage meiner Ankunft in Berlin fiel auch die Reise des Königs nach Cöln zur Begehung der Jubelfeier des Cölner Doms. Die Ereignisse auf jener Reise waren wol geeignet, dem Ministerio einen Wink zu geben, wie es seine Aufgabe zu lösen habe; sie deuteten den Stand der Dinge klar an. Es bedurfte für Jeden, der Thatsachen zu würdigen vermag, nur eines Blickes, um den rechten Standpunkt zu finden. Aber das Ministerium blieb blind, und der Ministerpräsident kam von der Reise rathloser zurück, als wie er sie angetreten. Die Minister, die in Berlin geblieben waren, dachten während dieser Zeit nur daran, rückständige Sachen, die ihre Bureauchefs ebenso gut hätten abmachen können, zu erledigen. Ich habe wenigstens nicht bemerkt, daß irgend einer sich bemüht, den Stand der Parteien zu erforschen, oder gar daran gedacht hätte, sie für sich zu gewinnen. Gierke allein blieb vor wie nach im Zusammenhang mit seiner Partei, ohne jedoch noch einen Einfluß auf dieselbe zu üben. Es waren in derselben bereits Ansichten rege geworden, die mit denen, die er als Minister haben mußte, nicht mehr in Einklang zu bringen waren. Er wurde nur noch durch einen Schein verflogenen Partei-Ansehens getragen.

Ich selbst benutzte die mir durch die Abwesenheit des Minister-Präsidenten gegebene Frist vom 12. bis 19. August zur Orientirung über die zu ergreifenden Maßregeln. Zuvörderst knüpfte ich Bekanntschaften mit den hervorragenden Capacitäten und Parteiführern an. Nur einige Enragé's mied ich nach Umständen, hatte aber doch Gelegenheit, hier und dort mit ihnen bekannt zu werden. Ich darf wol sagen, daß mir Alle ohne Ausnahme mit großer Freundlichkeit entgegengekommen, und daß ich sehr bald in der Lage war, den Stand der Parteien genügend kennen zu lernen. Ich erhielt täglich geeignete Auskunft über alle Parteiverhandlungen; oft wurden mir solche noch um Mitternacht überbracht. Abends um 6 Uhr ging ich regelmäßig zum Kriegsminister, fragte

ihn nach seinen Befehlen und Ansichten und kam des Morgens vor 9 Uhr wieder zu ihm, um ihm die Vorgänge in den Parteien, die Abstimmungen und Ansichten derselben mitzutheilen. Dann gingen wir zusammen in den Ministerrath, der in der Regel, je nachdem die Sitzungen der Nationalversammlung selbst anberaumt waren, um 9 oder 10 Uhr stattfand. Die Minister, mit Ausnahme des Herrn von Auerswald, erschienen darin aber so unregelmäßig, daß meistens von Verabredungen zu gemeinsamem Handeln kaum die Rede sein konnte. Die Sitzungen wurden für den Abend um 10 Uhr vertagt und schleppten sich dann meistens in derselben Unentschiedenheit bis nach Mitternacht fort. Es ging aus Allem deutlich hervor, daß jeder der Minister nur zunächst an sich dachte, daß der Begriff eines Gesammtministeriums ihnen fremd geblieben, und daß sie ihre Wirksamkeit nur als Fachminister auffaßten. Mich selbst betreffend, so war ich in den Sitzungen nur auf das Zuhören beschränkt. Nur ab und zu nahm ich mir heraus, zu energischem Handeln anzutreiben; aber wir werden sehen, daß mir das schlecht ausgelegt wurde.

Was mir vorzugsweise am Herzen lag, war die Erledigung des Stein'schen Antrages. Aus dem Gange der ganzen Sache ließ sich entnehmen, daß es nur eines energischen Schrittes bedurfte, um sie in das ursprüngliche Geleise zurückzuführen. Ich entwarf daher — versteht sich, im Namen des Kriegsministers — einen Brief an den Präsidenten der Nationalversammlung, worin ich gegen die Maßnahmen der Versammlung protestirte, auf die Befugnisse und Verpflichtungen als constitutioneller Minister hinwies und zugleich andeutete, daß von einer Verantwortung meiner Handlungen fortan keine Rede sein könne, wenn Seitens der Versammlung so in die Executive eingegriffen würde. Als captatio benevolentiae war dabei zugleich darauf hingewiesen, wie sehr ich bereits im Sinne eines constitutionellen Ministers gewirkt. Ich wies dies Schreiben dem Oberst von Griesheim und fragte ihn um seine Meinung. Derselbe antwortete mir, daß er es ohne jedes Bedenken sofort unterschreiben würde, wenn er Minister wäre. Ich übergab es darauf dem General Gueinzius, um es dem Minister auszuhändigen, und dies um so mehr, als der letztere an demselben Tage nach Potsdam fuhr und ich ihn erst am anderen Tage sprechen konnte. Der Minister hatte somit vollauf Zeit, sich die Sache zu überlegen. Mir ward jedoch des anderen Tages kein Bescheid, und als ich den General Gueinzius fragte, ob er dem Minister meinen Brief vorgelegt, erhielt ich die Antwort, daß er dies sofort gethan habe; er fügte jedoch hinzu, er glaube nicht, daß der Herr Minister die Sache noch einmal aufnehmen werde. Da der Minister auch nicht ein Wort über die Sache mit mir sprach, so ließ ich sie fallen, äußerte aber dem Ministerpräsidenten gegenüber mein Bedauern, daß der General von Schreckenstein auf meinen Vorschlag nicht eingegangen sei, da ich diesen Weg für den einzigen hielt, um aus der Sache wieder herauszukommen, die, wie ich von mehreren Seiten her gehört, den Abgeordneten selbst leid thue. Der Minister pflichtete mir ganz bei und wünschte von mir das Concept des Briefes. Da ich dies jedoch dem Kriegsminister hatte zustellen lassen, konnte ich dem Wunsche des Ministerpräsidenten nicht nachkommen, sondern nur dabei stehen bleiben, ihm den Inhalt mündlich anzugeben. Der

Minister hörte mich ruhig an und sagte: „Ja, es ist recht schade, daß der alte Herr nicht sprechen, nicht reden will. Wenn er nur die Hälfte von dem in der Nationalversammlung sagte, was er hier manchmal äußert, dann würde Manches ganz anders stehen; diese Sache namentlich wäre gar nicht so weit gekommen."

Sei es jedoch aus Rücksicht für mich, oder weil dem Ministerpräsidenten die Sache gleichfalls nicht plausibel schien: er erwähnte derselben später nicht mehr. Wahrscheinlich befindet sich das Concept in den Ministerialacten, oder es ist vernichtet worden. Als ich später, ich glaube, es war am Tage der Abstimmung über den Stein'schen Antrag, den General Gueinzius danach fragte, versicherte er, daß der Minister es noch in seinem Portefeuille habe, daß er jedoch nicht daran dächte, es zu unterzeichnen. Im Ministerrathe selbst aber kam die Tactik, die man bei der Verhandlung über diesen Gegenstand befolgen wollte, nochmals zur Sprache. Die meisten Minister gaben sich dem Vertrauen hin, die Sache werde vertagt werden. Wir werden jedoch sehen, wie sie sich später gestaltete.

Das Ministerium hatte sich erst noch mancher günstigen Abstimmung zu erfreuen. Es gewahrte die Wolken noch nicht, die sich allmälig über seinem Haupte zusammenzogen und die sich bald entladen sollten. Die eigentlich revolutionäre Partei gewann in der Versammlung und auch außerhalb derselben täglich mehr Boden. Ein gewisses unklares Drängen und Streben nach einem anderen Zustande, den sich die Meisten wol selbst nicht recht vorstellen mochten, in welchem aber gewisse Persönlichkeiten, von denen man sich nichts Gutes versprechen durfte, schon bemerkbar hervortraten, der Zusammenhang dieser letzteren mit der Straßendemokratie trat täglich deutlicher hervor, und ohne eine Revolution selbst erlebt zu haben, konnte Jeder, der einiges Beobachtungstalent besaß, sehen, daß sich eine Katastrophe vorbereite. Es trieben sich eine Menge Menschen voller Begierde nach Umsturz auf den Straßen umher; der seit langen Jahren genährte und geschärfte Haß gewisser Schichten der Bevölkerung fing an, Form und Gestaltung zu gewinnen, und trieb dieselben zu einer Verachtung der bestehenden Ordnung der Dinge, welcher ihre Reigenführer die Ursachen ihrer wirklichen oder eingebildeten Leiden zuschrieben. Zahllose unbeschäftigte Arbeiter erwarteten mit Sehnsucht das Signal ihrer Koryphäen, um sich auf die erschrockene Gesellschaft zu stürzen. Man schien es zu verschmähen, auf dem Wege der Gesetzlichkeit eine mögliche Verbesserung herbeizuführen; man wollte dies durch Verbrechen erreichen, wollte die Sachen zum Umsturz, zur Gewaltthat treiben, um so Theilnehmer zum letzten Schritt, zur Republik, zu gewinnen, und die Ereignisse selbst schienen die Anführer dieser Partei zu begünstigen. Das Schlimmste hiebei war, daß in den Provinzen dasselbe Uebel herrschte. Ueberall Volksversammlungen und Clubs, und, wie in der französischen Revolution, halfen dabei die Behörden, statt zu hemmen. Diese hätten viel, sehr viel leisten können, aber es geschah nirgends Etwas. Die Passivität in jener traurigen Zeit galt schon für Heroismus. Ich bin der Ueberzeugung, daß, wenn die Behörden nur einige Thatkraft entwickelt hätten, viele Unordnungen gar nicht stattgefunden haben würden. Aber, während zügellose Geister und verderbte

Menschen die revolutionären Verbrechen auf den Straßen und öffentlichen Plätzen entfesselten, rührte das Ministerium sich nicht. Viele der Treuen fingen an, sich von der Bühne zurückzuziehen; die Unentschiedenen flüchteten unter die Aegide der Entschiedenen, und die Furchtsamen wurden Parteigänger der Furchtlosen. Die meisten Journale und Placate vertheilten Lob und Tadel an die Parteien, je nach ihrem Standpunkt, und brauten zum vorgeblichen Heil der Zustände Theorien, an die sie selbst nicht glaubten. Unerschöpflich in Drohungen gegen Alle und über Alles, voller Verweise gegen das Ministerium, leisteten sie den Feinden desselben Vorschub und untergruben so den letzten Schein der Autorität. Von dem, was möglich, was vernünftig gewesen wäre, davon war nie die Rede; eine mäßigende Gewalt auf die Leidenschaften zu üben, fiel Niemandem ein. Chimären zu verheißen, Unordnungen hervorzurufen, Widerstand zu predigen, die Nothwendigkeit zum Ergreifen der äußersten revolutionären Maßregeln darzuthun und die Menge in einem phantastischen Zirkel festgebannt zu erhalten, schien ihre einzige Aufgabe. Aus alledem mußte sich zuletzt bei den Massen eine Abneigung gegen den früheren Zustand der Dinge, besonders aber gegen das Königthum, entwickeln. Was man laut nicht wagte auszusprechen, ward in der Stille genährt und vorbereitet. Die günstigen Abstimmungen, die das Ministerium in verschiedenen, selbst noch in zweifelhaften Fragen, wie in der Constablerangelegenheit, in der Zuckerfrage, in der Ostbahnangelegenheit erlangte, schienen es völlig einzuschläfern, denn ich habe nicht wahrnehmen können, daß von seiner Seite her auch nur das Mindeste geschehen wäre, sich die Parteien günstig zu erhalten oder sie zu gewinnen. Es hatte sich der Herren eine Sorglosigkeit bemächtigt, die als der Vorbote ihres nahen Sturzes zu betrachten war.

In der Frage über die Ostbahn, am 15. August, bestieg ich zum ersten Mal die Tribüne. Der später bekannt gewordene Abgeordnete von Krotoszyn, Bauer, hatte es übernommen, der Ansicht des Ministerii in dieser Angelegenheit entgegenzutreten. Nachdem mehrere Redner für und gegen das Project aufgetreten waren, nahm ich das Wort und bemühte mich, kurz und klar die Zweckmäßigkeit der Ministerialvorlage zu erörtern. Ich schreibe es nicht mir zu, daß die Abstimmung zu Gunsten des Ministerii ausfiel. Die Sache wurde nämlich durch die rheinischen Abgeordneten protegirt, und diese waren damals noch allmächtig in der Nationalversammlung. Ich hatte nur das Verdienst, die etwas hohlen und unbegründeten Räsonnements des Herrn Bauer in's rechte Licht zu stellen. Er nahm mir dies damals sehr übel und versicherte, er werde mich eclatant widerlegen, worauf ich ihm antwortete, daß ich nur darauf warte, um die Reserven vorrücken zu lassen, die ich noch in Bereitschaft hätte. Uebrigens hatte es mit dieser Sache noch eine ganz eigene Bewandtniß. Ich hatte aus der Tagesordnung zwar ersehen, daß die Vorlage am 15. August, am Tage, als ich zum ersten Mal in der Nationalversammlung erschien, zur Discussion kommen werde; aber es hatte mir Niemand gesagt, daß ich mich an der Debatte betheiligen solle. Dies war meinem Vorgänger in meiner Eigenschaft als Militärcommissarius des Kriegsministeriums insinuirt worden, welcher mir jedoch kein Wort davon mitgetheilt hatte. Da die Sache von langer Hand her vorbereitet, die Arbeiten an der Bahn selbst schon begonnen, die Abgeordneten mit Plänen

versehen und im Sinne der Vorlage bearbeitet worden waren, so glaubte ich gar nicht, daß außer den Ministern des Innern, des Handels oder deren Commissarien Jemand das Wort nehmen werde. Als jedoch die Debatte sich dem Ende näherte, trat der Minister Hansemann auf mich zu und erinnerte mich, daß es nun Zeit sei, meinerseits die militärischen Vortheile der vorgeschlagenen Richtung zu erörtern. Ich war hierüber nicht wenig erstaunt und betreten. Zum ersten Mal vor einer solchen Versammlung zu sprechen, und nun vollends unvorbereitet, war eine recht peinliche Aufgabe. Ich gedachte des Raths, den vor nicht langer Zeit der alte Z. den Abgeordneten des vereinigten Landtages gegeben hatte:

Tritt frisch auf,
Mach's Maul auf,
Und hör' bald auf!

Da ich nur mit der Majorität zu gehen und den Abgeordneten, Landrath Bauer, der die Ostbahn von Driesen ab über Schneidemühl und Conitz, statt im Netze- und im Weichselthale, geleitet haben wollte, zu widerlegen hatte, so war die Sache an sich nicht schwierig. Ich will nicht sagen, daß mein „maiden-speech" gerade ein Muster von Beredtsamkeit gewesen; aber es war den Leuten schon genügend, daß einmal Jemand vom Kriegsministerium zu ihnen sprach. Sie schienen darauf einen besonderen Werth zu legen. „Nun," sagten die Abgeordneten, „hat doch das Kriegsministerium einmal gesprochen, nun wird man sich doch mit ihm verständigen können." Man kam mir von vielen Seiten her freundlich entgegen, und ich erhielt Versicherungen vollauf, daß man bei Offenheit und Entgegenkommen das Kriegsministerium bereitwillig und nach Kräften unterstützen werde. Weit entfernt, mir dies im mindesten beizumessen, nahm ich es vielmehr nur für den allgemeinen Ausdruck des Wunsches der Kammer, in der Stein'schen Sache eine Versöhnung herbeizuführen. Ich habe bei all' den Fragen, in welchen ich später noch das Wort nahm, bei der Frage über die Unterstützung der Invaliden (am 1. September); über die Bewaffnung der Bürgerwehr auf Staatskosten (am 5. September); über die Formirung der Artillerie der Bürgerwehr (am 26. September), trotz der Bemühungen des Grafen Reichenbach, mir das Besteigen der Tribüne unmöglich zu machen, dieselben Beweise einer gewissen Freundlichkeit erfahren.

Die ungünstige Abstimmung am 9. August selbst, sowie die Erklärung von 135 Abgeordneten, welche jenen Beschluß der Kammer für unzulässig erklärten und darin den beleidigenden Versuch zu einem Zwange der Gewissen durch die Organe der Regierung, den Anfang einer Inquisition erblickten, hatte der Bewegungspartei Besorgnisse eingeflößt. Nebenbei war ihr der Eindruck dieses Beschlusses auf die Armee selbst nicht entgangen. Sie wünschte daher eine Verständigung. Herr von Unruh hat also zweimal Recht, wenn er sagt, daß es dem Ministerio ein Leichtes gewesen sein würde, sich die Majorität, die es $2\frac{1}{2}$ Monate lang gehabt, bei nur einigem Geschick auch noch länger zu erhalten. Es würde dabei natürlich nicht an Aergernissen mancher Art gefehlt haben; aber das burschikose und oft an das Maßlose grenzende Auftreten einzelner Mitglieder der Versammlung, welches gewiß nicht ausgeblieben wäre, würde am Ende doch an

der Haltung des gesunden und besseren Theiles derselben gescheitert sein und seine Remedur gefunden haben. Wie richtig diese meine Ansicht ist, mag die Thatsache beweisen, daß, als die Mitglieder der Schweidnitzer Commission abgehen sollten, der Abgeordnete Schulze-Delitzsch, der sich während einer Abstimmung in ein Gespräch mit mir über die Angelegenheit einließ und dem ich empfahl, darüber zu wachen, daß sich einzelne Draufgänger durch ihre Parteiansichten nicht hinreißen ließen, ein leidenschaftliches Urtheil zu fällen, mir das Versprechen gab, er werde Alles thun, um die Wahrheit an's Licht zu fördern, und der Erste sein, die Unschuld des betheiligten Militärs zu proclamiren und zu verfechten, im Falle sich herausstelle, daß sie die Angegriffenen gewesen wären und sich nur vertheidigt hätten. „Glauben Sie doch, Herr General," fügte er hinzu, „daß meine Partei an der ganzen Sache keine Freude hat; das Ministerium zwingt uns ja, sie so zu nehmen." Ich konnte mich natürlich nicht auf eine lange Erörterung einlassen, sondern fügte nur den Wunsch hinzu, daß die Angelegenheit vorzugsweise durch die Commission selbst auf den verfassungsmäßigen Weg zurückgeführt werden möchte. „Verfallen Sie nur nicht auf den Gedanken von Conventsdeputirten," fügte ich halb scherzhaft hinzu, „denn allzu scharf macht immer schartig."

Wie wachsam übrigens die Gegner der Regierung in und außerhalb der Versammlung waren, erfuhr ich von mehreren Seiten her. So arbeitete man damals schon daran, eine Deputation aus den verschiedenen Fractionen zusammenzubringen, um dem Ministerio zu erklären, daß es das Vertrauen der Versammlung verloren habe und daß es daher abtreten möge. Aber sei es, daß die Anschürer und Faiseurs noch zu leise auftraten, oder aber, daß die Versammlung in ihrer Gesammtheit noch nicht genug terrorisirt war, die Sache scheiterte, — sie war aber, wie wir sehen werden, nur vertagt. — Das Sprechendste über die Verhältnisse bleibt immer, daß das Ministerium, trotz der großen Unzufriedenheit gegen dasselbe, seither stets in der Majorität war. Die Rübenzuckerfrage fand, wenngleich nicht allgemeinen Anklang, so doch eine übergroße Unterstützung in der Kammer und erfüllte Hansemann mit der sichtbarsten Freude, als die glänzende Majorität ihn seines Sieges vergewisserte. Ich sehe ihn in Gedanken noch, strahlenden Antlitzes, durch die Reihen der Versammlung schreiten und sich seines Erfolges freuen, nachdem er während der Abstimmung selbst sich anscheinend theilnahmslos verhalten und mit verschiedenen Abgeordneten über ganz gleichgültige Dinge gesprochen, oder die Einwände einzelner sächsischer Deputirten, die ihm beweisen wollten, wie sehr ungerecht diese Steuer sei, nach Kräften widerlegt hatte. Die anderen Minister verhielten sich um so ruhiger, als ob sie die Sache gar nicht berühre. Es war in dem Ministerium etwas Mattes, Müdes, ich möchte sagen etwas Abgestorbenes; die Minister fühlten es, daß die Bewegung noch nicht beendet sei, aber sie hatten noch nicht begriffen oder noch nicht entschieden, welche Rolle Jeder von ihnen in dem Drama eigentlich zu übernehmen haben würde.

Das Uebelste indessen bei der ganzen Sache war, daß sich die Nationalversammlung sichtbar mehr nach Links schob, daß sich die Straßenkrawalle mehrten, daß die Autorität stückweise mehr und mehr Terrain verlor, und daß

die Beschlüsse der Nationalversammlung schon eine Art obligatorischer Despotie nach Außen zu bildeten. Es ist hier und dort angedeutet worden, als ob das Ministerium den Straßenunfug, wenn auch gerade nicht provocirt, doch gern gesehen hätte. Ich kann jedoch versichern, daß ich hievon nie das Mindeste wahrgenommen; daß ich im Gegentheil wiederholt gehört habe, wie der Minister des Innern sowol als seine Collegen von all' den Scandalen tief ergriffen gewesen sind. Auch glaube ich mit Bestimmtheit sagen zu können, daß man in Potsdam diese Dinge sehr übel vermerkt hat. Ob sich aber nicht im Schoße des sogenannten Junkerparlaments Leute befunden haben, denen dergleichen nicht unlieb war, wer wollte darüber eine bestimmte Ansicht haben, so lange nicht Beweise vorliegen?

Die letzten günstigen Abstimmungen, deren sich das Ministerium Auerswald-Hansemann erfreute, waren die in Bezug auf das Bürgerwehrgesetz. Es darf hiebei nicht übersehen werden, daß es das erste und nothwendigste Bestreben einer Revolution ist, sich eine bewaffnete Macht zu schaffen, deren Schutz sie sich anvertrauen kann. Man weiß aus der Geschichte, daß mit dieser Frage auch die Revolution entschieden ist. Die Bestrebungen der Aufständischen waren also auch sofort auf die Gründung einer Bürgerwehr gerichtet; nicht daß die loyalen Bürger und Beamten, die sich Anfangs für dieselbe hergegeben, einen Hintergedanken gehabt, sondern diese hatten die redliche Absicht, Uebergriffen der Unruhstifter zu steuern. Die Vorstellungen von Nationalgarden und Bürgerbewaffneten waren nun einmal aller Welt geläufig geworden. Die Revolutionärs aber, welche die honnetten Leute düpirten, wie sie dies stets gethan und fortan auch ferner thun werden, verbanden damit ganz andere Begriffe. Wenn ich nicht irre, so kam der erste Vorschlag zu einer allgemeinen Bürgerwehrverfassung mit selbstgewählten Führern — also ganz nach dem Muster der französischen — von dem Geheimen Regierungsrath Abegg aus Kreuznach. Herr Generallandschaftsrath von Rodbertus aber brachte ihn an demselben Tage — am 15. Juni — erweitert und mehr bindend für die Regierung vor das Haus. Der Entwurf sollte seinem Antrage gemäß dem Plenum von einer Commission vorgelegt und nach gehöriger Erörterung der Krone zur Erklärung unterbreitet werden. Herr von Rodbertus hatte die französische Revolution zu gut studirt, um nicht zu wissen, was bei derselben die Unruhstifter trieb, die Organisation und die Bewaffnung der Bürgerwehren zu betreiben. „Pour désarmer moralement les soldats du roi, pour les désenchanter, il importait d'armer physiquement le peuple. Là, où le citoyen est armé, le soldat est citoyen. Cet événement d'une peur universelle arracha tout-à-coup les Français de leur servile stupeur," war damals das Stichwort der Meuterer.

Herr von Rodbertus, der Sohn eines Greifswalder Professors, der eine sorgfältige Erziehung erhalten hatte und, wenn ich nicht irre, durch Heirath in den Besitz eines Gutes gelangt war, soll früher ein guter Royalist gewesen sein. Aus mir nicht bekannten Gründen war er in's demokratische Lager übergegangen und gehörte fortan zu den erbittertsten Gegnern der Regierung. In seiner Nachbarschaft nicht sonderlich geliebt, erfreute er sich auch in der Nationalversammlung nur geringer Sympathien. Mit dem bekannten Caplan von Berg

in innigem Verkehr, einige Tage Minister des Cultus, stand er dennoch ziemlich isolirt in der Versammlung, so oft er auch durch extravagante Vorschläge, die meistens sehr gut abgefaßt und vorbereitet waren, hervortrat. In wie weit er dabei von Anderen beeinflußt worden, läßt sich nicht bestimmen. Jedenfalls war er sehr unbequem. Bei der Frage über die Bürgerwehr kam es in den Commissionen zu sehr lebhaften Erörterungen, die jedoch nicht immer zum Vortheil der Bewegungspartei ausfielen. Dieser schwebte allerdings klar vor, was sie wollte; aber auch den Gutgesinnten entgingen die Gefahren des Unwesens keineswegs, welches mit den Nationalgarden getrieben werden konnte. Ich hatte die unangenehme Aufgabe, allen diesen Commissionen beizuwohnen und auch öffentlich aufzutreten, um die Bewaffnung der Bürgerwehr auf Staatskosten zu hintertreiben. Durch eine offene und wahrhafte Angabe unserer Waffenbestände unter besonderer Erwähnung aller der Principien, die für die vollständige Ausrüstung einer Armee bei allen europäischen Völkern Geltung hätten, glaubte ich die Versammlung für meinen Zweck günstig zu stimmen. Als ich von der Tribüne trat, sagte Herr Hansemann zu mir: „Sie haben sehr Unrecht gethan, Ihren Reichthum so zu verrathen, Sie werden sehen, daß man Ihnen die Gewehre abnehmen wird;“ die Abstimmung aber: 121 zu 201, während 80 Mitglieder noch gefehlt hatten, bewies das Gegentheil.

Wiener Musikbrief.

Wien, im März 1877.

Der Mangel an neuen Opern treibt hier wie anderswo zu allerlei Wiederbelebungsversuchen an alten. Zwei Lieblingsopern aus unserer Kinderzeit, Lieblingsopern in ganz Europa, sind nach vieljähriger Verschollenheit wieder aufgetaucht: „Zampa" von Herold und „Die Ballnacht" von Auber. Beide mußten sich mit sehr mäßigem „Achtungserfolg" begnügen; noch richtiger könnte man von einem Erinnerungs- und Enttäuschungserfolg sprechen. Man erinnerte sich Nummer für Nummer an all das Vergnügen, das man ehedem in der „Ballnacht" und in „Zampa" erlebt und — war enttäuscht, es jetzt nicht wiederzufinden. „Zampa" halte ich trotzdem noch für lebensfähig und wirksam, wo ein gewaltiger und liebenswürdiger Sänger die Hauptfigur darstellt und die Uebrigen ihn wenigstens tadellos unterstützen. Hier fand die Wiederaufführung des „Zampa" nicht im Hofoperntheater, sondern in der „Komischen Oper" statt, mit ganz unzureichenden Kräften. Der Tenoristen-Veteran Sontheim war als Zampa halb lächerlich, halb widerwärtig, wie das von dem dicken alten Herrn nicht anders zu erwarten stand. Sontheim besitzt noch einige schöne, vollklingende Töne, mit denen er zu wirken vermag, wenn die musikalische Phrase ihm Zeit läßt, Athem zu schöpfen. Schon vor sechs bis acht Jahren, bei seinem letzten Gastspiel in Wien, war Sontheim so kurzathmig, daß er alle gebundenen Melodieen zerreißen und mitten im Tacte Athem schöpfen mußte. Dieser Uebelstand hat, immer zunehmend, der Umgebung Sontheim's so ernstliche Sorge bereitet, daß die Stuttgarter Aerzte ihm bekanntlich jede weitere Bühnenthätigkeit untersagten. Sontheim, der eine ruhmvolle Sängerlaufbahn von vierzig Jahren hinter sich hat und sorgenfrei, in sicherem Wohlstande lebt, kann sich aber zum Ausruhen — selbst auf Lorbeeren — nicht entschließen. Er zieht es vor, auf einer untergeordneten Bühne, in ganz ungenügender Umgebung, seine ehemaligen Glanzrollen zu — parodiren. In einer einzigen Partie, als Eleazar in der „Jüdin", ist Sontheim noch möglich; nicht nur macht ihm die Maske eines bösen alten Juden keine Schwierigkeit, selbst die fatale Athemnoth des Sängers nimmt man hier mitunter als unwillkürliche Charakteristik des jüdischen Fanatismus. Die Tenoristen sind doch recht übel daran — sie können nicht wie die Helden und Liebhaber im Schauspiel bei vorgerückten Jahren in ein älteres Rollenfach übertreten. Eleazar in der „Jüdin" ist die einzige große Tenorpartie dieser Art, das letzte Asyl für singende Patriarchen wie Sontheim. Warum sind auch alle Tenorpartieen über den Einen Leisten der Jugend und Schlankheit geschlagen? Warum werden so wenig alte Juden componirt, — jetzt wo unter den jungen Christen die Heldentenore täglich mehr schwinden? Sontheim hat leider nicht die Selbsterkenntniß und Selbstachtung, bei dieser Rolle zu bleiben; er gibt noch alle jugendlichen, flotten Liebhaber, wie den Lyonel in „Martha", den Troubadour, George Brown, den Postillon von Longjumeau, Fra Diavolo und zu-

letzt auch noch den unwiderstehlichen Verführer Zampa! Man kann diese Oper, die für unsere jüngere Generation eine Novität ist, nicht ärger compromittiren, als durch solche Besetzung der Titelrolle. Wie große Wirkung hat noch Pischek als Zampa erzielt, in zahlreichen Wiederholungen und auf allen deutschen Bühnen! Es spricht für die Oper „Zampa", daß sie gleich bei ihrem Erscheinen viel größeres und anhaltenderes Ansehen in Deutschland genoß als in Frankreich, wo die glänzenderen Erfolge von Herold's „Marie" und „Le pré aux clercs" (Zweikampf) sie in Schatten stellten. Diese beiden musikalischen Conversationsstücke, einheitlicher und ruhiger in der Form, repräsentiren auch vollständiger ihr Genre — „Marie", das rührende Familienbild, der „Zweikampf", das Intriguenlustspiel — während „Zampa" mit verwegener und nicht immer wählerischer Hand Tragisches und Komisches durcheinander mischt. Uns gilt trotzdem „Zampa" für das musikalisch Eigenthümlichste und Reichste, wozu Herold's Talent sich aufgeschwungen, und wenn noch heutzutage deutsche Schriftsteller die unbedeutende Vaudeville-Musik der „Marie" und den gequälten, kalten Esprit des „Zweikampf" auf Kosten des „Zampa" herausstreichen, so gehört das wol auf die lange Liste der ererbten und nicht geprüften Kunsturtheile. Keine der zahlreichen Partituren Herold's vermag den üppigen, leidenschaftlichen Klängen aus „Zampa's" drittem Act Etwas an die Seite zu stellen. Ist es nur der Zauber der Jugenderinnerung, was uns diese Melodien noch heute vergoldet? Das glaube ich doch nicht, so gerne ich mir jenen Zauber zurückrufe und manche Nacht, die ich unter dem ersten Eindrucke des „Zampa" in kindischen Schauern und kindischem Entzücken verträumte. In dieser Musik strömt eine reiche melodische Ader, pocht ein lebhafter dramatischer Puls. Frische, Lebendigkeit, eine gute Charakteristik für das Schauerliche, das Schelmische und Zärtliche zeichnen sie aus und lassen uns manchen dilettantischen und bizarren Zug, manche leere Stelle mit in den Kauf nehmen. In den beiden ersten Acten herrscht die pikante Conversations-Musik und der glatte französische Romanzenstil vor; die beiden Finale, an sich von geringem musikalischen Gehalt, machen, belebt durch Instrumentirung und Scenerie, immerhin den Eindruck des Glänzenden. Die Stimmung des dritten Actes geht tiefer: wie unter Thränen zittert die süße Melodie des Schifferliedes; aus Zampa's Flehen („O, bebe nicht!") spricht eine verführerisch weiche Zärtlichkeit, angeglüht von unterdrückter Leidenschaft, welche endlich im Allegro des Duetts als entfesselte Sinnlichkeit auflodert. Die volle Leidenschaft liegt hier allein in der Melodie, nicht in dem malenden Orchester, wie so oft bei den Neueren. Der Schluß der Oper ist matt, ein fast allgemeines Uebel der älteren Opéra comique. Die hier gewagte neue Steigerung aller dramatischen und musikalischen Effectmittel und Häufung von romantischen Contrasten hat Herold's „Zampa" eine kunstgeschichtliche Bedeutung verliehen. „Zampa", im Mai 1830 zuerst aufgeführt, war der unmittelbare Vorläufer von „Robert der Teufel" (1831) und bildet mit diesem, der „Stummen von Portici" (1828) und „Wilhelm Tell" (1829) das vierblätterige Kleeblatt der aufkeimenden musikalischen Romantik in Frankreich. Man weiß, welche Revolution in der gesammten Opernmusik daraus erwuchs, eine Revolution, unter deren Einwirkung wir heute noch stehen. Dieses fast gleichzeitige Hervortreten vier verschiedener Meister mit Opern neuen Inhalts, neuen Stils und von so demagogischer Wirkung beweist für den unbewußt zwingenden Zug der Zeit-Ideen, welcher hier mitwirkte. Es begann auch auf dem Gebiete der Oper ein Bruch mit den Traditionen, eine französisch-romantische Schule. In dem Einflusse dieser, hauptsächlich die Wirkung des Contrastes ausbeutenden Doctrin findet auch das Textbuch des „Zampa" eine wenigstens entschuldigende Erklärung. Ueberdies wirkte noch direct der verführerische Reiz von Mozart's „Don Juan" auf Herold's Phantasie. Die Idee, den Don-Juan-Stoff nach Molière's „Festin de pierre" zu componiren, gab Herold aus Ehrfurcht vor Mozart auf; aber er drang in den Dichter Mellesville, ihm ein ähnliches Sujet für den bescheidenen Rahmen der Opéra comique zu bearbeiten. Zampa ist auch ein „Dissoluto punito", der an der Statue der todten Camilla frevelt, wie Don Juan an der Statue des Gouverneurs, und

schließlich wie Jener an der Hand des rächenden Geistes versinkt. Leider ist auch unsere „Komische Oper“ selbst wieder im Begriffe zu versinken, und zwar an der Hand ihrer Gläubiger. Dieses Theater, das wir mit so schönen Hoffnungen begrüßten, kommt nächster Tage unter den Hammer.

Wie Herold's „Zampa“ in der Komischen Oper, so erlebte auch Auber's „Ballnacht“ im Hofoperntheater eine sehr zweifelhafte Auferstehung. „Gustave III. ou le bal masqué“ hat niemals zu den besten Werken Auber's gezählt; ihre großen Erfolge verdankt diese Oper größtentheils der Balletmusik und dem Maskengepränge im letzten Act, — ein damals noch unabgenutzter Effect. Trotz vieler graciöser Einzelheiten und der allerliebsten Figur des Pagen hat man doch jederzeit gefühlt, daß in den leidenschaftlichen Scenen Auber's Musik uns gar viel schuldig blieb. Besonders lebhaft mußte dies Verdi fühlen, da er aus dieser schwachen Seite der Auber'schen Musik den Muth schöpfte, den ganzen Operntext der „Ballnacht“ neu zu componiren. Seine Oper „Il ballo in maschera“ ist zu bekannt, als daß wir sie hier zu schildern hätten. Es sei nur bemerkt, daß sie trotz zahlreicher Trivialitäten doch ohne Frage effectvoller, leidenschaftlicher, dramatischer ist, als Auber's Composition; daß sie überall die letztere verdrängt hat, und daß es daher sehr mißrathen war, heute wieder den Stiel umdrehen und den Jüngeren durch den Aelteren verdrängen zu wollen. Auber's „Ballnacht“ wird nach zwei oder drei Wiederholungen ad acta gelegt und an ihrer Statt die Verdi'sche Oper wieder gespielt werden.

Auber's „Bal masqué“ stellt das Talent und die Geschicklichkeit des Textdichters Scribe in helles Licht und die Kritik kann bei dieser wie bei anderen Auber'schen Opern gar nicht umhin, gleichzeitig Scribe Aufmerksamkeit und Anerkennung zu schenken. Einige Erinnerungen an Scribe dürften hier Platz finden. Ich habe in Paris von Freunden und Collegen Scribe's viel über ihn erzählen hören, auch einen interessanten Brief von Legouvé über die musikalische Thätigkeit Scribe's in Händen gehabt.

Scribe war gar nicht musikalisch; er spielte kein Instrument und hat sicherlich niemals eine Gesangslection gehabt. Trotzdem darf man ihn einen großen musikalischen Erfinder nennen. Er hat nämlich, der Erste, ja fast der Einzige, das Genie für jene dramatischen Situationen besessen, welche der Musik neue Wege eröffnen und ihren ganzen Werth erst durch die Musik bekommen. Solche Scenen sind die Schwerterweihe in den „Hugenotten“, die Licitation in der „Weißen Frau“, die Domscene im „Propheten“. Es gab nichts Charakteristischeres als die Art seiner Mitarbeiterschaft mit den Componisten. Er begeisterte sich an ihnen, um sie wieder zu begeistern. So verschieden die Musiker, für die er schrieb, so verschieden waren seine Gattungen von Operngedichten. Auber's Scribe ist nicht der Scribe des Meyerbeer, und Meyerbeer's Scribe nicht der Scribe des Halévy. Die Individualität eines jeden dieser Tondichter wirkte energisch auf die feinige und gab ihm eine neue Art von Inspiration. Er schuf ihnen Dichtungen nach ihrem Ebenbilde. Freilich hat er, wie alle Librettisten, sich manchmal auch geirrt in der Adresse. Die komische Oper „Der Schnee“ war erst Boieldieu angeboten, bevor sie an Auber gelangte. Aber in der Regel spielte das Naturel desjenigen Componisten, dem ein bestimmtes Libretto zugedacht war, eine große Rolle in den Conceptionen Scribe's. „Gustave III.“ (die Ballnacht) hatte er für eine breitere, leidenschaftlichere Musik angelegt, als die Auber'sche; ursprünglich war dieses Libretto für Rossini bestimmt, wohlgemerkt für den Rossini des „Wilhelm Tell“. Dieser interessirte sich sehr für den Stoff und erwärmte sich besonders für die Scene im vierten Acte, wo die drei Verschworenen den Namen des Mörders aus der Urne ziehen. Rossini's zunehmende Trägheit ließ diesen wie manchen anderen Plan unausgeführt.

Von Donizetti rühmte Scribe: „er ist der angenehmste von allen meinen musikalischen Mitarbeitern; mit Allem zufrieden, fügt er sich Allem und verlangt niemals etwas.“ Dagegen war Meyerbeer mit gar nichts zufrieden und verlangte immer irgend etwas. Diese Unbequemlichkeit kam übrigens auch doch dem Poeten

wieder zu statten. Meyerbeer, mit seiner rastlos arbeitenden Phantasie, seinem Streben nach Großartigem, seiner Jagd nach dem Unmöglichen, befruchtete die Erfindung Scribe's, indem er sie aufstachelte; er zwang seinen Librettisten ernst und nachdenkend zu werden, wie er selbst, und so unglaublich war Scribe's geistige Elasticität, daß er wirklich alles Dasjenige wurde, was Meyerbeer nöthig hatte. „Wenn Meyerbeer bei mir eintritt," sagte Scribe, „so bin ich auf Alles gefaßt. Er wird mir vielleicht sagen: „Was gäbe das für ein schönes Duett, zwischen einer Rose und einem Frosch!" Sobald Meyerbeer sein Libretto in Händen hatte, begann er sofort es nach seiner Art umzugestalten. „Ah, cher maître, was für einen schönen ersten Act haben Sie mir da in der „Afrikanerin" gegeben! Nur möchte ich lieber am Schlusse statt des Turniers ein Concil!" Und Scribe machte das Concil. Meyerbeer liebte nicht die schönen Verse, sie schienen ihm den Platz zu usurpiren, der der Musik gebühre. Der Text zur Gnaden-Arie in „Robert der Teufel" war zuerst von C. Delavigne in etwas poetischerer Diction verfaßt. Nach zwei Tagen kommt Meyerbeer ganz verzweifelt zu Scribe: „Ich kann darauf keine Musik finden, das ist ja schon Melodie, Sie sollen mir das umarbeiten." „Sagen Sie lieber, ich soll es umbringen!" rief Scribe lachend und schrieb sein „Gnade für mich, Gnade für Dich" ꝛc. „Das laß' ich mir gefallen!" schmunzelte Meyerbeer, „das sind Verse, wie ich sie liebe."

Scribe betrachtete sich als den Diener, beinahe als den Sklaven seines Componisten. Was er als alleinige Domäne sich vorbehielt, war die eigentliche dramatische Erfindung; in Bezug auf die Verse fügte er sich willig dem Componisten. Der Bassist Obin veränderte einmal willkürlich den Text einer Stelle in der „Sicilianischen Vesper" und machte damit in der Probe großen Effect. Nach der Probe eilte er zu Scribe, bat ihn um Vergebung, daß er seine Verse in Prosa aufgelöst habe und ersuchte ihn, nun seine (Obin's) Prosa wieder in Verse zu setzen. „Ich werde mich hüten," erwiderte Scribe, „Ihre Stimme entwickelt sich am besten auf Ihrem eigenen Texte; fingen Sie ihn, ich werde ihn später für die gedruckte Ausgabe in Verse bringen." Scribe war in diesem Punkte, wie man sieht, ganz der Ansicht Boieldieu's, welcher behauptete, daß die Musiker allein wüßten, ob ein Text musikalisch sei. Eines Abends, auf dem Lande, gab er eine eigenthümliche Erklärung dazu: er öffnete das Fenster über seinem schönen Garten, zeigte gegen Himmel und sagte zu seinen Freunden: „betrachtet diesen schönen Mond! Wenn ich nun anfinge zu declamiren: komm' o Mond und leg' deine Hand auf mein Herze! so würde Euch das entsetzlich dumm vorkommen, — wolan denn, es ist dumm, aber sehr musikalisch."

Eugène Scribe war im Jahre 1791 geboren. Mit 18 Jahren schrieb er (anonym) sein erstes Lustspiel. Es fiel durch; doch schon der zweite Versuch war glücklicher. Von da an (1811) bis zu seinem Tode (1861), also in Zeit eines halben Jahrhunderts, hat Scribe 422 Werke aufführen lassen. Diese enorme Liste, in welcher etwa 40 ungedruckt gebliebene Theaterstücke gar nicht aufgenommen sind, specificirt sich wie folgt: 47 Lustspiele und Dramen, 28 große Opern, 95 komische Opern, 244 Vaudevilles, 8 Ballete. Außerdem hat Scribe Erzählungen und Romane geschrieben. Der größte Theil seiner wichtigeren dramatischen Arbeiten, die fünfactigen Lustspiele, die großen Opern, viele komische Opern und Vaudevilles sind von ihm allein verfaßt. Um alles Uebrige vollenden zu können, brauchte Scribe Mitarbeiter und er hat deren 130 gehabt, nämlich 75 literarische und 55 Tondichter. Es ist eine vom Neid ausgeheckte, alberne Verläumdung, daß Scribe seinen Namen auf Werke gesetzt habe, an denen er nichts gearbeitet. Im Gegentheil bestätigen alle seine Mitarbeiter, daß kein Stück aus seinen Händen kam, das er nicht vollständig selbst umgeschrieben hatte. Einer seiner Mitarbeiter pflegt sogar, bescheiden genug, zu erzählen: „In allen Stücken, die ich mit Scribe gearbeitet habe, ist nicht Ein Wort von mir stehen geblieben."

Betrachten wir das Repertoir des Wiener Hofoperntheaters und der Komischen Oper in den letzten zwei Wochen. Da finden wir: Die Hugenotten, Robert der

Teufel, Der Prophet, Die Afrikanerin, Die Ballnacht, Die Jüdin, Die Weiße Frau, Fra Diavolo.

Lauter Libretto's von Scribe! Das allein reicht hin, um uns die große Wichtigkeit Scribe's für die Opernmusik augenfällig zu machen und die schmerzliche Lücke, die sein Tod in den Kreisen der französischen Musiker zurückließ.

Im Hofoperntheater beginnt nun reges Leben und bunte Abwechslung. Kaum hat Christine Nilsson ihr langes Gastspiel triumphirend beschlossen, und schon rücken die Italiener ein, um mit Adeline Patti an der Spitze ihre Zweimonat-Herrschaft anzutreten. Diese Herrschaft soll diesmal keine ausschließliche sein, wie in den früheren Jahren; deutsche und italienische Vorstellungen werden mit einander abwechseln. Unter den letzteren erscheint Wagner's „Walkyre" als erste Novität. Die unausgesetzten anstrengenden Proben zur „Walkyre" nehmen neben den Sängern auch das Orchester so sehr in Anspruch, daß letzteres für seine „Philharmonischen Concerte" keine Novität mehr studiren konnte, sondern sich mit erprobten Repertoirenummern begnügte. Auch die „Gesellschaftsconcerte" brachten eine einzige größere Novität, eine symphonische Dichtung ihres ausgezeichneten Dirigenten Herbeck, betitelt „Künstlerfahrt". Das nicht hochbedeutende, aber freundliche, graciöse und reizend instrumentirte Orchesterstück fand lebhaften Beifall.

Unter den fremden Virtuosen, welche diesmal, spärlicher als sonst, sich zur Concertsaison hier einfanden, hat ungewöhnlichen Beifall nur der spanische Violinvirtuose Herr Sarasate errungen, dessen Spiel an Klangschönheit und blendender Technik kaum zu übertreffen ist. Geist und Gemüth kommen dabei allerdings ein wenig zu kurz... Unser Hofopernsänger Walter, vortrefflicher Liedersänger und weit mehr lyrischer als dramatischer Tenor, gab ein Concert, das er mit dem vollständigen Vortrag sämmtlicher „Müllerlieder" von Franz Schubert ausfüllte. Der Saal war zum Erdrücken voll. Die Verehrung der Wiener für ihren Schubert hat eine ganz eigenthümliche, fast verwandtschaftliche Zärtlichkeit. Mag sie hin und wieder (namentlich in Kreisen, deren Erinnerungen mit Schubert selbst verflochten sind) etwas zu weit gehen und ohne strenge Unterscheidung auch die schwächeren Werke des Lieblings vergöttern, — als künstlerische Erscheinung im Großen und Ganzen kann dieser geniale und liebenswürdige Tondichter kaum überschätzt werden. Man kann ihn nicht schöner charakterisiren, als es L. Ehlert mit folgendem Ausspruch that: „Würde ein höheres Wesen, mit menschlichen Dingen unbekannt, sich vertraut machen wollen mit Allem, was unser Herz bewegt, ich wüßte keinen Rath, dasselbe rascher in den Besitz einer grenzenlosen Uebersicht menschlichen Seins zu versetzen, als indem ich ihm die Lieder Franz Schubert's zeigte. Hier findet sich Alles aufgezeichnet, was wir an Wonnen und Klagen besitzen.... Sei müde oder aufgeregt, krank oder übermüthig vor Gesundheit, sei glückselig oder unselig, befriedigt oder verzweifelt, sei welchen Alters und welchen Volks du willst, Franz Schubert wird dein Herz bewegen." Aber auch Schubert'scher Nektar will mit Maß geschlürft sein, und den ganzen aus zwanzig Liedern bestehenden Cyclus „Die schöne Müllerin" in Einem Zug vorzutragen, bleibt ein gewagtes und zweifelhaftes Experiment. Dasselbe wurde zum ersten Mal in Wien von Julius Stockhausen gewagt. Wenn es je einen Sänger gab, der Solches mit sicherem Erfolg unternehmen durfte, so ist es Stockhausen, dessen unvergleichlicher, tief eindringender und fein nuancirender Vortrag nicht nur jedes Lied in seiner vollen Eigenart wiedergab, sondern aus manchem etwas geradezu Neues zu machen verstand. Durch den Vortrag des ganzen Cyclus erzielte Stockhausen den wichtigen Vortheil, das bisher lyrisch Vereinzelte auch einmal dramatisch auffassen zu können. Wir haben damals das Bestechende dieses Einfalls mit großer Befriedigung anerkannt, mußten aber doch zugleich vor einer Wiederholung des Experimentes warnen. Die Nachtheile eines solchen lyrischen Monstreconcertes treten empfindlich hervor, sobald der Reiz der Neuheit sie nicht mehr deckt. Es hat uns jederzeit viel mehr Genuß bereitet von Walter eine seiner gemüthvollen Individualität zusagende Auswahl aus den „Müllerliedern" zu hören, als wir bei seinem Vortrag des ganzen Cyclus

empfanden. Das Schwelgen in lauter zarten, rührenden Empfindungen durch alle zwanzig Liebesstadien des guten Müllerburschen hindurch mußten wir schließlich mit einer tiefen Ermattung bezahlen. —

Von den musikalischen Novitäten, welche unsere Vorstadttheater in jüngster Zeit brachten, verdient nur Offenbach's „Reiche Bäckerin" flüchtige Erwähnung. Die Pariser haben ein altes Volkslied von einer reich gewordenen Bäckerin mit dem Refrain: „La boulangère a des écus". Dieser Refrain wird in der Handlung der neuen Operette gleichsam auseinandergelegt und fortgesetzt. Die Musik enthält einige heitere, pikante Nummern, daneben viel unbedeutende Lückenbüßer und Reminiscenzen aus Offenbach's früheren Werken. Wer so unausgesetzt und flüchtig producirt, wie Offenbach seit 25 Jahren, muß bei dem glänzendsten Talent bald ermatten und schließlich bankerott werden. Fast muß man staunen, daß ihm noch immer so viel einfällt, wie in dieser „Reichen Bäckerin!" Die Novität gefällt in der trefflichen Aufführung des Carltheaters, obwol sie zu Offenbach's schwächeren Sachen gehört. Gleichzeitig haben wir sein neues Buch über Amerika kennen gelernt: „Offenbach en Amérique". Das ist Offenbach's schwächste Operette. Ed. Hanslick.

Volkswirthschaftliche Rundschau.

Zur Frage der Differenzialtarife.

Fritz Krönig, Die Differenzialtarife der Eisenbahnen, ihre Entwicklung, Bedeutung und Berechtigung. Nach amtlichen Quellen. Berlin, Franz Vahlen. 1877.

I.

Unter den vielen Fragen, welche die wirthschaftlichen Kreise unseres Vaterlandes seit Jahren beunruhigt haben und noch heute beunruhigen, nimmt die Frage der „Differenzialtarife auf den Eisenbahnen" nicht den untergeordnetsten Platz ein. Seitdem die deutschen Eisenbahnverhältnisse durch die Bestrebungen nach einer Reform der Tarife, nach dem Erwerb von Eisenbahnen für das Reich wieder mehr in der Leute Mund gekommen sind, ist auch diese Frage wieder in erhöhtem Grade Gegenstand der öffentlichen Discussion geworden; machen doch viele und nicht bedeutungslose Stimmen ihre principielle Stellung zu dem Reichseisenbahnproject davon abhängig, ob die Differenzialtarife in ihrer gegenwärtigen Gestaltung beibehalten werden sollen oder nicht. Diese Erörterungen haben aber beinahe ausschließlich in Anknüpfung an vereinzelte thatsächliche Erscheinungen auf dem Gebiete des Eisenbahntarifwesens stattgefunden. Es sind fast nur praktische Geschäftsleute, Industrielle, Landwirthe, welche einen einzelnen Tarif, weil er ein Differenzialtarif sei, als nützlich preisen, als schädlich verurtheilen, und welche aus dem einzelnen concreten Falle ihre Stellung zu der ganzen Frage herleiten. Der Begriff des Differenzialtarifs wird dabei als ein allbekannter vorausgesetzt. Diese Voraussetzung ist nichts weniger als zutreffend. Unter Differenzialtarif stellt sich fast Jedermann etwas Verschiedenes vor. Als im Jahre 1872 ein Vertreter der Reichsregierung der Enquête-Commission, welche ausschließlich die Differenzialtarife ihrer Berathung unterzog, die Frage vorlegte: „was für einen Begriff die einzelnen Herren der Commission mit dem Ausdrucke Differenzialtarife verbänden," blieb man die Antwort schuldig. Ebenso wenig besaß unsere volkswirthschaftliche Literatur bisher ein Werk, aus welchem eine volle

und umfassende Kenntniß der Entwicklung und des Wesens der Differenzialtarife zu schöpfen war. Um zu einem einigermaßen richtigen Einblick in die Bedeutung dieses proteusartigen, immer wieder unter den Händen zerfließenden wirthschaftlichen Gebildes zu gelangen, mußte sich der Unkundige aus einer ungeordneten, aller Orten zerstreuten Literatur von Zeitungs- und Journalartikeln, von Enquête- und Parlamentsverhandlungen, von Berichten der Handelskammern und landwirthschaftlichen Vereine und endlich von einzelnen Broschüren, deren man schwer habhaft werden konnte, zu unterrichten versuchen. Es war daher ein glücklicher Gedanke des preußischen Handelsministers, die Acten seines Ministeriums, in welchen das reiche Material aufbewahrt wird, welches an dieser Centralstelle der preußischen Staats- und Privatbahnen zusammengeflossen ist, einem höheren Eisenbahnverwaltungsbeamten zur Verfügung zu stellen zum Zwecke der Anfertigung einer Arbeit „über die Entwicklung, Bedeutung und Berechtigung der Differenzialtarife der Eisenbahnen". Die Arbeit wurde dem Regierungsassessor und Mitgliede der Kgl. Eisenbahndirection der hannover'schen Staatsbahn Fritz Krönig, übertragen und ist vor Kurzem veröffentlicht worden.

Wir stehen nicht an, das uns vorliegende Buch als ein wohlgelungenes und verdienstvolles zu bezeichnen, durch welches eine bedauerliche Lücke in unserer deutschen Eisenbahnliteratur vortrefflich ausgefüllt wird. Es ist uns daher eine angenehme Pflicht, unsere Leser auf die nichts weniger als dickleibige, interessant und anregend geschriebene Schrift durch eine kurze Wiedergabe ihres Inhalts aufmerksam zu machen.

Das Werk zerfällt in zwei Theile, eine historische Darstellung (S. 3—82) und ein Resumé (S. 83—122). Nur der erste Theil ist officiell; er stützt sich auf die Acten des preußischen Handelsministeriums. Die Schlußfolgerungen, welche aus dieser Darstellung im zweiten Theile gezogen werden, bilden die persönlichen Ansichten des Verfassers.

Der erste Theil beginnt mit einer kurzen Untersuchung des „Begriffs der Differenzialtarife". Der Differenzialtarif ist kein nach eigenen absoluten Gesetzen gebildeter, von den übrigen Tarifen specifisch verschiedener, sondern vielmehr ein Tarif, welcher sich nach irgend einer Richtung hin von einem anderen, dem für die betreffenden Verhältnisse normalen Tarif, relativ unterscheidet, und dessen Unterscheidung nur in dem einen Punkte einen für alle Differenzialtarife übereinstimmenden Ausdruck findet, daß nämlich der Differenzialtarif billiger ist, als der Normaltarif. Nun gibt es aber bekanntlich bis heute noch nicht einmal für eine einzige deutsche Eisenbahn, geschweige denn für einen Verband deutscher Eisenbahnen, für sämmtliche deutsche, oder gar für sämmtliche Eisenbahnen der civilisirten Welt, einen Normaltarif. Es ist der Wissenschaft und der Praxis noch nicht gelungen, ein Gesetz ausfindig zu machen, nach welchem die Vergütung für eine Transportleistung richtig bemessen werden muß. So lange keine Regel gefunden ist, kann man erst recht keine Ausnahme finden; wenn daher die Einen sagen, es gebe überhaupt keine Differenzialtarife, während die Anderen behaupten, jeder Tarif sei ein Differenzialtarif, so kann man, ohne paradox zu sein, beiden Theilen Recht geben. Eine fernere Schwierigkeit der Begriffsbestimmung beruht darin, daß die Meinungen darüber auseinandergehen, welche Verschiedenheiten in der Tarifbildung nothwendig, welche zulässig, welche unerlaubt sind; und diese Schwierigkeit steigert sich noch dadurch, daß für eine Gegend, für einen Zweig wirthschaftlicher Thätigkeit zulässig oder gar nothwendig sein kann, was für eine andere absolut schädlich wirkt; daß heute eine von der gewöhnlichen Norm abweichende Tarifbildung sehr nützlich sein kann, welche morgen die Interessen eines Industriezweiges auf das lebhafteste beeinträchtigt. Der Verfasser unserer Schrift stellt diese Schwierigkeiten zusammen, er beleuchtet an der Hand derselben die verschiedenen Versuche, welche man gemacht hat, eine Begriffsbestimmung ausfindig zu machen, und kommt zu dem Ergebniß, daß „der Ausdruck ‚Differenzialtarif' eine Bezeichnung für einen ziemlich unbestimmten Tarifbegriff ist, dessen Inhalt nach dem Belieben jedes Einzelnen weiter oder enger gefaßt werden

kann. Da ein genau präcisirtes, allgemein anerkanntes Unterscheidungsmerkmal fehlt, so hat der Eine so viel Berechtigung für seine Auffassung, wie der Andere". Bei dieser Sachlage ist denn auch kein Versuch gemacht, eine neue Definition des Differenzialtarifs zu geben. Wir glauben, mit Recht. Die Agitation für und gegen die Differenzialtarife würde sich in den richtigen Grenzen bewegen, wenn sie sich darauf beschränkte, daß die Freunde derselben für ihnen nützliche und Anderen nicht schädliche, die Gegner gegen ihnen schädliche und Anderen nicht nützliche, eventuell solche, bei denen der Vortheil für den Einen den Nachtheil für den Anderen, und umgekehrt, überwiegt, kämpften; wenn man, mit anderen Worten, statt für oder gegen „die Differenzialtarife" für oder gegen einen bestimmten Differenzialtarif in die Schranken träte. Die historische Entwicklung der Differenzialtarife ist in der That denn auch unter dem Einflusse derartiger Bestrebungen vor sich gegangen.

II.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß eine aus eigenem Antriebe hervorgegangene Agitation für die Differenzialtarife niemals stattgefunden hat. Nur die Gegner derselben haben zu verschiedenen Zeiten die Offensive ergriffen; die Freunde haben sich stets in der Defensive gehalten und bis dahin mit Erfolg die Angriffe der Gegner zurückgeschlagen. Diese Angriffe erfolgten zu drei verschiedenen Zeitpunkten, jedesmal aus verschiedener Richtung, und jedesmal im Beginn eines neuen der letzten Jahrzehnte. Ende der vierziger Jahre wurde der erste, der sogenannte Norddeutsche Verbandstarif unter einer Anzahl Eisenbahnverwaltungen vereinbart. In den Jahren 1850 und 1851 beschwerten sich die Blothoer Zucker- und Oelraffinerien, unterstützt durch die Handelskammer in Minden, über die Schädigung ihrer Interessen dadurch, daß die Tarife nach Verbandsstationen für Syrup, Rohzucker und Raps billiger gestellt seien, als die Tarife nach solchen Stationen, welche nicht in den Norddeutschen Verbandsverkehr aufgenommen waren. Die Unbilligkeit dieser Differenz trat vornehmlich darin hervor, daß die Tarife der auf derselben Route näher gelegenen Nichtverbandsstationen absolut theurer waren, als die der entfernter gelegenen Verbandsstationen; die Bestrebungen der Beschwerdeführer richteten sich auf eine Aufnahme der ungünstig gestellten Stationen in den Verbandstarif. Ihre Anträge wurden befürwortet vom preußischen Handelsministerium, sie scheiterten an dem Widerstande der damaligen hannover'schen Regierung. Die innere Ursache der Differenzen lag in dem Bestreben der Eisenbahnverwaltungen, durch Herabsetzung ihrer Frachten die Concurrenz mit dem billigeren Wasserweg zu ermöglichen.

Im Laufe der nächsten Jahre dehnten sich die Verbandstarife weiter aus; die Folge davon war eine Vermehrung der Differenzialtarife und die Nothwendigkeit für die höchste Aufsichtsbehörde in Preußen, grundsätzlich zu den Differenzialtarifen Stellung zu nehmen. Man zeigte sich von Anfang an gegenüber den Bestrebungen der Eisenbahnen, ihre Frachten im Verbandsverkehre zu ermäßigen, außerordentlich entgegenkommend, erachtete die Bildung der Tarife nach fallender Scala für unbedingt zulässig und hielt nur an dem Grundsatze fest, daß niemals der Tarif von der näheren Station aus theurer sein dürfe, als von der entfernter gelegenen Station derselben Route. In diesem Sinne wurden durch ein Rescript vom 18. Februar 1863 die preußischen Privatbahnen zur Einführung von Tarifermäßigungen allgemein ermächtigt.

Gegen Ende der fünfziger Jahre hatten sich inzwischen mehr und mehr Verbandstarife mit außerpreußischen Stationen gebildet; Verbandstarife, welche vor Allem auch die Seehandelsplätze insofern begünstigten, als für die zum überseeischen Transport bestimmten oder seewärts hereinkommenden Güter ermäßigte Export-, Import- und Transittarife geschaffen wurden. Diese Tarife erregten den lebhaften Widerspruch einiger binnenländischer Stapelplätze, welcher sich zunächst auf dem allgemeinen deutschen Handelstage, der vom 20. Februar bis 2. März 1860 in Berlin

versammelt war, äußerte und sodann in Petitionen und Beschwerden der Aeltesten der Berliner Kaufmannschaft, der Breslauer Handelskammer, einer großen Anzahl angesehener rheinisch-westfälischer Eisenindustrieller und des Cölner Handelsvereins entschiedenen Ausdruck fand. Alle diese Beschwerden richteten sich gegen neuentstandene Verbandstarife, die Berliner gegen solche im Verkehr zwischen sächsischen Stationen und Hamburg, die Breslauer zwischen österreichischen Stationen und Danzig und Stettin (hauptsächlich Getreidetarife), die westfälisch-rheinischen gegen deutsch-belgische und ähnliche, vornehmlich aus Concurrenzrücksichten gegen die Wasserfrachten hervorgegangene Tarife. Alle diese Plätze weissagen den Ruin ihres Handels durch die neuen Differenzialtarife, ohne daß es ihnen übrigens gelingt, diese Prophezeihungen anders als mit allgemeinen Redensarten zu begründen. Die Folge davon ist denn auch die Ablehnung aller Anträge durch den Minister und die Volksvertretung. Die Sprache des Cölner Handelsvereins gegen die Rheinische Eisenbahn ist so bezeichnend, daß wir uns nicht versagen können, eine Stelle aus der Petition hier folgen zu lassen. „Der Tarif," sagen die Cölner, „sei ein Gewaltstreich gegen Gleichheit, Recht und Billigkeit, ein unmoralischer Mißbrauch der monopolistischen Stellung der Eisenbahnen; er werfe jeden Calcül um; die sittlichen Elemente der Concurrenz — der Fleiß und die Intelligenz — würden um ihr Recht gebracht, die natürlichen Vortheile, welche die Vorsehung den einzelnen Ländern und Städten unabänderlich zugedacht (!), würden ihrer segensreichen Bestimmung beraubt, die Geographie werde auf den Kopf gestellt, das Ferne werde nah, das Nahe fern. Gegen einen solchen Tarif müsse sich das sittliche Bewußtsein jedes Vernünftigen empören, und für das Verfahren der Rheinischen Eisenbahn . . . . wisse man keinen Beweggrund und keinen bezeichnenden Ausdruck zu finden." Da die Presse diese ganze Bewegung gegen die Eisenbahnen im Allgemeinen unterstützte, so nahmen sich nunmehr die Vertreter der Wissenschaft der Tarifpolitik der Eisenbahnen an; es erschienen die bekannten Broschüren von Dr. Honigmann („Der Kampf gegen die Eisenbahnen mit besonderer Rücksicht auf die Differenzialtarife") und von Dr. Otto Michaelis („Das Monopol der Eisenbahnen" und „Die Differenzialtarife der Eisenbahnen"; letztere Schrift nennt Krönig mit Recht „das Bedeutendste, was vom wissenschaftlichen Standpunkt aus über den vorliegenden Gegenstand geschrieben ist"). Es gelang denselben, die öffentliche Meinung wiederum mehr zu Gunsten der Differenzialtarife umzustimmen, und die beiden deutschen Handelstage zu Frankfurt (1865) und zu Berlin (1868) nahmen über diese Materie Resolutionen an, welche mit den Resolutionen der Jahre 1860 und 1862 in dem directesten Widerspruch standen.

Seitdem verstummte die Agitation der Zwischenhandelsplätze gegen die Differenzialtarife fast vollständig. Der dritte Angriff gegen dieselben ging in den Jahren 1870 und 1871 von den Landwirthen aus. Eine Beschwerde des landwirthschaftlichen Central-Vereins für den Netze-District über die Differenzialtarife für Vieh auf der Ostbahn wurde vom preußischen Handelsminister abschlägig beschieden. Im October 1871 richtete darauf der Sagan-Sprottauer land- und forstwirthschaftliche Verein eine Petition an den deutschen Reichstag mit dem Antrage, dahin zu wirken, daß endlich die Differenzialtarife der Eisenbahnen aufhörten. Obgleich die Petitionscommission Uebergang zur Tagesordnung über diese Eingabe vorschlug, beschloß das Plenum des Reichstags, den Reichskanzler aufzufordern, die Frage der Differenzialtarife einer eingehenden Prüfung von Sachverständigen der Landwirthschaft, des Handels, der Industrie und der Eisenbahnverwaltungen unterziehen zu lassen und von dem Resultat dieser Untersuchung Mittheilung zu machen. In Folge dieses Beschlusses wurde eine Commission, bestehend aus je fünf Vertretern der Landwirthschaft, des Handels und der Industrie und der Eisenbahnverwaltungen zusammenberufen, welche vom 18. bis 21. März 1872 in Berlin tagte, in welcher die Geister stark auf einander platzten und welche schließlich per majora gegen die Stimmen der Landwirthe die Differenzialtarife für zulässig und es nicht für wünschenswerth erklärte, ihre Herstellung an irgend welche feststehenden Normativbestimmungen zu

binden. Daraufhin fand der Bundesrath in dem Ergebniß der Enquête „keinen genügenden Anlaß, auf die Eisenbahn-Differenzialtarife bezügliche Maßregeln zu treffen".

Im weiteren Verlaufe seiner Darstellung gedenkt der Verfasser noch der Stellung, welche die beiden Entwürfe eines Reichseisenbahngesetzes zur Frage der Differenzialtarife einnehmen; ferner der Verhandlungen der Reichstarifenquête-Commission des Jahres 1875, einer vor Kurzem erschienenen Broschüre des landwirthschaftlichen Generalsecretärs Kreiß-Grünwehr, sowie zweier erneuten Petitionen der Breslauer Kaufmannschaft, deren erste unter dem Eindrucke der Verhandlungen der Commission des Jahres 1872 einfach abschlägig beschieden wurde, während die letztere, gegen den Stettin-galizisch-rumänischen See-Transittarif für Getreide gerichtete, dem Handelsminister Veranlassung zur Einberufung einer Commission von Vertretern der verschiedenen Interessenten auf den Januar 1876 nach Berlin bot. Auch diese Conferenz kam wiederum zu dem Ergebniß, daß den Beschwerdeführern der Nachweis einer Schädigung ihrer Interessen durch den betreffenden Tarif nicht gelungen sei, und das eingehende und höchst interessante Rescript des preußischen Handelsministers vom 5. August 1876, durch welches die Zurückweisung der Beschwerdeführer begründet wird, theilt Krönig (S. 72—82) vollständig mit.

Das thatsächliche Ergebniß der historischen Darstellung läßt sich also kurz dahin zusammenfassen, daß trotz aller Angriffe die Differenzialtarife sich als nothwendig herausgestellt haben; daß insbesondere die preußische Regierung eine feindliche Stellung zu denselben nicht eingenommen hat. Die Anschauung der Organe des Reichs richtet sich ebenfalls nicht gegen die Differenzialtarife als eine allgemein und absolut verwerfliche Einrichtung; dagegen hat man sich auch an dieser Stelle mehrfach bemüht, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um den schädlichen Wirkungen einzelner Differenzialtarife vorzubeugen.

III.

In dem zweiten Theile seiner Arbeit gibt der Verfasser seine persönlichen Ansichten über die Differenzialtarife. Er untersucht die Entstehungsgründe derselben, wägt ihre wirthschaftlichen — theils angeblichen, theils wirklichen — Nachtheile und Vortheile gegen einander ab und wirft schließlich die Frage auf, ob und welche Mittel durch die Gesetzgebung oder durch die Verwaltungs- und Aufsichtsbehörden der Eisenbahnen zu ergreifen seien, um die guten Wirkungen der Differenzialtarife zu fördern, dem nachtheiligen Einfluß derselben auf einige wirthschaftliche Verhältnisse zu steuern. Wir müssen es uns versagen, auf die klaren, ruhigen, den schwierigen Stoff vollkommen beherrschenden Ausführungen an dieser Stelle näher einzugehen; wollen indessen nicht unterlassen, allen Freunden und Gegnern der Differenzialtarife das Studium dieses Theiles der Schrift auf das wärmste zu empfehlen. Wir haben kaum eines der Argumente vermißt, welche für oder gegen die Differenzialtarife in's Feld geführt zu werden pflegen; wir haben uns auch mit der sachgemäßen und objectiven Erörterung jedes einzelnen Arguments fast durchweg einverstanden erklären können. Vielleicht erweist Krönig dem Verfasser der jüngsten, gegen die Differenzialtarife vom landwirthschaftlichen Standpunkt aus geschriebenen Broschüre des Generalsecretärs Kreiß-Grünwehr zu viel Ehre und erleichtert sich zugleich in Etwas seine Arbeit, wenn er diese Broschüre wiederholt zum Ausgangspunkt ausführlicher Erörterungen nimmt, und sich beispielsweise S. 88—94, S. 98, S. 102—110 fast ausschließlich mit derselben beschäftigt. Andererseits aber läßt es sich nicht verkennen, daß gerade die Widerlegung dieser agrarischen, scheinbar auf Zahlen gestützten Streitschrift auf die unbefangenen Gesinnungsgenossen dieses Landwirthes eine vortreffliche Wirkung ausüben muß. Krönig weist eben nach, daß auch die Zahlen des Herrn Kreiß nichts als Phantasiegebilde und Gespenster sind, die das helle Tageslicht nicht vertragen können.

Der Verfasser unserer Schrift ist aber ein ebenso entschiedener Freund der

Differenzialtarife, als ein entschiedener Gegner der Auswüchse dieser Tarifgebilde. Die Differenzialtarife sind nothwendig und unvermeidlich. Die Gefahr derselben beruht aber in ihrem innersten Grunde auf dem engen und unauflöslichen Zusammenhange der Tarifpolitik mit der Zoll- und Handelspolitik. „Das Princip des Freihandels und das Differenzialtarifprincip," sagt der Verfasser S. 112, „stehen auf dem Boden gleicher volkswirthschaftlicher Anschauungen, indem beide die Befriedigung der inländischen Consumtion auf dem wohlfeilsten Wege, selbst wo es zum Schaden der inländischen Production durch ausländische Producte geschehen müßte, als die vornehmste Seite ihrer Aufgabe auffassen."

Diese Erwägungen führen den Verfasser zu der Forderung einer staatlichen Controle über Differenzialtarife. Die verschiedenen Methoden, durch welche diese Controle auszuüben ist, werden einer sorgfältigen Prüfung unterzogen, und der Verfasser schlägt vor, daß die Aufsichtsbehörde sich darauf beschränke, von Fall zu Fall zu prüfen, ob durch einen bestehenden Differenzialtarif berechtigte Interessen verletzt sind, und daß, wenn eine solche Verletzung nachgewiesen ist, welche durch eine Ermäßigung der Eisenbahntarife resp. Gewährung einer differenziellen Vergünstigung wieder ausgeglichen werden kann, die Eisenbahnen eine solche zugestehen. — Diese Prüfung der Tarife soll in allen Verkehren, denen eine ausländische Concurrenz oder die Concurrenz einer Wasserstraße gegenübersteht, nachträglich, aus Veranlassung etwaiger Beschwerden; im internen Verkehr aber vorher, durch die Aufsichtsbehörde erfolgen, und Krönig meint, daß „dieses Mittel in seiner richtigen Anwendung unzweifelhaft ausreichen werde, um allen berechtigten Wünschen genug zu thun."

Konnten wir uns mit den theoretischen Schlußfolgerungen, welche der Verfasser aus seiner Untersuchung zieht, im Wesentlichen einverstanden erklären, so glauben wir, daß er in seinen, vorstehend wiedergegebenen, praktischen Vorschlägen vor den Consequenzen seiner eigenen Darstellung zurückscheut. Wer die ganz ungeheure Wichtigkeit der Eisenbahntarifpolitik richtig erschaut hat, der muß noch einen Schritt weiter gehen; er muß Privatgesellschaften, welche durch ihre Eisenbahnen nicht nur das allgemeine Wohl fördern wollen, sondern auch die Taschen ihrer Actionäre zu füllen gezwungen sind, die Möglichkeit, auf eigene Hand Tarifpolitik zu treiben, gänzlich entziehen, und dieser Schritt führt mit Nothwendigkeit zu den Staatsbahnen, d. h. für unsere Verhältnisse zu den Reichsbahnen, für deren Tarife wiederum gesetzliche Grundlagen geschaffen werden müssen. Innerhalb der gesetzlichen Schranken kann dann immerhin eine freie Bewegung der einzelnen Glieder des Eisenbahnnetzes stattfinden. — Was aber insbesondere die Differenzialtarife der Eisenbahnen betrifft, so ist eine Aufsichtsbehörde, wie sie jetzt in einzelnen Staaten Deutschlands bestehen, ebenso wenig wie eine Eisenbahnverwaltung im Stande, den Nutzen oder Schaden eines Differenzialtarifs richtig zu beurtheilen. Dazu ist ihr Gesichtskreis zu eng und ihr wirthschaftlicher Sachverstand zu gering. Auch diesem Mangel kann wiederum nur abgeholfen werden durch Reichsbahnen, durch Einsetzung einer aus Mitgliedern der Centralverwaltungsstelle des Reichs, nebst Sachverständigen aus den Kreisen aller Interessenten bestehenden Behörde, eines, wie wir etwa sagen möchten, Reichseisenbahnrathes, welcher alle Tarife, die außerhalb des gesetzlichen Rahmens zur Hebung von Handel und Industrie oder Landwirthschaft bestimmter Plätze oder ganzer Gegenden eingeführt werden sollen, einer wirklich sachverständigen Prüfung unterzieht und dieselben, unter Einhaltung der im Uebrigen rückgängig macht. Wenn solche, wol nur bei Reichsbahnen mögliche Behörde stets vorhanden ist, so kann, wo die Zeit und das wirthschaftliche Bedürfniß drängt, diese Prüfung innerhalb 24 Stunden vor sich gehen, also eine schädliche Verzögerung in Einführung oder Aufhebung eines Tarifs nicht so leicht vorkommen.

Wir begreifen es übrigens, warum der Verfasser diese Consequenzen nicht gezogen hat. Aber wir begreifen nicht, warum er die letzte halbe Seite seiner Schrift hinzugefügt

hat. Mit den ersten 15½ Zeilen auf S. 122 ist Krönig vollständig am Ende einer abgeschlossenen und abgerundeten Darstellung. Es folgt ein Strich und nunmehr noch 21 Zeilen, welche uns den guten Eindruck, mit dem wir eben das Buch aus der Hand legen wollten, fast verdorben hätten. Auf Einmal schneit nämlich die ganz unmotivirte Behauptung herein, daß eine der vornehmsten Ursachen der Differenzialtarife das Nebeneinanderbestehen verschiedener Tarifsysteme, d. h. also die Einführung des elsaß-lothringischen Tarifsystems sei; daß zur Beseitigung der Differenzialtarife daher dieses System aufgehoben werden müsse; und es wird geschlossen mit dem Wunsche, daß die Bemühungen um Einführung eines einheitlichen Tarifsystems in Deutschland endlich den ersehnten Abschluß finden möchten. — Wenn diese Fragen bei der Untersuchung Krönig's eine Rolle spielen sollten, so mußten sie früher, im Laufe der Darstellung, erwähnt und erledigt werden. Statt dessen ist ihre Hereinziehung von S. 1—122½ vermieden. Und nun tauchen sie plötzlich, und zwar gerade am Schluß, auf, um ebenso plötzlich wieder zu verschwinden. Ein oberflächlicher Leser und Kritiker, der sich auf Lectüre des Anfangs und des Endes eines Buches zu beschränken pflegt — und deren sind leider recht viele — kommt durch solche Kunststückchen leicht zu der Meinung, Krönig's Buch liefere den Beweis, daß das bevorstehende neue Tarifsystem den Differenzialtarifen zum allgemeinen Nutz und Frommen ein Ende machen werde; und eine solche Wirkung würde dem neuen System viele Freunde gewinnen, die jetzt von ihm nichts wissen wollen. In der That aber ergibt sich aus der ganzen Darstellung Krönig's selbst, daß Differenzialtarife trotz des neuen Systems bestehen bleiben werden, wie sie heute bestehen. Zur Verherrlichung des neuen Systems konnte der Verfasser seine Arbeit nicht schreiben; er hätte dann aber auch vermeiden müssen, den Anschein zu erregen, als ob er dies trotz alledem gethan hätte; seine bessere Ueberzeugung mußte sich dagegen sträuben, am Schlusse seiner Arbeit für das neue Tarifsystem in einer Weise Propaganda zu machen, welche mit seinen übrigen Ausführungen im offenbarsten Widerspruche steht. Doch wir wollen nicht so weit gehen, das alte Sprüchwort von dem guten Ende, das Alles gut macht, umzukehren, und dem Verfasser, trotz seiner letzten 21 Zeilen, wiederholt unseren Dank für seine gediegene Arbeit aussprechen.

† † †.

Literarische Rundschau.

Blümner's Ausgabe von Lessing's Laokoon.

Lessing's Laokoon herausgegeben und erläutert von Hugo Blümner, Prof. der Archäologie an der Universität Königsberg. Mit Holzschnitten. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1876.

Bei keinem Werke unserer classischen Literatur (Winckelmann's „Geschichte der Kunst" etwa ausgenommen) ist für heutige Leser ein fortlaufender Commentar so unentbehrlich, als bei Lessing's Laokoon, auch abgesehen von dem Bedürfniß der Schule, für welche die Wichtigkeit gerade dieser Lectüre wol allgemein anerkannt ist. Herr Professor Blümner hat den Dank Aller verdient, die das einzige Werk studiren wollen, indem er sich der Lösung dieser überaus schwierigen, bisher nur ungenügend gelösten Aufgabe unterzog. Seine Arbeit beruht auf den umfassendsten und mühseligsten Studien aller einschlägigen Gebiete der Literatur und bietet die Resultate derselben in gedrängtester und zugleich faßlichster Darstellung; sie zeigt durchweg philologische Akribie und Gewissenhaftigkeit, einen sicheren und gebildeten Geschmack, ein selbständiges Urtheil.

Schon darum bedarf der Leser des Laokoon einer fortwährenden Orientirung, weil sich nicht blos über die Gruppe selbst eine eigene Literatur gebildet hat (das Verzeichniß derselben bei Blümner weist 70 Nummern auf), sondern auch fast jeder Satz Lessing's bestritten, eingeschränkt oder erweitert worden ist. Seit Herder in den „kritischen Wäldern" mit der Befehdung des Laokoon den Anfang gemacht hat, sind die von Lessing dort gestellten und beantworteten Fragen immer auf's Neue erörtert worden; direct und indirect haben die späteren ästhetischen Schriftsteller von Kant und Schiller bis auf Vischer und Rosenkranz an Lessing angeknüpft. Nichtsdestoweniger durfte der Herausgeber sagen, daß trotz mancher berechtigter Einwände die ästhetischen Grundsätze Lessing's unerschüttert geblieben sind. Alle Modificationen und Berichtigungen haben ihren eigentlichen Inhalt unangetastet gelassen, und wo Lessing an der Wahrheit vorbeigestreift hat, ist es meist sein Irrthum gewesen, der den Weg zur Findung des Wahren gewiesen hat. Einige Beispiele werden hinreichen, um dies zu zeigen.

Bekanntlich geht Lessing von der Bemerkung Winckelmann's aus, daß Laokoon in der Gruppe nicht, wie in Virgil's Schilderung, schreie, sondern seufze. Schon dies ist von Overbeck und Brunn geleugnet worden, die behauptet haben, Laokoon stoße in der That Schmerzensschreie, Klagelaute aus. Zur endgültigen Beantwortung dieser Frage war die nicht allzuhäufige Verbindung eines kunstgeübten Blickes mit der vollkommenen Kenntniß der Muskelbewegungen des menschlichen Körpers erforderlich, wie sie eben nur ein Anatom besitzt: sie ist von Wilhelm Henke in Tübingen (den die Leser der „Rundschau" als Verfasser des schönen Aufsatzes über „Michel

Angelo" kennen) in einer kleinen, zu wenig beachteten Schrift („Die Gruppe des Laokoon", 1862) gegeben worden. Blümner hat daraus das Nöthige mitgetheilt. Es ist darin gezeigt, daß die Annahme, Laokoon schreie, schon vom medicinischen Standpunkte aus zu verwerfen, der dargestellte Moment aber der Ruhepunkt ist, der zwischen Inspiration und Exspiration des Seufzers liegt.

Die Künstler des Laokoon, sagt Lessing dann, mußten Schreien und Seufzen mildern, weil sie überhaupt den höchsten Grad des Schmerzes nicht darstellen konnten, ohne das höchste Princip der Kunst, die Schönheit, zu verletzen. Der Darstellung der entstellenden Leidenschaften enthielten sie sich entweder ganz oder setzten sie auf geringere Grade herab, in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind. Dieser Satz trifft nicht völlig das Richtige. Nicht die Leidenschaften setzten sie herab, sondern die gleichsam pathologischen Affectionen des Körpers, die sie begleiten, deuteten sie entweder nur an oder beseitigten sie ganz; sie brachten den Vorgang der Seele so viel als möglich von seiner materiellen Erscheinung abgelöst zur Erscheinung. — Freilich gilt dies nur für die beste Zeit der griechischen Kunst, nicht mehr für die der Laokoongruppe: im vollsten Sinne aber für die der Niobe, der Meduſa Rondanini. Die Niobe beweist auch schon allein, daß die Verhüllung des Agamemnon auf dem die Opferung der Iphigenie darstellenden Bilde des Timanthes nicht den von Lessing angegebenen Grund haben konnte: daß nämlich der Schmerz des Vaters sich nur durch häßliche Verzerrungen hätte äußern können. Lessing sagt: „Was Timanthes nicht malen durfte, das ließ er errathen." Vielmehr, er zog vor errathen zu lassen, was er ebensowohl hätte malen können, wie es der Meister der Niobe plastisch darstellen konnte. Er glaubte wol, sein Bild würde ergreifender sein, wenn er der Phantasie des Betrachters durch seine Darstellung keine Schranken setzte, wenn er ein Extrem des Affects ahnen ließ, das erschütternder war, als die erschütterndste Wirklichkeit. Allerdings bemerkt Blümner sehr richtig, daß Timanthes ein Vorbild an der allgemeinen griechischen Sitte und überdies an Euripides hatte, der ebenfalls in seiner Beschreibung jener Scene den Agamemnon sich verhüllen läßt.

Der dritte Abschnitt des Laokoon enthält zwei Fundamentalsätze von Lessing's Theorie: der von der bildenden Kunst zur Darstellung gewählte Moment muß ein fruchtbarer, er darf dagegen kein transitorischer sein. Beide Forderungen, sagt der Herausgeber, sind schon zu Lessing's und noch mehr in neuerer Zeit Gegenstand heftigen Widerspruchs geworden; Aesthetiker und Archäologen spalten sich hier gewissermaßen in zwei Heerlager. Gewiß bedarf Lessing's Verbot der Darstellung der äußersten Staffel des Affects, die unfruchtbar sei, weil die Phantasie nicht darüber hinausgehen könne, der Einschränkung: auch hier bleibt der Phantasie Spielraum genug, da sie das Entstehen der dargestellten Situation rückwärts verfolgen kann. Ferner bedarf die Definition des fruchtbaren Moments der Ergänzung: er muß nicht blos die Phantasie zur Vorstellung dessen, was folgen wird, anregen, sondern ihr auch dahin die Richtung geben, da sie sonst leicht irre gehen würde. Sodann verlangt Lessing's Ausschließung des transitorischen Moments eine präcisere Bestimmung dieses Begriffs, als er selbst sie gegeben hatte. Seine Behauptung, daß ein lachendes Gesicht von der Darstellung fixirt als ein grinsendes erscheine, wird durch zahlreiche, vortrefflich wirkende Darstellungen des Lachens, besonders in Gruppenbildern, widerlegt (man denke z. B. an das prächtige Bild Desregger's „Der Besuch", auf der letzten Berliner Ausstellung).

Undarstellbar ist nun das „rein Transitorische, das sich ohne die geringste Pause Bewegende", das „plötzlich Ausbrechende und Verschwindende", und dies hat Lessing allem Anschein nach bei seinem Verbot im Sinne gehabt, aber nicht scharf genug ausgesprochen. Daß in der That auch der für die Laokoongruppe gewählte Moment kein rein transitorischer ist, hat Henke in der angeführten Schrift vortrefflich gezeigt: es ist der Augenblick vor dem Seufzen, der Moment des Anhaltens vor dem Ausathmen, „der kritische Stillstand tragischer Erschütterung".

Wie in diesen Fällen ist die auf den von Lessing gelegten Fundamenten fort-

bauende ästhetische Forschung öfter zu einer etwas abweichenden Formulirung seiner Grundsätze und Regeln gelangt, ohne jedoch, wie gesagt, sie umzustoßen oder ihren eigentlichen Inhalt anzutasten. Auch wo die seit jener Zeit im weitesten Umfange erfolgte, außerordentlich große Vermehrung des Vorraths antiker Kunstdenkmäler eine Berichtigung von Lessing's Aufstellungen veranlaßt hat, hat diese nur die Form, nicht den Sinn derselben getroffen. Lessing's Behauptung, daß die Alten keine Furien dargestellt hätten (Tempelfiguren und Werke der Bildersprache ausgenommen), ist durch zahlreiche seitdem bekannt gewordene Monumente (namentlich Vasenbilder und Sarkophage) zwar scheinbar widerlegt, in Wirklichkeit aber nur glänzend bestätigt worden: denn alle diese Erinnyen haben nichts Furienhaftes.

In der umfangreichen Literatur der an Lessing's Sätze anknüpfenden, sie beschränkenden oder weiter entwickelnden ästhetischen Schriften orientirt der Herausgeber den Leser vollkommen durch reichliche, auch die neuesten Arbeiten berücksichtigende Mittheilungen. Seinen sorgfältig abwägenden Zusammenfassungen wird man überall mit Interesse folgen, seinen Ergebnissen in der Regel, wo nicht immer, zustimmen können.

Auch die antiquarischen, philologischen und literarischen Nachweisungen sind in zweckmäßigster Weise und richtiger Beschränkung auf das für gebildete Leser Erforderliche gegeben. Ganz entbehrlich werden sie für die wenigsten sein. Wie viele kennen heute noch die in jener Zeit vielgelesenen ästhetischen Schriften, auf die Lessing sich beruft oder die er bestreitet, von Lodovico Dolce, Dübos, Webb, Harris, Richardson, Shaftesbury u. s. w.? Interessant ist, daß Lessing auch (sicherlich ohne es zu ahnen) in seiner Trennung der Poesie von den bildenden Künsten einen Vorgänger gehabt habt. Der Römer Marliani (Verfasser einer Topographie der Stadt Rom im 16. Jahrhundert) sagt in seiner Beschreibung des Laokoon: „obwol die Künstler der Schilderung Virgil's gefolgt zu sein scheinen, haben sie ihn doch nicht durchweg nachgeahmt, da sie erkannten, daß Vieles dem Ohr gefällt und sich dafür schickt, aber nicht auf gleiche Weise dem Auge (S. 62).

Daß der Herausgeber die Fragmente und den Nachlaß zum Laokoon möglichst weit herangezogen und besonders Parallelstellen oder erweiternde Bemerkungen daraus angeführt hat, ist nicht nur vollkommen gerechtfertigt, sondern es dürfte sich auch für eine spätere Ausgabe der Wiederabdruck der Fragmente und des Nachlasses (mindestens in der von Lachmann getroffenen Auswahl) empfehlen. Auch hier ist Manches von großem Interesse. Es ist wol nicht so allgemein bekannt, als es zu sein verdiente, daß sich in dem Nachlaß auch eine französische Uebersetzung der Vorrede zum Laokoon mit Weglassung der drei letzten Abschnitte, dagegen mit folgendem höchst merkwürdigen Schlusse befindet (Ausgabe von Lachmann XI. 169)*): „Il y a quelques années que j'en ai donné le commencement en Alemand. Je vais le rediger de nouveau et d'en donner la suite en François, cette langue m'étant dans ces matières tout au moins aussi familière que l'autre. La langue allemande', quoique elle ne lui cède en rien etant manié comme il faut, est pourtant encore à former, à creer même pour plusieurs genres de composition, dont celui ci n'est pas le moindre. Mais à quoi bon se donner cette peine, au risque même de n'y reussir pas au gout de ses compatriots? Voilà la langue françoise deja toute crée, toute formée: risquons donc le poquet. Et qu'y a-t-il à risquer? Tout délicats que les François sont sur le chapitre de leur langue: je les connois d'assez bonne composition à l'égard d'un étranger, qui n'y prétend à rien, qu'à etre clair et précis". Mag dieser Gedanke einer französischen Bearbeitung und Fortsetzung des Laokoon ein noch so vorübergehender gewesen sein: Lessing hat ihn doch einmal gehegt. Auch er also, der unermüdliche und unerschrockene Führer in dem Kampfe zur Befreiung deutscher Literatur und Bildung aus französischen Fesseln, hat einmal, wenn auch nur für einen Augenblick, ein Erlahmen seiner Kraft gefühlt. Nichts mahnt so eindringlich als diese Thatsache, welch' ungeheure Schwierigkeiten Lessing zu überwinden hatte, um der

*) Die Orthographie Lessing's ist durchaus beibehalten.

deutschen Prosa die Ausdrucksfähigkeit, Schärfe und Klarheit zu geben, die sie ihm verdankt.

Die Fragmente hat Blümner, wie natürlich, nach der vollständigsten Ausgabe des Lessing'schen Nachlasses zum Laokoon, der Hempel'schen, citirt. Ueber das Verhältniß dieser Ausgabe zur Lachmann'schen sei eine Bemerkung gestattet. Beide beruhen auf demselben handschriftlichen Material, den in Benoni Friedländer's, dann seiner Erben Besitz befindlichen Aufzeichnungen Lessing's. Ebenso wie Lachmann diese Blätter von B. Friedländer zur freiesten Verfügung erhalten hatte, war auch von dessen Erben dem Herausgeber der Hempel'schen Ausgabe ihre uneingeschränkte Benutzung gestattet worden. Lachmann gab nur eine Auswahl aus diesen Papieren, in der Hempel'schen Ausgabe sind sie vollständig veröffentlicht. Ohne Lachmann, der sich auf das Wichtigste beschränken zu sollen glaubte, einen Vorwurf zu machen, wird man doch die Veröffentlichung des ganzen Nachlasses dankenswerth finden. Wir erhalten dadurch einen besseren Einblick in Lessing's Art zu arbeiten, in die Entstehungsgeschichte des Laokoon. Namentlich die vollständige Mittheilung eines Entwurfs zu demselben, der allem Anschein nach der Urentwurf ist (Bd. II. S. 192 ff.), und von dem Lachmann nur die ersten vier Seiten gegeben hatte, ist sehr willkommen. Man sieht hier, daß Mendelsohn's Einwendungen gegen einige Punkte nicht ohne Einfluß auf die spätere Fassung geblieben sind. Wenn nun Lachmann seine Mittheilung dieses Entwurfs (XI. 143 seiner Ausgabe) mitten in einem Satze mit einem „u. s. w." abbrach, geschah dies ohne Zweifel aus keinem anderen Grunde, als weil ihm das Gegebene als Probe zu genügen schien. Die von dem Herausgeber der Hempel'schen Ausgabe S. 181 (und auch von Anderen) geäußerte Vermuthung, daß Lachmann sich vielleicht einem Verbot des Besitzers zu fügen gehabt habe, ist völlig grundlos, und Benoni Friedländer hat wahrlich am Allerwenigsten verdient, so verdächtigt zu werden. Selten ist wol ein Sammler in der Mittheilung seiner Kostbarkeiten so liberal gewesen als er, und Nichts lag ihm ferner, als irgend einen literarischen Besitz zu verheimlichen.

Den Werth der Blümner'schen Ausgabe des Laokoon erhöhen noch die Abbildungen, die in gutem Holzschnitt, außer der Gruppe selbst (bei welcher die richtigen Ergänzungen der Arme des Vaters und des jüngsten Sohnes angedeutet sind), die übrigen antiken Darstellungen des Gegenstandes geben, namentlich das interessante, kürzlich entdeckte Pompejanische Wandgemälde. Möchte denn diese treffliche Arbeit nicht blos in den Kreisen der Kunstfreunde, der Lehrer, der Studirenden (für die sie der Verfasser zunächst bestimmt hat), sondern überall, wo man sich ernstlich bemüht in den Geist Lessing's einzudringen, die weiteste Verbreitung finden.

Königsberg. L. Friedländer.

Uarda.

Uarda. Roman aus dem alten Aegypten von Georg Ebers. 3 Bände. Stuttgart und Leipzig, Eduard Hallberger. 1877.

Als Ebers vor zwölf Jahren die erste Auflage der „Aegyptischen Königstochter" drucken ließ, glaubte er die von ihm gewählte Form der dichterischen Belehrung oder der belehrenden Dichtung, wie man es nehmen will, noch entschuldigen zu müssen. Der Gelehrte machte seine Verbeugung vor den Berufsgenossen und wies auf die Menge der wißbegierigen Weltleute hin, denen gleichwol die strenge Geistesarbeit nicht mundet. Der Dichter aber bat um Nachsicht für „psychologische Anachronismen". Man werde den Einfluß christlicher und moderner Denkungsweise in seinen Charakterbildern

spüren, solle sich daran aber nicht stoßen: denn rein antike Charaktere möchten uns ungenießbar erscheinen. — War das Alles nun bloße Bescheidenheit? Angesichts der glänzenden Aufnahme, welche die „Königstochter" bei der Kritik und dem Publicum nicht nur Deutschlands, sondern, wie die mannigfachen Uebersetzungen beweisen, auch des Auslandes fand, möchte man es glauben. Es würde aber ein Blick in das erste beste Capitel der jetzt vor uns liegenden „Uarda" genügen, um eines Besseren zu belehren. Das jüngere Werk ist in der That die schärfste Kritik des älteren; es zeigt glänzenden, bewundernswerthen Fortschritt in jedem Zuge. Dieser Roman, mit dem der kranke Gelehrte die Stunden hinweg täuschte, in welchen der ernste, volle Dienst seiner Wissenschaft ihm versagt war, steht, wir sprechen es mit voller Ueberzeugung aus, auf der Höhe der erzählenden und schildernden Kunst, neben dem Besten, was das letzte Jahrzehnt in dieser Lieblingsform unserer zeitgenössischen Dichtkunst geschaffen hat. Was zunächst den sachlichen Inhalt angeht, die hier verarbeiteten antiquarischen, historischen, ethnologischen Kenntnisse, so könnte es an sich vermessen erscheinen, Angesichts der „Königstochter" von „Fortschritten" reden zu wollen; und doch braucht man kein Aegyptolog zu sein, um wenigstens den Fortschritt in der *Verwerthung* jener Gelehrsamkeit auf jeder Seite zu merken. Der frühere Roman, bei allem Reichthum und aller Gediegenheit des antiquarischen Inhalts, konnte eine gewisse mosaikartige Behandlung nicht verleugnen. Deutlich war die lehrhafte Absicht, waren die Quellen des Verfassers fast überall erkennbar; oft ziemlich unvermittelt drängten sich die gelehrten Excurse in die Erzählung (ganz abgesehen von den hinten angehängten Anmerkungen); es roch hier und da wirklich stark nach der Lampe. So erinnerte beispielsweise das Gastmahl der Rhodopis beinahe an ein Capitel aus Becker's „Charikles". Die Erzählung, welche Kallias da von den olympischen Spielen vorträgt, hat mit der Situation und der dichterischen Handlung so gut als gar nichts gemein, und sie ist nicht die einzige ihrer Art. Man wird, wenn auch nicht verstimmt, so doch einigermaßen abgekühlt, und ein gewisser Zwittercharakter des Werkes ist nicht zu verkennen. Ueber das Alles nun, ich möchte sagen über diese Vorübungen, ist Ebers in der „Uarda" völlig hinweg. Die Welt des alten Wunderlandes am Nil ist ihm sichtlich eine zweite Heimath geworden, in der er nun selbstverständliche Dinge sieht. Sie hat ihm in Natur, Denkmälern, Geschichte alle ihre Geheimnisse enthüllt. An den fruchttrotzenden Gestaden des heiligen Stroms hat er das Segenswerk der Isis und des Horus belauscht; über seinem Haupte hat Sechet, die „löwenköpfige Göttin", mit ihren Gluthstrahlen gewüthet; im Thale der Königsgräber hat er die Schakaln und Fledermäuse, das unheimliche Geschlecht des Anubis, von vieltausendjährigen Trümmern verscheucht; die heitere Pracht der königlichen Paläste und Gärten von Theben ist ihm so vertraut, wie es ihm die schattigen Höfe und Hallen des heiligen Seti-Hauses mit ihren Mysterien sind. Die Räthelschaft der Denkmäler hat für ihn keine Geheimnisse; sie erzählt ihm nicht nur von den Schlachten und Triumphen des Ramses, sondern auch von dem kleinen täglichen Leid und Genuß des einfachen ägyptischen Kriegers und Landmannes. Jene Erstlingskinder der Geschichte, welche die Ueberlieferungen der Jahrtausende mit dem unerklärten Wunder einer reichen, fertigen Civilisation eröffnen, sie beleben sich vor dem Auge des Forschers wie Menschen von gestern und heute. Und diese ganze, wundervolle Fülle von Anschauungen und Offenbarungen der entlegensten Vorzeit strömt, quillt, sprudelt uns hier aller Orten entgegen, so vollkommen aufgelöst in des Dichters Anschauung und Gefühl, daß wir ihre eigenartigsten Erscheinungen als selbstverständliche Dinge hinnehmen und uns nach wenigen Capiteln auf dem räumlich und zeitlich so weit entlegenen Schauplatze heimisch fühlen, wie im eigenen Hause. Damit ist denn auch für den Dichter jene Erwägung weggefallen, welche ihn einst veranlaßte, den Rahmen seines Erstlings-Romans in nicht unbedenklicher Weise zu erweitern. Ebers fürchtet nicht mehr, wie damals, uns zu ermüden, wenn er das reine, in sich abgeschlossene altägyptische Leben in seiner ganzen ungebrochenen Fülle und Eigenthümlichkeit uns vorführt. Er hält sich nicht mehr verpflichtet, durch Einführung von Griechen, Juden,

Persern, Medern für Abwechselung zu sorgen. Selbst die verführerische Episode, in welcher Pentaur, der geniale ägyptische Dichter-Priester, seinen Jugendgenossen und einstigen Mitschüler, den „Mesu" (Moses) auf dem Sinai findet, sie ist in keuscher Selbstbeschränkung innerhalb fest gezogener Grenzen gehalten und wirkt deshalb um so reiner und kräftiger. Wie nahe lag da die Versuchung zu einem religions-philosophischen Erguß! Hier der schwärmerische Adept, den seine heilige Zunft um einer unerlaubten Regung menschlichen Fühlens und freieren Denkens willen unbarmherzig verstößt, den nach furchtbaren Tagen des Elends der Jubel der eben wiedergewonnenen Freiheit erfüllt; — dort der aus der Priesterschule in die Wüste entflohene willensgewaltige Denker, der Hirt mit der Königs- und Prophetengestalt, und beide umweht von den Schauern der heiligen Frühe auf dem Gipfel des Gottesberges. Welch' ein Motiv! Und Ebers begnügt sich mit einem Gespräch von wenigen Zeilen. „Mesu" wendet sich betend von der aufgehenden Sonne ab. „Warum wandtest du dich ab von des Sonnengottes Erscheinung?" — „Weil ich zu einem Anderen bete, als ihr. „Die Sonne und alle Sterne sind wie Spielbälle der Kinder in seiner Hand. Die „Erde ist seiner Füße Schemel, der Sturmwind sein Athem und das Meer ist vor „seinem Auge wie der Tropfen an diesem Halme." — „Lehre mich den Großen „kennen, zu dem Du betest!" rief Pentaur. — „Suche ihn!" entgegnete der Andere, „und du wirst ihn finden, denn aus Leid und Elend kommst du, und an dieser „Stätte, an einem Morgen wie dieser, ward er mir offenbar." — „Der Fremde „wandte sich ab und bald verbarg ihn ein Felsen dem sinnend in die Weite schauenden „Dichter." — Damit ist die Episode beendet. Pentaur kehrt zu den dringenden Aufgaben des Tages zurück; der mächtige epische Strom der Handlung wird nicht länger aufgehalten, als es nöthig ist, um unsere Aufmerksamkeit zu schärfen und uns dann seine innerlich treibende Kraft desto besser empfinden zu lassen.

Und hier berühren wir den entscheidenden Punkt für die Würdigung des Romans. Ebers ist in seinem guten Rechte, wenn er diesmal ausdrücklich als Dichter, nicht als der populär schreibende Gelehrte gemessen sein will. Er hat in der That eine ächte, schöne, lebendige Dichtung geschaffen, eine bleibende Zierde unserer Literatur. Sein gediegenes und umfassendes Wissen gibt seinen Schilderungen, seinen Charakteren eine wohlthuende Fülle und Bestimmtheit der Localfarbe, des individuellen Lebens; aber nicht einen Augenblick macht es sich als eine schwer zu tragende Rüstung fühlbar. Aus dem vieltausendjährigen Schutt jener untergegangenen Cultur läßt er Menschen erstehen, die uns so natürlich, so warm, so lebensfrisch anmuthen, wie Freunde, deren Thaten und Schicksalen wir mit Spannung und herzlicher Theilnahme folgen müssen, und die doch ihre ganz bestimmte Eigenart behalten, während das aus der Seele des Dichters strömende Licht intelligenter Humanität sie gleichzeitig in anheimelnde und wohlbekannte Farben taucht. Es ist eine kleine Welt, in der alle Typen der Civilisation sich versammeln. Vom heldenhaften, großherzigen Könige bis zum unreinen „Paraschiten" (Leichenzerschneider) herab, dem Paria der altägyptischen Gesellschaft; vom idealen Märtyrer des Gedankens bis zum leidenschaftlichen Selbstlinge und zum perfiden Intriguanten sind da alle Schattirungen des Glücks und des Charakters vertreten; und eine mächtige, wohl angelegte, nie stockende Handlung hält alle Elemente im Fluß und läßt die Theilnahme nie ermatten. Wem aber gebührt der Preis? Welche Gestalt faßt beherrschend das Interesse zusammen? Allerdings, wie wir nur gleich sagen wollen, nicht etwa Uarda, die Titelheldin. Diese duftige von süßem Geheimniß umgebene „Rose" (das ist die Deutung des Namens) bleibt durchaus Nebenfigur. Ihr Ausscheiden würde den Roman wol um einige wunderschöne Scenen kürzen, nicht aber den Bau der Handlung in seinen Grundlagen erschüttern. Dagegen wäre unseres Erachtens hier noch weit mehr als dem Erstlingswerke der Titel der „Königstochter" gerechtfertigt gewesen. Noch mehr als dort Nitetis, die unglückliche Braut des Kambyses, tritt hier Pent-Anat, des königlichen Ramses' II. herrliche Tochter, in den Mittelpunkt der Theilnahme. Ebers hat hier einen weiblichen Charakter von einer Gediegenheit, Gesundheit und Lieblichkeit, einem Reichthum der

Anlage und einer plastischen Kraft und Fülle gezeichnet, die von vorne herein alle Herzen gewinnen müssen. Und neben der hochgesinnten und menschlichen Fürstentochter dann das priesterliche Freundespaar, Pentaur, der ideale Schwärmer, dem die Muse den Weihekuß der Schönheit und des Glücks ertheilte, und Nebsecht, der Arzt, der Forscher, der Märtyrer des Wahrheit suchenden Gedankens! Wie zwei mächtige Säulen tragen sie, mit Pent-Anat, das Interesse der Handlung, während die bunte Reihe der ergänzenden, antreibenden und retardirenden Gestalten um diese Mitte mit feinstem künstlerischem Verständniß gruppirt ist. Einem Mißverständnisse ist hier gleich zu begegnen, das da und dort wol auftauchen dürfte. Es wäre möglich, daß dem Dichter tendenziöse Sympathien und Antipathien, etwa Culturkampf-Stimmungen, zum Vorwurf gemacht würden. In der That könnten nur sehr naive Leser die Verschwörung der Priester gegen den kriegerischen, siegreichen Soldatenkönig lesen, ohne sich zu erinnern, daß es eben nichts Neues unter der Sonne gibt; und welchen tiefer Blickenden würde aus den Zügen und Schicksalen Nebsecht's, des heldenhaft resignirten, unbestechlichen, skeptischen, unermüdlichen Forschers nicht die ganze Majestät des „Vitam impendere vero", nicht das ganze, volle Siegesbewußtsein des wissenschaftlichen Gedankens, auch unseres Zeitgedankens, ansprechen? Es ist aber ein gewaltiger Unterschied zwischen unkünstlerischer „Tendenz" und solchen ewigen Lebensbeziehungen, die eben den Beweis für die rein menschliche Wahrheit der Dichtung führen. Ameni, der hochgebildete, staatskluge, im Grunde humane, aber in die ehernen Mauern des Standesegoismus gebannte Priester; Gagabu, der joviale, behäbige, wohlgenährte geistliche Herr; neben und hinter ihnen der denkfaule, neidische, beschränkte Troß des geistlichen Heeres: das sind ebenso nothwendige und ewige Typen, wie die Gestalten des Dichters und des Forschers, denen es in den Schranken des Dogmas, der Kaste, zu enge wird. Es ist nicht Ebers' Schuld, wenn die Priester des Seti-Hauses nicht nur durch ihre Talare und Krummstäbe an ihre heutigen Collegen erinnern; wenn seine alten Aegypter den Gegensatz zwischen culturschöpferischer Menschlichkeit und tödtender Selbstsucht und Trägheit so zur Anschauung bringen, daß uns das „De te fabula narratur" in den Ohren summt. Kann der Dichter dafür, wenn man im neunzehnten Jahrhundert nach Christi Geburt die famose Geschichte von dem Herzen des heiligen Ammons-Widders, das in den todten Leib des Priesters gefahren war, vielleicht als Anspielung aufnimmt?

Ein besonderes Lob verdienen die Liebesscenen. Ihre schlichte Natürlichkeit ist unendlich wirksamer, als der declamatorische Jambenstyl jener bekannten Stellen der „Königstochter", für welchen dort die Vorrede nicht ohne Veranlassung um Entschuldigung bittet. Eher wäre vielleicht ein kritisches Wörtchen gestattet über eine gewisse Harmlosigkeit in Verwendung allerdings altbewährter, aber eben sehr altbewährter Kunstmittel zur Würze der Handlung. Die Vertauschung von Kindern, die dann durch ihren Charakter die Physiologen in Erstaunen setzen, die wunderbaren Trennungen, Rettungen, Wiedererkennungen, die erstaunlichen, aller Mechanik spottenden Heldenthaten gehören dahin. Wir wundern uns weiter nicht, wenn ein altägyptischer Dichter etwa die Lage des Ramses in der Schlacht bei Kadesch uns also schildert: „Er befand sich allein, und kein Anderer war bei ihm! Und als er hervortrat, von Allen gesehen, die hinter ihm waren, da ward er umzingelt von feindlichen Wagen zweitausendfünfhundert" ꝛc. Aber von Schlachtschilderungen in einem modernen Roman erwarten wir doch mehr Anschaulichkeit und etwas sparsameren Gebrauch der Hyperbel. — Doch das sind am Ende Nebensachen, die unter den Vorzügen der trefflichen Leistung verschwinden. Alles in Allem dürfen wir die „Uarda" als reine, schön menschliche Dichtung ebenso empfehlen, wie als geschmackvollste Einführung in eine viertausend Jahre hinter uns liegende, aber durch die moderne Wissenschaft vollständig erschlossene Culturepoche. — Wer die „realistische" Strömung unserer zeitgenössischen Dichtung in ihrer Berechtigung würdigen will, der halte sich an solche Leistungen, nicht an, allerdings zahlreichere, Speculationen auf das rohe stoffliche Reizbedürfniß der Menge!

F. Kreyssig.

Ein Deutsch-Amerikaner über die Politik als Wissenschaft.

Treatise on Politics as a Science by Charles Reemelin. Cincinnati, 1875.

Während die öffentliche Meinung sich mehr und mehr der Anschauung zuneigt, daß wir aus den politischen Verhältnissen der Vereinigten Staaten von Amerika mehr lernen können, wenn wir dieselben als warnendes Beispiel statt als leuchtendes Vorbild für unsere heimischen Zustände betrachten, müssen uns die dortigen socialen Verhältnisse nach sehr vielen Richtungen hin als erstrebenswerth erscheinen. Einen neuen Beweis hierfür liefert das vor Kurzem erschienene, in der Ueberschrift genannte Werk eines früheren Landsmannes; denn der Name „Reemelin" ist nichts als eine der leider noch so oft vorkommenden Uebersetzungen deutscher Namen in's Amerikanische; der Verfasser heißt eigentlich Karl Rümelin, er entstammt der bekannten schwäbischen Familie und ist ein Vetter des Kanzlers Rümelin in Tübingen. Schon in jungen Jahren kam er ohne alle Mittel nach Amerika, erwarb sich durch eisernen Fleiß und Ausdauer als Kaufmann ein bedeutendes Vermögen, und widmete seitdem seine Mußestunden den in der Jugend unter dem Zwange der äußeren Verhältnisse versäumten wissenschaftlichen Studien, betheiligte sich in hervorragenden Stellungen am öffentlichen Leben und gab einen beträchtlichen Theil seines sauer erworbenen Vermögens wiederum aus für gute öffentliche Zwecke. Ergebnisse seiner Studien, kleinere und größere Abhandlungen volkswirthschaftlichen und staatswissenschaftlichen Inhalts, sind in den amerikanischen Zeitschriften mehrfach abgedruckt, vor Allem seine Arbeiten über finanzielle Fragen erfreuten sich des allgemeinen Beifalls der dortigen sachverständigen Kreise. Ein Theil dieser Aufsätze, vermehrt durch Arbeiten verwandten Inhalts, ist unter dem obigen Titel zusammengestellt. Dieselben sind, wie der Verfasser in der Einleitung bemerkt, zu verschiedenen Zeiten, unter wechselnden Eindrücken und unter dem Einflusse der jedesmaligen Lecture geschrieben, umgearbeitet, ergänzt. Ein verstorbener Freund hat ihn bestimmt, sie als ein zusammenhängendes Ganzes durch den Druck zu veröffentlichen. Der Verfasser will mit ihnen kein abgeschlossenes und abgerundetes „System der Politik" vorlegen, er gibt sich aber der Hoffnung hin, daß „in denselben nichts enthalten ist, was nicht in irgend einer Beziehung zu dieser Wissenschaft steht".

Ein Blick auf das Inhaltsverzeichniß der fünfunddreißig Capitel des Buches bestätigt die Richtigkeit dieser Selbstkritik. Die ersten acht Capitel behandeln politische Fragen allgemeinen Inhaltes: den Werth der Staatswissenschaft überhaupt, die politische Seite des Menschen, die verschiedenen Staatsverfassungen, die Fähigkeit, zukünftige politische Ereignisse voraus zu beurtheilen, die Veränderlichkeit der Staatsformen. Dann folgen vier Capitel über die verschiedenen Seiten der Regierungsgewalt, die Erfordernisse einer tüchtigen Executive, Legislative und Gerichtsverfassung. In den nächsten acht Capiteln werden wiederum Bemerkungen gemacht über richtige und verkehrte politische Bestrebungen, den wahren und den falschen Ehrgeiz in der Politik, Centralisation und Decentralisation, Coordination und Subordination. Die folgenden fünf Capitel sind finanzpolitischen Inhaltes, sie enthalten kurze Abhandlungen über die verschiedenen Arten der Steuern, das öffentliche Schuldenwesen, das Geld- und Münzwesen. In den letzten zehn Capiteln werden dann wieder die Ansichten des Verfassers über verschiedene Fragen allgemeiner Natur, meist Tagesfragen, mehr oder weniger ausführlich dargelegt: die Gegensätze zwischen der Moral des Individuums und des Staatsmannes; den wahren und falschen Patriotismus; das Verhältniß von Nationalität und Sprache, der Religion zur Politik; die Stellung der Frauen in der Politik (der Verfasser ist ein entschiedener Gegner der übertriebenen Emancipationsbestrebungen vieler amerikanischer Kreise); das Verhältniß von Arbeit und Capital; die Grundlagen einer gesunden Politik und Aehnliches.

Der Verfasser hat durch und durch gesunde politische Anschauungen, er weiß in der deutschen, englischen, französischen und amerikanischen einschlägigen Literatur

tüchtig Bescheid und hat mit Eifer und richtigem Verständniß das, was er gelesen, auch in sich aufgenommen. Er schwärmt nicht für eine bestimmte Staatsform, der Inhalt, nicht die Form, ist ihm die Hauptsache, und die Form muß für verschiedene Gemeinwesen und für verschiedene Zeiten auch verschieden sein. Daß aber die amerikanische Demokratie nichts weniger als das Ideal einer Staatsverfassung ist, darauf wird wiederholt mit Nachdruck hingewiesen; überhaupt scheut sich der Verfasser nicht an vielen Punkten schonungslos die faulen Stellen in den amerikanischen öffentlichen, Zuständen zu geißeln, die dortige Beamtenwirthschaft und Stellenjägerei, die verkehrte Wirthschafts- und Zollpolitik unverhohlen streng zu verurtheilen. Wirthschaftlich ist Reemelin ein entschiedener Freihändler, ein Gegner des Papiergeldes, ein Anhänger internationaler Münzverträge; seine Bemerkungen über die verschiedenen Arten der Besteuerung, das Budgetrecht sind durchweg zutreffend und richtig und wol der sachlich bedeutsamste Theil seines Werkchens. Man fühlt hier, daß der Verfasser diese Verhältnisse nicht allein durch theoretische Arbeiten kennen gelernt, sondern daß er eine reiche, umfassende Praxis als Finanzmann durchgemacht hat. Alle seine Anschauungen sind aber von einem wohlthuenden Idealismus durchdrungen, ein Vorzug, dessen er sich selbst recht wohl bewußt ist, denn er bemerkt in der Einleitung, er sehe voraus, daß ihm auch wegen dieses Buches auf's Neue der „Vorwurf" gemacht werden werde, er sei ein Idealist, ein Theoretiker, „aber er halte auch mehr von der ehrlichen Theorie, als von der unehrlichen Praxis".

Können wir hiernach gern zugeben, daß das Buch reich an gesunden Gedanken und zutreffenden Urtheilen ist, so müssen wir andererseits hervorheben, daß der deutsche Leser wenig Neues und Originelles in demselben finden wird. Die schwächste Seite des Verfassers ist aber die Systematik, er versteht nicht, seine Gedanken nach einer klaren Disposition logisch zu gruppiren. Das Buch ist nicht sowol eine Abhandlung über die Politik als Wissenschaft, als vielmehr eine Sammlung von Aufsätzen über einzelne politische Fragen, welche in keinen organischen Beziehungen zu einander stehen, und denen ebenso wenig ein leitender Gedanke zu Grunde liegt. Auch fehlt es in Folge dessen nicht an Wiederholungen und Abschweifungen. Was die formelle Seite betrifft, so fällt es öfters auf, daß R. mit seiner Belesenheit, seinen Citaten allzu sehr prunkt, daß er mit einer zu behäbigen Redseligkeit seine Gedanken ausspinnt. Wir gönnen ihm aber von Herzen die Freude, diese Früchte seiner Studien gedruckt vor sich zu sehen, und manche unserer deutschen Kaufleute mögen in diesem Landsmann ein Vorbild dafür erblicken, daß unter dem Drange einer mühevollen materiellen Beschäftigung auch ein warmer und aufrichtiger Idealismus bewahrt werden kann und bewahrt werden sollte.

ε. **Vom Musikalisch-Schönen.** Ein Beitrag zur Revision der Aesthetik der Tonkunst. Von Prof. Dr. Ed. Hanslick. Fünfte, verbesserte Auflage. Leipzig, J. A. Barth. 1876.

Eine philosophische Abhandlung, welche die fünfte Auflage erlebt, kann nichts Gewöhnliches sein. Sie muß neue Gesichtspunkte, neue Wahrheiten bieten, welche einen großen Kreis von Lesern nachhaltig zu beschäftigen vermochten. Die Resultate des kleinen Buches sind in Kürze folgende: Die Musik erregt wol Gefühle, aber sie ist unfähig bestimmte Gefühle darzustellen. Man kann von keinem Inhalt der Tonkunst reden, denn er beruht in tönend bewegten Formen. Das Schöne der Tondichtung ist ein specifisch Musikalisches. Es gibt kein Naturschönes für die Musik, wie für die anderen Künste. Hanslick hat das Verdienst gehabt, diese Dinge zuerst im Zusammenhange auszusprechen, ihre äußersten Consequenzen zu ziehen und mit einer solchen Fülle von gesundem Menschenverstand zu illustriren, daß sie für alle diejenigen, die logisch denken können, für immer in's Reine gebracht sind. Der Erfolg seiner Untersuchungen ist um so bedeutungsvoller in einer Zeit, wo man auf musikalischem Gebiete gern das Unterste zu oberst kehren möchte und in der Bewunderung für die außerordentliche Erscheinung Wagner's jeder Art unparteiischer und ruhig erörternder Kritik Valet gesagt hat. Das übertriebene Vergegenwärtigen eines Genius führt zuletzt dahin, daß man ihn entgegenwärtigt.

Der Verfasser würde übrigens sein Buch, wenn er es jetzt schriebe, in mancher Beziehung anders fassen, nicht was die Gedanken selbst, wol aber was ihren Vortrag betrifft. Vieles ist in der ängstlichen Sorge, nicht ganz deutlich zu sein, zu oft wiederholt. Aber Bücher haben nicht nur ihre Geschicke, sondern auch ihr Kleid, an dem man nicht zu viel ändern darf, wenn sie die alten bleiben sollen. —

ε. **Das Bühnenfestspiel in Bayreuth.** Eine kritische Studie von Max Kalbeck. Breslau, Schletter'sche Buchhandlung. 1876.

Eine der wenigen unparteiischen und vortrefflichen Arbeiten, welche über das große Unternehmen geschrieben sind. Das „Nachspiel in der Restauration", in der Zeitung ganz am Platz, hätte jedoch der Brochure nicht beigegeben werden sollen. Mag die Persönlichkeit R. Wagner's sein, wie sie will. Wir haben es mit seiner Kunst zu thun, nicht mit ihm. Gönnen wir den Mann doch den Seinen.

σ. **Die Naturkräfte.** Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek. München, R. Oldenbourg. 1876.

Es ist ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit, daß sie alle die Erscheinungen in der uns umgebenden Natur nach Ursache und Wirkung einzutheilen sich bestrebt. Was vordem als Wunder betrachtet wurde, wird jetzt als nothwendige Folge von vorausgegangenen Ereignissen angesehen und danach beurtheilt. Was früher theoretische Speculation, wird jetzt durch gesunde Anschauung auf inductivem oder analytischem Wege gefolgert. Es ist dies der einzige und sicherste Weg zur Erreichung des Ziels, das wir Alle unter dem Begriff der geistigen Freiheit erstreben. Diese Geistesfreiheit ist aber das erste Postulat zur Erreichung des Zustandes, der uns in der edelsten Bedeutung des Wortes gleichberechtigt machen kann. Abstracte Philosophie ist weiteren Kreisen unzugänglich. Die moderne Richtung der Forschung kommt daher der allgemeinen Bildung zu statten, denn die verschiedensten Hilfsmittel stehen jener zu Gebote, um in gemeinverständlicher Weise verbreitet werden zu können. Es war daher ein äußerst verdienstvoller Gedanke der Verlagshandlung R. Oldenbourg in München, ein Unternehmen in's Leben zu rufen, welches als eine wahre Encyclopädie der Naturwissenschaften in gemeinfaßlicher Darstellung angesehen werden muß. Als vor einigen Jahren dieses Werk zu erscheinen begann, waren nur zehn Bände projectirt, und jeder einzelne Band sollte ein bestimmtes Capitel aus den Naturwissenschaften von einem bewährten Fachmanne bearbeitet enthalten. Diese Sammlung fand einen derartigen Anklang, daß die Verlagshandlung sich entschloß eine neue Folge erscheinen zu lassen, nachdem sie sich in der angenehmen Nothwendigkeit sah, von der Mehrzahl der bereits erschienenen Bände eine zweite Auflage veranstalten zu müssen. Es liegen nun schon 19 Bände dieses Unternehmens vor uns:

Der 1. Band enthält die Lehre vom Schall, dargestellt von R. Radau in Paris. In äußerst anziehender Weise geht der Verfasser vom Schall in der Natur aus, um an diesem die physikalischen Gesetze zu erläutern und schließlich auf die Physiologie der Tonempfindungen und damit auf den innigen Zusammenhang der Musik mit der Wissenschaft zu kommen.

Der 2. Band bringt uns eine geradezu classische Darstellung der Optik von dem in diesem Zweige der Physik besonders bekannten Professor Pisko in Wien.

Der 3. Band, Die Wärme, nach dem Französischen des Professor Cazin in Paris, herausgegeben durch Professor Carl in München, ruft ein gewisses Erstaunen hervor, dadurch, daß bei einem echt deutschen Unternehmen eine fremde Arbeitskraft in Anspruch genommen wurde, und dies um so mehr, wenn wir in einem rein naturwissenschaftlichen Werk, welches an sich so gediegen ist, von einer Erschaffung des ersten Menschen und von der Schwesterlichkeit der Religion und der Wissenschaft lesen müssen. Es freut uns, hier zugleich constatiren zu können, daß wir weder in dem von demselben Professor Carl verfaßten 6. Band, welcher eine treffliche Originalarbeit über die elektrischen Naturkräfte enthält, noch sonst in irgend einem Bande dieser Sammlung derlei philosophischen und teleologischen Aussprüchen, welche in einem populären naturwissenschaftlichen Werke besonders unpassend sind, begegnen. Von Professor Pfaff in Erlangen ist der 4. Band, Das Wasser, und der 7. Band, Vulcanische Erscheinungen, in höchst anregender Weise behandelt. Daran schließt sich der 10. Band, der uns eine Meteorologie in geradezu vollendeter Form bietet. Professor Zech in Stuttgart ist der Verfasser der im 5. Bande, Himmel und Erde, dargestellten Astronomie und der mit ihr in unmittelbarem Zusammen-

hange stehenden Spektralanalyse (15. Band). Die erst in jüngster Zeit zu bedeutender Geltung gelangten und einestheils aus der vergleichenden Anatomie und Physiologie, anderntheils aus der Geologie entstandenen Zweigwissenschaften, die für unsere allgemeinen naturalistischen Anschauungen eine feste Basis bilden, das ist die Paläontologie und die Anthropologie, sind im 8. und 9. Band (Aus der Urzeit, Bilder aus der Schöpfungsgeschichte von Prof. Zittel in München), im 11. Band (Die Vorgeschichte des Europäischen Menschen von Dr. F. Ratzel) und im 17. Band (Fels und Erdboden, Lehre von der Entstehung und Natur des Erdbodens von Professor Ferd. Senft) niedergelegt. Der 12. Band ist dem Bau und Leben der Pflanzen gewidmet und hat Dr. Thomé in Cöln zum Verfasser, der es verstanden hat, seinem Stoff zuweilen sogar poetische Seiten abzugewinnen. Es war ein guter Gedanke, einem einzigen Forschungsmittel einen eigenen Band zu bestimmen, und Prof. Merkel in Rostock gebührt das Verdienst, ein durchaus gelungenes Bild des Mikroskops und seiner Leistungen im 14. Band geliefert zu haben. Eine gedrängte Darstellung des Darwinismus und der Thierproduction liegt uns in dem von C. E. R. Hartmann verfaßten 16. Bande vor. Während die bisher angeführten Bände sich mehr mit Themen befaßten, die ein allgemein naturwissenschaftliches Interesse in Anspruch nehmen, sind der 13. Band, Mechanik des menschlichen Körpers, von Professor Kollmann in München; der 18. Band, Gesundheitslehre des menschlichen Körpers von Dr. P. Niemeyer in Leipzig, und der 19. Band, Die Ernährung des Menschen von Professor Ranke in München, ausschließlich der Physiologie des Menschen gewidmet. Es genügt die Nennung dieser Namen, um den Werth der Arbeiten hervorzuheben. Wir können unsere kurze Besprechung nicht schließen, ohne der Verlagshandlung unsere besondere Anerkennung für die Ausstattung, sowol des Textes, als der außerordentlich zahlreichen und überaus gelungenen Zeichnungen auszusprechen. Wir entnehmen nun noch einem, dem 19. Band angefügten Prospecte, daß eine Reihe von namhaften Gelehrten dem Unternehmen Arbeiten zugesichert haben, und zweifeln nicht, daß der auf diesem Wege bereits errungene Erfolg im Publicum und in der Gelehrtenwelt ein stetiger bleiben wird.

t. **Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XI. Serie. Heft 241: Der Diamant. Von Dr. Kleefeld. Mit 17 Holzschnitten. Berlin, Verlag von Carl Habel. 1876.

In einer ansprechenden Skizze berichtet der Verfasser über die Eigenschaften und das Vorkommen des merkwürdigsten aller Edelsteine, über die Technik der Diamantschleiferei und endlich über die berühmtesten bekannten Diamanten, den Regenten Orlow, Koh-i-noor, Florentiner und Sancy, welche Bestandtheile des russischen, englischen, französischen und österreichischen Kronschatzes bilden. Den relativ hohen Werth des Diamanten rechtfertigt nicht seine Zusammensetzung, welche die denkbar einfachste, da er aus reinem Kohlenstoff besteht — auch nicht seine Seltenheit, da schon vor der Entdeckung der Diamantenfelder am Cap 1867 die Zahl der Diamanten größer, als die aller anderen Edelsteine zusammengenommen war, — sondern seine hohe technische Bedeutung als des glänzendsten und härtesten Stoffes, den wir kennen. Hand in Hand mit dem Sinken des Preises würde dieser wunderbare Körper an praktischem Werthe für die Menschheit gewinnen.

ω. **Ein preußisches Unterrichtsgesetz oder ein Reichsgesetz über die militairische Jugenderziehung?** Mit besonderer Berücksichtigung der Reformideen Scharnhorst's, Gneisenau's und des Prinzen August von Preußen. Von Dr. Karl Walcker. Berlin, Th. Grieben. 1877.

Ein merkwürdiges Buch, welches angelegentlichst der Beachtung unserer Gesetzgeber empfohlen sei. Der Verfasser hat augenscheinlich das Studium der Frage der allgemeinen Wehrpflicht zu seiner Lebensaufgabe gemacht, und er beherrscht die einschlägige Literatur, die er mit wahrem Bienenfleiße aus allen Ecken und Enden zusammengetragen, wie kaum ein Zweiter. Darin liegt auch der Hauptvorzug des Werkes, welches oft frappirt und immer anregt, aber doch eine Durchgeistigung und wissenschaftliche Verarbeitung des angehäuften Materials zuweilen vermissen läßt.

ω. **Geschichte der französischen Literatur** des XIX. Jahrhunderts von J. E. Charpentier. Autorisirte Uebersetzung von E. Ch. Otto. Stuttgart, Carl Krabbe. 1877.

Das Buch des Prof. Charpentier ist wol geeignet, eine Lücke auszufüllen, die sich dem Literaturfreund von Jahr zu Jahr beschwerlicher fühlbar machte. Der Verfasser folgt nicht mit Unrecht einer chronologisch-dynastischen Eintheilung, denn es ist eine unbestrittene und unbestreitbare Thatsache, daß die französische Literatur des ersten Kaiserreiches sich von derjenigen der Restauration, diejenige des Orleanismus von der des zweiten Empire sehr greifbar unterscheidet. Herr Charpentier ist kein Pedant. Er sucht die Einseitigkeiten seiner deutschen Vorgänger — oder sollen wir sagen, Vorbilder? — nach Kräften zu vermeiden, und die Verlagshandlung hat sich mit der Verdeutschung dieses Werkes ein unleugbares Verdienst erworben, das man allseitig anerkennen wird. Leider ist die Uebersetzung — wahrscheinlich von Damenhand — nicht auf dem Niveau des Werkes. Es kommen einzelne Mißverständnisse vor, von denen wir nur hoffen wollen, daß sie den Franzosen nicht zu arg auffallen. Diese Dinge müssen bei einer zweiten Auflage ausgemerzt werden, und diese zweite Auflage wird schwerlich lange auf sich warten lassen, denn ein interessantes und gutes Buch hat sich noch jederzeit Bahn gebrochen.

φ. **Illustrirte Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika.** Text von Benson J. Lossing, Zeichnungen von Felix Darley. Erster Band. Stuttgart, Verlag von Aug. Berth. Auerbach. 1.—3. Lieferung.

An einer Anzahl vorzüglicher wissenschaftlicher Werke über Amerika fehlt es keineswegs; dagegen war der Mangel einer populären Ge-

schichte dieses Erdtheils wol bemerkbar und offenbarte sich nur zu häufig in den irrigsten Anschauungen über das in so hohem Grade interessante Land. Für solche vorurtheilsvolle Ansichten wird die Lossing'sche Geschichte ein Correctiv sein und in umfassender Weise mit dem ganzen historischen Entwickelungsgang der Vereinigten Staaten — von den Entdeckungen angefangen, bis zu dem Bürgerkrieg — bekannt machen. Wir dürfen nicht verhehlen, daß dem Autor einige stylistische Härten unterlaufen sind, müssen aber auch constatiren, daß er mit einer meist anschaulichen Frische geschildert und selbst sprödere Theile des Stoffs in leicht eingehende Formen zu hüllen verstanden hat. Die erschienenen ersten drei Lieferungen reichen bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts; sie beginnen mit den Entdeckungen der Normannen, geben sodann ein ausführliches Bild der eingeborenen Indianerstämme, in Beziehung auf Cultur, Sitten und Gebräuche, um endlich mit mehr oder weniger großer Ausführlichkeit die Entdeckungen und Eroberungen der Spanier, Engländer und Franzosen zu behandeln, wobei namentlich des Columbus Geschichte fesselndes Interesse erwecken wird.

φ. **Pierer's Universal-Conversations-Lexikon.** Neuestes encyclopädisches Wörterbuch aller Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Sechste, vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen Karten, Plänen und Illustrationen. Oberhausen und Leipzig, Ad. Spamann. 1876. 8.—14. Halbband.

Fast ohne Ausnahme ist der Text dieser neuen Auflage neu bearbeitet und gleichzeitig um eine große Anzahl gänzlich neuer Artikel bereichert. Die illustrativen Beigaben entsprechen vollständig ihrem Zweck: die Faßlichkeit einzelner Artikel durch bildliche Anschauung zu erhöhen. In den letzten sieben Halbbänden, die bereits bis zum F reichen, zeigen sich von größeren Artikeln vorzugsweise auf der Höhe der Zeit „Dampfmaschine" mit 4 gut ausgeführten Tafeln, „Eisenbalken und Eisenbau" ebenfalls mit 4 u. „Eisenbahnen" mit 9 Tafeln, ferner „China" und „Dänemark" mit je einer, vor allen aber „Deutschland" mit 10 Karten. Die biographischen Artikel besitzen gegen früher den Vorzug, daß eigentlich lebensbeschreibende Element inniger mit den Thaten und Werken der geschilderten Persönlichkeiten zu verbinden, und verdienen in dieser Hinsicht Lob, die biographischen Abhandlungen über Canova, Carpenter, Casanova, Chodowiecki, Choiseul, Cromwell, Crusenstolpe, Cuvier, Daguerre, Dahlmann, David, Demetrios, Dorffinger, Devrient, Döllinger, Farragut, Ferdinand u. A. Besonders hervorgehoben sei die von Prof. Dr. Zimmermann und Dr. Salomon verfaßte, über 5 Bogen starke Geschichte der deutschen Nationalliteratur.

φ. **Hallberger's Illustrated Magazine.** Founded by Ferdinand Freiligrath. Stuttgart-Leipzig, E. Hallberger. 1877.

Bereits mehrfach haben wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diese mit ebensoviel Geschmack als Sachkenntniß geleitete Zeitschrift gelenkt, welche mit Glück unternommen hat, das continentale Publicum — gewissermaßen als Ergänzung der „Tauchnitz Collection" — mit dem Besten bekannt zu machen, was die periodische Literatur in England und Amerika hervorbringt. Neben der „serial-story", welche durch eine ganze Reihe von Heften läuft, erhalten wir in jedem außerdem eine kleinere, abgeschlossene Erzählung und eine Auslese der anziehendsten Studien aus Natur- und Völkerleben, Literatur- und Geschichtsbilder, Skizzen aus der Gesellschaft und Humoresken, in deren Wahl aus fast überreichem Vorrath sich ein richtiges Verständniß und eine feine Hand bekunden. Was uns besonders beim Durchblättern angemuthet hat, ist, daß die Sammlung, wiewol nach Inhalt und Bilderschmuck „quite english", sich dennoch einen deutschen Zug bewahrt hat: sei es, daß sie in den „Miscellanies" auf irgend eine Weise an deutsches Leben, deutsche Literatur, deutsche Kunst anknüpft, oder im Text treffliche Uebersetzungen bringt, wie z. B in den uns vorliegenden neuesten Nummern aus Scheffel's „Trompeter von Säckingen" (von Miß D'Esterre Keeling) oder aus Mörike's Gedichten (von Blanche Willis Howard). Wir sollten nicht vergessen hinzuzufügen, daß der Erfolg der beiden bisherigen Jahrgänge die Verlagshandlung veranlaßt hat, seit Beginn des III. Jahrgangs die Hefte in vierzehntägigen Zwischenräumen auszugeben — eine Neuerung, welche den zahlreichen Lesern von „Hallberger's Illustrated Magazine" gewiß sehr erwünscht sein wird.

φ. **Nebenkranz zu Waldmeisters silberner Hochzeit** von Otto Roquette. Stuttgart, J. G. Cotta. 1876.

Wer sich an dem frischen Duft der schönsten Blüthe des Roquette'schen Talentes, seinem Rhein-, Wein- und Wandermärchen „Waldmeisters Brautfahrt", erfreut und erquickt hat, wird auch die in seiner neuesten dichterischen Arbeit gebotene Frucht nicht ungenossen an sich vorüber gehen lassen. Der Dichter ist zwar älter, seine Poesie aber nur reifer geworden, und der lustige, bezaubernde Jugendmuth hat sich mit so warmen, zum innersten Herzen sprechenden Empfindungen verbunden, daß sich Jung und Alt von Neuem zu dem Dichter hingezogen fühlen müssen. Das Gedicht ist durchaus dem Boden modernen Lebens entsprossen, es wählt als Stoff ein Bild der jüngsten Vergangenheit, ein friedlich Nachspiel zu den kriegerischen Ereignissen von 1870/71, zeigt sich frei von Unwahrscheinlichkeiten und romantischen Extravaganzen; dennoch bleibt der Dichter ein künstlerisch Gestaltender und verzichtet auf den, für einen Dichter sehr zweideutigen Ruhm: mit photographischer Treue geschildert zu haben. Unbeschadet des ersteren Zuges, der durch das Gedicht geht, fehlt es nicht an Stellen köstlichen Humor's, und manches in den Faden der Erzählung eingewobene Gedicht bezeugt, daß Roquette's Poesie noch heut' so leichtbeschwingt ist, als vor 25 Jahren. —

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 12. März 1877 zugegangen, verzeichnen wir ferner:

(A.—M. siehe Umschlag.)

Naschér. — Franz Deák. Gedächtnißrede gehalten am 28. Januar 1877 im Berliner Ungar-Verein von Dr. S. Naschér. Berlin, W. Weber. 1877.

Nippold. — Die Römisch-katholische Kirche im Königreich der Niederlande. Ihre geschichtliche Entwickelung seit der Reformation und ihr gegenwärtiger Zustand. Mit einem Sendschreiben an Dr. C. E. van Koetsveld im Haag über die internationale Bedeutung der katholischen Frage. Von Friedrich Nippold. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1877.

Nollée. — Champs et rues, improvisations poétiques par Jules Nollée de Neduwez. Deuxième édition. Bruxelles, Verlag von Kiessling & Co.

Petermann's Geographische Mittheilungen. 1877. Heft 1. 2. Mit 2 Karten. Gotha, Verlag von Justus Perthes.

Presse, Die katholische, in Europa 1877. Zweite vermehrte Auflage. Würzburg, Verlag der L. Woerl'schen Buchhandlung. 1877.

Reid. — An essay of New South Wales, the mother colony of the Australias. By G. H. Reid. Sydney. 1876.

Revista Contemporánea. Director D. José del Perojo. 1877. No. 29. 30.

Revue de France. Supplément au No. 60 du mois de Décembre 1876 et No. 61. 62. 63. 1877. Paris.

Revue Historique dirigée par M. M. G. Monod et G. Fagniez. Deuxième année. Tome troisième. II. — Mars-Avril 1877. Paris.

Revue Suisse de beaux arts, d'archéologie, de littérature et de bibliographie, paraissant deux fois par mois sous la direction de M. John Grand Carteret. Deuxième année. Edition ordinaire No. 1. — 15. Janvier 1877. Genève.

Ritter. — Der wilde Welf. Trauerspiel von C. G. Ritter. Mit einer Vorrede über die Versarten des deutschen Trauerspiels. Leipzig, Verlag von C. G. Naumann. 1877.

Rivista Europea, La. Anno VIII. Vol. 1. Fasc. 1—4. Rivista internazionale di scienze, lettere ed arti. Firenze, 1877.

Rothschild. — Spinoza. Zur Rechtfertigung seiner Philosophie und Zeit. Eine Denkschrift zum 200jährigen Todestage von Dr. Rothschild, Rabbiner in Alzey. Leipzig, Verlag von E. Koschny. 1877.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff. XII. Serie. Heft 265/67. Berlin, Verlag von C. Habel 1877.

Scherr. — Der Student von Ulm. Zeit- und Sittengemälde aus dem Anfang des sechszehnten Jahrhunderts von Hans Scherr. 3. Aufl. Ulm, Verlag von Gebr. Nübling. 1877.

Sulzberger. — Un interprète de Shakspeare. Ernesto Rossi par Max Sulzberger. Bruxelles, Verlag von C. Muquardt. 1877.

Uschner. — Eine Pfingstfahrt. Novelle von K. R. W. Uschner. Hamburg, Commissions-Verlag von J. F. Richter. 1877.

Utis. — Der falsche Baurat. Eine Novelle für Kunst- und Altertumsfreunde. Von Utis. Frankfurt a/M., Verlag der Zimmer'schen Bchhdlg. 1877.

Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie unter Mitwirkung von C. Göring, M. Heinze, W. Wundt, herausgegeben von R. Avenarius. I. Jahrg. 1. 2. Heft. Leipzig, Fues's Verlag. 1876.

Wachenhusen. — In der Nilbarke. Roman von Hans Wachenhusen. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger. 1877.

Weißenthurn. — Algerien wie es ist. Von George Gaskell. Aus dem Englischen in's Deutsche übertragen von Max von Weißenthurn. Wien, Verlag von Faesy & Frick. 1877.

Western, The. A Journal of Literature, education and art. New Series. Vol. III. No. 2. February. 1877. St. Louis.

Wigand. — Die Alternative Teleologie oder Zufall vor der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Von Albert Wigand. Cassel, Verlag von Th. Kay, Kgl. Hof-, Kunst- & Bchhdlg. 1877.

Wilmanns. — Beiträge zur Erklärung und Geschichte des Nibelungenliedes von W. Wilmanns. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1877.

Wild. — Ueber und wider die Socialdemokraten! Von Christoph Wild. Berlin, Verlag von C. Bichteler & Co. 1877.

Woltmann. — Deutsche Kunst in Prag. Ein Vortrag, gehalten zu Prag am 25. November 1876 von Dr. Alfred Woltmann, Professor der Kunstgeschichte an der k. k. Universität. Leipzig, Verlag von C. A. Seemann. 1877.

Wyl. — Spaziergänge in Neapel, Sorrent, Pompeji, Capri, Amalfi, Pästum und im Museo Borbonico. Von W. Wyl. Zürich, Verlag von C. Schmidt. 1877.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Band II. Heft 1. Die Anfänge des Menschengeschlechts von Dr. Aug. Ebrard. Frankfurt a/M., Verlag der Zimmer'schen Buchhandlung. 1876.

Zeit- und Streit-Fragen, Deutsche. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von Fr. v. Holtzendorff und W. Oncken. Jahrg. V. Heft 76—82. Berlin, Verlag von C. Habel. 1876. 77.

Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. XII. Band. 1. Heft. Mit Gratisbeilage: Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, 1877. No. 1. Berlin, Verlag von Dietr. Reimer. 1877.

Zerffi. — A manual of the historical development of art pre-historic, ancient, classic, early christian with special reference to architecture, sculpture, painting and ornamentation by G. G. Zerffi, Ph. D., F. R. S. L. one of the lecturers of H. M. department of science and art. London, Verlag von Hardwicke & Bogue. 1876.

Zu Schutz und Trutz am Grabe Schön's. Bilder aus der Zeit der Schmach und der Erhebung Preußens. Von einem Ostpreußen. 4. Ljg. Berlin, Verlag von Franz Duncker. 1876.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Dr. Hermann Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Gordon Baldwin.

Novelle

von

Rudolph Lindau.

I.

Georg Forbes hatte weder Zeit noch Geld gespart, um seine Junggesellenwohnung so hübsch wie nur möglich einzurichten. Er besaß einige Erfahrung und hatte viele Länder und Leute gesehen; er war so reich, daß man sogar in New-York, seiner Heimath, von seinem „großen" Vermögen sprach, — und er hatte nichts zu thun, als was ihm Vergnügen machte. Unter solchen Bedingungen hält es nicht schwer, namentlich wenn man Paris bewohnt, sich bei seinen Bekannten den Ruf eines Mannes von vorzüglichem Geschmacke zu erwerben. Forbes hatte sich bei einem jungen, talentvollen Künstler, der ihm einige große Bestellungen verdankte, guten Rath geholt; er hatte sodann die besten Pariser Arbeiter monatelang beschäftigt und seinem Tapezirer einen gewissermaßen unbegrenzten Credit eröffnet. Auf diese etwas kostspielige, aber äußerst einfache und bequeme Weise war es ihm denn auch gelungen, sein kleines, in der Nähe der Champs Elysées gelegenes Hôtel äußerst geschmackvoll und behaglich einzurichten. Die Bilder von Corot, Rousseau, Diaz, Rosa Bonheur ꝛc., die den Salon, das sogenannte Arbeitszimmer und den Speisesaal schmückten, gehörten zu den notorisch guten Werken der genannten Meister; der große Rubens im Schlafzimmer war authentisch; die Kronleuchter und Uhren waren Prachtstücke französischer Industrie; und nirgends konnte man bequemere Sessel und Divans finden, als in den wohnlichen, gegen die Sonnenstrahlen wie gegen die Kälte gleich gut geschützten Gemächern des „Hôtel Forbes" der Rue Dumont d'Urville.

Beinahe eine ganze Woche lang, nachdem Forbes von seinem Hause Besitz genommen hatte, war er jeden Morgen mit neuem Vergnügen, mit einem Stolze, als seien die schönen Sachen, über die er sich freute, sein eigenes Werk, durch Säle und Zimmer gewandert; auch hatte er mit zufriedenem Lächeln die Complimente über seinen vorzüglichen Geschmack entgegengenommen, die jeder seiner Besucher ihm darzubringen sich für verpflichtet hielt; aber bald hatte er sich an den Anblick der Bilder, Porzellane und Bronzen ebenso gewöhnt, wie an seine

bequemen Sessel und an seinen guten Koch; und zur Zeit, wo wir ihn kennen lernen, vier Jahre nachdem er sich in Paris niedergelassen hatte, war das, was ihn in seiner Wohnung umgab, nicht mehr im Stande, seine Aufmerksamkeit auch nur einen Augenblick zu fesseln.

Das Leben, welches der nun dreiunddreißig Jahre alte Georg Forbes führte, war trotz anscheinender Mannigfaltigkeit ein einförmiges. Er wohnte sieben Monate lang im Jahre in Paris. Während des Sommers reiste er von einem Vergnügungsorte zum andern. Man traf ihn dann in Trouville, Biarritz oder in den Pyrenäen, wol auch in Baden oder Homburg, wo damals noch gespielt wurde. Einmal war er sogar nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt und hatte sein vornehmes, kaltes, gelangweiltes Gesicht in Saratoga und Newport gezeigt. Während des ganzen Winters und im Frühjahr, bis Ende Mai, lebte er in Paris. Er ritt dann des Morgens im Bois de Boulogne spazieren, frühstückte zu Hause, gähnte eine Stunde lang über Zeitungen, Briefe und Romane, schlief auch wol darüber ein, machte einige Visiten oder zeigte seine Pferde in der Avenue de l'Impératrice, und erschien endlich gegen sieben Uhr im Café Anglais oder bei Bignon, um dort seine Mahlzeit einzunehmen. Nach dem Essen ging er in ein Theater oder in eine der Soiréen der sogenannten „Amerikanischen Colonie". Dort machten ihm Mütter mit erwachsenen Töchtern und junge Wittwen den Hof. Auch traf er in diesen Kreisen mit Männern zusammen, die sich sagten, der junge Millionär könne ihnen wol einmal irgend einen Dienst erweisen, und die deshalb keine Mühe scheuten, um ihn zu amüsiren. Aber Forbes war nicht erkenntlich für die zuvorkommende Liebenswürdigkeit, mit der man ihn überall behandelte, und Niemand unter seinen zahlreichen Bekannten konnte sich rühmen, mit ihm auf vertraulichem Fuße zu stehen. Er war mißtrauisch. In früheren Jahren war er einige Male hintergangen worden, wie dies auch armen Menschen im Leben passirt; aber er hatte es nicht vergessen und nicht verziehen und fürchtete immer, daß Jedermann, der sich ihm näherte, es auf sein Geld abgesehen habe. Den Glauben an uneigennütziges Wohlwollen, der niemals stark bei ihm entwickelt gewesen war, hatte er längst verloren; Freundlichkeit, sobald sie über banale Höflichkeit hinausging und bemerkbar wurde, galt bei ihm für interessirte Schmeichelei und machte ihn noch zurückhaltender und vorsichtiger, als er es gewöhnlich war. Daher kam es auch, daß junge, anständige Männer, die sich unter gewöhnlichen Verhältnissen vielleicht mit ihm befreundet hätten, sich von ihm abgestoßen fühlten und sich von ihm zurückzogen, so daß sein intimer Umgang immer trauriger wurde und zuletzt beinahe nur noch aus Menschen bestand, die sein Mißtrauen und seine Mißachtung verdienten.

Den späten Abend verbrachte der vereinsamte Mann im Club. Er spielte und gewann häufig bedeutende Summen. Große Verluste hatte er nie zu beklagen. Er pointirte mit seinem eigenen baaren Gelde ruhig und vorsichtig. Gewann er, so war er stets bereit, Alles, was er vor sich hatte, wieder auf's Spiel zu setzen, und schob mit derselben Gelassenheit ein paar Louisd'or oder einen Haufen zerknitterter Banknoten vor sich hin. War ihm das Glück nicht günstig, so verlor er, was er an baarem Gelde mit sich führte — einige Tausend

Franken — und ſtand dann gähnend auf — er gähnte häufig —, um in das Leſezimmer zu gehen, die Abendzeitungen zu leſen und zur gewöhnlichen ſpäten Stunde nach Hauſe zu fahren. Er war ein gefährlicher, correcter, unbeliebter Spieler. Man konnte ein Vermögen an ihn verlieren, aber niemals mehr, als was er gerade in der Taſche hatte, von ihm gewinnen. Seine älteſten Bekannten erinnerten ſich nicht, daß er jemals beim Spiele Geld geborgt habe.

Eines Abends, im Monate December 186., erſchien Forbes wie gewöhnlich um elf Uhr im Club und nahm, nachdem er rechts und links guten Abend zugenickt hatte, am grünen Tiſche Platz. Er hatte in der vorhergehenden Nacht eine bedeutende Summe gewonnen, und einer der jungen Leute, die am meiſten verloren hatten, Henry Wetmore, forderte ihn lächelnd auf, „eine ordentliche Bank zu legen“. Forbes antwortete zunächſt gar nicht; als Wetmore aber ſeinen Vorſchlag wiederholte, entgegnete der Andere halblaut und nachläſſig, es ſei gegen ſeine Grundſätze, eine neue Partie als die Fortſetzung einer alten zu betrachten; er fange ſoeben an zu ſpielen und wiſſe vorläufig noch nicht, ob es ihm heute beſſer paſſen werde, eine Bank zu nehmen oder dagegen zu pointiren.

„Sehr bequeme Principien,“ meinte Wetmore und zuckte dabei ſpöttiſch lächelnd die Achſeln.

Forbes ſah ihn lange und feſt an und antwortete nach einer peinlichen Pauſe: „Wenn Sie ungehalten ſind, weil Sie geſtern verloren haben, ſo kann ich darüber nur mein Bedauern ausſprechen; der Gedanke, daß Sie Streit mit mir ſuchen, weil ich gewonnen habe, liegt mir fern; das Recht, mir Vorſchriften zu machen, wie ich zu ſpielen habe, kommt Ihnen nicht zu; auch bezweifele ich, daß Sie es beanſpruchen. Aber wenn Sie glauben, daß ich Ihnen eine Revanche ſchuldig bin, ſo belieben Sie die Summe zu nennen, um die Sie mit mir ſpielen wollen, und ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, mich ſofort zu Ihrer Verfügung zu ſtellen.“

Der arme Wetmore, dem man von allen Seiten beſchwichtigende Blicke zuwarf und der nur mit großer Mühe das Geld zuſammengeborgt hatte, das er vierundzwanzig Stunden lang ſchuldig geblieben war und heute Abend zahlen mußte, verwünſchte im Herzen ſeinen glücklichen, mächtigen Gegner. Aber dieſer hatte in der Form das Recht auf ſeiner Seite zu bewahren gewußt, und Wetmore fühlte, daß er allein ſtehe und nichts Weiſeres zu thun habe, als die Sache auf ſich beruhen zu laſſen. Er murmelte übler Laune, aber nicht unhöflich: „Sie nehmen die Geſchichte zu ernſt; ſie war nicht ſo gemeint.“ Forbes zählte darauf ſein Geld, ſpielte noch vorſichtiger als gewöhnlich, verlor eine Kleinigkeit und zog ſich gegen zwei Uhr Morgens zurück. Nachdem er den Club verlaſſen hatte, fing Wetmore von Neuem an, ſich über ihn zu beklagen, und diesmal fand er von allen Seiten Zuſtimmung.

„Was mich tröſtet,“ ſchloß er ſeine Rede, „iſt, daß Forbes, obgleich er viel mehr gewinnt, als Einer von uns, doch kein rechtes Vergnügen am Spiele hat. Ich ärgere mich wol, wenn ich verliere, aber dafür macht es mir auch Spaß, wenn ich zufälligerweiſe einmal gewinne. Forbes langweilt ſich immer. Ich gönne es dem unangenehmen, reichen Menſchen.“

Forbes wußte genau, als er nach Hauſe fuhr, daß man ihn in dieſem

Augenblick im Club angriff, und daß unter den zahlreichen Bekannten, die ihn dort mit freundlichem Lächeln zu begrüßen pflegten, nicht Einer war, dem es eingefallen wäre, ihn in seiner Abwesenheit zu vertheidigen.

Am nächsten Morgen, während des Rittes im Bois de Boulogne, machte er Reisepläne. „Ich will auf ein paar Wochen nach Nizza, Florenz und Rom gehen," sagte er sich. „Vielleicht amüsire ich mich dort etwas besser, als hier. Jedenfalls bekomme ich doch dann einmal wieder andere Gesichter zu sehen, als die von Wetmore und Compagnie. Die ganze Gesellschaft ist mir unausstehlich."

Als er eine Stunde später wieder in seiner Wohnung war, überreichte ihm sein Diener zwei Briefe, die soeben für ihn angekommen waren. Er legte dieselben, ohne sie angesehen zu haben, auf den Tisch, und erst nachdem er sich gelassen umgekleidet und darauf durch einen Blick auf die Uhr überzeugt hatte, daß man ihn in einer Viertelstunde zum Frühstück rufen werde, warf er sich am Kamin in einen Sessel und las die Briefe. Dieselben lauteten wie folgt:

„97 Avenue Friedland. Mittwoch.

„Lieber Herr Forbes!

„Wollen Sie uns das Vergnügen machen, Freitag Abend um sieben Uhr bei uns zu essen? Herzliche Grüße.

Marie Leland, geb. von Montemars."

„Die Frau kann es nicht unterlassen, Jedermann fortwährend daran zu erinnern, daß sie aus einer vornehmen Familie ist und den alten Leland nur seines Geldes wegen geheirathet hat. — Geborene von Montemars! Was geht mich das an? Aber Johanna Leland ist ein schönes, kluges Mädchen. Ich habe Freitag Abend nichts Besonderes zu thun. Ich werde die Einladung annehmen."

Das Billet wurde wieder methodisch in sein Couvert gesteckt und bei Seite gelegt.

Der zweite Brief war ein längeres Schriftstück. Forbes, sobald er einen Blick auf die Adresse geworfen und die Handschrift erkannt hatte, entfaltete dasselbe mit unfreundlichem Stirnrunzeln und las sodann mit gespannter Aufmerksamkeit:

„Hakodate, 2. September 186..

„Lieber Georg!

„Du wirst mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich Dich seit geraumer Zeit mit Nachrichten von mir verschont habe. Ich würde Dir auch heute nicht schreiben, wenn ich es vermeiden könnte. Ich weiß, daß meine Briefe Dir kein Vergnügen machen, und schreibe Dir deshalb nicht gern. Ich habe Dir nichts Unangenehmes mitzutheilen und bitte Dich, den Brief nicht ungelesen bei Seite zu werfen.

„Als ich vor vier Jahren in Hakodate ankam, lernte ich einen jungen Engländer Namens Gordon Baldwin kennen. Er nahm mich, ohne daß ich irgend welche Ansprüche an ihn geltend machen konnte, mit herzlicher Freundlichkeit in seinem Hause auf, und ich bin monatelang sein Gast gewesen. Ich war seit langer Zeit nicht mehr an Wohlwollen gewöhnt. Baldwin's Güte machte einen tiefen Eindruck auf mich und ich war ihm dafür sehr dankbar. Ich gewann ihn lieb, und er, der wol fühlen mußte, wie ergeben ich ihm sei, befreundete

sich ebenfalls mit mir. Ich war lange Zeit wie ein steuerloses Schiff umhergeworfen worden, ohne irgendwo Ruhe oder Sicherheit zu finden, und ich wagte kaum zu hoffen, daß das Glück mich endlich in einen Hafen geführt hätte, wo es mir gestattet sein würde, zu rasten. Ich glaubte, Hakodate in wenigen Monaten wieder zu verlassen, und war deshalb in meinen Aeußerungen Baldwin gegenüber nicht so vorsichtig, wie ich es hätte sein sollen. Ich hatte bei meinen Mittheilungen keinen bösen Zweck im Auge. Ich meinte, es würde mir gestattet sein, mir den gegenwärtigen Augenblick nicht durch argwöhnische Verschlossenheit zu verderben. Ich besitze die ruhige Zurückhaltung, die Dich auszeichnet, leider nicht.

„Ich erzählte also Baldwin während der langen Spaziergänge, die wir mit einander machten, Einiges aus meinem Leben. Meinen Namen verschwieg ich ihm, denn ich wollte dem Versprechen, das ich Dir gegeben hatte, nicht untreu werden. Ich nannte mich Graham. Ich sagte Baldwin, daß ich reiche Verwandte besäße, von denen mich ein Unglück, über das ich schweigen müsse, für immer trenne. Ich sprach auch von Dir. Du wirst dies unerklärlich finden, denn Dir würde der Gedanke, von mir zu sprechen, niemals kommen. Wir sind eben sehr von einander verschieden. Ich erzählte nur Gutes von Dir: ich rühmte Deinen Scharfblick, Deine Ruhe und Energie. Ich sprach von den außerordentlichen Erfolgen, die Du im Leben gehabt hast, und die Du hauptsächlich Deiner Klugheit und Entschlossenheit verdankst. Von dem Verhältniß, in dem wir zu einander stehen, sagte ich Nichts. Ich bezeichnete Dich als einen Jugendfreund. Du siehst, große Indiscretionen habe ich nicht begangen. Es kann Dir nicht schaden, wenn der harmlose, leichtgläubige Baldwin annimmt, Du habest einem armen Schlucker Namens Graham vielleicht einmal einen Dienst erwiesen.

„Hakodate liegt weit aus der Welt. Es wohnen dort, außer den Japanesen, einige wenige englische, amerikanische und deutsche Kaufleute. Fremde Reisende verirren sich beinahe niemals dorthin. Ich sah jahrelang nichts mehr, was mich an meine Vergangenheit hätte erinnern können, und fühlte mich nach und nach zu neuem Leben erwachen. Die ersten kleinen Geschäfte, die ich unternahm, hatten guten Erfolg. Baldwin verschaffte mir Credite in Yokohama, Schanghai und Hongkong, die mir gestatteten, mein neues, unverhofftes Glück bei größeren Unternehmen auf die Probe zu stellen. Alles gelang mir — und heute besitze ich ein bescheidenes, wohlerworbenes Vermögen und bin ein geachtetes Mitglied der fremden Gemeinde von Hakodate. Alles dies habe ich Gordon Baldwin zu verdanken. Ohne ihn wäre ich zu Grunde gegangen, denn meine Mittel und mein Muth waren erschöpft, als ich in Yesso anlangte.

„Vor einigen Wochen zeigte mir Baldwin an, er beabsichtige nun, nachdem er sechs Jahre lang in China und Japan gelebt hatte, eine Reise nach Europa zu machen. Bei der Gelegenheit sprach er auch Deinen Namen aus, den er unglücklicherweise nicht vergessen hatte, obschon derselbe seit langer Zeit nicht mehr über meine Lippen gekommen war. — Ich hatte Baldwin früher erzählt, daß Du Paris bewohntest, und nun ersuchte er mich, nicht ahnend, daß es mir unangenehm sein könnte, seine Bitte zu erfüllen, ihm ein Einführungsschreiben

für Dich mitzugeben. Ich konnte ihm dies nicht abschlagen, ohne mir in seinen Augen eine Blöße zu geben, oder seinen Verdacht zu erregen. Ich hätte vielleicht irgend eine Ausflucht finden können; aber ich durfte mich nicht der Gefahr aussetzen, daß der Zufall ihn mit Dir zusammenführe. Ich habe ihm also einen Brief für Dich gegeben. Berücksichtige die Umstände, unter denen dies geschehen ist, und verzeihe mir die Freiheit, die ich mir genommen habe. Bedenke, wie unendlich viel ich Baldwin verdanke, und nimm ihn dafür freundlich bei Dir auf. Ich habe Baldwin zu verstehen gegeben, daß es Dir peinlich sein könnte, von meiner Vergangenheit zu sprechen. Ich bin ganz sicher, daß er jede Aeußerung vermeiden wird, die Dich in Verlegenheit setzen könnte.

„Du wirst in meinem Freunde den edelsten, besten Menschen kennen lernen. Er ist einige Jahre jünger als Du; das unabhängige Leben in der Fremde hat ihn jedoch frühzeitig gereift. Er ist aus guter Familie; aber seine nächsten Verwandten sind todt, und er steht so ziemlich allein in der Welt; er hat ein angenehmes Aeußere; er ist gebildet, wohlerzogen. Du wirst überall, wo Du ihn vorstellst, Ehre mit ihm einlegen. Ich bemerke nur noch, um seine Charakteristik so vollständig zu machen, wie Dich dies interessiren kann, daß er bereits ein nicht unbedeutendes Vermögen besitzt, und daß sein Geschäft in Hakodate, dessen Leitung er mir während seiner Abwesenheit anvertraut, ihm in den letzten Jahren 20—25,000 Dollars p. a. eingetragen hat.

„Und nun sage ich Dir Lebewohl, lieber Georg. Ich erwarte keine Antwort von Dir auf diesen Brief, und es ist nicht wahrscheinlich, daß ich bald wieder Veranlassung haben werde, Dir zu schreiben.

„Mit unveränderter Liebe

Dein Thomas."

Der Diener trat in dem Augenblick, wo Forbes diesen langen Brief durchgelesen hatte, in das Zimmer und meldete, daß das Frühstück aufgetragen sei. Forbes faltete den Brief zusammen, steckte ihn in die Seitentasche seines Rockes und begab sich mit nachdenklicher Miene in den Speisesaal.

II.

In einem der vornehmsten Cafés des Boulevard des Italiens saß an einem kleinen Tische, der für zwei Personen gedeckt war, ein junger Mann von fünf- bis achtundzwanzig Jahren. Sein Aeußeres hatte bereits die Aufmerksamkeit der Kellner, der „dame du comptoir" und mehrerer Gäste erregt; denn obgleich man dem Fremden beim ersten Blicke ansah, daß er der guten Gesellschaft angehöre, so erschien er doch in dem mit raffinirtem Luxus ausgestatteten Saale, inmitten der eleganten Herren und Damen, die an den benachbarten Tischen saßen, gar nicht an seinem Platze. Er trug einen verschossenen Reiseanzug, der, wie er selber, Wind und Wetter getrotzt haben mußte. Er hatte schlichtes blondes Haar und klare graue Augen, vor denen sich der neugierige Blick der Gäste, die ihn mustern wollten, unwillkürlich und schnell gesenkt hatte. Die Nase und der Mund waren groß, aber keineswegs häßlich; die Stirn war hoch und, bis einen Fingerbreit über den Augenbrauen, wo der Hut sie gegen die

Sonne geschützt hatte, auffallend weiß. Der Rest des hageren, energischen Gesichtes war von der Sonne stark gebräunt und contrastirte in der Farbe seltsam mit der milchweißen Stirn, dem gelben Haar und den graublauen Augen. Er trug einen langen, röthlich-blonden, über die feinen Mundwinkel herabfallenden Schnurrbart. Der gerade, kühne Blick, der kleine, runde Kopf, die breiten Schultern, die kräftige Brust, die langen Beine, die großen, wohlgeformten, sehnigen Hände bildeten zusammen eine Erscheinung, welche unwillkürlich an vergangene Zeiten erinnerte. Ein eiserner Helm und ein mächtiges Schwert hätten viel besser zu der Gestalt des Fremden gepaßt, als der hohe, schwarze Hut und der leichte Spazierstock, die ihm ein Kellner bei dem Eintritt in den Saal abgenommen hatte.

Der junge Mann hatte bereits mehrere Male nach der Uhr gesehen. Mit dem Glockenschlage sieben winkte er einem der diensthuenden Kellner, der auch sofort an seiner Seite war und höflich fragte, was zu Befehl stehe.

„Geben Sie mir ein gutes Diner," war die Antwort.

„Der Herr belieben keine besondere Wahl zu treffen?"

„Thuen Sie das für mich. Geben Sie mir ein gutes Diner."

„Der Herr befahlen für zwei Personen zu decken?"

„Ja, aber mein Freund scheint nicht zu kommen. Sollte er sich nur verspätet haben, so können Sie ihn nach seiner Ankunft bedienen."

Der Fremde sprach französisch ziemlich geläufig, aber mit einem leicht erkennbaren englischen Accent. Der erfahrene Kellner, an dem seit zehn Jahren große und reiche Persönlichkeiten aus aller Herren Ländern vorübergegangen waren, classificirte in seinem Geiste den neuen Gast wie folgt: „Ein verschrobener Lord, der in Indien Tiger geschossen hat und jetzt auf Pariser Revier jagen will."

Der vermeintliche Lord hatte bereits Austern, Suppe und Pasteten zu sich genommen und war gerade damit beschäftigt, einem ihm vorgesetzten substanzielleren Gerichte Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, als die Thür weit geöffnet wurde und Georg Forbes, mit tadelloser Eleganz gekleidet, in den Saal trat. Er ging grüßend am Büreau vorüber und blieb vor dem sonnenverbrannten Fremden stehen. Dieser blickte auf und sagte zwischen zwei Bissen:

„Sie kommen etwas spät. Sie sehen, es hat mich weiter nicht genirt."

„Es scheint, daß man mit Ihnen pünktlich sein muß," antwortete Forbes lächelnd.

„Nein, das verlange ich nicht, so lange man nicht von mir beansprucht, daß ich warten soll. Nehmen Sie Platz. Ich habe bereits bemerkt, daß ich besseren Appetit habe, als Sie, und wenn Sie sich etwas beeilen, so werden wir noch gleichzeitig beim Dessert anlangen."

Forbes that, wie der Andere ihm geheißen hatte, und nahm die Speisekarte auf, die er sorgfältig zu studiren schien.

Wie kam es, daß Baldwin, den er erst seit fünf Tagen kannte, sich mit ihm Freiheiten nahm, wie kein Anderer seiner Pariser Bekannten? Ein Jeder von diesen würde Forbes wenigstens eine Viertelstunde erwartet, oder, wenn er dies nicht gethan, Entschuldigungen vorgebracht haben. Baldwin hatte seinem Genossen nicht eine Minute Frist geschenkt, und der Gedanke war ihm gar nicht

gekommen, daß er sich deswegen zu entschuldigen habe. Und Forbes, der niemals Rücksichten nahm und durch die zuvorkommende Höflichkeit, die man ihm von allen Seiten erwies, stark verwöhnt war, fand Baldwin's Benehmen nicht nur ganz in Ordnung, sondern murmelte sogar: „Bitte um Verzeihung" — worauf der Andere nur freundlich nickte, als wolle er sagen: „Gern gewährt."

Vor sechs Tagen hatte Forbes eine Depesche aus Marseille erhalten, die folgendermaßen lautete: „Graham wird Sie auf meine Ankunft vorbereitet haben. Ich werde morgen früh zu Ihnen kommen. Gordon Baldwin"; und am nächsten Morgen, gegen zehn Uhr, war denn auch Herr Gordon Baldwin in grauem, verschossenem Reiseanzuge, mit rundem Hut und tadelloser Wäsche bei ihm erschienen. Er hatte Forbes wie einem alten Bekannten herzlich die Hand geschüttelt und hatte dann gleich in so ruhiger, vernünftiger, gemüthlicher Weise zu sprechen angefangen, daß Forbes, der zuerst etwas verlegen und kalt gewesen war, bald darauf und unwillkürlich eine freundliche Miene und einen geselligen Ton angenommen hatte. Eine Stunde war in angenehmer Plauderei schnell dahingegangen. Baldwin saß in einem der großen Sessel und erzählte von Japan, von Graham, von seinen eigenen Geschäften und Plänen. Hie und da würzte er seine Rede durch eine humoristische, stets wohlwollende Bemerkung, wobei seine klaren Augen dann freundlich lachten; und Forbes lauschte mit einem ihm ganz neuen, aufrichtigen Vergnügen. — Als der Diener in das Zimmer getreten war, um anzuzeigen, daß das Frühstück aufgetragen sei, hatte Forbes den Unbekannten gebeten, mit ihm zu essen; und nach der Mahlzeit hatte er ihn ersucht, während der wenigen Tage, die er in Paris zu bleiben gedenke, bei ihm zu wohnen. Baldwin hatte diese Einladung mit derselben Ungezwungenheit angenommen, wie die Cigarre, die ihm sein Wirth zehn Minuten vorher angeboten hatte und die er in jenem Augenblick mit sichtlichem Wohlbehagen rauchte.

Seitdem waren Forbes und Baldwin von früh bis spät beinahe unausgesetzt zusammen gewesen, und ein eigenthümlich vertrauliches Verhältniß hatte sich in der kurzen Zeit zwischen den beiden, gänzlich von einander verschiedenen Menschen gebildet. Baldwin fand dies natürlich und dachte gar nicht daran; aber Forbes wunderte sich im Stillen darüber. Er konnte sich nicht erklären, wie es kam, daß er sich, sobald er mit Baldwin zusammen war, ein anderer und ein besserer Mensch fühlte. Er konnte mit dem „Wilden von Yesso", wie er ihn getauft hatte, ungezwungen sprechen und scherzen, und er überraschte sich mehr als einmal dabei, wie er ihm unaufgefordert, ja mit Vergnügen, vertrauliche Mittheilungen machte. — Baldwin verlangte absolut Nichts von Forbes. Dies war das Geheimniß des angenehmen Eindrucks, den er auf den mißtrauischen, reichen Mann machte. Er hatte es weder auf seine Pferde, noch auf seine Loge in der Oper, noch auf sein Geld abgesehen. Er ignorirte vollständig und aufrichtig, daß sein Wirth „der reiche Forbes" sei. Er sah in ihm Nichts als den guten Kameraden. Forbes fühlte dies. Es war ihm ein neues, wohlthuendes Gefühl, mit einem Menschen zu verkehren, der keinen Dienst von ihm verlangte, ja dem er nicht einmal einen Dienst erweisen konnte.

„Nun, was haben Sie bestellt?" fragte Forbes, nachdem er Baldwin gegenüber an dem Tische im Café Platz genommen hatte.

„Ein gutes Diner."

„Ich hoffe, daß Sie es bekommen werden. Woraus besteht es?"

„Das weiß ich vorläufig noch nicht; aber ich bin bei ausgezeichnetem Appetite und bereite mich noch auf die angenehmsten Ueberraschungen vor."

„Sie haben dem Kellner die Wahl überlassen?"

„Wie Sie zu sagen belieben."

Forbes lächelte.

„Können Sie sich aus dem Unsinn vernehmen?" fuhr Baldwin fort, indem er nun die Speisekarte aufnahm: „Potage Parmentier, Filet de soles Joinville — warum nicht Nemours oder Montpensier —? épigrammes d'agneau; chaufroid de Volaille u. s. w. Da verstehe ich die Ainos von Yesso noch besser, als dies culinarische Kauderwelsch."

Forbes antwortete darauf nur, indem er einen Kellner rief und bei diesem in kurzem Ton und mit Angabe vieler Details ein „kunstgerechtes" Diner bestellte. Baldwin hörte aufmerksam und sichtlich ergötzt zu.

„Was Sie nicht Alles wissen!" sagte er lächelnd. „Sie müssen hier mein Lehrer werden."

„Mit Vergnügen. A propos: sind Sie beim Schneider gewesen?"

„Jawol."

„Wann werden Sie Ihren Anzug bekommen?"

„Morgen Abend."

„Es ist Zeit."

„So?" meinte Baldwin gelassen. Dann betrachtete er aufmerksam die Aermel seines Rockes und sagte nachdenklich: „Der Anzug hat vor ein paar Monaten ein kleines Capital in San Francisco gekostet. Es ist wahr, daß er seitdem viel schlechtes Wetter in den Prairien und auf dem Atlantischen gesehen hat, aber ich finde, daß er noch ganz gut ist. Gleichviel. Von morgen ab werde ich in Ihrer Gegenwart nur noch in festlichen Gewanden erscheinen."

Gegen halb acht Uhr war ein ältlicher, vornehmer Herr, der einer jungen, eleganten und schönen Dame den Arm bot, in den Saal getreten und hatte mit seiner Begleiterin an einem Tische, Baldwin gegenüber, Platz genommen. Forbes hatte die Eintretenden, denen er den Rücken zukehrte, nicht bemerkt; dagegen hatte die Dame die ruhige, wohlwollende Aufmerksamkeit Baldwin's auf sich gezogen. Dies war auf der anderen Seite nicht unbemerkt geblieben, und die Blicke des Reisenden und der jungen Pariserin waren sich bereits mehrere Male begegnet.

Forbes bemerkte, daß Etwas hinter seinem Rücken vorging, und fragte nachlässig:

„Was betrachten Sie so beharrlich?"

„Ein hübsches Gesicht."

Forbes drehte sich langsam um; dann stand er leicht erröthend auf und näherte sich mit einer höflichen Verbeugung dem Tische, an dem der alte Herr und die junge Dame saßen. Diese erwiderten seinen Gruß in freundlicher Weise.

„Ihre Frau Gemahlin ist wol noch nicht nach Paris zurückgekehrt?“ fragte Forbes.

„Nein, wir erwarten sie erst morgen,“ antwortete der alte Herr. „Und Sie sehen, wie wir unsere Freiheit mißbrauchen. Wir haben seit vier Tagen nicht ein einziges Mal zu Hause gegessen. Johanna will, daß ich ihr die Pariser Restaurants zeige, und als gut erzogener Vater beeile ich mich, ihr zu gehorchen.“

„Ist der Herr dort Ihr Freund, von dem Sie gestern sprachen?“ fragte jetzt das junge Mädchen leise.

„In der That,“ antwortete Forbes in demselben Tone; und verlegen lächelnd setzte er hinzu: „Sie sehen, ich habe nicht übertrieben: er kommt frisch aus der Wildniß; aber er wird in wenigen Tagen civilisirter aussehen, und dann werde ich mir erlauben, ihn vorzustellen.“

„Ihr Freund wird uns jederzeit willkommen sein,“ entgegnete der alte Herr.

Forbes nahm darauf wieder Baldwin gegenüber Platz und erzählte diesem in der affectirt unbefangenen Weise, die man anzunehmen pflegt, wenn man von einem anwesenden Dritten spricht, daß das junge Mädchen Fräulein Johanna Leland, die Tochter des reichen Banquiers Leland aus New-York, sei.

„Reich oder arm,“ war Baldwin's Bescheid, „sie ist außerordentlich hübsch und gefällt mir.“

„Sie sollen ihre Bekanntschaft machen,“ fuhr Forbes fort. „Ich habe Sie bereits angemeldet und werde Sie, sobald Sie es wünschen, vorstellen.“

Johanna Leland wußte sehr wohl, daß die beiden jungen Leute in diesem Augenblicke von ihr sprachen. Aber sie war daran gewöhnt, Gegenstand fremder Aufmerksamkeit zu sein, und blickte vollständig unbefangen um sich. Nach wenigen Minuten erhoben sich Forbes und Baldwin, um den Restaurant zu verlassen. Forbes trat noch einmal an den Tisch des Herrn Leland, um sich zu empfehlen, während der lange Baldwin mit einer halben, linkischen Verbeugung, wie man sie Bekannten macht, denen man noch nicht vorgestellt ist, vorüberging.

III.

Wenige Tage, nachdem Baldwin Fräulein Leland zum ersten Male gesehen hatte, war er von Forbes dem jungen Mädchen und deren Eltern vorgestellt worden, und in kurzer Zeit zählte er zu den häufig und gern gesehenen Gästen in dem Hause der amerikanischen Familie. Zu Anfang des Monats März hatte er sich nach London begeben, um dort einige Geschäftsfreunde zu besuchen; aber er war von dieser Reise nach einer Woche, weit früher, als er angezeigt, nach Paris zurückgekehrt, und nun hielt er sich bereits seit zwei Monaten dort auf, ohne auch nur anzudeuten, daß er bald wieder fortzugehen beabsichtige.

Forbes war damit vollständig einverstanden; ja, er freute sich darüber. Seine ganze Lebensweise war durch die Gesellschaft des heiteren, anspruchslosen Gastes, den er im Hause hatte, in angenehmster Weise verändert. Er dachte bereits mit Unruhe daran, daß das Zusammensein mit ihm über kurz oder lang ein Ende nehmen müßte. Baldwin hatte nämlich, noch vor seiner Reise nach England, einmal beiläufig erwähnt, daß er gegen Ende des Jahres nach Hakodate zurückkehren würde.

„Warum wollen Sie nicht in Europa bleiben?“ fragte Forbes.

„Weil ich mein Geschäft in Japan habe,“ antwortete Baldwin, „und mein Vermögen in meinem Hause dort angelegt ist.“

„Können Sie Ihr Geschäft nicht liquidiren?“ fragte Forbes weiter. „Sie werden doch nicht die Absicht haben, Ihr ganzes Leben lang unter halbcivilisirten Japanesen und wilden Ainos zu verbringen?“

„Das beabsichtige ich in der That nicht, aber ich muß es schon so lange dort aushalten, bis ich genug verdient habe, um ohne mein japanesisches Geschäft in Europa leben zu können.“

„Wie viel Zeit gedenken Sie dazu zu gebrauchen?“

„Vier bis fünf Jahre, wenn ich Glück habe.“

„Fünf Jahre, wenn Sie Glück haben! Das ist eine lange Zeit. Und wenn es Ihnen nicht gut geht?“

„Daran habe ich nie gedacht. Ich lasse das Morgen für sich sorgen. Kommt Zeit, kommt Rath!“

„Wann werden Sie abreisen?“

„Das hat noch gute Weile. Gegen Ende des Jahres. Wenn ich zum Frühjahr wieder in Hakodate bin, so ist das zeitig genug.“

Man war nun im Monat Mai. Baldwin hatte von seiner Abreise nicht wieder gesprochen; ja, er schien gar nicht mehr daran zu denken. Und in der That, er dachte auch nicht mehr daran. Die schönen Augen von Johanna Leland hatten es ihm angethan. Er war über alle vernünftigen Maßen in sie verliebt. Er schwärmte im wahren Sinne des Wortes für die braunäugige, goldhaarige, schlanke Amerikanerin. All' sein Denken, Wünschen, Hoffen war bei ihr. Die noch nicht erklärte Leidenschaft machte ihn so selig, unglücklich, leichtherzig, schwermüthig, großmüthig, verzagt und albern, wie sie andere Leute, die sich in derselben Lage befinden, zu machen pflegt. Nur in *einem* Punkte unterschied sich Baldwin von den meisten Verliebten: er war nicht schwatzhaft. Er hatte Forbes noch nicht in sein Vertrauen gezogen, was jedoch nicht verhinderte, daß dieser seit langer Zeit vollständig klar in der ganzen Sache sah. Auch Johanna und Herr und Frau Leland hatten, ohne daß dies großen Scharfsinn ihrerseits erfordert hätte, das Geheimniß des neuen Hausfreundes errathen.

Frau M. Leland, „geb. von Montemars“, war darüber keineswegs erfreut; aber sie war auch nicht geradezu beunruhigt. Ihre kluge Johanna flößte ihr großes und gerechtfertigtes Vertrauen ein. Herr Baldwin war nicht ein Schwiegersohn nach Frau Leland's ruhig calculirendem Herzen. Seit geraumer Zeit hatte sie in ihrem Geiste den reichen Georg Forbes für ihre Tochter erwählt.

Der alte Herr Leland war dem jungen Engländer gewogen; aber er hatte Nichts im Hause zu sagen. Seine Frau wollte ihn nicht einmal ausreden lassen, als er eines Abends in schüchterner Weise gewagt hatte, von den liebenswürdigen Eigenschaften „des jungen Mannes aus Japan“ zu reden.

Johanna endlich war auf ihren jüngsten Sieg nicht besonders stolz. Sie war daran gewöhnt, zu siegen. Baldwin mißfiel ihr durchaus nicht; aber der Gedanke, daß sie sich mit ihm verheirathen könne, war ihr nie gekommen. Man hatte ihr während der letzten vier Jahre — sie war nun dreiundzwanzig Jahre

alt — den Hof in den verschiedensten Formen gemacht. Sie zählte in ihrer „Sammlung" sentimentale, leidenschaftliche, schwermüthige, witzige und verständige Courmacher. Ein Jeder hatte sie eine Zeit lang amüsirt und war ihr sodann gleichgültig, wenn nicht lästig geworden. Drei von ihnen hatten successive um ihre Hand angehalten. Sie hatte diese Anträge unbedingt, ohne einen Augenblick zu überlegen, zurückgewiesen. Was sie eigentlich von ihrem zukünftigen Gemahle verlangte, welche Eigenschaften derselbe besitzen sollte, um ihr zu gefallen, war ihr selbst nicht klar. Ein großer Name, eine hervorragende Stellung, ein bedeutendes Vermögen würden sie vielleicht, wenn auch nicht verführt, so doch nachdenklich gemacht haben. Keiner der drei abgewiesenen Bewerber hatte eine dieser drei Eigenschaften besessen. Auch Baldwin war weder bekannt noch reich genug, um dadurch ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Die schlichte Einfachheit seines Wesens, die ihr etwas Neues war, „amüsirte" sie. Das war Alles, was sie zu seinen Gunsten sagen konnte.

Der einzige Mann in ihrer Umgebung, welcher ihre geheimsten Gedanken beschäftigte, war Forbes, der diese Auszeichnung jedoch nicht seinem Reichthum verdankte. Zwar dachte Johanna wol auch daran und sagte sich, daß es angenehm sein würde, eines Tages alle ihre Bekannten und Freundinnen durch Aufwand und Prunk überstrahlen zu können; aber was ihre Gedanken hauptsächlich zu Forbes hinzog, war die vornehme Gleichgültigkeit des jungen Millionärs.

Man findet in Amerika hie und da Abkömmlinge deutscher und englischer Emigranten, bei denen die Einflüsse eines neuen Klimas und einer anderen Lebensweise die Spuren ihres Ursprunges in wenigen Generationen verwischt haben. Die typischen Züge ihrer Vorfahren sind beinahe gänzlich verschwunden. Sie haben knochige, schmale, feine Gesichter; eine eigenthümlich zarte Hautfarbe; große, kluge, lebhafte Augen; wohlgeformte, kleine Hände und Füße und lange, hagere Gliedmaßen. Ihre Haltung ist kühn und edel; ihre Bewegungen sind ungezwungen und sicher. Sie gleichen in ihrem Aeußeren viel mehr den Enkeln alter, großer Geschlechter, als den Nachkommen breitschultriger, untersetzter Proletarier, welche Noth und Elend aus der Heimath vertrieben hatten; und man erfährt nicht selten, daß sie selbst in ihrer Jugend noch Gewerbe betrieben haben, die in Europa nur von den unteren und armen Volksclassen ausgeübt werden.

Forbes war einer dieser gewissermaßen „unmotivirt" vornehm aussehenden Leute. Seine Großeltern waren verarmte Bauern gewesen; sein Vater hatte in den Minen von Californien sein Vermögen aus der Erde gegraben; aber der zartgebaute Georg Forbes trat dessen ungeachtet mit auffallend vornehmer Ruhe und Sicherheit auf. Dazu kam, daß sein Reichthum einen künstlichen Nimbus um ihn verbreitete. Er ritt und fuhr die schönsten Pferde; er gewann oder verlor beim Spiele mit vollkommenem Gleichmuthe; er verlangte von keinem Menschen einen Dienst oder auch nur eine Gefälligkeit; Niemand imponirte ihm; er war höflich und gleichzeitig rücksichtslos; endlich verstand er es, sich einfach und mit Geschmack zu kleiden.

Johanna sah und bewunderte dies Alles; im Grunde ihres Herzens überschätzte sie sogar die mannigfachen Vorzüge ihres reichen Landsmannes; und gleichzeitig fühlte sie, daß ihre schönen Augen nur wenig Macht über ihn aus-

übten und daß seine Ruhe in ihrer Nähe eine vollkommene sei. Sie härmte sich darüber mehr, als Jemand es ahnte und sie es sich selbst gestehen wollte.

„Wenn er nicht so reich wäre," dachte sie, „so würde ich ihm wenigstens zeigen können, daß er mir besser gefällt als die Narren und langweiligen Menschen, die mich umgeben; aber ich wage es kaum, freundlich mit ihm zu sein, damit er sich nicht etwa einbilde, ich habe es, wie die Mädchen, die mit ihm coquettiren, und die Männer, die ihm schmeicheln, auf seinen Reichthum, abgesehen. Ich möchte, er verlöre einen guten Theil seines Vermögens; dann würde er erkennen, wo er seine wahren Freunde zu suchen hat." Sie behandelte Forbes mit weit größerer Zurückhaltung, als ihre anderen Bekannten, namentlich auch Baldwin. Für diesen hatte sie immer ein aufmunterndes Lächeln und ein freundliches Wort. Forbes bemerkte dies und spottete darüber. „Sie will mich auf den armen Baldwin eifersüchtig machen," sagte er sich. Der Sohn des Goldgräbers nährte wenig Illusionen; er hatte keine hohe Meinung von den Menschen im Allgemeinen und von Johanna Leland im Besonderen. Er war nicht so leicht zu zähmen wie der „Wilde von Yesso".

Eines Tages, als Forbes gegen ein Uhr Morgens aus dem Club nach Hause kam, nachdem er Baldwin zwei Stunden vorher im Salon von Frau Leland gelassen hatte, sah er, daß sein Gast noch Licht in seinem Zimmer hatte. Er begab sich zu ihm und fand ihn nachdenklich auf- und abgehend.

„Nun?" fragte er, „was hält Sie zu so später Stunde noch wach?"

„Setzen Sie sich," antwortete Baldwin, „ich habe mit Ihnen zu sprechen."

„Mein Rath ist: thun Sie es nicht."

„Was?"

„Verheirathen Sie sich nicht!"

Baldwin blickte überrascht auf. „Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich mich verheirathen will?" fragte er.

„Nun, Sie selbst!" entgegnete Forbes lachend. „Glauben Sie, daß es noch für irgend Jemand, der Sie kennt, ein Geheimniß sein kann, daß Sie in Fräulein Leland verliebt sind?"

Baldwin schwieg eine kurze Weile. Dann nahm er das Gespräch wieder auf: „Sie ersparen mir eine Vorrede und ein Geständniß; das ist mir ganz recht. Ich kann also gleich zu den Ereignissen des heutigen Abends übergehen. . . . Bald nachdem Sie uns verlassen hatten, fand ich zufälliger Weise Gelegenheit, mit Fräulein Johanna ungestört zu sprechen. Herr Leland saß am Whisttische; seine Frau unterhielt sich mit den älteren Damen; Johanna war, nachdem Sie sich entfernt hatten, allein in dem kleinen Nebenzimmer geblieben, wo der Thee aufgetragen war, und dort gesellte ich mich zu ihr. Ich weiß nicht mehr wie es kam, daß ich von meiner Liebe sprach. Kurz, ehe ich es selbst wußte, hatte ich gesagt, was ich auf dem Herzen trug. In dem Augenblicke, wo ich ihre Antwort erwartete, wurden im Salon die Stühle gerückt, und man bereitete sich dort zum Aufbruch vor. Johanna erhob sich schnell und trat in das Nebenzimmer. Die Gäste nahmen Abschied, und wenige Minuten später befand ich mich mit Herrn und Frau Leland allein. Johanna war verschwunden. Ich hatte den Kopf noch voll von dem, was ich soeben gesagt, und wollte eine Ent-

scheidung haben. Ich erzählte also in wenigen Worten, was zwischen mir und Fräulein Johanna vorgefallen war, und bat die Eltern, mir die Hand ihrer Tochter zu bewilligen. Der alte Herr Leland stand verlegen auf und sagte: „Das müssen Sie mit meiner Frau abmachen"; dann ging er an den Whisttisch und schien sich aufmerksam damit zu beschäftigen, die Karten und Spielmarken einzupacken. Frau Leland, die am Kamin stehen geblieben war und mich nicht zum Sitzen nöthigte, hielt mir mit halblauter Stimme eine längere Rede, in der sie in Kürze sagte: sie wisse aus meinem eigenen Munde und von Ihnen, daß ich nach Japan zurückzukehren beabsichtige; sie könne ihre Einwilligung nicht zu einer Heirath geben, die sie zwingen werde, sich von ihrem einzigen Kinde zu trennen. — Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Die Sache zeigte sich auf einmal von einer so gänzlich unerwartet prosaischen Seite. Ich wurde verlegen und erinnere mich nicht mehr, was ich ihr erwiderte. Sie sah mich, währenddem ich sprach, ruhig und theilnahmslos an; der alte Leland wickelte noch immer die Karten ein. Aber ich konnte und wollte mich nicht gleich für geschlagen erklären. Johanna hatte meinen Antrag nicht angenommen, aber sie hatte ihn auch nicht zurückgewiesen. Ich durfte noch Alles hoffen. Die Mutter selbst konnte daran Nichts ändern. Ich brachte also endlich hervor, daß ich den mir von Frau Leland gegebenen Bescheid nicht als einen definitiven annehmen könnte; daß ich die Mutter ersuchte, mit der Tochter zu sprechen, und daß ich um die Erlaubniß bäte, mir morgen Nachmittag Antwort zu holen. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie peinlich mir der kalte, geschäftsmäßige Ton war, in dem die Unterhaltung geführt wurde. Frau Leland antwortete: „Ich werde mit meiner Tochter sprechen. Ihr Besuch wird mir jederzeit angenehm sein; aber ich werde nimmer meine Zustimmung dazu geben, daß sich mein einziges Kind von mir trenne, um in einen Welttheil zu ziehen, in dem sie für mich so gut wie verloren wäre."

„Eine längere Pause trat ein, während der ihre Augen mit demselben Ausdruck unfreundlicher Kälte auf mir hafteten. Ich konnte mir meine Lage nicht recht klar machen. Ich bewegte mich wie in einem Traume. Alles war so fremd, so vollständig unvorhergesehen. Ich war zu den Lelands gekommen, wie ich seit Wochen dorthin ging: in der Hoffnung, Johanna zu sehen, aber ohne die bestimmte Absicht, mich ihr gegenüber zu erklären. Und nun hatte ich gesprochen, hatte nicht einmal eine Antwort von Johanna erhalten und sollte plötzlich in förmlicher, geschäftsmäßiger Art, als handele es sich um etwas ganz Gewöhnliches, genöthigt werden, dem gehofften Glück zu entsagen! Ich fühlte, daß es mir in dem Augenblick nicht möglich war, einen vernünftigen Gedanken zu fassen; es blieb mir gerade Ruhe und Urtheil genug, um einzusehen, daß ich durch ein unüberlegtes Wort Alles unheilbar verderben könnte. Ich nahm also meinen Hut und sagte noch einmal: „Sprechen Sie mit Ihrer Tochter und gestatten Sie, daß ich mir morgen Ihren Bescheid hole." Einige Minuten darauf befand ich mich in der Straße, und seit einer Stunde bin ich nun hier. Sie sehen, ich bin ruhig; aber ich bekenne, daß ich mir nicht zu rathen weiß. Stehen Sie mir bei, Forbes. Was soll ich thun? — Und wenn mir Frau

Leland morgen wiederholt, was sie mir heute gesagt hat! Was dann? Rathen Sie mir!"

Baldwin sprach in der That ziemlich ruhig; aber seine Augen glänzten wie im Fieber; sein Blick war unstät, und seine Stimme hatte einen heiseren Klang.

Forbes trat an den Kamin, warf einen Blick auf die Uhr, sah in den Spiegel und ordnete mit der Hand sein schönes, krauses Haar. Baldwin ließ ihn nicht aus den Augen.

„Glauben Sie," fragte Forbes endlich sehr gelassen, „daß Sie auf Fräulein Leland's Beistand rechnen können?"

„Wie soll ich das wissen?" entgegnete Baldwin ungeduldig. „Ich habe Ihnen ja gesagt, daß sie mich verlassen hat, ohne mir irgend welchen Bescheid zu geben."

„Ja, lieber Freund, da weiß ich wirklich nicht, was ich Ihnen rathen soll." Er brachte seine Cigarre, die auszugehen drohte, durch einige schnelle Züge wieder in Brand. „Warten Sie zunächst bis morgen," fuhr er fort. „Hören Sie, was Mama Leland Ihnen zu erzählen hat."

„Wenn diese nun aber einfach wiederholt, was sie mir heute Abend gesagt hat?"

„Warten Sie das ab."

„Weiter wissen Sie mir Nichts zu sagen?"

„Beim besten Willen nicht."

„Da bin ich also gerade so klug wie zuvor."

Forbes antwortete darauf nicht, und Baldwin, nachdem er eine Minute lang leise pfeifend, den Blick starr auf den Boden gerichtet, dagesessen hatte, sagte endlich:

„Sehr wohl. Ich will also bis morgen warten." Darauf rieb er sich die Stirn und die Augen und setzte hinzu: „Ich bin todtmüde."

Forbes wünschte ihm gute Nacht und entfernte sich. Eine Viertelstunde später lag er gähnend im Bette, die Abendzeitung in der Hand, die er vor dem Einschlafen zu lesen pflegte. Nach ferneren zehn Minuten ließ er das Blatt auf den Boden fallen, blies das Licht aus, und bald darauf war er ruhig und fest eingeschlafen.

Am nächsten Morgen gegen elf Uhr erhielt Baldwin, der eine schlaflose Nacht verbracht hatte und bleich und niedergeschlagen auf seinem Zimmer saß, einen Brief von Herrn Leland. Derselbe lautete wie folgt:

„Avenue Friedland. Montag früh.

„Mein lieber Herr Baldwin!

„Nachdem Sie uns gestern Abend verlassen hatten, habe ich noch eine lange Unterredung mit meiner Frau und meiner Tochter gehabt, und es liegt mir nun die Verpflichtung ob, Ihnen das Resultat derselben mitzutheilen. Ich bedauere aufrichtig, Ihnen keine guten Nachrichten geben zu können. — Johanna ist unser einziges Kind, und Sie werden begreifen, daß wir uns nicht von ihr trennen wollen. Sie ist Ihnen dankbar für den Antrag, den Sie gestellt haben, und fühlt sich dadurch geehrt; aber sie beabsichtigt nicht, sich dem ausdrücklichen Wunsche ihrer Eltern zu widersetzen. Unter diesen Umständen würde es für

Sie, und auch für uns, unnütz peinlich sein, wenn Sie, wie Sie dies gestern Abend beabsichtigten, heute noch einmal auf Ihre Bewerbung zurückkommen wollten. — Unser Entschluß steht unwiderruflich fest. — Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen alles Gute. Ich hoffe auch, daß wir uns in späteren Jahren noch einmal antreffen werden und daß wir sodann unter anderen Verhältnissen eine Verbindung wieder anknüpfen können, die mir sehr angenehm gewesen ist. Meine Frau sendet Ihnen ihre besten Grüße, und ich verbleibe, mein lieber Herr Baldwin,

„Ihr ganz ergebener Friedrich Leland."

Baldwin blieb, nachdem er den Brief gelesen hatte, lange unbeweglich, wie versteinert, sitzen. Um zwölf Uhr trat ein Diener in das Zimmer, um zu sagen, daß das Frühstück aufgetragen sei und daß Herr Forbes im Speisesaale warte. Baldwin antwortete, er werde kommen; aber er vergaß, was er gesagt hatte, und nach einer Viertelstunde suchte Forbes ihn auf, um in Erfahrung zu bringen, was ihn zurückhalte. Baldwin reichte ihm, ohne ein Wort zu sagen, den Brief, auf den Forbes einen flüchtigen Blick warf.

„Wir wollen nach dem Frühstück darüber sprechen," sagte er. „Kommen Sie. Es ist halb ein Uhr."

Baldwin folgte seinem Wirthe mechanisch und saß ihm eine halbe Stunde sprachlos am Tische gegenüber. Forbes hatte eine lange Promenade zu Pferde gemacht und war bei ausgezeichnetem Appetite. Nachdem er diesen gestillt, war er jedoch bereit, sich wieder um die Herzensangelegenheiten seines besten Freundes zu kümmern.

„Geben Sie mir den Brief noch einmal," sagte er, als er mit Baldwin im Rauchzimmer saß; „ich möchte ihn ordentlich durchstudiren, ehe ich Ihnen meine Meinung darüber sage."

Darauf steckte er sich behaglich eine Cigarre an, warf sich in einen Sessel, legte seine Beine auf einen Stuhl, der vor ihm stand, und nachdem er es sich auf diese Weise bequem gemacht und seine hübschen kleinen Stiefel einen Augenblick mit Wohlgefallen betrachtet hatte, begann er zu lesen.

„Den Brief hat Mama Leland dictirt," bemerkte er, als er bis zur Unterschrift gelangt war. „Der alte Herr hätte ihn niemals schreiben können. Ich kenne seinen Styl. — Sie hat sich übrigens Mühe gegeben, unbeholfen und natürlich zu erscheinen. Ihre eigenen Billetchen sind hübscher abgerundet. Aber der Brief ist in seiner Art nicht schlecht. Es fehlt nichts darin. Die geborene von Montemars hat jeden neuen Angriff ihrerseits vorhergesehen und im Voraus abgewehrt."

„Forbes, thuen Sie mir einen Gefallen."

„Mit Vergnügen."

„Gehen Sie zu Frau Leland; legen Sie ein Wort für mich ein."

„Aber, verehrtester Freund, was ist da noch zu sagen? Vater, Mutter, Tochter weisen Ihren Antrag einstimmig zurück. Folgen Sie meinem Rathe: seien Sie vernünftig; lassen Sie die Sache auf sich beruhen."

Baldwin blickte Forbes mit Verwunderung an und antwortete nicht. Dieser mochte fühlen, daß er, in der Absicht, die Sache, die ihn wenig interessirte, aus

der Welt zu schaffen, eine Ungeschicklichkeit begangen hatte, und fuhr, mit einiger Unsicherheit im Tone und in der Rede, wie Jemand, der Ausflüchte sucht und diese während des Sprechens zu finden hofft, wie folgt fort:

„Setzen Sie sich in die Lage der Frau ... Sie hat vielleicht nicht ganz Unrecht ... Sie will sich nicht von ihrer Tochter trennen ... Wenn Sie eine Tochter hätten, würden Sie es gerne sehen, daß sie zu den Ainos zöge? ... Können Sie nicht einen neuen Antrag auf anderer Basis formuliren? ... Können Sie nicht sagen, Sie wollten in Europa bleiben? ... Vielleicht ließe sich auf diese Weise Alles nach Wunsch arrangiren ... Aber seien Sie Ihr eigener Advocat. Mischen Sie keinen Dritten in die Angelegenheit. Das könnte einen ungünstigen Eindruck machen. Qui veut va — qui ne veut pas envoie!"

„Nein, ich muß nach Japan zurückkehren," erwiderte Baldwin; „meine Interessen würden zu sehr darunter leiden, wenn ich jetzt hier bliebe."

„Nun, bringen Sie ein Opfer!" warf Forbes ein.

„Wenn es sich um weiter Nichts handelte!" antwortete Baldwin. „Jeden Heller, den ich besitze, würde ich gern hingeben, wenn es mir dadurch gelingen könnte, Frau Leland günstig für mich zu stimmen. Aber als armer Mann dürfte ich nicht wagen, um Johanna's Hand anzuhalten ..."

Er stockte plötzlich und ging einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab. Dann fuhr er fort, gleichsam zu sich selbst sprechend:

„Ein Mittel gäbe es vielleicht, die Sache in Ordnung zu bringen."

„Welches?"

„Wenn Jemand mir einen Theil meines Geschäftes, das wirklich gut und solide ist, abkaufen wollte." Er warf einen schüchternen Blick auf Forbes.

„Wie wäre das zu machen?" fragte dieser gedehnt.

„Die Sache ist mir selbst noch nicht ganz klar," antwortete Baldwin; „der Gedanke ist mir in diesem Augenblicke zum ersten Male gekommen. Ich will darüber nachdenken und werde heute Abend mit Ihnen davon sprechen."

„Ja, thun Sie das," meinte Forbes in gleichgültigem Tone. Dann sah er nach der Uhr und setzte hinzu: „Ich habe noch einige Visiten zu machen. Ich esse um sieben im Café Anglais. Wir können uns dort treffen, wenn Sie wollen. Jedenfalls werde ich um neun Uhr zu Hause sein." Er verließ darauf mit einem kurzen Kopfnicken das Zimmer. „Ich sehe Meister Gordon Baldwin kommen," sagte er vor sich hin, als er draußen war. „Immer die alte Geschichte!"

Baldwin hatte keine Ahnung davon, was in Forbes' Geiste vorging. Er arbeitete während des ganzen Nachmittags an einer Aufstellung seines Vermögens. Er hatte verschiedene Geschäftspapiere bei sich, welche es ihm möglich machten, sich in seinen Abschätzungen auf bestimmte Zahlen und Daten zu stützen. Er konnte somit den Beweis führen, daß er ein Vermögen von nahe an 150,000 Dollars besitze. Dabei glaubte er sich jedoch vollkommen berechtigt, sein blühendes Geschäft zu einem nicht unbedeutenden Preise in Anschlag zu bringen. Er führte sodann aus, daß Jemand, der 50,000 Dollars baares Geld in seine Firma einschießen wollte, um sein Associé zu werden, eine gute und sichere Geldanlage machen würde, und er erklärte sich bereit, seinen Freund Graham in Hakodate, auf dessen

Zustimmung er im Voraus rechnen konnte, unter dieser Bedingung als seinen gleichberechtigten Compagnon in sein Haus aufzunehmen. Diese Summe von 50,000 Dollars, mit der sich Graham in die Firma einkaufen sollte, würde sodann dazu dienen, dem jungen Geschäfte eine noch größere Ausdehnung zu geben und dasselbe auch in Europa zu etabliren. Die Leitung dieser europäischen Filiale des Hauses von Hakodate wollte Baldwin übernehmen.

Damit schloß das Memorandum. In einem Begleitschreiben zu demselben, das Baldwin ebenfalls sofort aufsetzte, ersuchte er Forbes, seinem Freunde Graham die Summe von 50,000 Dollars vorzuschießen. Als Sicherheit dafür war er bereit, sein und Graham's Grundeigenthum in Hakodate an Forbes zu verschreiben. Das Risico, welches dieser lief, wenn er das Darlehen machte, erschien demnach in der That nur sehr gering.

Baldwin hatte mehrere Stunden lang hintereinander schnell und anstrengend gearbeitet, um das Memorandum und den Brief fertig zu machen. Er war aufgeregt und las seine Arbeit nun noch einmal durch. Dieselbe befriedigte und beruhigte ihn. Er war mit vollkommener Ehrlichkeit zu Werke gegangen. Er hatte seine Verhältnisse nicht besser darzustellen versucht, als sie es waren. Einem Fremden würde die von ihm gegebene Aufklärung zwar nicht genügt haben. Aber Forbes war kein Fremder. Baldwin wußte, daß dieser ein großes Vermögen besaß. Er nahm an, daß er bereit sein würde, ihm und Graham, der ja sein Jugendfreund war, den verlangten Dienst zu leisten. — Als er nach der Uhr sah, bemerkte er, daß es zu spät geworden sei, um sich noch zur rechten Zeit nach dem Café Anglais zu begeben. Er nahm demnach eine hastige Mahlzeit in einem Restaurant in den Champs Elysées zu sich und begab sich sodann wieder direct nach Hause.

Forbes ließ auf sich warten. Es war nahe an zehn Uhr, als er in seiner Wohnung erschien. Er brachte etwas zu seiner Entschuldigung vor, das Baldwin gar nicht hörte, und folgte diesem übler Laune in sein Zimmer.

„Hier!" sagte Baldwin, indem er ihm das lange, deutlich geschriebene Memorandum überreichte. „Lesen Sie zunächst dies Schriftstück aufmerksam durch."

Forbes, der seinen Hut nicht abgelegt hatte und aussah wie Jemand, der nicht viel Zeit zu verlieren hat, blätterte die enggeschriebenen Seiten schnell um und war bald am Ende der Arbeit, die dem ehrlichen Baldwin stundenlange Mühe gekostet hatte.

„Ich weiß noch nicht, welcher Art Ihre Conclusionen sind," sagte er, ohne die Augen von dem Schriftstück aufzuheben und nervös in demselben blätternd; „aber einen großen Fehler, an dem das Ganze scheitern dürfte, kann ich Ihnen bereits jetzt signalisiren ... Ich bin auch ein Geschäftsmann;" — diese letzten Worte wurden etwas mürrisch gesprochen, als beantworteten sie einen Widerspruch, den Baldwin erhoben. Dieser aber hatte kein Wort gesagt und sah Forbes nur unruhig fragend an.

„Sie schätzen Ihr Vermögen auf 150,000 Dollars," fuhr Forbes fort. „Das ist nun schon nicht ganz richtig, sobald sie die Hälfte für 50,000 Dollars, also mit einem Verluste von 25,000 Dollars, verkaufen. Sie sind demnach,

wenn die Transaction zu Stande kommen sollte, nach Ihrer eigenen Abschätzung nur noch 125,000 Dollars werth. Aber selbst daran würde Leland als vorsichtiger Mann noch die Hälfte streichen wollen, da Ihr Vermögen in einem Geschäfte angelegt ist, das heute gut geht, aber morgen schlecht gehen kann. — Für die 50,000 Dollars, die Sie erheben wollen, sind Sie bereit, mit Graham solidarisch zu bürgen. Sollten Sie also unglückliche Geschäfte machen — und man muß Aehnliches berücksichtigen, so lange man überhaupt noch Geschäfte macht —, so würden Sie möglicherweise ganz ruinirt sein. Dies allein wird den alten Leland veranlassen, Ihren Status als auf schwachen Füßen stehend zu verwerfen."

Er sah Baldwin mit einer gewissen Ueberlegenheit an, als habe er etwas sehr Erfreuliches entdeckt und wiederholte langsam das Wort „verwerfen". Dann, nach einer kurzen Pause, fuhr er fort:

„Angenommen jedoch, daß Leland Alles, was Sie sagen, für baare Münze gelten lassen wollte — ich kenne ihn: er wird es nicht thun; aber nehmen wir es an —, so würden Ihre Auseinandersetzungen ihn doch keineswegs befriedigen. Ich sehe" — er blätterte in den Papieren — „daß Sie auf ein sicheres Einkommen von 12,000 Dollars rechnen. Sie bezeichnen diese Summe als das Minimum. Leland wird nicht glauben, daß Sie sich unterschätzt haben, und in seinem Geiste werden diese 12,000 Dollars als das Maximum erscheinen. — Aber, lieber Freund, was sind 12,000 Dollars p. a. für ein so verwöhntes Mädchen, wie Johanna Leland. In ihrem elterlichen Hause wird das Doppelte und Dreifache ausgegeben, und die Leute finden sich nicht reich genug. Mit 12,000 Dollars, also circa 60,000 Franken, Revenuen kann man in Paris nicht große Sprünge machen. Pferde und Wagen z. B. könnten Sie damit gar nicht halten. — Johanna Leland in einem Miethswagen! Undenkbar! ... Glauben Sie mir, lieber Baldwin, die Sache geht nicht. Geben Sie sie auf."

„Hier, lesen Sie diesen Brief," antwortete Baldwin finster. Er überreichte das zweite Schriftstück, welches Forbes aufforderte, Graham 50,000 Dollars vorzuschießen. Forbes las es nur flüchtig durch.

„Sie halten mich für reicher, als ich bin," sagte er. „Ich kann nicht so leicht über 50,000 Dollars verfügen, wie Sie annehmen. Aber selbst wenn ich es könnte, wozu würde es nützen? Ich wiederhole Ihnen, Leland ist ein viel zu praktischer Mann, als daß er Ihr Anerbieten annehmen würde. Glauben Sie mir, Baldwin: geben Sie die Sache auf!"

„Sie wollen mir also nicht helfen?"

„Ich will Ihnen sehr gern helfen ... wenn es mir möglich ist. Ich will nachsehen, was ich thun kann. Aber ich kann Ihnen noch Nichts fest versprechen; und ich wiederhole Ihnen: ich glaube nicht, daß Ihnen meine Hülfe Etwas nützen kann."

„Was soll ich thun?"

„Ja, werther Herr, wie soll ich das wissen?"

„Kann ich Leland sagen, daß ich es möglich zu machen gedenke, in Europa zu bleiben, wenn er mir unter dieser Bedingung die Hand seiner Tochter bewilligen will?"

„Ja, sagen Sie ihm das; das kann nicht schaden; aber ... aber ... wie gesagt, ich weiß noch nicht, ob ich Ihnen Geld verschaffen kann. Ich müßte es mir selbst borgen. 50,000 Dollars ist eine große Summe ... eine Viertelmillion Franken ... eine sehr große Summe ... Wenn Sie wüßten, was für Anforderungen an mich gestellt werden ... Von allen Seiten ..."

Baldwin sah Forbes mit einem so eigenthümlichen, bitteren und mitleidigen Blicke an, daß der arme Millionär plötzlich stockte.

„Sprechen wir nicht mehr davon," sagte Baldwin sanft. „Ich habe mich geirrt."

Ein Gefühl der Beschämung und des Zornes hatte sich Forbes' bemächtigt. Er fühlte, daß Baldwin in diesem Augenblicke wie von einer stolzen Höhe auf ihn herabblickte. Aber hatte Jener ein Recht dazu? Worauf lief das Ganze am Ende heraus? Immer das alte Lied! Er, Forbes, sollte Geld hergeben. War er denn zu Nichts gut in der Welt, als zu zahlen? anderen, fremden Menschen aus Verlegenheiten zu helfen? Wer hatte ihm je geholfen? Niemand. Er verlangte Nichts von Baldwin. Welches Recht hatte dieser, sich mit einem Gesuche an ihn zu wenden? Er hatte den wildfremden Menschen lieb gewonnen, weil er ihn für uneigennützig hielt. Aber Baldwin war gerade ebenso, wie alle anderen Menschen, mit denen er in Berührung kam. Er wollte ihn, Forbes, benutzen. „Ich will mich nicht fortwährend und von Jedermann benutzen und ausbeuten lassen," sagte er sich; „die Freundschaft des Mannes ist mir keine 50,000 Dollars werth. Nicht einen Heller mag ich dafür geben, wenn ich sie kaufen soll. Sie hatte nur Werth für mich, so lange sie nicht käuflich war."

„Sie beurtheilen mich falsch," sagte er laut; „aber es würde zu Nichts führen, wenn ich auch den Versuch machen sollte, das Mißverständniß aufzuklären ... Schlafen Sie wohl, Baldwin."

„Gute Nacht."

Ein paar Minuten später hörte Baldwin das Rollen des Wagens, der seinen Wirth in den Club führte. Forbes spielte dort wie gewöhnlich, aber womöglich mit noch geringerem Interesse, als dies seine Art war. Sein Verstand lieferte ihm hundert schlagende Beweise, daß er in seiner Handlungsweise Baldwin gegenüber in vollem Rechte sei; aber sein Herz, so kalt es auch war, sagte ihm doch, daß er kleinmüthig und unedel handle. Nein! Baldwin war kein gewöhnlicher Abenteurer, der es nur darauf abgesehen hatte, ihn auszubeuten! ... Und neben ihm stand ein anderer Mann, dessen Bild Forbes nicht verscheuchen konnte, ein Mann mit frühgealtertem Gesichte, mit traurigen Augen, mit einem schmerzlichen Lächeln um den Mund: Thomas. — Baldwin hatte diesem, ohne ihn zu kennen, Gutes erwiesen. „Wenn ich nicht ganz zu Grunde gegangen bin, so verdanke ich es Baldwin," hatte Graham an Forbes geschrieben. Wie ein Gewissensbiß nagte der Gedanke an dem Herzen des Millionärs.

„Mag er das Geld haben," sagte er sich plötzlich. Eine köstliche Wärme, wie er sie seit Jahren nicht mehr gefühlt hatte, füllte seine Brust.

„Va banque!" rief er und schob einen großen Haufen Gold und Billete, die vor ihm lagen, auf den Tisch. Er verlor. Es wurde ziemlich lange gezählt.

Er wartete ungeduldig und zahlte eine nicht unbedeutende Summe. Dann stand er auf und fuhr nach Hause.

Baldwin's Fenster waren nicht mehr erleuchtet. „Er schläft schon," sagte sich Forbes. Er ging in sein eigenes Zimmer; aber er war aufgeregt, und es dauerte lange, bis er einschlief. Als der Diener am nächsten Morgen zu etwas später Stunde in sein Zimmer trat, überreichte er ihm einen Brief. Forbes erkannte Baldwin's Handschrift auf der Adresse. Er zerriß das Couvert hastig, was sonst gar nicht seine Art war, und las folgende Zeilen:

„Lieber Forbes!

„Empfangen Sie meinen besten Dank für die freundliche Aufnahme, die Sie mir gewährt haben. Ich habe mich entschlossen, nach London zu gehen. Ihr Diener sagt mir, daß Sie noch schlafen, und ich mag Sie nicht stören.

Ihr ergebener

Gordon Baldwin."

IV.

Vier lange Jahre waren schnell dahingegangen. Baldwin zählte nun zweiunddreißig Jahre, und Forbes näherte sich den Vierzigern. Frau Leland war gestorben, ohne den großen Wunsch ihres Herzens, Johanna mit Herrn Forbes zu verheirathen, erfüllt zu sehen.

Johanna war noch jung und noch immer schön; aber sie war unzufrieden, verbittert, und dies zeigte sich in dem festgeschlossenen Munde mit den schmalen, geraden Lippen, in dem scharfen Blick der braunen Augen und in dem herben, strengen Ausdruck des ganzen Gesichtes. Das Leben hatte ihr nicht gehalten, was sie davon gehofft. Die Jahre der ersten, frischen Jugend waren nun dahin. Ihre Freundinnen und Altersgenossen, die meisten darunter weniger schön und reich als sie, waren verheirathet, hatten sich ihre Plätze in der Gesellschaft erobert und schienen nun wie von einer erhabenen Stellung auf Johanna, deren Ueberlegenheit sie als junge Mädchen willig anerkannt hatten, herabzublicken. — Zahlreiche Bewerber um ihre Hand hatten sich vor einigen Jahren noch eingestellt. Sie hatte sie zurückgewiesen. Sie wußte wol, weshalb. Der einzige Mann, dessen Gegenwart ihr Herz schneller schlagen machte, dessen Huldigungen ihrem Stolze geschmeichelt hätten, Georg Forbes, bekümmerte sich nicht um sie. Ganz allmälig war der Kreis ihrer Verehrer lichter geworden; seit dem Tode ihrer Mutter fühlte sie sich vereinsamt. Sie erschien nach wie vor in den Gesellschaften der amerikanischen Colonie, wo ihre große Schönheit und die hohe finanzielle Stellung des Herrn Leland ihr noch immer einen hervorragenden Rang anwiesen; aber sie stand dort allein. Die unverheiratheten Mädchen scheuten ihre scharfe Zunge; die jungen Männer wurden verlegen, wenn sie den Blicken von Johanna Leland ausgesetzt waren.

Manchmal gesellte sich Georg Forbes zu ihr. Dann strahlten ihre Augen, und ein zärtlicher, vorwurfsvoller Schimmer glänzte darin; aber der Millionär sah davon Nichts. Er saß Johanna vollständig unbefangen gegenüber, und während sie ihn beobachtete und die geliebten Züge tiefer und tiefer in ihre Seele grub, kritisirte er mit impertinenter Ruhe die Toiletten der Anwesenden und machte

hie und da eine spöttische Bemerkung über „die jungen Leute“. Er behandelte Johanna wie einen Altersgenossen, wie einen langjährigen Bekannten; gegen Mitternacht, wenn die Anderen heiter wurden, und Vergnügen und Aufregung die jugendlichen Gesichter rötheten, stand er mit schwer unterdrücktem Gähnen auf, um in den Club zu gehen und dort noch ein oder zwei Stunden lang zu spielen. Er hatte sich in den letzten vier Jahren beinahe gar nicht verändert. Er war noch immer derselbe hagere, elegante Cavalier, dessen Gesicht allen „Habitués“ der Boulevards, des Bois de Boulogne und der „Ersten Vorstellungen“ wol bekannt war.

Forbes hatte Baldwin, nachdem dieser gegangen war, eine Zeit lang schmerzlich vermißt; ja, er war nach London gereist, um ihn dort aufzusuchen; er hatte ihm auch geschrieben. Sein Brief war ohne Antwort geblieben. Dann hatte er seinen Gast vergessen. Er mußte an manches Andere denken; an sich selbst in erster Linie. Von Zeit zu Zeit, in Zwischenräumen, die länger und länger wurden, tauchte die Erinnerung an den „Wilden“ noch in seinem Herzen auf. Und dann fühlte er sich beschämt und klein und strich sich ärgerlich mit der Hand über die Stirn, als wolle er das lästige Bild verscheuchen. Er sagte sich wol, um sich vor sich selbst zu rechtfertigen und seinen Verdruß, der einem Gewissensbisse glich, niederzuhalten: „Da habe ich 50,000 Dollars gespart“; — aber er glaubte dies selbst nicht. Er wußte, daß das Geld, welches Baldwin damals von ihm verlangte, nicht für ihn verloren gewesen wäre, und daß er eine seltene Gelegenheit in seinem gleichförmigen, unnützen Leben, einen guten Menschen an sich zu fesseln, ungenutzt hatte vorübergehen lassen. — Thomas Graham war verschollen. „Wer weiß? Vielleicht ist er todt,“ sagte er sich. Ein unheimliches Gefühl beschlich ihn bei dem Gedanken, daß er dem letzten Wunsche, den Thomas ihm gegenüber geäußert hatte, dem Wunsche, Baldwin das Gute zu vergelten, das dieser an Graham gethan, nicht nachgekommen war.

Baldwin hatte die vier Jahre in Japan zugebracht. Das Glück war ihm günstig gewesen und hatte ihn zum reichen Manne gemacht. Graham, sein treuer und dankbarer Freund, war seit drei Jahren bereits sein Associé. Baldwin hatte ihn ersucht, auf ein Jahr nach Europa oder Amerika zu gehen, um sich einen langen Feiertag zu machen; der stille, traurige Mann hatte dies ruhig, aber mit großer Bestimmtheit zurückgewiesen. „Hier in Hakodate habe ich endlich Frieden gefunden,“ hatte er gesagt, „und hier will ich bleiben. Es fehlt mir an Nichts; ich verlange nichts Besseres, als was ich habe. Gehen Sie nach Europa. Ich gönne Ihnen von Herzen alles Gute, das Sie zu Hause finden mögen; ich hoffe, all' Ihre Wünsche werden dort in Erfüllung gehen. Was mich anbetrifft, so habe ich draußen in der Welt Nichts mehr zu suchen und bleibe hier.“

Baldwin hatte seinem Freunde Graham von den Erlebnissen in Paris erzählt. Er hat auch, aber ohne Bitterkeit, von der traurigen Haltung Forbes' ihm gegenüber gesprochen. Graham war bei dieser Mittheilung blaß geworden. „Georg ist kalt und mißtrauisch,“ waren damals seine Worte gewesen; „aber ich halte ihn nicht für schlecht. Es thut mir leid, daß sein Argwohn ihn irre

geführt hat. Ich hätte ihm gern Alles vergeben, was ich ihm manchmal vorwerfen zu dürfen glaube, wenn er Ihnen einen großen Dienst erwiesen hätte."

Baldwin hatte bemerkt, daß die Unterhaltung über Forbes seinem Freunde peinlich sei. Die Erinnerung an Paris war auch für ihn eine traurige. Die beiden Freunde sprachen nicht wieder von der verfehlten Reise nach Europa.

Mit der Zeit erbleichte die Erinnerung an Johanna in Baldwin's Herzen; seine Liebe für sie wurde ruhiger, erkaltete, verschwand allmälig. Auch der Unwille über Forbes verlor an Heftigkeit. Der kleinmüthige Mann, den er eine Zeit lang bitter verachtet hatte, wurde ihm gleichgültig. Er dachte selten an ihn; und wenn er sich seiner wieder erinnerte, so war es ohne Bitterkeit. — Die Zeit zerstört Alles.

Baldwin hatte in den letzten Tagen des Jahres 186. von Graham in Hakodate Abschied genommen, um eine neue Reise nach Europa zu machen. Ueber seine Rückkehr nach Japan war nichts Bestimmtes festgesetzt worden. „Bleiben Sie in Ihrer Heimath, so lange es Ihnen dort gefällt," hatte ihm Graham gesagt. „Ich freue mich bei dem Gedanken, daß Sie dort angenehme Zerstreuung finden werden. Sie sind zu jung, um sich hier zu begraben, wie ich es gethan habe. Wenn es Ihnen gefallen sollte, in England oder Frankreich zu bleiben, so lassen Sie sich durch Rücksicht auf mich nicht verhindern, diesen Plan auszuführen. Ich bleibe noch gern einige Jahre in Japan. Sollte ich mich später von hier fortsehnen, was ich aber augenblicklich für sehr unwahrscheinlich halte, so werde ich dies lange genug vorher merken, um Sie entweder zu bitten, mich hier einige Zeit abzulösen, oder um die Geschäfte so zu ordnen, daß dieselben weder meiner noch Ihrer Leitung bedürfen. Also kümmern Sie sich nicht um mich. Ich werde hier schon allein fertig werden. Amüsiren Sie sich gut! Auf Wiedersehen!"

Und nun war Baldwin wieder in Europa; ein stiller, ernster Mann, älter im Herzen und im Aussehen als in Jahren, aber vertrauend und Vertrauen erweckend wie früher. Er war vor wenigen Tagen mit einem der Dampfboote der „Messageries Impériales" in Marseilles angelangt und befand sich seit einigen Stunden in Paris, wo er in einem Hôtel der Rue de la Paix abgestiegen war und sich, vor seiner Weiterreise nach London, eine Woche aufzuhalten beabsichtigte. Es war im Monat März.

Baldwin hatte, sobald er in Marseille Fuß auf französischen Boden gesetzt, Paris wiedersehen wollen. Er legte sich selbst nicht Rechenschaft davon ab, was ihn eigentlich dorthin zog. Er hoffte nicht, Johanna wiederzusehen; er wünschte es nicht einmal. Er hatte sich nie wieder nach ihr erkundigt; er wähnte sie längst verheirathet. In seinem Geiste war sie für ihn verloren, war sie todt. Aber er wollte die Stätte wieder besuchen, wo sein junges, warmes Herz einen kurzen, schönen Traum geträumt hatte; er sehnte sich nach dem Orte wie nach der Stelle, auf der ein geliebter Todter ruht. Wehmüthige Jugenderinnerung zog ihn dorthin. — Er hatte sich im Hôtel langsam umgekleidet und begab sich nun nach dem Café, in dem er vor Jahren, am Tage seiner ersten Ankunft in Paris, gegessen hatte. Seltsam bekannt erschienen ihm die Boulevards. Er begrüßte sie wie alte Freunde. Er erkannte an den Schaufenstern dieselben Photographien, die

ihm vor vier Jahren dort aufgefallen waren. Es kam ihm vor, als wäre er nur wenige Tage abwesend gewesen. Alles stand am alten Platze; Nichts schien verändert. Nur er selbst war so anders, so viel älter und hoffnungsärmer und trauriger geworden.

Er setzte sich in dem Café an denselben Tisch, den er vor Jahren mit Forbes einzunehmen pflegte; und siehe! derselbe Kellner, dem Anscheine nach mit derselben weißen Schürze, derselben weißen Halsbinde, denselben lackirten Tanzschuhen trat an ihn heran, um in dem wohlbekannten gleichgültigen Tone zu fragen: was der Herr zu essen befehle?

„Ein gutes Diner," antwortete Baldwin.

Der Kellner machte eine leichte, kaum bemerkbare Bewegung und sah den sonnenverbrannten Gast mit der weißen Stirn genauer an. Etwas wie Nachdenken lagerte sich über das feiste, farblose Gesicht und glänzte in den dunkeln, verschmitzten Augen. Er entfernte sich und bestellte das Diner. Dann kehrte er zurück und blieb in Baldwin's Nähe stehen. Und plötzlich trat er auf ihn zu, und sich mit höflicher Vertraulichkeit auf den Tisch lehnend, an dem Baldwin saß, fragte er: „Erwarten der Herr vielleicht Herrn Forbes?"

Baldwin blickte lächelnd auf: „Sie haben ein gutes Gedächtniß," sagte er.

„Ich vergesse meine Clienten niemals," antwortete der Mann geschmeichelt. Darauf kehrte er nach der Küche zurück, und dann kam er wieder zu Baldwin und sagte: „Ich habe die Karte etwas geändert. Ich erinnere mich, daß der Herr gern scharfe Sachen essen. Ich habe ein Huhn mit Curry bestellt."

Wenige Minuten darauf trat Forbes in den Speisesaal. Der Kellner ging ihm entgegen und sagte: „Der Herr wird erwartet." Forbes blickte nach dem Tische, den der Kellner ihm gezeigt hatte, und eine jähe Röthe stieg ihm in das Gesicht. Er zauderte unschlüssig eine Secunde; dann näherte er sich Baldwin. Dieser erhob sich von seinem Sitze, und einen kurzen Augenblick standen sich die Beiden verlegen gegenüber. Baldwin streckte zuerst die Hand aus, die Forbes schnell ergriff und herzlich drückte.

„Es freut mich sehr, Sie wiederzusehen," sagte er. „Ich hatte keine Ahnung davon, daß Sie in Paris seien. Wann sind Sie hier angekommen?"

„Vor ein paar Stunden."

„Und wo sind Sie abgestiegen?"

Baldwin nannte seine Wohnung.

Der Kellner hatte Forbes unterdessen Hut und Ueberrock abgenommen und wartete lauschend, daß ihm Befehle ertheilt würden.

„Geben Sie mir dasselbe Diner wie Herrn Baldwin," sagte Forbes, um den Kellner abzufertigen. Dann setzte er sich, schob sein Couvert zurecht, entfaltete die Serviette und füllte auf diese Weise eine kurze Pause aus. Endlich beugte er sich vor und sagte mit größerer Wärme, als ihm sonst eigen war:

„Es hat sich ein Mißverständniß zwischen uns erhoben, Baldwin. Es thut mir sehr leid. Ich habe Sie aufgesucht, als Sie mich so plötzlich verlassen hatten; aber ich konnte Sie nicht wiederfinden. Ich habe Ihnen auch unter der Adresse Ihres Banquiers nach London geschrieben; mein Brief ist ohne Antwort geblieben."

„Laſſen wir die alten Zeiten," meinte Baldwin. „Das iſt Alles längſt vergangen."

„Nein. Ich möchte Sie bitten, mir zu geſtatten, Ihnen Aufklärung zu geben. Ich verſichere auf mein Wort, Baldwin, daß ich an demſelben Abend, wo ich Sie zum letzten Male ſah, den Entſchluß gefaßt hatte, Ihnen die Summe Geldes, die Sie gebrauchten, zur Verfügung zu ſtellen."

„Sie kamen etwas ſpät mit Ihrer freundlichen Abſicht."

„Ja, leider! Ich habe es oftmals bedauert. Ich bedaure es heute noch. Glauben Sie mir, ich wäre Ihnen gern gefällig geweſen."

„Ich glaube es Ihnen." Es war dieſelbe tiefe, ruhige Stimme, die Forbes vor Jahren gern gehört und die ihm damals Vertrauen und Zuneigung eingeflößt hatte; aber die ehrlichen Augen, die ihn gerade anblickten und vor denen ſich die ſeinen unwillkürlich ſenkten, waren nicht mehr ſo lebensluſtig, übermüthig wie damals. Sie blickten jetzt ernſt, faſt traurig. Ein Gefühl der Scham, der Reue, wie er es bisher nie gekannt hatte, erfüllte das Herz des reichen Mannes. Er hätte Baldwin um Verzeihung bitten mögen, er hätte willig eine viel größere Summe hergegeben, als dieſer vor Jahren von ihm verlangte, um ſeinen Irrthum ungeſchehen zu machen.

„Ich habe Ihre plötzliche Abreiſe ſehr bedauert," wiederholte er.

„Ich glaube es Ihnen. Laſſen wir die Sache ruhen. Wie geht es Ihnen?" Forbes erzählte, daß die letzten vier Jahre einförmig, ohne jeden bemerkenswerthen Zwiſchenfall, für ihn dahingegangen ſeien. Plötzlich unterbrach er ſich in der Darſtellung ſeiner eigenen Erlebniſſe, um zu fragen, wie es Thomas Graham gehe.

„Er iſt mein Aſſocié geworden," antwortete Baldwin. „Er befindet ſich wohl. Er iſt ein guter, zuverläſſiger Mann. Ich habe ihn ſehr lieb gewonnen. Ich bedaure nur, daß ihn Nichts zu erfreuen ſcheint. Er iſt immer derſelbe: ſtill, freundlich, wohlwollend und traurig."

„Wenn Sie ihm ſchreiben," ſagte Forbes nach einigem Nachdenken, „ſo erwähnen Sie, daß ich nach ihm gefragt und mich gefreut habe, gute Nachrichten von ihm zu empfangen."

„Weshalb wollen Sie ihm nicht ſelbſt ſchreiben? Ich bin überzeugt, ein Brief von Ihnen wird ihm Freude machen."

Darauf antwortete Forbes nicht und gab dem Geſpräche eine andere Wendung, indem er etwas haſtig fragte: „Was haben Sie zu dem Tode der Frau Leland geſagt?"

„Ich wußte nicht, daß ſie geſtorben ſei," erwiderte Baldwin betroffen. „Und wie geht es Herrn Leland?" ſetzte er zögernd hinzu . . . . „und Fräulein Johanna?"

Der alte Schmerz erwachte mit der Erinnerung an die alte Zeit. Aber es war ein Schmerz ohne Bitterkeit. Johanna gehörte in ſeinem Geiſte einer fernen Vergangenheit an, die mit ihren ſchönen Hoffnungen unwiderruflich verſchwunden war.

„Herr Leland iſt ganz der Alte," entgegnete Forbes. „Ich möchte ſogar ſagen, der Tod ſeiner Frau habe ihn verjüngt. Er iſt nun wieder ſein eigener

Herr, und das war ihm seit dreißig Jahren nicht mehr passirt. Der Tod der unbequemen Frau ist für Niemand ein großer Verlust gewesen. — Fräulein Leland werden Sie wenig verändert finden. Nun ja, sie ist kein Kind mehr. Sie muß siebenundzwanzig Jahre alt sein, und die erste Jugendfrische ist bei ihr dahin. Mädchen altern schneller als Frauen. Aber Fräulein Leland ist noch immer eine auffallend schöne Erscheinung, das schönste unverheirathete Mädchen in der ganzen amerikanischen Colonie, die wirklich viel Schönheiten aufzuweisen hat. — Merkwürdig, daß sie sich nicht verheirathet hat! An Bewerbern hat es ihr nicht gefehlt; aber sie hat alle Anträge zurückgewiesen."

Baldwin war verstummt. In seinem Gehirn kreuzten sich tausend Gedanken. — Also Johanna war noch frei! Wie kam das? Er hatte nie eine abschlägige Antwort von ihr selbst auf seinen Antrag bekommen. Ihre Eltern allein hatten gesprochen. War es nicht möglich, daß sie ihn liebte? War es nicht vielleicht noch an der Zeit, sich Bescheid zu holen, sein Glück noch einmal dort zu suchen, wo er es vor Jahren zu finden gehofft hatte? Und wenn sie ihn liebte? Sein Herz schlug schneller bei dem Gedanken . . . Und wenn sie ihn nicht liebte? Nun, in diesem Falle war nichts Neues verloren; der Schmerz über ihren Verlust war vernarbt und überwunden. Er konnte mit großer Ruhe an ein Zusammentreffen mit Johanna denken. Er hoffte in der That nur wenig davon; aber er fürchtete Nichts; das Gefühl, das er für sie empfand, durfte kaum mehr als Liebe bezeichnet werden; es war vielmehr eine große, eigenthümliche Neugierde. — Würde sie, wenn sie ihn wiedersah, bestürzt, oder freudig erregt oder theilnahmlos erscheinen? Er wollte sich darüber Gewißheit verschaffen. —

Forbes mochte wol ahnen, was in Baldwin's Kopfe vorgehe, und fragte: „Werden Sie den Lelands einen Besuch machen?"

„Das weiß ich noch nicht," antwortete Baldwin; „aber es würde mich interessiren, sie wiederzusehen."

„Das Vergnügen können Sie sich heute Abend noch verschaffen. Begleiten Sie mich in die Oper. Sie werden Herrn und Fräulein Leland in meiner Loge finden."

Baldwin zauderte. „Soll ich Sie abholen?" drängte Forbes, der die erste Gelegenheit, seinem alten Gaste gefällig zu sein, benutzen wollte. „In einer halben Stunde kann ich in Ihrem Hôtel sein. Gerade zu guter Zeit, denn es ist nahe an acht Uhr."

Baldwin willigte ein, und die Beiden verließen den Restaurant bald darauf. Als sie eine Stunde später in Forbes' Loge traten, war diese noch leer. Aber nach wenigen Minuten erschienen Herr Leland und Johanna. Letztere erkannte Baldwin auf der Stelle und wich mit einem leisen Ausruf der Ueberraschung einen Schritt zurück. Sie wurde jedoch sofort wieder, und ohne daß ihr dies einen Kampf gekostet hätte, vollständig Herrin ihrer selbst. — Baldwin war ihr stets gleichgültig gewesen. Sie hatte seit Jahren gar nicht mehr an ihn gedacht. Er war ein Bekannter aus vergangenen Tagen, ein alter, abgewiesener Liebhaber. Weiter nichts. Er war im Strome der Zeit untergegangen und vergessen, ohne auch nur bedauert zu werden. Was ging es sie an, wenn er wieder auf der

Oberfläche auftauchte? Sie reichte ihm unbefangen die schmale, behandschuhte Hand, nickte ihm mit einem freundlichen Lächeln zu und ging an ihm vorüber, um auf einem der Sessel, vorn in der Loge, Platz zu nehmen.

Dem alten Herrn Leland mußte Baldwin noch einmal vorgestellt werden; aber sobald er sich „des jungen Mannes aus Japan" wieder erinnert hatte, was eine gute halbe Minute dauerte, zeigte er aufrichtige Freude, ihn wiederzusehen, erkundigte sich flüsternd nach seinem Befinden und nach seinen Verhältnissen und drückte seine Befriedigung, einen alten Freund wohl und gesund wiederzusehen, aus, indem er ein halbes Dutzend Male „delighted" — entzückt — ausrief. Er bestand darauf, daß Baldwin vorn, neben seiner Tochter, Platz nehmen sollte, und blieb mit Forbes hinten in der Loge stehen, um sich von diesem erzählen zu lassen, was er von seinem Freunde wußte.

Und Baldwin? Die Brust war ihm wie zugeschnürt. Er hatte Johanna während der letzten Jahre vergessen; aber nun erwachte in seinem Herzen wieder die selige Unruhe, die er stets in ihrer Nähe gefühlt. Johanna erschien ihm schöner als je. Sie trug die einfache Toilette eines jungen Mädchens, aber sie strahlte darin, in Baldwin's Augen, wie eine Königin. Sie sah sich nachlässig im Hause um, als suche sie dort bekannte Gesichter; und Baldwin konnte sie, ohne ihren Blicken zu begegnen, die ihn verlegen gemacht haben würden, beobachten. Ihre Züge waren schärfer und dadurch noch feiner geworden; sie war bleicher als früher; ein Ausdruck von Traurigkeit und Sanftmuth — so schien es Baldwin — hatte sich über das Antlitz gelagert und die frühere stolze Siegesgewißheit verscheucht. Einen kurzen Moment berührte ihr Blick ihn. Er fühlte sich erblassen. Der triumphirende Uebermuth, der früher in ihren Augen geglänzt hatte, war verschwunden; sie blickten nun müde und klagend, Hülfe suchend gewissermaßen. Johanna war noch schöner, als sie je gewesen war!

Der Vorhang fiel und machte der stummen, bewundernden Betrachtung Baldwin's ein Ende. Und nun wandte sie sich zu ihm und fragte theilnehmend, wie es ihm gegangen sei, wann er Japan verlassen habe, ob er in Europa zu bleiben gedenke?

Baldwin hatte vollständig vergessen, daß er vor einer Stunde nur neugierig gewesen war, zu sehen, welchen Eindruck das Zusammentreffen mit Johanna auf diese machen würde. Sie war weder bestürzt, noch freudig erregt, noch kalt. Sie war ruhig, freundlich, wohlwollend, von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit. Sein unerfahrenes, großes Herz schlug ihr mit allen Pulsen entgegen. Ein wonniger Schmerz, Hoffnung und Wehmuth füllten es. Er bewahrte nur mit Mühe seine Fassung. Und Johanna sah dies Alles und lächelte bezaubernd und blickte freundlich, vertraulich zu ihm hinauf.

Baldwin war einsilbig und zerstreut, als er nach dem Theater in Begleitung Forbes' nach seinem Hôtel zurückkehrte.

„Sie hören nicht, was ich Ihnen sage," bemerkte dieser lächelnd.

„Ich bitte um Verzeihung," antwortete Baldwin. „Ich bin etwas von der Reise ermüdet. Sie fragten mich, wo ich morgen essen werde. Es ist mir gleichgültig. Wo Sie wollen."

„Im alten Café dann, um sieben Uhr. Ich gehe am Abend auf eine

Stunde zu den Sands. Wollen Sie, daß ich Sie vorstelle? Sie finden dort möglicherweise einige alte Bekannte wieder; jedenfalls treffen Sie die Lelands dort. Frau Sands ist eine langjährige Freundin von mir. Ich kann Sie ohne Weiteres bei ihr einführen."

Baldwin nahm das Anerbieten an, und damit trennten sich die Beiden. Forbes fragte sich während des Nachhausegehens, ob er Baldwin einladen sollte, wieder sein Gast zu werden. Aber er fürchtete, eine abschlägige Antwort zu erhalten, legte sich, ohne einen Entschluß gefaßt zu haben, zu Bett und war bald darauf fest eingeschlafen. Johanna träumte in jener Nacht, Forbes erkläre ihr endlich seine Liebe. Baldwin's Müdigkeit von der Reise war verschwunden: er ging noch lange Zeit unruhig in seinem Zimmer auf und ab, und wie vor vier Jahren waren alle seine Gedanken bei Johanna Leland.

V.

Baldwin hatte, wie Forbes dies vorhergesehen, einige alte Bekannte bei den Sands angetroffen. Er war von diesen gebeten worden, sie zu besuchen, und hatte verschiedene Einladungen angenommen; so war es gekommen, daß er, wenige Tage nach seiner Ankunft in Paris, jeden Abend in Gesellschaft ging und fast täglich mit Johanna zusammentraf. Er war nun bereits vier Wochen in Paris. Er verschob seine Abreise von einem Tage zum andern, aber er fand stets wieder einen Vorwand, um die Stadt, wo er Johanna sehen konnte, nicht zu verlassen.

Baldwin war ein ruhiger, verständiger Mann, dem das Leben in der Fremde Selbständigkeit und Entschlossenheit gegeben hatte, wie sie Leute, die fortwährend von Freunden und Verwandten umgeben in der Heimath leben, nur selten in demselben Maße erwerben. Aber sein Herz, das eine Zeit lang an der Erinnerung seiner Liebe in Paris gezehrt hatte und seitdem nicht wieder bewegt worden war, das Herz des „Wilden", wie Forbes ihn von Neuem getauft hatte, war frisch und unerfahren, wie das eines Kindes. Er liebte mit der Kraft des Mannes, mit der Unerfahrenheit des Jünglings: von ganzer Seele und mit ganzem Gemüthe. — Und Johanna war nicht mehr vollständig gleichgültig für die Leidenschaft, die sie einflößte. Sie empfand schmerzlich die Einsamkeit, in der sie seit einiger Zeit lebte; sie vermißte den Hof von Anbetern, der sich früher um sie gedrängt hatte. Sie hatte das Recht, Bewerber theilnahmlos zurückzuweisen, rücksichtslos ausgeübt und bereute nicht, was sie gethan hatte; aber sie bemerkte mit peinlicher Bitterkeit, daß sich nun Niemand mehr um ihre Gunst zu bewerben schien, daß sie die Macht über Männerherzen, die sie so schonungslos ausgeübt, nun verloren hatte. Manchmal war sie aufrichtig schwermüthig, ja sentimental. Auch kalte, herzlose Menschen können sich selbst tief bedauern. — Sollte sie nicht zu dem Ziele gelangen, das ihre Jugendgenossinnen nun beinahe sämmtlich erreicht hatten? War sie nicht schöner, reicher, klüger als die meisten von ihnen, als alle? Wenn sie Mittel und Künste hätte anwenden wollen, wie diese, so hätte sie auch heute noch triumphiren können. Aber das wollte sie nicht. Ihr Stolz empörte sich gegen den Gedanken, daß sie, die schöne

Johanna Leland, um Liebe werben ſollte. Wenn ſie das gewollt hätte, ſo würde ſie vor Jahren das Herz von Georg Forbes berückt haben. Aber ſie war auch ihm gegenüber ſtets kalt und zurückhaltend geweſen. Niemand konnte und ſollte wiſſen, am wenigſten Forbes ſelbſt, was in ihrer Seele vorging. — Sie wollte geliebt ſein, und wenn ſie es war, dann wollte ſie, als freie Herrin, ihr jungfräuliches Herz als herrlichen Preis Dem ſchenken, den ſie wieder lieben konnte. Und nun ſchien Niemand mehr den Werth dieſes Preiſes zu achten. Da kam Baldwin. Sie erkannte wol, wie hoch er über den eleganten, gezierten Männchen ſtand, in deren Mitte er ſich augenblicklich bewegte. Wie gerade und unerſchrocken blickte das große, klare Auge! Aller Blicke ſenkten ſich davor. Wie treu und wahr klang die tiefe Stimme! Wie ernſt, gelaſſen, würdevoll war das Wort! Aber der ſtolze Blick wurde ſanft, ſobald er dem ihrigen begegnete; die Stimme ſank zu einem zärtlichen Flüſtern herab, wenn er mit ihr ſprach; und ſeine Worte, die kaum anzudeuten wagten, was ſein ganzes Herz erfüllte, ſagten doch mit ſo rührender, ſchüchterner Einfachheit, daß er ſie liebe, wie ſie nie zuvor geliebt war. Ja, Gordon Baldwin war ein Mann! Auf ihn konnte ſie ſich verlaſſen. Jeder ſeiner Blutstropfen gehörte ihr, wenn ſie nur wollte. Bei ihm brauchte ſie nicht um Liebe zu werben, wie bei dem kalten, mißtrauiſchen Georg Forbes. Nein, in Baldwin's Augen war ihre Liebe ein unſchätzbar köſtliches Kleinod.

Eines Abends, als Baldwin wieder mit Johanna in einer Geſellſchaft bei gemeinſchaftlichen Bekannten zuſammentraf, zeigte er ihr an, daß er nun ſeinen Aufenthalt in Paris nicht mehr verlängern könne und in wenigen Tagen nach England reiſen müſſe.

„Sie kommen hoffentlich bald nach Paris zurück?“ fragte ſie.

Er antwortete darauf „Vielleicht“ und ſetzte nach einer Pauſe leiſe hinzu: „Wollen Sie mir geſtatten, morgen zu Ihnen zu kommen, um von Ihnen Abſchied zu nehmen?“

„Gern erlaube ich das,“ entgegnete ſie lächelnd.

„Fräulein Leland . . .“ begann Baldwin von Neuem. Dann ſtockte er wieder. Sie ſah ihn etwas verwundert, aber freundlich, aufmunternd an. „Morgen alſo,“ ſetzte er hinzu. „Ich werde mir erlauben, um fünf Uhr zu Ihnen zu kommen.“

Wenige Minuten vor der genannten Stunde erſchien Baldwin am nächſten Tage in demſelben Salon, in dem er vor vier Jahren um Johanna's Hand angehalten hatte. Herr Leland war ausgegangen. Johanna befand ſich allein. Fräulein Leland war eine ſelbſtändige junge Dame, die ſich bei Lebzeiten ihrer Mutter bereits einer großen Unabhängigkeit erfreute und die ſeit mehr als einem Jahre, vollſtändig unbekümmert um ihren Vater, der ihr in Allem, was den Hausſtand anging, freie Hand ließ, diejenigen Perſonen empfing, die ſie zu ſehen wünſchte.

Baldwin hatte ſich auf dem Wege von ſeiner Wohnung nach der Avenue Friedland überlegen wollen, was er Johanna ſagen würde; er war jedoch zu keinem Entſchluſſe gekommen. Er wollte ſeine Liebe endlich erklären; dieſen Vorſatz hatte er nun gefaßt; aber in welcher Weiſe er ihn ausführen ſollte,

war ihm noch unklar. Er wagte es nicht, sich die ganze Situation auszumalen. Was sollte er thun, wenn Johanna ihn abwies, wie ihre Mutter dies vor Jahren in ihrem Namen gethan hatte? Wie sollte er ihr danken, wenn sie ihm ihr Glück anvertraute? Er wußte auf keine dieser Fragen zu antworten. Unwillkürlich schüttelte er den Kopf, als wolle er die wirren Gedanken, die in ihm wogten, verscheuchen. Er machte gewissermaßen die Augen zu, und halb hoffend, halb verzweifelnd, wagte er den verhängnißvollen Sprung in die Dunkelheit.

Johanna, die lesend im Salon am Fenster saß, kam Baldwin einige Schritte entgegen und reichte ihm ihre kleine, hagere Hand. Er behielt sie in der seinen und sah sich scheu in dem großen Zimmer um, wie Jemand, der nach Hülfe sucht oder eine Gefahr fürchtet. Sie wollte ihre Hand sanft frei machen, aber er hielt sie fest und sagte:

„Fräulein Leland, vor Jahren habe ich wie heute vor Ihnen gestanden und eine Frage an Sie gerichtet, die Sie nie beantwortet haben . . . Johanna, vertrauen Sie sich mir an . . . Johanna . . ."

Er sah sie flehend, sprachlos an. Unendliche Traurigkeit, Liebe, Hingebung lagen in seinen Augen. Ihr Herz schlug schneller. Weshalb sollte sie die große Liebe, die ihr dargebracht wurde, verschmähen? . . . Forbes? . . . Das Bild des geliebten Mannes erschien einen kurzen Augenblick vor ihrem Geiste: der spöttische Mund, der forschende, theilnahmlose Blick, das müde, vornehme Antlitz. Dann verschwand die Erscheinung, und sie sah Baldwin, den schlichten, ernsten Mann mit dem treuherzigen Gesichte, in dem Alles lebte und Alles von Liebe für sie sprach. Sie zog die Hand nicht zurück. Ihre Augen senkten sich; sie neigte sich nicht zu ihm, aber er zog sie sanft an seine Brust, und sie leistete keinen Widerstand mehr; und ehe sie es wußte, ruhte ihr Haupt an seiner Schulter. Sie weinte leise: über die große Liebe, die sie einflößte, über das Glück, das sie in diesem Augenblicke undeutlich, aber aufrichtig hoffte und über den plötzlichen, aber nun unwiderruflichen Untergang aller Hoffnungen ihres Herzens. Er küßte ihr die keusche Stirn und sagte gerührt: „Mein ganzes Leben soll Ihnen für das Glück, das Sie mir schenken, danken." Dann führte er sie an das Fenster, wo sie halb bewußtlos in einen Sessel sank. Er war nun wieder Herr seiner selbst geworden, und obgleich noch tief bewegt, konnte er ruhig mit ihr sprechen. — Wollte sie ihrem Vater Mittheilung von dem, was geschehen war, machen, oder sollte er dies thun? — Sie antwortete nicht. — Nahm sie an, daß ihr Vater sich seiner Verbindung mit ihr widersetzen werde? — „O nein." — Dies kaum hörbar von ihr.

„Nun, dann haben wir Nichts mehr zu fürchten. Alles wird gut werden."

„Ja, Alles wird gut werden," antwortete sie. Aber sie konnte ihm nicht in die Augen blicken. Gestern noch war sie die Herrin gewesen, deren Lächeln oder Stirnrunzeln über das Glück oder Elend Baldwin's entscheiden mochten. Nun fühlte sie sich schwach und entwaffnet. Sie hatte ihre Pfeile verschossen; sie hatte ihre Wahl getroffen; ihr Schicksal war besiegelt. Es war ein ganz anderes, als sie, selbst in ihrer Verzweiflung, immer noch gehofft hatte. Sie musterte Baldwin verstohlen, als sähe sie ihn zum ersten Male. Konnte sie auf

ihn stolz sein? Er hatte Nichts von dem eigenthümlich vornehmen Wesen, das Forbes in ihren Augen auszeichnete; aber er war ein stattlicher Mann. Sie hatte nicht zu befürchten, daß man seiner oder ihrer spotten werde. Ihre Freundinnen würden sich über die Wahl, die sie schließlich getroffen, wundern. Alles in Allem hatte sie keinen großen Preis errungen. War sie deshalb so spröde und anspruchsvoll gewesen, um schließlich ihre Hand einem Manne zu reichen, der weder einen berühmten Namen trug, noch ein großes Vermögen besaß? Ja, wenn sie Forbes geheirathet hätte, so würde Jedermann dies natürlich gefunden haben. Sie hatte lange gewartet, aber in diesem Falle hätte sie schließlich etwas Großes erreicht. Aber wer war Gordon Baldwin? Ein Mann, den Niemand kannte, um den sich Niemand kümmerte. — Unwillkürlich hob ein tiefer Seufzer ihre Brust. Sie vernahm undeutlich, gleichsam wie im Halbschlafe, was Baldwin ihr erzählte. Er sprach von seinem Leben in Japan, seitdem er Johanna verlassen. Wie er unglücklich gewesen sei; wie er sich durch Arbeit habe betäuben wollen; wie er Ruhe, aber niemals Zufriedenheit gefunden habe. Er erzählte von der Sehnsucht, die ihn nach Paris gezogen hatte, obgleich er hoffnungslos dort angekommen sei; von dem Schrecken, mit dem er von Forbes erfahren, daß noch nicht Alles verloren; von dem Zusammentreffen mit ihr in der Oper, wo sie ihm so traurig, so schön erschienen sei; von dem Wiedererwachen der alten Liebe, die nie in ihm gestorben war; von seinem unbeschreiblichen Glücke endlich, sich nun von ihr geliebt zu wissen.

Sie lächelte wehmüthig. Ihr Herz war voll zum Zerspringen. Er konnte nicht wissen, daß Schmerz um das verlorene, einst gehoffte Glück es füllte. Die Thräne, die auf der marmorbleichen Wange perlte, der Seufzer, der die jungfräuliche Brust hob, das Lächeln, das die angebeteten Züge verklärte, Alles sagte ihm nur Eins: „sie liebt mich“.

Die große Stutzuhr schlug laut und bedächtig sieben. Baldwin sah erstaunt auf. Die zwei Stunden waren ihm wie wenige kurze Minuten dahingeflogen. — Sie fühlte sich müde, elend, wie ein geschlagener Soldat auf der Flucht, der Nacht und Einsamkeit sucht. Er erhob sich. Sie reichte ihm die Hand, aber sie blieb sitzen. Er beugte sich zu ihr herab und küßte ihr noch einmal die Stirn. Sie ließ ihn gewähren.

„Auf heute Abend, meine einzig Geliebte,“ sagte er.

„Auf heute Abend,“ wiederholte sie mechanisch. — Und endlich war sie allein. Sie blieb noch einige Minuten lang, starren Blickes, unbeweglich sitzen. Dann stand sie auf und schlich wie eine Nachtwandlerin geräuschlos, ohne zu sehen, auf ihr Zimmer.

Das nun also war das Ende ihrer stolzen Träume! Sie sollte ihr Leben als Frau Gordon Baldwin leben und beschließen! Sie bereute nicht, was sie gethan; nein sie empfand darüber eine bittere, höhnische Freude. „Nun wird sich Herr Forbes endlich klar machen, daß ich es nicht auf sein verhaßtes Geld abgesehen hatte.“ Ihr größter Wunsch in diesem Augenblicke war, daß er dies fühlen und daß ihm dies Schmerzen verursachen möchte. „Wird er nun, da ich ihm verloren bin, bedauern, nicht um mich geworben zu haben?“ fragte sie sich.

Sie schüttelte verzweifelnd das Haupt. „Ich bin ihm niemals Etwas gewesen.“ O wie bitter, wie bitter war dies Wort! — Sollte sie ihr Glück noch einmal versuchen? Ihre Wangen flammten plötzlich auf und ihre Augen blitzten — Sollte sie Baldwin schreiben, sie habe sich geirrt, sie habe ihn getäuscht, sie bäte ihn um Verzeihung, sie wolle ihr Wort zurück? Baldwin würde Alles thun, was sie von ihm verlangte. Sie war ihrer Sache ganz sicher. — Sie stand auf und näherte sich langsam dem Schreibtische. Aber dann sank sie wieder auf einen Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte. — Wozu konnte ihre Freiheit ihr nützen? Sie war jahrelang frei gewesen, und Forbes hatte sie nicht eines liebenden Blickes gewürdigt. Nein, Gottlob, so tief war sie nicht gesunken, daß sie um seine Liebe hätte buhlen mögen. — Sie haßte ihn. — Sie wollte nicht seinetwegen ihr ganzes Leben vertrauern. Sie wollte ihm nicht die Genugthuung gönnen, sie einsam dahinaltern zu sehen. Er hatte ihr einmal gesagt: „Baldwin ist der beste Mensch, den ich kenne.“ Er sollte sehen, daß der beste Mensch glücklich sei, sich ihr ganz hinzugeben. Sie netzte sich das Gesicht mit kaltem Wasser, um die Spuren ihrer Thränen zu verwischen. Sie war plötzlich ruhig geworden. Die eisige Kälte des Menschen, der sein Theuerstes verloren und die Verzweiflung über den Verlust überwunden hat, war über sie gekommen. Sie war in wenigen Minuten viel älter geworden. Sie hatte nun mit allen Hoffnungen und Jugendträumen abgeschlossen. Sie trat vor den Spiegel, um ihr Haar zu ordnen. Ein bleiches Gesicht mit heißen Augen blickte ihr entgegen. Sie nickte dem Bilde unheimlich lächelnd zu und sagte: „Adieu, Johanna Leland.“ Dann ging sie in den Salon, wo ihr Vater seit einigen Minuten bereits auf sie wartete, um sie in den Speisesaal zu führen.

Das Verhältniß zwischen Herrn Leland und seiner Tochter war nicht ein derartiges, als daß es Johanna große Verlegenheit verursacht hätte, ihm den Vorfall des Nachmittags zu erzählen. Sie that dies nach dem Essen, in wenigen Worten, in ruhiger, unbefangener Weise.

„Wie gefällt Dir Herr Gordon Baldwin?“ fragte sie, als sie ihrem Vater den Kaffee eingeschenkt und dieser sich mit großem Wohlbehagen eine Cigarre angesteckt hatte, eine Freiheit, die er sich im Salon des Hauses, zu Lebzeiten von Frau Leland „geb. von Montemars“ niemals erlaubt haben würde.

„Ein charmanter Mann; ein ganz charmanter junger Mann.“

„Würde er Dir als Schwiegersohn willkommen sein?“

„Hm?! Was sagst Du?!“

Johanna wiederholte ihre Frage. Der alte Leland ließ beinahe die Tasse fallen, die er in der Hand hielt. Er setzte jene schnell auf den Tisch, legte die Cigarre mit zitternder Hand daneben; dann näherte er sich seiner Tochter und blickte sie stumm fragend an.

„Herr Baldwin hat heute Nachmittag um meine Hand angehalten.“

„Nun?“

„Er wird Dich heute Abend um Deine Einwilligung bitten.“

„Die gebe ich ihm von ganzem Herzen; die hätte ich ihm nie verweigert.. Meine geliebte Tochter, ich bin glücklich ... Ich bin ein alter Mann. — Ich

kann jeden Tag sterben. Es hat mir die letzten Jahre verbittert, zu denken, daß ich Dich vereinsamt zurücklassen müßte. Nun kann ich ruhig leben und werde ruhig sterben. Baldwin ist ein guter, edler Mensch. Er hat mir immer gefallen. Ich habe oft bedauert, daß Deine selige Mutter seinen Antrag zurückgewiesen hatte. — Meine liebe Johanna, mein einziges Kind, meine gute Tochter ..." Er umarmte sie zärtlich; er war viel aufgeregter als sie, so sehr, daß ihm ihre Ruhe gar nicht auffiel. Sie sollte ihm erzählen, wie Alles gekommen sei, und sie hatte auch schon angefangen, in trockenen Worten zu berichten, was am Nachmittag vorgefallen war, als ein Diener die Thür öffnete und Herrn Baldwin anmeldete.

Leland ging ihm mit jugendlichen Schritten entgegen, drückte ihm mit freudestrahlendem Gesichte die Hand und sagte nur: „Willkommen, mein lieber Sohn!"; dann setzte er sich zitternd, unfähig, für den Augenblick noch ein Wort hervorzubringen, nieder.

Baldwin war beinah ebenso aufgeregt, wie der alte Herr. Johanna beobachtete sie beide mit fast verächtlichen Blicken. Sie hatte ihren Kampf ausgekämpft; sie war ermattet, sehnte sich nach Ruhe. Die Aufregung in ihrer Nähe war ihr unangenehm. Wozu der Lärm? — Sie hörte theilnahmlos zu, wie ihr Vater und Bräutigam Zukunftspläne machten. Sie nickte oder sagte „Ja," wenn ein Blick oder ein Wort sie um ihre Zustimmung bat. Ihr war nun Alles recht. Es schien ihr beinahe, als handele es sich um Etwas, wobei sie eigentlich gar nicht interessirt sei. Sie lebte wie in einem Traum. Alles war undeutlich, verworren. Handelte es sich wirklich um ihr eigenes Schicksal? Verfügten die beiden Männer über *sie*? War sie nicht mehr frei? War Forbes nun für immer für sie verloren? — Noch einmal kam ihr der wilde Gedanke, der in ihrem Zimmer in ihr aufgestiegen war. Sie wollte sich erheben und rufen: „Haltet ein! Ihr irrt Euch! Ich habe Euch getäuscht! Ich liebe einen Anderen!" Aber es schien ihr, als sähe sie Forbes spöttisch lächeln. Nein, Alles war besser, als von diesem Manne verhöhnt, vielleicht sogar bemitleidet zu werden. — Und Baldwin war ein guter, edler Mensch. Sie wollte ihn lieben lernen. Alles konnte noch gut werden.

Es war also beschlossen: die Verlobung sollte morgen den intimeren Bekannten mitgetheilt werden, und in zwei Monaten, im Juli, konnte die Hochzeit stattfinden.

„Wo wollen wir wohnen? In Paris oder in London?" fragte Baldwin.

„Wo Sie wollen," antwortete Johanna.

„In Paris," meinte der alte Herr Leland. „Nirgends in Europa kann ein junges Ehepaar ein so angenehmes Leben führen, wie in Paris. Ich bin nun einmal an das Leben hier gewöhnt, und es würde mir schwer fallen, in meinem Alter neue Gewohnheiten anzunehmen. Aber Ihr habt hier ja auch alte und gute Freunde: die Imgard, Kellog, Sands, Forbes, Hewitt und viele Andere ..."

„Nun ja, in Paris denn," sagte Johanna; und dies schloß die Unterhaltung.

(Schluß im nächsten Heft.)

Aus Griechenland.

Argos und Mykenä.

Von

W. Lang.

Bergab gleitet der Weg ...
Weit, hoch, herrlich der Blick
Rings in's Leben hinein,
Vom Gebirg' zum Gebirg'
Schwebet der ewige Geist,
Ewigen Lebens ahndevoll.

Das war eine beglückende Fahrt! Von den kahlen arkadischen Berghöhen hinab an den leuchtenden Golf von Nauplia. Die Verwandlung geschah so rasch, daß sie ein Märchen schien, und doch langsam genug, um die einzelnen wechselvollen Bilder auffangen und einprägen zu können. Erst war tief unten ein kleiner Ausschnitt des ersehnten Meeres sichtbar geworden. Wie das dem Auge wohl that, das tagelang in den grauen, öden Bergkesseln sich eingeschlossen sah! Doch unversehens hatte es der felsige Vordergrund wieder verschlungen. War es Täuschung gewesen? Nein, dort öffnet sich ein neuer Ausschnitt, hier ein dritter, und nun erscheint eine zusammenhängende Küste mit zackigen Bergen, eine weißschimmernde Stadt am Ufer mit hochragender Burg, sonnbeglänzte Segel auf der blauen Fläche, Inseln am fernen Horizont. Plötzlich eine Biegung der Straße, und wir sind wieder mitten im Gebirge; wilde Felsmassen thürmen sich rings, in gelblichen und rothen Farben auf einander gelagert. Zur Linken hoch oben schwarze, schwere Wolkenballen, die auf den Kamm des Gebirges zu drücken scheinen und in denen die höchsten Gipfel des Artemision verschwinden. Aber schon zeigt sich in den Felsspalten am Wege häufigeres Buschwerk, gelbblühende Sträucher schmücken die Wände, und von den Schluchten winkt das dichte Laub der Platanen herauf. Eine neue Biegung, und jetzt liegt deutlich die ganze Bucht zu unseren Füßen, Nauplia mit der Palamedesfestung gerade gegenüber; in langer Kette fassen die arachnäischen Berge den Meeresstreifen ein, und das Auge folgt der weitgestreckten Linie, bis die letzten Vorsprünge zusammt den geselligen Inseln im Dufte verschwimmen. Links von Nauplia aber die sonnige

Ebene, und deutlich erkennbar die uralten Mauern von Tiryns, der Schwesterstadt von Mykenä, der Heimath des Herakles. So wechselt in zweistündiger Fahrt, die in zahlreichen Windungen zur Tiefe geht, Bild um Bild. Oder genauer, dieselben Bilder kehren abwechselnd wieder, doch jedes Mal deutlicher und völliger. Jetzt breitet sich die Ebene weiter aus, es erscheint die Stadt Argos und zu ihrer Linken die burggekrönte Larisa als ein kecker Vorsprung des Chaon in das Flachland. Und über dem niedrigen Bergkamme, der die Ebene im Norden begrenzt, sehen kühngeformte Gipfel herüber, der scharf abgeschnittene Apesas und Akrokorinth und, schon jenseits des Isthmos, die schneebedeckte Geraneia. Tiefer und tiefer sind wir herabgestiegen, ein immer reicherer Pflanzenwuchs umgibt uns, der Oelbaum erscheint und der Maulbeerbaum und die hohe Pappel, und während zuvor gleichsam zwei getrennte Landschaften abwechselnd vor unserem Auge sich abgelöst hatten, sind sie einander allmälig näher getreten und haben sich zu einer einzigen zusammengefügt: ein baumreicher Vordergrund mit Menschenwohnungen, dahinter die Meeresbucht, eingefaßt von näheren und ferneren Bergen, und darüber endlich der wirkliche blaue Himmel Griechenlands, nach dem wir bei der Wanderung durch den Peloponnes Tag für Tag und immer vergebens ausgeschaut hatten.

Der Wagen hält, wir sind zu Myli, bei den Mühlen von Nauplia, da, wo der Pontinos, ein Ausläufer des arkadischen Grenzgebirges, bis an das Meer sich vorschiebt und auf dieser Seite die Ebene des Inachos abschließt. Nauplia mit dem Felsen, der noch heute den Namen des homerischen Helden Palamedes trägt, liegt gerade gegenüber, und wer dorthin will, kann sich von hier im Boot übersetzen lassen, in einer Stunde, wenn der Wind günstig ist, während man auf der Fahrstraße über Argos an vier Stunden braucht. Gerne stiegen wir aus, um uns an dem Orte umzusehen, nahmen aber mit Ueberraschung wahr, daß der Kutscher sich verabschiedete und anfing, auch unsere Gepäckstücke auszuräumen. Der Wagen war in Tripolitza bis Argos gemiethet; aber wir wurden belehrt, daß allen Reisenden das Gleiche widerführe; es sei feststehender Grundsatz, daß die tripolitanischen Fahrzeuge nicht weiter als bis Myli gingen, wo sie durch argolische Rosse abgelöst würden. Da wir nun nicht begehrten, daß uns zu Liebe eine Ausnahme von ehrwürdiger Landessitte gemacht würde, fügten wir uns gutwillig, obwol die Kutsche, die wir nachher besteigen sollten, von ziemlich übler Beschaffenheit war.

Myli ist das alte Lerna. Der Ort besteht aus einer Anzahl zerstreuter Häuser, darunter etliche Khane. Hinter ihnen steigt unmittelbar der Berg in die Höhe, der mit den Trümmern eines mittelalterlichen Kastells geschmückt ist. Die Gärten und die stattlichen Bäume geben dem Ort ein freundliches Ansehen. Man sieht sofort, hier fehlt es dem Boden nicht an Feuchtigkeit; ja wir wurden bald gewahr, daß hier des guten und in Hellas seltenen Elements nur gar zu viel vorhanden ist. Denn zum Strand hin breitet sich ein hohes Schilfmeer aus, dessen Halme im Winde wogen. Es bedeckt die Ränder eines schwarzen Gewässers, des halkyonischen Sees der Alten; ein unheimlicher Ort, der die mythenbildende Phantasie der Hellenen in mannigfacher Weise in Bewegung gesetzt hat, und von dessen unergründlicher Tiefe heute noch das Volk erzählt. Der

See ist übrigens nur halb ein Werk der Natur, zur Hälfte ist er künstliches Menschenwerk, zur Bändigung wilder Natur erdacht. Sich selbst überlassen, würde sich hier weithin das Sumpfwasser ausdehnen, das dadurch entsteht, daß die Quellen, die hier unter dem arkadischen Grenzgebirge hervorbrechen, in dem schmalen und flachen Küstenland keinen Raum zur Entwicklung finden und so, unabläßig hervorsprudelnd, die Strecke bis zum Meer überfluthen. So war es in grauen, vorgeschichtlichen Zeiten. Hier hauste die lernäische Wasserschlange, welche die Felder verwüstete und die Heerden zerriß, und deren Häupter, wenn sie mit dem Schwerte abgehauen wurden, beständig wieder nachwuchsen, ja sich vermehrten, ein Sinnbild für die unbezwingliche Macht der Quellzuflüsse, die, an einem Ort glücklich verstopft, an einem anderen mit verstärkter Gewalt wieder hervorbrachen, bis endlich dem Herakles die Bändigung auch dieses Ungeheuers gelang. Die feste Eindämmung und Regelung des Gewässers, das war die segensvolle That, die, wie andere Triumphe der Bodencultur, der Mythus auf den Sohn der Alkmene übertrug, und ein Tempel der Demeter an dieser Stelle verkündigte, daß durch die herakleische That die bösen Dünste verscheucht und der Boden für den Anbau nährender Früchte gewonnen worden war. Ganz konnte die Hydra nicht vertilgt werden; man mußte zufrieden sein, ihre Wirkungen eingegrenzt zu haben, und so ist der Sumpf noch heute vorhanden, aber durch Dämme eingefriedigt und durch regelmäßigen Abfluß in das Meer geleitet, wo er die Mühlen treibt, von denen der heutige Ort den Namen hat.

Der Pflanzenwuchs, so sehr er Diejenigen überraschte, die aus dem Inneren des Peloponneses kommen, muß in früheren Zeiten und bis in unser Jahrhundert freilich noch erstaunlicher gewesen sein. Im Unabhängigkeitskampfe hat auch diese Gegend schwer gelitten; ausgedehnte Maulbeerpflanzungen und Oelwälder sind damals vernichtet worden. Das Mühlendorf, wo die Pässe aus Arkadien nach der Ebene von Argolis herabführen, ist mehrmals ein Zeuge kriegerischer Ereignisse gewesen. Zumal im Jahre 1822, als Dramali Pascha mit seinem Heere die Ebene von Argos überschwemmte und die Larisa belagerte. Kolokotronis ließ damals die Mühlen besetzen, um das weitere Vordringen Dramali's in den Peloponnes zu verhindern. Das gelang den Griechen auch vollkommen; es gelang ihnen sogar, von hier aus das Heer des Pascha zu beunruhigen und die Belagerten in der Larisa, die an Wassermangel litten, wohlbehalten herauszuholen, indessen Dramali thatlos und nutzlos in Argolis verharrte und zuletzt aus Mangel und Noth, da er den Weg nach Süden versperrt sah, zum Ausweg nach Korinth genöthigt war, der ihm so verderblich werden sollte. Auch im Jahre 1825, als Ibrahim in das Innere des Peloponneses vorgedrungen war, entspann sich ein Kampf bei den Mühlen. Ibrahim wollte, in Tripolitza angelangt, sofort bis Nauplia vordringen. Allein eine tapfere Schaar von 300 Mann unter Ypsilanti's Befehl warf sich den von den Bergen herabgestiegenen Aegyptern entgegen, konnte aber freilich trotz aller Tapferkeit nicht verhindern, daß Ibrahim nach Argos gelangte, von wo er indessen, ohne einen Angriff auf Nauplia zu wagen, sich nach Tripolitza zurückwandte.

Wir saßen wieder im Wagen, auf der Straße nach Argos. Zur Rechten die Bucht, vor uns die Burg von Hohenargos mit der Stadt zu ihren Füßen,

zur Linken das Gebirge, dessen Abhänge aber immer weiter zurückwichen, um der Ebene Raum zu lassen, die sich in weitem Halbkreis um die Meeresbucht legt. Nach kurzer Zeit gelangten wir an einen Fluß, der rauschend vom Berge zum nahen Meer abfließt. Es ist der Erasinos, der Liebliche, von den Alten so genannt, weil für die aus der vertrockneten argolischen Ebene Kommenden hier zuerst fließendes Wasser und willkommener Baumwuchs sich zeigt. Er ist nach uralter Deutung der Abfluß des stymphalischen Sees hoch oben in Arkadien und legt also, wenn sich dieses so verhält, einen unterirdischen Lauf von 200 Stadien zurück, bis er aus einer Grotte am Ostabhange des Chaon wieder zum Vorschein kommt, um in raschem, kurzem Laufe dem Meer zuzueilen. So wohlgebaut im Uebrigen die Straße ist, so führt doch keine Brücke über den Erasinos. Die Pferde rissen den Wagen durch den Fluß, der seine hochgeschwollenen Wogen, unsanft begrüßend, zu den Insassen hereinspritzte.

Je näher wir aber nunmehr der Stadt des Inachos kamen, um so mehr fing an der abenteuernde Leichtsinn uns zu bedrücken, mit dem wir auf der Landstraße dahin fuhren. Wie wird es uns in Argos ergehen? Wo werden wir in dieser Nacht die Häupter niederlegen? Daß diese Stadt, die zwar nicht mehr, wie zu des Pausanias Zeiten, unter die reichsten und blühendsten in Griechenland gerechnet werden kann, aber doch mehr als 10,000 Einwohner zählt, eines Gasthauses für europäische Reisende entbehrt, wußten wir. Ein solches hatten wir auch auf der seitherigen Wanderung durch den Peloponnes nirgends erlebt; aber dafür war uns überall hilfreiche Gastfreundschaft zu Theil geworden in Häusern, denen wir durch gute Freunde empfohlen waren. Das hatte uns die Reise möglich gemacht ohne einen Dragoman oder Reisemarschall, ohne einen umständlichen Apparat von Reisegeräthschaften mit uns zu führen, als da sind: Bettgestelle und Matratzen, Zelte, Teppiche, Koch und Kochgeschirre nebst energischen Proviantvorräthen; Alles Dinge, die mitzuführen für Denjenigen unerläßlich ist, der sich zum Uebernachten in den leerstehenden Khanis einrichten muß. Doch hier in Argos waren unsere Empfehlungsbriefe zu Ende. Wir konnten nirgends um ein gastliches Dach anklopfen. Unsere einzige zweifelhafte Hoffnung war der „lustige Agamemnon". Mit dem ehrwürdigen Namen des Atriden ist nämlich ein καφενεῖον, eine Art Kaffeehaus, geschmückt, und darauf waren wir verwiesen worden, als der Plan zu unserer Reise festgestellt wurde. „Ich selbst," sagte Dr. Hirschfeldt in der Bella Venezia zu Korfu, „bin einmal im lustigen Agamemnon über Nacht gewesen; es ist eine elende Herberge, aber am Ende besser als gar keine, und wenn Sie glücklich einmal so weit gekommen sind, wird Ihnen Ihr Stern ja wol auch weiterhelfen. Im schlimmsten Fall bleibt Ihnen immer noch der Rückzug auf Nauplia offen."

Das war der ganze Trost, der sich unseren beklommenen Betrachtungen beimischte, als wir, zur Linken die hohe Felsburg der Larisa, in die Stadt einfuhren. Die Straßen sind breit, und die Häuser, von der Bazarstraße abgesehen, meistens in weiten Abständen gebaut, von Gärten umgeben, in denen häufig Cypressen und andere Bäume stehen. Der Anblick wäre freundlich genug, wenn nicht die Häuser selbst von höchst ärmlicher Beschaffenheit wären, so daß man eher in einem großen Dorf als in einer der berühmtesten Städte von Hellas

sich zu befinden vermeint. Die Straßen waren aber sehr belebt, in Feiertagsgewändern standen die Argeier in dichten Gruppen umher, denn heute war der 6. April, den die Griechen als Jahrestag des Anfangs ihres Befreiungskampfes feiern, und die Gruppen wurden immer dichter, als wir in der Mitte der Stadt angekommen waren und der Wagen jetzt vor dem Hause hielt, das die Aufschrift trug: *καφενεῖον ὁ Ἀγαμέμνων*.

Schon das Aeußere verrieth wenig Gutes und stimmte die Hoffnungen beträchtlich herab. Petros, der Dolmetsch, sprang eilig vom Bock, und ihm gesellte sich Einer der Reisegefährten; diese Beiden sollten auf Kundschaft ausgehen, indessen die Anderen vorläufig im Wagen verblieben. Es verstand sich von selbst, daß alsbald ein Haufe Eingeborener dem Wagen sich näherte, auch wenn nicht der seltene Anblick einer fremden Dame hinzugekommen wäre, die Neugier noch mehr anzureizen. Leider dauerte es nicht lange, so kamen die Beiden wieder unverrichteter Dinge zurück: wegen des Festtags, sagten sie, sei das Gasthaus völlig besetzt, und in den licht- und luftlosen Winkeln, die sie bei genauer Durchsuchung vorgefunden, sei keine Möglichkeit, die Nacht zuzubringen. Nun drängten sich auch die Argeier mit wohlmeinendem Rathe herbei; von ihnen ermuthigt, beschlossen die beiden Sendlinge, von Neuem auf Kundschaft auszuziehen, währenddem die Menge immer stärker anschwoll und enger die Kutsche umdrängte, geräuschvoll und mit lebhaften Geberden den schwierigen Fall erörternd. Die Lage wurde kritisch, als nach einiger Zeit die Abgesandten abermals mit der Botschaft zurückkamen, daß kein Quartier aufzufinden und auch in den Khanis keine Möglichkeit einer Unterkunft sei. Es mußte nun ernsthaft erwogen werden, ob wir nicht doch nach Nauplia fahren sollten — Navplion, sagen die Griechen — wo, wie wir wußten, ein freilich bei der Reisewelt übel beleumdeter Gasthof sich befindet, zu dem gleichfalls der Vater Iphigeniens seinen Namen hat hergeben müssen, und wohin wir noch überdies einen Empfehlungsbrief an einen Officier der dortigen Garnison in der Tasche hatten. Aber wir verließen ungern Argos, wo wir noch nicht einmal das alte Theater gesehen hatten. In diesem bedenklichen Augenblick sahen wir einen würdigen älteren Herrn in fränkischer Kleidung auf die Menge zuschreiten, die ehrerbietig vor ihm zurückwich. Er erkundigte sich mit gestrenger Amtsmiene nach der Ursache des plötzlichen Auflaufs. Die Antwort wurde ihm aus hundert zusammenschreienden Kehlen zu Theil. Jetzt dem Wagen sich nähernd, fragte er Petros: „Sind die Fremden Inglesioi?“ — „Es sind Germanoi,“ war die Antwort; worauf er ohne weitere Umstände einen uns unverständlichen Befehl dem Kutscher ertheilte, neben dem in demselben Augenblick ein Polizeisoldat den Bock bestieg. „Es ist der Polizeidirector von Argos,“ flüsterte Petros, als der Wagen fortrollte. Das waren ja recht liebliche Aussichten. Sollten wir deutsche Reichsbürger vielleicht als Vagabunden behandelt werden und die Frage der Unterkunft auf eine so einfache als unerwartete Weise sich für uns lösen?

Es war uns ein freundlicheres Loos beschieden. Der Polizeidirector, anstatt es übel mit uns zu meinen, hatte in angeborenem hellenischem Sinn für Gastfreundschaft unserer Hilflosigkeit sich erbarmt und uns in seine Wohnung eingeladen. Die Fremdlinge sollten wissen, daß sie auf griechischem Boden sich be-

finden, wo die Uebung der Gastfreundschaft als eine selbstverständliche Pflicht gilt. Sein Sohn lief neben dem Wagen her, um uns sofort in der Wohnung zu empfangen, bis sein Vater nachgekommen wäre. Als dieser kurz darauf selber anlangte, war sein Erstes, daß er sich entschuldigte, uns Nichts weiter bieten zu können, als Dach und Fach. Er sei erst seit wenigen Wochen in Argos, und seine Familie befinde sich nebst dem gesammten Hausrath noch in Athen. Er sei genöthigt, mit seinem Sohne und dem Diener Dimitri, jenem Polizeisoldaten, inzwischen ein Junggesellenleben zu führen. Durch diese Mittheilungen wurden wir auf's Neue in Spannung versetzt, auf welche Weise unser Nachtlager in dem, wie wir uns nur allzu deutlich überzeugten, fast leeren Hause sich gestalten werde.

Das Haus war freundlich außerhalb der Stadt gelegen, an der Straße nach Tiryns und Nauplia. Ein Garten umgab es, und gegenüber waren gleichfalls Gärten, deren Mauern von einzelnen Cypressen überragt wurden, und über die man nach der Burg von Hohenargos sah. Die Straße nach Nauplia hat vermuthlich schon im Alterthum dieselbe Richtung eingeschlagen, und so befanden wir uns ohne Zweifel nahe der historischen Stelle, wo Pyrrhos, der König von Epiros, elend sein Leben verlor. Es war in dem Kriege, den dieser Sprößling aus dem Hause des Achilleus mit dem König Antigonos von Makedonien führte, weil dieser ihm in dem Krieg mit den Römern nicht beigestanden war. Das Heer des Antigonos stand in Argos, Pyrrhos hatte sein Lager bei Nauplia. Von da brach er in nächtlicher Weile auf, drang durch das schlecht bewachte Thor unbemerkt ein, doch in der Stadt selbst kam es zu einem erbitterten Kampfe, in der engen Straße stockte das Kriegsvolk und konnte mit seinen unbehilflichen Elephanten nicht mehr vor- noch rückwärts, und als der König die Stadt wieder verlassen wollte, fand sich unglücklicherweise das Thor durch einen gestürzten Elephanten versperrt. In dieser Verwirrung traf ein Ziegelstein, von einem Weibe geworfen, den König zu Tode; auf dem Marktplatz wurde ihm später ein Grabdenkmal errichtet, an der Stelle, wo man seine Leiche verbrannt hatte. Das war im Jahre 272 vor Christi Geburt.

Jetzt ist von Denkmälern des Alterthums einzig das Theater erhalten, und wir verloren keine Zeit, in Begleitung des Gastfreundes dasselbe aufzusuchen. Dieser war des Italienischen etwas mächtig, doch blieb er auffallend wortkarg, und aus einigen hingeworfenen Aeußerungen war abzunehmen, daß politisches Mißvergnügen, an dem wir freilich unschuldig waren, ihn des Aufenthalts in Argos nicht froh werden ließ. Er war nämlich als Anhänger des gestürzten Ministeriums Bulgaris von Athen hierher versetzt worden, und deutete seufzend an, daß es keine Kleinigkeit sei, aus der Hauptstadt nach der Provinz, vom Kephisos an den Inachos verpflanzt zu werden, was auch wir theilnehmend zu begreifen versicherten, obgleich unser Sinn jetzt weit mehr nach den Ueberresten des alten Theaters gerichtet war.

Diese befinden sich am südöstlichen Abhang der Larisa, unweit der Stelle, wo wir, von den Mühlen kommend, die Stadt betreten hatten. Man bemerkt schon aus geraumer Entfernung das weite Halbrund mit den wohlerhaltenen Steinsitzen. Um den Raum für dasselbe zu gewinnen, ist nicht blos in den

Burgfelsen hineingegraben worden, sondern die Stufen selbst sind aus dem natürlichen Fels gehauen, und an den Rändern verlieren sie sich dermaßen in das unbearbeitete Gestein, daß man vor einem Werk der Natur eher denn der Kunst zu stehen vermeint. Man zählt ungefähr 70 solcher Sitzreihen übereinander, deren regelmäßige Folge zwei Mal durch einen breiteren Umgang unterbrochen ist, so daß von unten nach oben drei Abtheilungen von einander sich sondern. Die obersten Sitzreihen waren ohne Zweifel die am mindesten geachteten; dafür genossen sie aber am besten und freiesten die herrliche Aussicht, welche von diesem Theater sich ausbreitet. Denn die Griechen fürchteten nicht, durch den freien Ausblick auf Meer und Gebirg die Aufmerksamkeit der Zuschauer von der Handlung auf der Bühne abzulenken und zu zerstreuen. Vielmehr scheint es, sie sahen in der Landschaft, die durch das Scenegebäude nur einem Theil der Zuschauer entzogen war, unter Umständen eine Verstärkung, oder vielleicht auch eine Milderung der Wirkungen, welche die auf der Bühne vorgestellten Handlungen auf die Gemüther ausübten. Welch' ein Ausblick vom Dionysostheater in Athen, das, an den Südabhang der Akropolis gelehnt, dem saronischen Golf zugekehrt ist! Doch selbst mit ihm konnte sich das Theater von Argos kühnlich messen; ja in viel unmittelbarerer Weise spielte gerade hier die von uralten Sagen erfüllte Landschaft zu den dramatischen Gebilden mit, in welchen eben diese Sagen in immer neuer Gestalt den wechselnden Geschlechtern lebendig blieben. Niemals hat es ein Theater gegeben, das in eine so beziehungsreiche Umgebung gestellt war. So weit von den obersten Stufen das Auge reichte, ein Kranz uralter Ueberlieferungen, die in verklärter Gestalt über die Bühne gingen. Ringsum die stummen, doch eindrucksvollen Zeugen zu den Worten der Dichtung. Wenn des Aeschylos „Schutzflehende" dargestellt wurden — dort unten schimmerte der Strand, wo Danaos mit seinen verfolgten Töchtern landete; der Weg, den sie von der Küste zur Stadt einschlugen, lag unmittelbar zu Füßen des Theaters. Dort begegnete ihnen der König von Argos und verhieß den Fremden seinen Schutz; dort war der heilige Hain, wo sie vor den Verfolgern sich bargen und in feierlichem Gesange dem Volk von Argos Heil und Segen wünschten, und wenn Danaos auf das Meer hinausdeutete, wo die Flotte der Verfolger nahte, so folgten die Augen Aller nach derselben Stelle des Meeres, so daß die Worte des Dichters und der Anblick der natürlichen Scene zu Einer Wirkung zusammenflossen. Wenn die Irrfahrten der Jo, die Leiden der Danaë, wenn die Thaten des Bellerophontes und des Herakles über die Bühne gingen — hier redete die ganze Gegend von ihnen, hier war die Heimath aller jener Sagen; wenige Schritte vom Theater zeigte man die eherne Kammer, in der Akrisios seine Tochter Danaë gefangen hielt, und von jenseits der Ebene glänzten die Trümmer der Burg von Tiryns herüber, wo Herakles der Alkmene, der Enkelin des Perseus, geboren war. Und vollends, wenn die großen Tragödien vom Atridenhaus aufgeführt wurden, so schien die Bühne von selbst bis zum weiten Halbkreis des Gebirgs sich auszudehnen. Dort war das Heraion, der Bundestempel, in welchem Agamemnon von den verbündeten Fürsten zum troischen Heereszuge sich Treue schwören ließ. Wenn der Wächter Klytämnestra's des Zeichens ansichtig wurde, das aus der Ebene des Skamandros

von Höhe zu Höhe fortgepflanzt, „in stetem Flammenlaufe sich fortwindend", die endliche Einnahme von Ilion anzeigte, so lag der Gipfel des Arachnaion, wo die letzte Feuersäule aufstieg, „die Leuchte dunkler Nacht, die hellen Tags Lichtglanz verkündigt und in Argos weit umher Festreigen aufweckt", gerade den Zuschauern gegenüber. Und wenn die letzten Gräuel des Atridenhauses vorgestellt wurden, so mußten die Blicke der Zuschauer unwillkürlich zur Linken sich richten, nach jenem unheimlichen Winkel im Gebirg, wo Mykenä längst in Trümmern lag, das den Griechen doch wol auch darum eine verschollene und gemiedene, ja kaum mehr genannte Stätte war, weil der Name schon die Erinnerung an entsetzliche Frevel und Blutgerichte aufweckte, weil es ein von den Göttern gezeichneter Ort war:

Mord hauchen diese Mauern, blutumtrieften Mord,
Es steigen Moderdünste wie von Gräbern auf.

Die Stufen des Theaters waren im Schutt der Jahrhunderte begraben und sind erst in neueren Zeiten wieder aufgedeckt worden. Als Kapodistrias im Juli 1829 die erste hellenische Nationalversammlung berief, wählte man zum Versammlungsort das alte Theater von Argos, dessen Stufen zu diesem Zwecke bloßgelegt wurden. Unten war eine Art von Saal erbaut, auf den Stufen aber saßen die Zuschauer, die Augen auf die mit frischen Lorbeern geschmückten Helden des Landes gerichtet. Argos war schon in der römischen Kaiserzeit der Sitz des Landtags der Panhellenen gewesen. Jetzt schien es ein besonders erhebendes Schauspiel, die Kolokotronis und Mauromichalis, und wie sie alle hießen, im Angesicht des Volks, unter freiem Himmel und an so geweihter Stätte tagen und das neue Vaterland begründen zu sehen. Freilich wird gerade von dieser Versammlung, deren sich der ehrgeizige Präsident ganz als seines Spielzeugs bediente, wenig Rühmliches berichtet; auch war die Stätte eines Theaters vielleicht nicht ganz vorsichtig gewählt, und man hat es späterhin für ersprießlicher gehalten, die Volksvertretung von einem Schauplatz zu entfernen, der mit der Zeit doch auch die bedenkliche Erinnerung an die spöttischen Dichtungen des Aristophanes hätte wachrufen können.

Vor dem Theater steht in geringer Entfernung die hohe Ruine eines Backsteingebäudes, dessen dunkle, braunrothe Farbe kräftig von der Umgebung sich abhebt und plötzlich ein Stück römischer Campagna in diese Gegend zaubert. Mit seinen Tonnengewölben und Nischen gehört es sichtlich einer späteren Zeit an; es war wol ein römisches Bad. Im Uebrigen sind die Alterthümer von Argos nahe beieinander. Nördlich vom Theater, am Fuß der Larisa hin, ist eine Strecke kyklopischen Mauerwerks erhalten, und ebenso sind auf der Höhe des Felsens die mittelalterlichen Mauern der inneren Burg auf kyklopische Werke aufgesetzt. Das ist Alles. Keine Stadt war einstens reicher an Tempeln, Heiligthümern, Bildsäulen und Reliquien aller Art, die bis in die heroische Zeit hinaufreichten. Zeigte man doch hier noch dem Pausanias das Denkmal des Prometheus und das Grab seines Bruders Epimetheus, den Schwurort der Sieben, die gegen Theben zogen, und die Erzbilder dieser sieben Fürsten, ein Steinbild, das die fromme That der Brüder Kleobis und Biton darstellte, die Grabmäler der Könige Danaos und Pelasgos, das Ehrenmal für die vor den

Mauern Ilions und auf der Rückkehr umgekommenen Argeier, selbst den Erdhügel, der das von Perseus abgeschlagene Haupt der Gorgo Medusa bedeckte, und das Grab der Frauen, die den Dionysos auf seinem Siegeszug von den Inseln des ägäischen Meeres nach Argos begleiteten. Solche und andere Merkwürdigkeiten sah Pausanias, der aber freilich zu diesem Reichthum an Gegenständen frommer Verehrung zweifelnd den Kopf schüttelt und versichert, auch die Fremdenführer seien sich wol bewußt, daß sie nicht Alles der Wahrheit gemäß erzählen: „indessen erzählen sie es doch; denn es ist nicht so leicht, die Menge von dem Gegentheil dessen, was sie glaubt, zu überzeugen.“ Jetzt ist sowol von diesen Sehenswürdigkeiten, als von den zahllosen Tempeln und Götterbildern, den Werken des Praxiteles und Skopas, des Polykleitos und Lysippos, keine Spur mehr vorhanden. Die Stadt und ihr Name haben sich zwar durch die Jahrtausende erhalten. Aber seitdem sie, im Jahre 267 nach Christus, durch Gothen und Heruler zum ersten Mal in Asche sank, ist ihr dieses Schicksal wieder und wieder, und noch in den Freiheitskriegen mehr als einmal begegnet. Was jetzt auf der tiefen Schuttdecke erbaut ist, hat Nichts mehr gemein mit der Stadt des Inachos oder des Pheidon; weder die Römerzeit noch das Mittelalter hat Denkmäler zurückgelassen, in den Straßen sucht man vergebens irgend eine Spur früherer Epochen.

Es war Dämmerung geworden, als wir nach Hause zurückkehrten. Die Plätze und Hauptstraßen zeigten zu Ehren des Festes wohlgemeinte Versuche einer Beleuchtung. In den Schenken und vor denselben wimmelte es von festfreudigen Argeiern, und bei dem Panagienkloster, das auf halber Höhe der Burg, der Stadt zugekehrt und weithin sichtbar, auf einem kecken Felsvorsprung erbaut ist, begann man eben ein Feuerwerk abzubrennen.

Wir waren mit der Hoffnung zurückgekehrt, uns nun bei einem Mahle gütlich zu thun; allein dieser Absicht stellte sich ein unvermuthetes Hinderniß entgegen. Petros theilte uns mit, daß der Gastfreund in Ermangelung seines Haushaltes sich genöthigt sehe, uns gänzlich selbst zu überlassen, wie wir unsere Mahlzeit uns zu beschaffen und einzurichten gedächten. Zum Glück wurde uns Dimitri, jener graubärtige Polizeisoldat, zur Verfügung gestellt, der, ein Veteran aus dem Unabhängigkeitskrieg, mit militärischer Geradheit an der Thür stand, unserer Befehle gewärtig, die er mit unterwürfigem Ernste entgegennahm. Petros wurde mit ihm ausgesandt, um schleunig die nothwendigsten Erfordernisse einer Mahlzeit einzukaufen, und Frau Emma, die deutsche Hausfrau, widerstand nur schwer der Versuchung, diese Expedition als Sachverständige zu begleiten, um etwaige Erfahrungen über den Wochenmarkt der Argeier einzusammeln. Da nun auch der Polizeidirector als seinen Beitrag zu dem gemeinsamen Mahle den Nachtisch lieferte, so gestaltete sich das Ganze zu einer Art von Picknick, und dieser Umstand ermuthigte unvorsichtigerweise die Fremdlinge, ihre einheimische Sitte, wonach die vornehmsten Ehren und Pflichten bei Tische den Damen zufallen, nach Argos zu übertragen. Wir merkten aber an dem dunkelrothen Haupt und den gekränkten Mienen des Gastfreundes bald, daß wir uns gegen die Landessitte gröblich versündigt hatten, und mußten uns nun gefallen lassen, daß derselbe mit verdoppelter Energie seines Amtes waltete, das er sich nicht

entreißen ließ, ja mit leidenschaftlichem Eifer ausschöpfte und auf unsere Teller goß, welche Beschäftigung ihm denn auch bald das gestörte Gleichgewicht des Gemüths wiederherstellte. Noch viel erstaunlicher aber war die Energie, die er entfaltete, sobald die Mahlzeit glücklich beendigt war. Denn nun entledigte er sich plötzlich seines Rockes und begann schweigend, mit wüthender Geschäftigkeit, von dem Sohne unterstützt, die Nachtlager zu bereiten. Er schleppte Teppiche herbei, die in der Nachbarschaft zusammengeholt waren, trug auf seinen mächtigen Schultern ein hölzernes Bettgestelle, Bretter, Matratzen, Polster von einem Raum zum anderen, wobei er jede anderweitige Unterstützung schroff zurückwies, und konnte in Kurzem die Resultate seines Schweißes uns zur Benützung anweisen: für den einen Theil der Gesellschaft hatte er seine eigene Bettstelle hergerichtet, für die Anderen waren in dem Zimmer, wo wir gespeist hatten, Teppiche auf den Boden gebreitet. Er überschaute noch einmal sein Werk, schien zufrieden, dann verließ er mit seinem getreuen Dimitri das Haus, da, wie er sagte, die Unruhe der Festnacht ihn noch zu einem amtlichen Gange durch die Straßen nöthige. Von der Burg stiegen eben die letzten Raketen über der Inachosebene auf.

Die Annehmlichkeit einer Fahrstraße, die wir von Tripolitza an genossen hatten, war schon in Argos wieder zu Ende. Um nach Korinth zu gelangen, mußten wiederum Reitpferde gemiethet werden, die uns der diensteifrige Dimitri besorgte. Auch in Argos aber ist der europäische Sattel von Lederzeug, ist Steigbügel, Zaum, Zügel, kurz die ganze europäische Aufschirrung des Pferdes ein unbekanntes Ding, und als am Morgen die Rosse vor die Wohnung des Polizeidirectors gebracht wurden, sahen wir mit Seufzen voraus, daß uns noch zwei harte Reittage bevorstanden, nicht wegen der Entfernungen, sondern wegen des harten Sitzes, der uns in der landesüblichen Weise zubereitet war. Als Sattel war nämlich wieder der Samari aufgeschnallt, das hölzerne Ungeheuer mit seiner breiten, unbarmherzigen Fläche und den scharfen Rändern, die nur durch die übergelegten Teppiche zur Erträglichkeit abgemildert waren. Und wieder versah ein elendes Strickchen die Stelle des Zügels, während ein anderer Strick, kunstlos zur Schleife geknüpft, als Steigbügel diente. Der Polizeidirector ließ aber die Thiere, nachdem sie unsere Reisegeräthschaften aufgenommen hatten, vor das mykenische Thor führen. Dort sollten sie uns erwarten. Er selbst lud seine Gäste noch zu einem archäologischen Gang durch die Stadt ein, um ihnen etliche weniger bekannte Schätze zu zeigen.

Er führte uns zu einem freundlichen Platz mit Bäumen inmitten der Stadt, an welchem das Gerichtsgebäude steht. Im Hof desselben lagen zahlreiche Ueberreste von Tempeln, Säulenstücke, Architrave; von Sculpturen aber nur eine viereckige Platte mit dem Relief eines weiblichen Kopfes. Er ist gut gearbeitet, das Gesicht ganz nach vorn gerichtet, die Augen weit geöffnet, über die Stirn läuft eine Wellenlinie zur Andeutung des Haars, und an Stelle der Ohren sitzen zwei Schlangen, die sich erst nach unten, dann wieder nach oben zurück richten. Es war also wol ein Gorgohaupt, wobei uns wieder einfiel, daß Argos die Grabstätte für das von Perseus abgeschlagene Meduſenhaupt in seinen Mauern ver-

ehrte. Dann betraten wir auch das Innere des Justizpalastes und schritten durch die Amtszimmer, obwol die Herren Kreisrichter, Referendarien und Gerichtsschreiber bereits fleißig über den Acten saßen. Das hinterste Zimmer diente zugleich als Antiquitätencabinet. In den Ecken waren rohere und umfangreichere Ueberreste der alten Kunst untergebracht, Anderes wieder lag oben auf den Registraturkästen, wo der alterthümliche Rost des Marmors mit einem dichten, melancholischen Actenstaube sich verschmolz. Die werthvolleren Reste aber waren in dem Fach eines Kastens untergebracht, der im Uebrigen mit Handbüchern und Actenfascikeln angefüllt war. Es machte einen erbarmungswürdigen Eindruck, als wir hier eine etwa einen halben Meter große Venus von Milo liegen sahen, „die Göttin im Gefängniß", noch dazu mit abgeschlagenem Kopfe; doch milderte sich unser Mitgefühl, als wir sahen, daß es eine ziemlich schlechte Copie aus spätrömischer Zeit war, in welcher die edlen Glieder gefallsüchtig entstellt und aus der Göttin schier eine Tänzerin geworden war. Anderes war aber aus guter Zeit, so namentlich ein schöner Löwenkopf, der als Wasserspeier diente und der, wie andere Fragmente, von einem Heretempel herrühren sollte; ich weiß nicht, ob von dem, der auf dem Marktplatz der alten Stadt stand, oder von dem der Hera Akraia am Absturz der Larisa, wo jetzt das Panagienkloster sich befindet. Auch zierliche Terracotten, Lampen, kleine Erzfiguren lagen in diesem Heiligthum der Themis durcheinander. In der Gerichtsstube selbst aber sah es nicht viel anders aus, denn in denen der Heimath. Die aufgethürmten Prozeßacten glichen genau den unsrigen, nur daß sie in der Sprache Homer's verfaßt waren. Auch die Atmosphäre war die gleiche, und obwol nicht mehr ein Bild des Othon Basileus, sondern das seines Nachfolgers Georgios die Hauptwand zierte, irrte man wol nicht, wenn man in diesem Raume auf die Nachhaltigkeit der soliden bayrischen Tradition schloß. Nur die Höflichkeit der Herren ließ Nichts zu wünschen übrig.

Zum Abschiede gab uns der Gastfreund noch einen Trost mit auf den Weg, der uns fast in Bestürzung versetzte. Er sagte nämlich, daß auf dem Wege nach Korinth sich zuweilen unnützes Gesindel herumtreibe, das uns lästig werden könnte. Sollte uns aber von solchen Uebelthätern oder auch von unseren Pferdeführern Unangenehmes begegnen, fügte er hinzu, so möchten wir nur vertrauensvoll ihm, dem Polizeidirector, telegraphiren, worauf uns sein mächtiger Schutz nicht fehlen werde. Glücklicherweise kamen wir jedoch nicht in die Lage, von seinem gütigen Anerbieten Gebrauch zu machen. Es scheint nicht, daß es uns viel von Nutzen gewesen wäre. Denn wir bemerkten zwar auf dem Wege nach Korinth beständig neben uns die beruhigenden Stangen und Drähte, gelangten aber nirgends an einen Ort, wo wir die Möglichkeit ersahen, ein telegraphisches Hilfsgesuch nach Argos aufzugeben.

Am Ende einer langgestreckten Straße erwarteten uns die Pferde. Dankbar verabschiedeten wir uns von dem Gastfreund und schlugen nun unseren Weg nordwärts mitten durch die Ebene ein. Ein Rundkranz von Bergen umgab uns; denn auch nach Süden rückten die Vorgebirge der Kynuria von der einen Seite und von der anderen die Felsen von Nauplia so nahe zusammen, daß nur wenig zur Vollendung des Ringes fehlte. Diese Aussicht nach dem Golf mit den viel-

zackigen Bergen, von denen er eingerahmt ist, that sich immer herrlicher auf, je weiter wir uns entfernten, so daß sich, so weit dies bei der Verpackung auf den Samarisätteln möglich war, die Blicke gern nach rückwärts wandten. Aber auch nach vorwärts fesselten das Auge noch eine gute Strecke die feinen Formen des Berges Apesas, der über den Treton herüberseh end noch den ganzen unteren Theil der Ebene beherrscht. Diese selbst ist einförmig. Bäume sind nicht zu sehen, und auch die Anpflanzung mit Gerste und mit Taback bot zu dieser Jahreszeit noch wenig Grün. Der Himmel war leicht bedeckt, doch schwirrten muntere Lerchen in die Höhe, durch die jungen Fruchthalme hüpften Wachteln, auch auf den Telegraphendraht hatten sich hie und da Vögel gesetzt, die sich ernsthaft die Karawane besahen. Näher dem Gebirge kreisten mächtige Adler, zum Zeichen, daß wir uns einem alten Königssitze näherten.

Nach einer kleinen Stunde kamen wir an den Inachos, der, aus dem Artemisiongebirge entspringend, die ganze Ebene von Nord nach Süd durchfließt, oder vielmehr in unvordenklichen Zeiten durchflossen hat. Denn schon den Griechen war er nur als vertrockneter Fluß bekannt, und sie erzählen, daß, als die ältesten Landeskönige in dem Streite zwischen Poseidon und Here das Land der letzteren zusprachen, der Meergott aus Rache den Flüssen der Ebene das Wasser entzogen habe. Selbst zu dieser Zeit, im Frühjahre, bezeichnete seinen Lauf nur ein leeres Kiesbett.

Jetzt traten die Berge der Ostseite näher und näher. Es war aber ein unerfreulicher Anblick; sie sind kahl und stellten sich noch immer wie eine zusammenhängende unbelebte Steinmasse dar. Wir erkannten wol die Trümmer des Heraion, des ältesten Landesheiligthums, am nahen Abhang; als uns aber die Führer auch die Stelle von Mykenä zeigen wollten, vermochten wir noch Nichts aus der einförmigen Gebirgswand zu unterscheiden. Erst als wir in die Nähe des Dorfes Charvati gelangten, schien es, als ob sich die Bergwand zu unserer Rechten mit einem Male auseinanderschöbe: zwei unförmliche brüderliche Gipfel schießen aus gemeinsamer Wurzel von der Ebene auf, zwischen ihnen tritt in halber Höhe ein Hügel vor, der an der Rückseite, gleichsam an den Hauptkamm angewachsen, frei nach vorn herausspringt und in Terrassen zur Ebene niedersteigt. Eben dieser Hügel, der selbst wieder mannigfach gegliedert ist, trug einst die Stadt und auf seinem höchsten, ostwärts gerichteten Aufsatz die Burg von Mykenä. Eine tief eingeschnittene Falte trennt ihn auf der Süd- wie auf der Nordseite von den zwei mächtigeren Bergen, aus deren Schoß er gleichsam hervorquillt. So halb in den Bergen eingeschlossen, halb aus ihnen vortretend, verborgen und doch zugleich gebietend, beinahe ungesehen und doch die Wege des Flachlandes belauernd, hatte der Hügel eine ganz ungewöhnlich günstige Lage für ein Herrengeschlecht, das die Ebene und zugleich die vom Norden über das Gebirge führenden Pässe beherrschen wollte. Ein Adlernest ohne Gleichen, das an die Bergwand gebaut schon durch seine Lage ein weit älteres Zeitalter verkündigt, als die Griechenstädte der geschichtlichen Zeit, die sich auf freistehenden Akropolen erhoben, dann unterhalb dieser Schutzmauern sich ausbreiteten, um noch später, als die Furcht vor Seeräuberei aufhörte, bis an die Küste selbst sich vorzuwagen.

Bevor das Dorf Charvati erreicht wird, das bereits am Abhang hinauf gebaut ist, trifft man, noch in der Ebene, einen Khan, und bei diesem hat eine Abtheilung Gensdarmeriesoldaten ihre Station. Gerade die Einwohner von Charvati sind nicht zum besten beleumundet, weshalb man hier zum Schutz für Fremde und Einheimische eine Wache aufgepflanzt hat. Die Soldaten schienen aber von ihren Pflichten wenig in Anspruch genommen; sie waren guter Dinge und vergnügten sich in der Morgenstunde mit Ballwerfen, wobei der Gelehrte in unserer Gesellschaft, der jederzeit seinen Pausanias aufgeschlagen hatte, nicht verfehlte, uns zu belehren, daß diese Begegnung um so bemerkenswerther sei, als das ersichtlich bis in die Gegenwart vererbte Discusspiel gerade in dieser Gegend erfunden worden sei, und zwar von keinem geringeren, als von König Perseus, dem Gründer von Mykenä. Charvati selbst ist ein äußerst ärmliches und schmutziges Dorf, und wir waren froh, daß wir ohne Aufenthalt unseren Weg fortsetzen konnten, nur daß, als wir die steilen Gassen aufwärts ritten, eine Anzahl freiwilliger Führer unserer Karawane sich anschloß. In nordwestlicher Richtung steigt der felsige Pfad in jähen Terrassen an; nach etwa zehn Minuten erreicht man einen Absatz, ein kleines Plateau, das sich von Süd nach Nord erstreckt. Obwol es nur schmal ist, muß doch hier der größte Theil der ehemaligen Unterstadt Mykenä gestanden haben, die Homer einmal „wohlgebaut", ein andermal „breitstraßig" nennt, und die sich bis unter den eigentlichen Burghügel hinzog. Jetzt erst konnten wir auch diesen, den schroffen Felsenaufsatz, deutlich wahrnehmen, zusammt dem Mauerwerk, das bald höher, bald niedriger den scharfen Rand bekrönt. Zwar in der Farbe hätten wir es nicht von dem bräunlichen Gestein zu unterscheiden vermocht, aber schon von hier gesehen fällt die Mauer durch die Größe der einzelnen Werkstücke in die Augen. Das Herz pochte stärker, und es kam ein feierliches Schweigen über die Reisegefährten, als wir zuerst der kyklopischen Mauern ansichtig wurden, die wir so oft beschrieben, so oft schon in Büchern abgebildet sahen. Ist's nicht so? — eine holde Verwirrung pflegt sich unserer Sinne zu bemächtigen, wenn es endlich Wirklichkeit wird, wenn wir einer so uralt geweihten Stätte leibhaftig gegenüberstehen. In die Erregung des Augenblicks mischt sich ein Erinnern an die Zeit, in der die jugendliche Phantasie sich zuerst mit diesen Namen erfüllte und sehnsüchtig diesen Bildern nachhing. Jetzt wollte die ganze homerische Welt übermächtig sich in die Empfindung drängen, und hell klang in diesem Traume nur immer wieder der stille Jubel: es ist Wirklichkeit, da stehen sie, die Mauern von Agamemnon's Palast, festgefügt und unzerstörbar heute wie vor dreitausend Jahren!

Jetzt aber hält uns zunächst ein anderes, nicht minder ehrwürdiges Baudenkmal fest. In der Mitte des langgestreckten Plateau's, an dessen östlichem Abhange wir fortreiten, erhebt sich vor uns ein mäßiger Erdaufwurf, unscheinbar; man würde arglos vorüberreiten, wenn nicht, sobald man an die Ostseite desselben gelangt ist, plötzlich der Hügel sich öffnete und durch einen kunstvollen Eingang in sein Inneres blicken ließe. Es ist das sogenannte Schatzhaus des Atreus oder, wie der Volksmund es heute benennt, das Grabmal des Agamemnon. Ein Thorweg, der unbedeckt in regelmäßig geschichteten Quadern ausgebaut ist, führt, in den Hügel einschneidend, auf die geradwinklig abschließende

Eingangsmauer zu, in deren Mitte die Thüröffnung sich befindet. Diese ist breiter an der Basis und verjüngt sich nach oben, dadurch verstärkt sich der Eindruck massiger Gedrungenheit. Ein ungeheurer horizontaler Querbalken schließt die Oeffnung. Ueber demselben ist in der Mauer ein hohes Dreieck ausgespart, in der Art, daß die horizontalen Steinlagen nach oben zu immer näher zusammentreten und zuletzt sich schließen, dicht unter der obersten Steinlage, die vom Erdreich überdeckt ist. Innerhalb dieser dreieckigen Lücke hat sich, damit dem Ernsten das Anmuthige nicht fehle, ein üppiger Feigenbaum angesiedelt, dessen grüne Blätter reizend sich abheben von dem gelblichen Stein, wie von dem dunklen Hintergrund des Innenraums. Unregelmäßige Stufen, die höher liegen, als der ursprüngliche Eingang, führen in das Innere hinab, und nun empfängt den Staunenden rings das weite, vollkommen geschlossene Steingewölbe, in das nur vom Eingang her freundliches Licht herabfällt. Hat sich das Auge erst an das nächtige Dämmerlicht gewöhnt, so wird es gewahr, daß das Gewölbe oder vielmehr der Schein desselben auf eine sehr einfache und doch höchst sinnreiche Art hergestellt ist, wie denn auch die Ausführung eine schon bedeutend entwickelte Kunst verräth. Der ganze Raum war offenbar zuerst ausgegraben und freigelegt, um nun sorgfältig ausgemauert zu werden. Auf dem Boden wurde zunächst ein kreisförmiges Band von mächtigen, regelmäßig behauenen Quadern herumgeführt. Ueber diese wurde eine zweite Schicht von Quadern gelegt, aber so, daß sie über den Rand der ersten Lage nach innen sich vorstreckte, der Innenraum sich also verengte, und in dieser Weise wurde Schicht über Schicht gelegt, so daß die höhere immer über die untere sich vorschob, bis zuletzt ein Schlußstein auf die noch übrige Oeffnung gesetzt werden konnte. Ueber dem Ganzen aber schüttete man wieder die Erde zu, so daß nur der Eingang die Existenz des Innenraumes verrieth. Die Rundung wurde vollends dadurch hergestellt, daß die treppenförmig vorstehenden Ecken abgeschlagen und geglättet wurden. Die mächtigen Steine sind ohne Mörtelverband an und über einander gefügt. Ein ganz gewaltiges Werkstück von unerhörter Größe (seine Länge wird auf 27 Fuß, seine Breite auf 16, seine Höhe auf $3^1/_2$ Fuß angegeben) ist über dem Eingang angebracht und entspricht jenem anderen nach außen gekehrten Querbalken, der den vorderen Thoreingang überdeckt.

Vom Inneren des Gewölbes führt in nördlicher Richtung, also rechts vom Eingang, eine viereckige, wiederum nach oben verjüngte Thür in einen Seitenraum, der ganz in den rohen Felsen gehauen ist und ein unregelmäßiges Viereck bildet. Die Führer zündeten eine Fackel an, um diese vollkommen finstere Felsenkammer zu erhellen. Auch erzählten sie, daß der „κύριος“ Schliemann, oder, wie sie den Namen aussprechen, Kſliemann, hier Nachgrabungen veranstaltet habe, ohne jedoch Anderes als werthlose Terracotten und eine Anzahl Lampen zu Tage zu bringen. Schliemann war von seinen wiederholten Besuchen in den Jahren 1869 und 1874 hier den Leuten eine wohlbekannte Persönlichkeit, und sie wußten auch, daß derselbe in Bälde wiederkommen werde, um seine Nachgrabungen in umfassender Weise wieder aufzunehmen. Diese Erzählung hatte eine unerwartete Folge: sie versetzte den guten Petros, unsern Dolmetsch, in nicht geringe Aufregung. Plötzlich überkam ihn eine unbezwingbare Lust, in die ruhm-

volle Reihe der archäologischen Schatzgräber einzutreten. Warum sollte er nicht so gut graben und finden können, als ein Anderer? Freilich waren die Werkzeuge, mit denen er den Boden aufzuschürfen begann, mangelhaft genug und versprachen dem improvisirten Unternehmen wenig Erfolg. Allein auch die Führer und die Charvatioten zeigten sich mit einem Male von leidenschaftlichem Eifer erfüllt und halfen nach Kräften zu dem guten Werke. Um zu leuchten, rafften sie von draußen eilig dürres Gras und Reißig zusammen und zündeten es an, was aber alsbald den Raum dermaßen mit Rauch erfüllte, daß wir unsererseits, auf Ruhm und Gewinn verzichtend, schleunig die Flucht ergriffen. Petros aber blieb ausdauernd an der Arbeit und ruhte nicht, bis er uns etliche Scherben, dazu auch eine türkische Pfeife, als das Ergebniß seiner Nachforschungen vorweisen konnte. Er selbst schien befriedigt; minder waren es die Albanesen des Dorfes, die ungern die Hoffnung auf goldene Schätze fahren ließen und erst mit Erlöschen des letzten Spans wieder zum Tageslicht kamen.

Was der Zweck und die Bedeutung dieses und ähnlicher unterirdischer Gewölbe aus der heroischen Zeit war? Gewißheit darüber läßt sich, da sie heute vollkommen leer sind, schwer gewinnen. Vielleicht kommen noch weitere Schliemann'sche Funde den Vermuthungen zu Hilfe. Die Ueberlieferung des Alterthums erklärte sie für Schatzhäuser; andererseits legt die Analogie verwandter Bauten die Deutung nahe, daß es Grabdenkmäler, königliche Todtenkammern waren. Jetzt ist die vorherrschende Ansicht die, daß sie sowol das Eine, als das Andere waren: der kleinere Seitenraum nämlich die Grabstätte eines mächtigen Königs, während die weite Rundhalle, die vor derselben sich aufthut, zur Aufnahme der von ihm gesammelten Schätze bestimmt war, insbesondere von Waffen, erbeuteten Kostbarkeiten, Trophäen aller Art. Frühere Forscher haben an der Rundwand Nägel und Nägelspuren aufgefunden, an denen nicht blos diese Prachtstücke aufgehängt worden sein mögen, sondern die, wie man annimmt, dazu bestimmt waren, Metallplatten, Kupfer oder Bronce, zu tragen, mit denen der ganze Innenraum ausgelegt war. Diese Wände warfen, wenn Fackellicht bei feierlichen Anlässen die Halle erleuchtete, blendenden Widerschein zurück, und man denkt unwillkürlich an die ehernen Prachtgemächer der heroischen Zeit, deren Homer Erwähnung thut; so wenn er des Alkinoos Wohnung beschreibt:

> Denn wie der Sonne Glanz umherstrahlt oder des Mondes,
> Strahlt des hochgesinnten Alkinoos ragender Wohnsitz.
> Wänd' aus gediegenem Erz erstreckten sich hierhin und dorthin,
> Tief hinein von der Schwelle, gesimst mit der Bläue des Stahles.

Auch das äußere Thor, das jetzt den nackten Stein zeigt, scheint ursprünglich mit reichem Schmucke versehen gewesen zu sein. Wenigstens hat man vor dem Eingang, und zumal in einer nahen, jetzt verschwundenen Capelle eingebaut, Stücke von Halbsäulen aus grünem Marmor, die mit seltsamen Arabesken geschmückt sind, sowie Tafeln von bunten Marmorarten gefunden, und schließt daraus, daß einst die ganze Vorderseite des Eingangs eine reiche farbige Decoration getragen habe. Diese Ueberreste sind jetzt zerstreut; ein Theil ist in's britische Museum gewandert; sie deuten auf eine in Hellas völlig fremdartige, an den Orient erinnernde Kunstweise.

Geht man auf jenem schmalen Plateau nordwärts weiter, so gelangt man unter die Mauern der Akropolis. Rechts am Wege liegt ein zweiter Erdhügel, der gleichfalls einen unterirdischen Gewölbebau bezeichnet. Der Eingang ist deutlich erkennbar, das Innere aber ist eingestürzt, verschüttet, und war bis dahin unzugänglich. Erst Schliemann hat neuerdings mühsam sich den Weg in's Innere gebahnt und die Uebereinstimmung des Baues mit dem wohlerhaltenen Schatzhaus festgestellt. Hat man auch diesen Erdaufwurf hinter sich und biegt um die nordwestliche Ecke des Burgfelsens, so steht man mit einem Male vor dem Haupteingang zur Burg, vor dem berühmten Löwenthor. Heute, wie vor drei Jahrtausenden, bewachen die beiden Schildhalter, hoch aufgereckt, den Zugang zur Burg, von der der Thurmwächter der Klytämnestra, scheu seine eigenen Gedanken zurückhaltend, sagte:

Das Haus hier spräche selbst am lautesten,
Wär' ihm ein Laut verliehen.

Jedermann kennt die Umrisse des Löwenthores, zahlreiche Abbildungen prägen sie schon der Jugend ein. Dennoch wird Niemand dieser Stätte nahe treten ohne geheimen Schauer wie vor einer Offenbarung. Das wirkliche Größenverhältniß, das erst die Umgebung liefert, die Farben des Gemäuers, des Felsengrundes und des Himmels, die Trümmermassen, die rings aufgehäuft sind, der spärliche Pflanzenschmuck, die feierliche Einsamkeit, welche die Stätte umgibt, das Alles macht doch den Eindruck zu einem völlig neuen. Das älteste Werk der bildenden Kunst auf dem Boden unseres Welttheils. Das Zeugniß einer längst entschwundenen Epoche, die den Griechen selbst zu einer mythischen geworden war. Ein Denkmal der uralten Verbindung dieser Landschaft mit dem Morgenlande, wie sie in den einheimischen Sagen sich wiederspiegelt und durch diese laut redenden Steine erhärtet ist. Noch sieht man in der Ferne den Meeresstreifen und die Küste, an der die Einwanderer aus Aegypten, aus Phönizien, aus Lydien landeten, die Anfänge des Wissens, eine neue Gesittung, unermeßliche Schätze und eine fertige Kunstübung mit sich führend. Ein Ueberrest dieser Epoche, stand Mykenä mit seinen Werken als eine fremde Welt mitten in Griechenland. Und doch war wieder den Hellenen durch Sage und Dichtung kein Ort vertrauter als dieser. Immer wieder wandten ihre Dichter sich den unerschöpflichen Stoffen zu, welche das Schicksal des einst hier hausenden Herrschergeschlechts darbot. In immer neuen Bearbeitungen bannten sie gleichsam den Fluchgeist, der an diesen Mauern haftete, indem sie die uralt grausigen Sagen in das Licht einer schönen Menschlichkeit rückten und in Sühne und Erlösung ausklingen ließen. Diese trotzigen Mauern erbaute sich das Geschlecht, das dafür büßen mußte, daß sein Urahn, Tantalos, mit den Göttern wie mit Seinesgleichen verkehrt und an Zeus' Tische gesessen hatte. Hier ist „blutgetränkter Erde Grund".

In Strömen stammverwandten Blutes
Rast ewig fort der dunkle Mord,
Und netzt sich neu, wohin er auch sich wälze,
Im Thau des blut'gen Kindermordes.

Denn in diesen Mauern setzte der Bruder dem Bruder das Fleisch der eigenen Kinder vor.

Ha, seht ihr jene Kleinen dort am Königshaus
Gelagert, eitler Träume Nachtgestalten gleich?
Es scheinen Knaben, die des Freundes Arm erschlug:
Das Mahl vom eigenen Fleische füllt die kleine Hand;
Sie tragen selbst, o grause, jammervolle Last!
Ihr Herz und Eingeweide, die der Vater aß.

Durch diese Pforte schritt der Atride mit „Mykenä's kampfrüstigem Gewühl", um Rache zu nehmen für den Schimpf, den der troische Königssohn dem Bruder angethan, im Hause des Atreus frech den gastlichen Tisch entweihend. Durch diese Pforte schritt auch Iphigenie, als sie vom Vater arglistig angelockt, durch Hoffnung auf den Ehebund mit dem Peliden getäuscht, in das Lager der Fürsten nach Aulis gerufen wurde, um mit ihrem Herzblute die wilden Stürme Thrakia's zu bändigen. Und während Agamemnon des Priamos' Veste den Untergang bringt, sinnt hier in der Burg das ehebrecherische Paar auf tückische Rache: Klytämnestra, weil der Gatte das Kind ihr erschlug, Aegisthos, um zu rächen, was Atreus an seinem Vater gethan. Und als der Fuß, der die Troerburg zertrat, auf hohem Siegeswagen wieder die Schwelle der Heimath betritt, ist ihm schon „der Mörderwanne grauser Trug" bereitet. Laut rühmt sich die Arge selber ihrer That:

Und so vollzog ich's und verleugn' es nimmermehr,
Daß weder Flucht ihm übrig war noch Widerstand.
Ein endlos lang Gewebe, gleich dem Fischernetz,
Schlang ich um ihn, ein reiches Prunkgewand des Leids.

Hier in dieser Burg genießt das schuldvolle Paar Jahre lang die Früchte der Blutthat, die Herrschaft und die ererbten Schätze des Hauses. Die eine der Töchter, gerettet von der Göttin, weilt sehnsüchtig am fernen Strande der Barbaren; die andere aber sitzt als eine Fremde, Verstoßene im Vaterhause; „verlassen, einsam wallt sie, vom Schicksal umhergestürmt, gleich der klagenden Nachtigall, stets den Vater bejammernd," und harrt auf die Wiederkehr des rächenden Bruders. Und endlich erscheint der Ersehnte,

Der Muttermörder, der des Vaters Tod vergilt,
Ein irrer Flüchtling kehrt er heim aus fremdem Land,
Den Götterfluch zu krönen, der dies Haus verfolgt.

So hat sich's von Geschlecht zu Geschlecht erfüllt:

Wer fällte, fällt; wieder büßt der Mörder.
So lange Zeus waltet, waltet dies Gesetz.

Auch Orestes büßt seine That:

Ueber Festlands Weiten treibt ihn der Erinnyen Schaar
In ruheloser Irre durch die Erde hin
Und über Meer und meerumrauschtes Inselland.

Doch „die Zeit entsündigt Alles und sie selbst ergraut". Dem Fluchbeladenen ist die Rettung nicht versagt. Gütige Götter nehmen den Wahnsinn von seiner Stirn und scheuchen die Verfolgerinnen zurück. Der Fluchgeist des Hauses ist endlich versöhnt, das große Trauerspiel endigt mit Erlösung, Wiedersehen, Heimkehr. Die Stürme schweigen. Wie Lichtgestalten heben sich Orestes, Iphigenie, Elektra ab von dem düsteren Hintergrunde ihres Hauses. Doch auf

Mykenä selbst fällt kein Strahl mehr von der Gnade der Götter: die milde ausklingenden Schlußaccorde sind von der Dichtung nach Delphi, nach Tauris und nach dem Hügel des Ares zu Athen verlegt. Für die alte Königsburg bleibt nur das öde Grauen zurück. Mit der That des Orestes ist auch Mykenä's Rolle ausgespielt, und während über dem übrigen Hellas der Tag der Geschichte aufgeht, versinkt Mykenä in tieferes Dunkel, zur Sage geworden, wo die griechische Geschichte beginnt.

Zu dieser schicksalvollen Schwelle des Löwenthors führt ein ähnlich gebauter Thorweg, wie zum Schatzhaus. Zur Linken begrenzt ihn, auf den vorspringenden Felsengrund gebaut, die Umfassungsmauer der Akropolis; an sie schließt das Thor im rechten Winkel an, und von diesem wieder streckt sich parallel mit der Mauer eine Bastion vor, so daß also, wer dem Eingange sich näherte, in einem ausgemauerten Hohlweg sich befand, der von beiden Seiten beschossen werden konnte. Die Werkstücke sind durchgängig von mächtiger Größe: sie liegen regelmäßig behauen, in horizontalen Schichten; zuweilen greift ein Stein, um das Gefüge noch fester zu machen, in Gestalt eines Winkelhakens in die nächstfolgende Reihe über, offenbar eine Erinnerung an die Art, Holzbalken zusammen zu fügen. Die eigentliche Thoröffnung wird durch zwei gewaltige steinerne Pfosten gebildet, die sich nach oben verjüngen und durch einen horizontalen Querbalken bedeckt sind. Ueber diesem ist in der Mauer wieder eine hohe dreiseitige Oeffnung ausgespart, die aber durch eine Steinplatte ausgefüllt ist, welche das berühmte Reliefbild trägt. Zwei symmetrisch gebildete, ausdrucksvolle Löwinnen sind in Profilstellung gegen einander gekehrt; ihre straffe Haltung deutet auf Wachsamkeit und bereiten Kampfesmuth. Die Vordertatzen ruhen auf einem altarähnlichen Aufsatz, der in drei horizontale Platten sich gliedert, zwischen denen noch eine Hohlkehle eingespannt ist. Auf diesem Altar steht, die beiden Löwinnen trennend, eine Säule, die sich nach unten verjüngt und die ein kräftig geformtes, fremdartiges Capitäl trägt: über einem an das dorische Capitäl erinnernden Wulst sind zwei Platten aufgesetzt, zwischen denen eine Reihe von vier Kugeln angebracht ist. Die Köpfe auf den beiden langgestreckten Leibern hatten die Höhe dieses Capitäls; sie hoben aber aus dem Relief in völliger Bildung frei sich ab und waren dem Eintretenden drohend entgegengestreckt. Längst sind die Köpfe abgeschlagen, aber die Bedeutung des Schmucks: die Sinnbilder der Stärke bewachen die heilige Schwelle, springt noch heute deutlich in die Augen.

Das Thor war indessen damals, im April 1876, noch nicht zu passiren; wir mußten, um auf die Höhe der Burg zu gelangen, neben demselben aufwärts klettern. Die Zufahrt lag mit wüsten Trümmermassen bedeckt, die nun Schliemann hat bei Seite schaffen lassen, so daß der alte Fußboden wieder blosgelegt wurde und zum ersten Male nach Jahrtausenden der Durchgang wieder benutzt werden konnte. In der Nähe des Thors, also im vorderen Theile des inneren Burgraums, stießen wir auf eine große Anzahl gegrabener Löcher, die von Schliemann's Anwesenheit im Jahre 1874 herrührten, und die nun der Fortsetzung der Arbeit harrten. Es waren Schachte, die eben für einen einzelnen Arbeiter Raum boten. Man hatte sie aber zum Theil wieder zugeschüttet, wahrscheinlich, damit nicht in Schliemann's Abwesenheit vorzeitige Funde aufgedeckt würden.

Daß er hier die Gräber des Königshauses finden würde, war Schliemann fest überzeugt, und sein merkwürdiger Spürsinn ist auch in diesem Falle auf einer richtigen Fährte gewesen: hier hat er innerhalb eines kreisförmigen Baues fünf Gräber blosgelegt. Sie waren durch Steinplatten bezeichnet, die zum Theil Reliefbilder trugen; in einigen fanden sich noch die hier beigesetzten Leichname vor, deren einer um seiner seltenen Größe und guten Erhaltung willen ihm würdig schien, keinem Geringeren als dem weitherrschenden König Agamemnon selbst anzugehören: ein naiver Ausbruch berechtigter Finderfreude, der bei demjenigen nicht überraschen kann, der vor acht Jahren auf Ithaka in den Ueberresten der angeblichen Königsburg eine Anzahl kleiner, mit Asche gefüllter Grabgefäße fand und in seinem Reisebericht dazu bemerkt: „wol möglich, daß ich in meinen fünf kleinen Urnen die Ueberreste des Odysseus und der Penelope oder ihrer Nachkommen besitze." Daß es in der That königliche Gräber sind, die er zu Mykenä aufgedeckt hat, ist ein Schluß, der, so weit heute ein Urtheil erlaubt ist, sich nicht wird anfechten lassen. Beweis die Fülle von Kostbarkeiten, die er aus diesen Grüften zu Tage gefördert hat: außer einer Menge eherner Waffen und Geräthschaften, großartige Funde an Gold: goldene Helme, Diademe, Spangen, Ringe, Gürtel, Wehrgehenke, Schwertgriffe, Beinschienen, Masken und Schmucksachen aller Art, also ein förmlicher Schatz, der in die Erde versenkt zugleich einen Maßstab gewährt für den reichen Besitz, der über der Erde verblieb, und somit eine urkundliche Bestätigung des Reichthums von Mykenä, der von Homer wie von den Tragikern erwähnt, fast sprüchwörtlich war, und der in der Dichtung geradezu zum Fluche des Tantalushauses gemacht wurde.

Das Merkwürdigste ist, daß Schliemann gerade an dieser Stelle die Gräber vermuthete, wo sie sich wirklich vorgefunden haben. Schon bei seinem ersten flüchtigen Besuch im Juli 1869 hatte er sich diese Stelle ausersehen und die Meinung ausgedrückt, daß man durch Nachgrabungen ohne Zweifel die von Pausanias erwähnten fünf Gräber auffinden würde. Pausanias nämlich hatte ihn zu dieser Ueberzeugung geführt. Dieser besuchte auf seiner Rundreise durch Hellas, etwa im Jahre 170 unserer Zeitrechnung, Mykenä und fand es fast genau in demselben Zustande, in dem es sich noch heute befindet. Er redet von der wohlerhaltenen Ringmauer, vom Löwenthor und erwähnt dann „die unterirdischen Gemächer des Atreus und seiner Söhne, die sie als Behältnisse ihrer Schätze benutzten, ferner das Grab des Atreus und die Gräber aller Derer, welche, mit Agamemnon aus Ilion zurückgekehrt, Aegisthos bei dem Gastmahle ermordete," worauf er fortfährt: „Ferner sind hier begraben Agamemnon, Eurymedon, sein Wagenlenker, Teledamos und Pelops, welche beide ein gemeinschaftliches Grab haben (denn Kassandra soll sie als Zwillinge geboren haben und Aegisthos ermordete sie als Knäblein nach ihren Eltern) und Elektra. Klytämnestra aber und Aegisthos liegen etwas entfernter von der Mauer begraben; denn innerhalb derselben, wo Agamemnon selbst lag und die mit ihm ermordet sind, wurden sie des Begräbnisses nicht gewürdigt." Diese Beschreibung zeichnet sich, wie häufig bei Pausanias der Fall ist, nicht durch besondere Deutlichkeit und Anschaulichkeit aus; er schrieb für seine Landsleute, die außer der Hilfe seines Reisehandbuchs zugleich überall die Fremdenführer vorfanden,

deren Angaben auch seine Hauptquelle waren. Es ist seinen Worten blos dies zu entnehmen, daß jene fünf Gräber, die er zusammen nennt, im Gegensatz zu denen von Aegisthos und Klytämnestra, innerhalb der Mauer, und zwar nahe derselben gezeigt wurden. Aber innerhalb welcher Mauer? der der Akropolis oder derjenigen, welche die Unterstadt Mykenä einschloß? Offenbar unterläßt es Pausanias, Beides zu unterscheiden; er nennt in Einem Athem die unterirdischen Gewölbe, die in dem Raume der Unterstadt liegen, das Grab des Atreus und die fünf anderen Gräber. Schliemann aber deutete sich die Stelle frischweg so, daß diese genannten Gräber innerhalb des eigentlichen Burgrings liegen müßten, und zwar suchte er sie nahe dem Haupteingang, obwol es immerhin auffallend sein muß, daß die Begräbnißstätte zunächst dem Eingang sich befand. Allein wer kann ihm eine Auslegung streitig machen, die, mit vollem Glauben verfolgt, anscheinend durch die wirkliche Entdeckung bestätigt worden ist? Uebrigens geht aus der Beschreibung des Pausanias nicht einmal das mit Sicherheit hervor, daß dem Reisenden des 2. Jahrhunderts die Gräber wirklich gezeigt wurden. Möglich, daß blos eine örtliche Tradition vorhanden war, daß an dieser, vielleicht nicht genau bezeichneten Stelle sich Gräber befinden und daß dies die Gräber Agamemnons und der Seinigen seien. Ohne Zweifel war damals schon eine dichte Trümmerschicht um das Löwenthor angehäuft.

Das Zusammentreffen des Schliemann'schen Fundes mit der Angabe des Pausanias ist merkwürdig genug. Freilich kann nur die Prüfung der Funde selbst sicheren Aufschluß darüber geben, welcher Zeit sie angehören: ob sie gleichen Alters mit den noch vorhandenen Baudenkmälern sind, oder ob sie eine spätere Ansiedlung an diesem Orte bezeugen, von der die Geschichtsbücher schweigen. Daß Pausanias die Ueberreste von Mykenä in demselben Zustande vorfand, wie sie noch heute erhalten sind, macht es nicht eben wahrscheinlich, daß der Ort wieder einmal bewohnt, ein Herrensitz war und zu Königsgräbern gedient hat. So lange aber der Beweis für die spätere Herkunft der Schätze nicht geliefert ist, was doch wol durch den Styl nicht blos, sondern auch durch Inschriften und, so weit es sich um die mittelalterlichen Zeiten handelt, mindestens durch die Anbringung des Kreuzeszeichens sich müßte feststellen lassen, darf sich, ohne Spott zu verdienen, die Ansicht aufrecht halten, daß diese Königsgräber dem heroischen Zeitalter angehören, demselben Königsgeschlechte, dessen Erinnerung in den späteren Dichtungen vom Atridenhaus fortlebte, demselben, dessen Existenz schon durch die kyklopischen Mauern, die Burgen von Tiryns und Mykenä und die unterirdischen Schatzgewölbe daselbst bezeugt ist. Ob freilich der Agamemnon des troischen Sagenkreises in diesen Gräbern zu finden ist, das ist wieder eine ganz andere Frage. Gesetzt auch, die von Schliemann gefundenen Gräber sind dieselben, die Pausanias erwähnt; gesetzt auch, in dem Grabe, das dem Pausanias als das des Agamemnon gezeigt wurde, wäre eine Leiche aufgefunden: so wäre das noch immer ein höchst schwacher Beweis für die Identität. Man kennt die selten zu erschütternde Gläubigkeit, mit der Pausanias von Ort zu Ort sich in den Griffel dictiren ließ, was über die Landesgeschichte und über die Denkmäler der Vorzeit von Mund zu Mund sich fortpflanzte. Die Griechen waren überhaupt den Ueberlieferungen von ihrer ältesten Geschichte

gegenüber keineswegs kritisch gestimmt. Sie freuten sich über das schöne Gewebe von Geschichte und Dichtung, ohne es aufzutrennen, und in den troischen Begebnissen, von denen die Heldenlieder meldeten, verehrten sie den Anfang ihrer nationalen Geschichte. Denselben unverwüstlichen Glauben theilt der wackere Mecklenburger, der sich aus der Aufdeckung aller noch vorhandenen Spuren aus dem heroischen Zeitalter seinen rühmlichen Lebensberuf gemacht hat. Er ist vollkommen überzeugt: der mächtige König, der in Mykenä gebot, ist derselbe, der als Bruder des unglücklichen Ehemanns der Helena die Achäer zum Kriegszug gegen Ilion sammelte, in Aulis seine Tochter Iphigenie opferte, Ilion verbrannte und nach der Rückkehr heimtückisch von der Gattin und deren Buhlen erschlagen wurde. Die Wissenschaft zerstört unerbittlich diesen fröhlichen Glauben; nicht ohne Ersatz dafür in der Aufdeckung der geschichtlichen Motive zu bieten, die den schönen Dichtungen zu Grunde liegen. Vorsichtig sucht sie Sage und Geschichte auszuscheiden. Sie bestreitet nicht das Walten eines mächtigen vorhistorischen Heroengeschlechts in Mykenä, von dem ja die Steine laut genug zeugen; aber sie hat erhebliche Zweifel über die Geschichtlichkeit der Dinge, die uns Homer erzählt und die Tragiker vor Augen stellen. Die Steine ja, die läßt sie gelten: nicht also die Verse der Dichter. Die Herrschaft jenes Fürstengeschlechtes, so sagt sie, dauerte bis zur dorischen Wanderung, hier verliert sich seine Spur; allein erst die Völkerbewegungen, welche dieser Wanderung entsprangen, die Eroberungszüge, die aus dem nunmehr überfüllten Lande nach der kleinasiatischen Küste unternommen wurden und dort einen Kranz blühender Colonien schufen, sind die geschichtliche Grundlage der epischen Dichtung geworden. Das Haus des Pelops ist also bereits vernichtet in der Zeit, da die Hellenen zur Ausfahrt nach der troischen Küste sich zusammenthun. Die große Thatsache der dorischen Einwanderung in den Peloponnes schiebt sich trennend ein zwischen die Achäerherrschaft in Mykenä, von der die großen Bauten herrühren, und zwischen die Eroberung des dardanischen Landes durch die Achäersöhne. Beide Epochen hat die Dichtung vermischt; von beiden hat sie eine Erinnerung bewahrt, aber dieselben ungeformt Kraft des ewigen Rechts der poetischen Freiheit und aus diesen zusammengeflossenen Erinnerungen ein Kunstwerk gebildet, das den Griechen selbst so lebenswahr erschien, daß sie darin die treue Ueberlieferung ihrer Vorzeit zu besitzen glaubten.

Mit der dorischen Wanderung beginnt sich die Geschichte der Griechen aufzuhellen, und mit derselben Katastrophe verschwindet Mykenä aus der Geschichte. Das Atridenhaus hat in diesen Stürmen seinen Untergang gefunden, und die neuen Herren, die von dem Lande Besitz genommen, verlassen Mykenä, verlassen den schon jetzt vertrocknenden oberen Theil der Ebene und machen das dem Meere näher gelegene Argos zum Mittelpunkt ihres Reichs. Als eine bescheidene Landstadt erhält sich Mykenä, ohne Zweifel bereits auf der Trümmerschicht der uralten Königsstadt erbaut, noch bis in's 5. Jahrhundert vor Christus. Ihre Bürger nahmen selbständig am peloponnesischen Kriege Theil: ihrer achtzig kämpften und fielen mit den Spartiaten bei Thermopylä, und vierhundert Reiter aus Mykenä und Tiryns nahmen an der Schlacht von Platää Theil, währenddem Argos in Folge seiner andauernden Kriege mit Sparta so geschwächt war, daß es zu

Hause blieb und lieber auf seine innere Wiederherstellung und Kräftigung bedacht war. Es strebte diese durch das damals schon beliebte Mittel der Aufsaugung benachbarter Städte an. In gewaltsamer Weise wurde unter einer Reihe von Landstädten aufgeräumt. Auch die ehrwürdigsten, Tiryns und Mykenä, wurden nicht geschont; ja die Eifersucht auf ihren älteren Ruhm schürte noch den Haß; man konnte zwar die gewaltigen Mauern nicht bezwingen, aber der Hunger brach zuletzt den Widerstand. Die Stadt wurde gänzlich zerstört, und ihre Einwohner, die Unterkunft in der Stadt Argos verschmähend, zogen als Auswanderer in alle Ferne. Das war im Jahre 468 v. Chr.

Mykenä war und blieb seitdem zerstört. Es fehlt bis jetzt jede sichere Spur, daß später wieder irgend welche Ansiedelung in diesem Winkel versucht wurde. Thukydides fand die Stadt in Trümmern, und Strabon sagt übertreibend, vom Hörensagen, daß sie gar nicht mehr vorhanden sei. Daß Pausanias vor 1700 Jahren den Ort gerade so vorfand, wie er jetzt ist, wurde schon erwähnt. In Tiryns hat Schliemann Topfscherben gefunden, die er in die Zeit der fränkischen Herrschaft setzt, und die beweisen, daß der näher bei Nauplion gelegene Ort damals wieder besiedelt worden ist. In Mykenä ist Nichts dergleichen gefunden worden. Es blieb verschollen, und als vor hundert Jahren der Engländer Chandler zum ersten Male wieder den Peloponnes bereiste, vermochte er auf dem Wege von Argos nach Korinth den Atridensitz nicht einmal aufzufinden.

Es ist eine geweihte Stätte, die, wie wenige, den nachsinnenden Geist zu feierlichem Ernste zwingt. Lange verweilten wir zwischen dem ehrwürdigen Mauerwerk, das, wie die Griechen sagten, von den Kyklopen, von übermenschlichen, aus der Ferne geholten Baumeistern herrührt. Die Umfassungsmauer der Akropolis folgt, bald höher, bald niedriger, genau dem Rand des Felsens mit seinen Ecken und Vorsprüngen. Das Innere des ummauerten Raumes ist nicht eine geebnete Fläche, der Boden steigt vielmehr in kleinen Terrassen noch weiter in die Höhe, um nach Osten, wo sich der Burgraum verengt, wieder zu sinken. Diese Terrassen sind gleichfalls durch vereinzelte Reste von Mauern bezeichnet; ohne Zweifel befand sich auf dem obersten und innersten Raume, doppelt und dreifach eingefriedigt, die eigentliche Königsburg. Das Mauerwerk zeigt verschiedene Bildung. Man findet jene rohefte Art von Kyklopenmauern wie in Tiryns: Felsstücke, die fast ohne künstliche Bearbeitung aneinander gefügt, während die Lücken, die bei dieser zufälligen Aufthürmung entstehen, durch kleinere Steine ausgefüllt sind. Doch bildet die Mauer zum größten Theile ein kunstvolles Netzwerk. Die Steine sind nämlich vieleckig behauen, aber so sorgfältig an einander gefügt, daß die Flächen, trotz der größten Freiheit und Willkür in Behandlung der Polygone, genau aufeinander passen. Nur einzelne Theile, wie die bevorzugte Umgebung des Löwenthors, zeigen die Anfänge regelmäßigen horizontalen Quaderbaus. Ein zweites kleineres Thor befindet sich am Abhang der Nordseite. Es ist weit einfacher gebildet als das Hauptthor: zwei mächtige Steinblöcke, über die ein dritter gelegt ist. Auf den letzteren ist noch einmal ein schmaleres Felsstück gethürmt. In der Mauerecke eingewurzelt, verbreitet ein Strauch seine grünen Zweige über den Eingang. Der Pfad, der durch diese Nebenpforte von der Burg hinunterführte, läßt sich, obwol er mit Trümmern

bedeckt ist, noch deutlich erkennen. Er leitet in die nördliche Schlucht hinab, die von einem kleinen Bache bewässert ist. Freundliches Grün schmückt seine Ränder. Selbst für den Anbau von Feldfrüchten hat man in dieser Einsenkung Raum gewonnen.

Ganz anders ist der Eindruck, wenn man auf der innersten Wurzel des Burghügels steht, da, wo er an den Schooß der höheren Bergwand angeheftet erscheint, und nun von hier südwärts in die andere Schlucht hinabblickt. Unmittelbar von der Burg geht es jäh in eine schaurige Felsenenge hinab. Ein tosender Wildbach hat sich einst hier, von Fels zu Fels, zu Thale gestürzt; jetzt ist er längst verstummt und versiegt, — die Sonne brennt heiß in die Erdspalten herein, keine Pflanze entkeimt dem nackten Gestein. Und nackt, traurig, zerrissen, thürmt sich jenseits die steile Bergwand auf, die hoch den Burghügel überragt. Die Aussicht nach der Ebene ist hier vollständig versperrt, man befindet sich inmitten einer entsetzlichen Steinwüste, und der wilde Ort stimmt zu den wilden Sagen, die sich an ihn knüpfen. Diese Abgeschiedenheit athmet unerhörte Leidenschaft, verschlossene Wuth, brütende Rache, tückisch vorbereitete Gewaltthat. Hier werden sie lebendig, die gespenstigen Schatten des Atridenhauses. Was thut's, wenn die Gelehrten den troischen Krieg zur Sage machen? Ist darum, was die Dichter von Agamemnon und Iphigenie sangen, weniger Wirklichkeit? Oder mindert es die Weihe dieser altersgrauen Mauern? Nirgends eindringlicher, als an dieser Stelle, empfindet man die unzerstörbare Lebenskraft jener Gestalten, ihre Wirklichkeit, ihre Gegenwart. Wo sind die Stätten, die grauenhafte Blutthat besudelte? Und wo erwuchsen die lieblichen Kinder, die dem unseligen Hause entsprossen? Wo war der mahlreiche Vätersaal, darin Iphigeniens Lied erklang —

Oft sang sie da liebevoll, kindlichfromm,
Die Heldenjungfrau, das heitre Glück,
Das selige Loos des Vaters.

Saß nicht hier Elektra, wenn sie dem heiligen Licht, o wie oft, ihr gramvoll Klagelied vertraute, und wo war das düstere Gemach des Unglückshauses, darin sie verzweifelnd die blutende Brust mit den Händen zerschlug, eine verlassene Waise sich verzehrte, darbend an leeren Tischen, wie die Fremde verhöhnt und erniedrigt, und die Erinnyen zur Rache am Mord des Vaters herbeirief und den helfenden Bruder?

Wie wird es dann auf einmal wieder helle, wenn man aus der unheimlichen Felsenecke über den Burghügel nach der vorderen Seite zurückschreitet. Die Schatten verschwinden. Mit jedem Schritt fühlt sich die Seele freier. Die weite Landschaft erscheint in ihrem vollen Zauber. Stolze Berge umstellen die Ebene in der Runde. In ihrer Mitte springt die Larisa vor mit dem weißen Streifen der Häuser von Argos, und in der Ferne erglänzt das völkerverbindende Meer — es ist, als ob man aus der Nacht zum Tage, aus beängstigenden Träumen zur Wirklichkeit erwachte: aus den Regionen der grauen Sage sind wir wieder auf den lichten Schauplatz der Geschichte zurückgekehrt.

Der amerikanische Bürgerkrieg.

Von

F. von Meerheimb.

XV.

Bald nach diesen Vorgängen fiel eine Proclamation des Präsidenten Jefferson Davis in Sherman's Hände, die ihm die Lage der Conföderation, die Stimmung des Volkes und Hood's nächste Aufgabe verrieth. Zuerst klagt Davis über den Mangel an Patriotismus, der leidenschaftliche Aufruf Beauregard's und des Gouverneurs Brown hatte wenig Erfolg gehabt, in den letzten Gefechten hatten die Conföderirten geringe Energie gezeigt, und die Zahl der Desertionen mehrte sich. Hood's Armee zu verstärken, hatte die Regierung keine Mittel, daher sollte er einen indirecten Krieg führen, die Bahnen nach Chattanooga und Nashville zerstören, und wenn die Unions-Armee sich aus Mangel an Lebensmitteln nach Norden oder Süden wende, sollte sich das ganze Volk erheben, alle Lebensmittel, Wege und Brücken vernichten und ihr das Schicksal der napoleonischen Armee 1812 in Rußland bereiten. Das Volk von Georgien zeigte nun, da die Hand des Krieges schwer auf ihm lag, ein geheimes Gefühl für die Union (a latent union feeling), und ein bitteres Gefühl gegen die Urheber der Secession regte sich! „Mehrere Male," schreibt Sherman an Halleck, „wurde mir gesagt: „Wir wollen gern Alles dulden, was wir erlitten, wenn Ihr nur jetzt nach Süd-Carolina geht und es denen einträukt, die Alles verschuldet".

Anfangs October ging er Hood, der auf Dalton und Allatoona vorrückte, entgegen; dieser wich ihm überall aus, und zerstörte nur die Eisenbahnen. Statt ihm nach Alabama zu folgen, ließ er Schofield mit 2 Corps zur Verstärkung von Thomas zurück, der schon im September nach Tennessee gegangen war, um dort das Commando zu übernehmen. Er selbst ging nach Atlanta, um von dort seinen Zug nach Savannah zu beginnen. In einem Briefe an Grant schreibt er:

„Bis wir Georgien wieder bevölkern können, ist es unnütz, es zu behaupten; aber die gänzliche Zerstörung seiner Straßen, seiner Gebäude, seiner Bevölkerung, seiner militärischen Hilfs-

quellen ist nothwendig. Der Versuch, seine Straßen zu behaupten, kostet uns monatlich tausend Mann, und gewährt uns keinen Vortheil. Ich kann den Marsch ausführen, and make Georgia howl. — Hood kann nach Kentucky oder Tennessee gehen, aber ich meine, er wird gezwungen sein, mir zu folgen; anstatt defensiv zu sein, werde ich offensiv sein, statt zu rathen, was er beabsichtigt, soll er meine Pläne errathen. Der Unterschied macht im Kriege 25% aus (nach der Schulsprache ist das der Vortheil der Initiative). Ich kann mich nach Savannah, Charleston oder der Mündung der Chattahoochee wenden, ich ziehe es aber vor, durch Georgien, Alles vernichtend, nach der See zu gehen. Ich muß mehrere Alternativen haben, denn wenn ich auf eine Straße beschränkt bin, mag der Widerstand des Feindes meinen Marsch verzögern und Mangel an Lebensmitteln mag ausbrechen. Aber wenn ich Alternativen habe, die ich mir freizustellen bitte, kann ich eine so excentrische Bahn wählen, daß kein General das Object meiner Operationen errathen soll. Deshalb, wenn Sie hören, daß ich abmarschirt bin, bestellen Sie Späher in Morris-Island, Ossabaw-Sound, Pensacola und Mobile-Bay. Ich werde irgendwo wieder zum Vorschein kommen, und glauben Sie mir, ich kann Macon, Augusta, Savannah nehmen und im Rücken von Charleston wieder auftauchen, so daß ich es aushungere. Die Operation ist nicht rein militärisch und strategisch, aber sie wird die Schwäche des Südens zeigen."

Ein anderer Brief von Sherman an Grant vom 20. September, in dem er seinen Plan eines Marsches an die Küste auseinandersetzt, schließt mit folgenden charakteristischen Worten:

„Ich bewundere Eure zähe (dogged) Hartnäckigkeit und Euren Muth (pluck) mehr denn je. Wenn Ihr Lee schlagen (whip) und ich an das atlantische Meer marschiren kann, wird Uncle Abe uns, denke ich, zwanzig Tage Urlaub geben, damit wir unsre Kinder (the young folks) sehen können."

Trotz der Zweifel an der Ausführbarkeit des Unternehmens, die sich in Lincoln's Cabinet geltend machten, gab Grant die erbetene Autorisation; sprach aber aus, daß er Savannah als Object den Vorzug gebe, und Dalton als nördliche Grenze der Zerstörung der Bahn bestimme. Grant hatte gewünscht, daß Sherman Hood folgen und dessen Armee vernichten möge, ehe er sich nach Süden wendete. Aber er fügte sich der höheren Einsicht seines bewährten Unter-Feldherrn.

Damit der Feind weder Atlanta besetzen, noch die Bahn benutzen könne, wurden beide vernichtet, nachdem in den ersten zehn Tagen des November noch alle Kranken und viel Material nach Chattanooga geschafft, Munition, Proviant und Reconvalescenten von dort zur Armee gebracht waren. Am 11. November Nachts kam der letzte Train an, und unmittelbar darauf begann die Zerstörung der Bahn, der Brücken und der Stadt.

Eine Garnison in Atlanta zu lassen, wäre eine nutzlose Schwächung der Kräfte gewesen — Sherman verbrannte seine Schiffe; seine Armee in der Gesammtstärke von 59,000 Mann konnte in Georgien bei stetem Vormarsch durch Fouragirung leben. Die Corps, die in Roms und Kingston gestanden, waren schon nach Atlanta gezogen, am 11. telegraphirte Sherman nach Washington „All is well", ließ den Telegraphen vernichten, und bis Ende December blieben Lincoln und der Kriegsminister ohne alle Nachrichten von der Armee in Georgien.

Sherman hatte sein Heer in zwei Flügel getheilt, den linken führte Slocum, den rechten Howard, jeder Flügel bestand aus zwei Corps. Jedem Flügel war ein Pontontrain, jedem Corps eine Artillerie-Brigade, ein Train und eine Pionier-Abtheilung zugewiesen. Die Gesammtstärke des Heeres betrug am 10. November:

52,796 Infanterie,
4,960 Cavallerie,
1,788 Artillerie.

59,545 Mann.

Kil-Patrik führte zwei Divisionen Cavallerie und zwei reitende Batterien.

Am 9. November war folgender Armee-Befehl erlassen:

„. . . . Die gewöhnliche Marschordnung ist in vier parallelen Colonnen, jedes Corps hat seinen Munitions- und Proviant-Train. Hinter jedem Regiment ein Wagen und eine Ambulance; ist Gefahr nahe, so marschirt der Train in der Mitte, Avant- und Arrièregarde ohne Wagen. Um 7 Uhr Morgens wird täglich aufgebrochen, und täglich werden 30 Kilometer gemacht.

Die Armee soll durch Fouragiren leben. Jede Brigade hat unter geeigneten Officieren Fourage-Commando's zu organisiren, die dafür sorgen, daß die Wagen immer für 10 Tage Portionen, für 3 Tage Rationen haben. Die Soldaten dürfen weder die Häuser der Einwohner betreten, noch irgend einen Excess begehen, beim Halt auf dem Marsch und im Bivouak dürfen sie dicht an der Straße Kartoffeln und Rüben sammeln. Die Corps-Commandanten haben das Recht, Mühlen, Häuser, Cottongins*) ꝛc. zerstören zu lassen — als Princip gilt — wo der Marsch der Armee nicht behindert wird, soll keine Zerstörung stattfinden, wo die Brücken zerstört, die Wege ruinirt sind, wo Guerillas uns belästigen, soll die Zerstörung nach Maßgabe der Feindseligkeiten eintreten.

Pferde, Maulesel, Wagen dürfen nach Bedarf requirirt werden, immer unterscheide man zwischen dem feindlichen Reichen und den meist neutralen, friedlichen und fleißigen Armen. Die Fouragier-Abtheilungen müssen den Abgang der Armee an Pferden ergänzen, dürfen aber keine Excesse begehen, keine Drohungen ausstoßen ꝛc., müssen auch jeder Familie wo möglich das zu ihrer Existenz Nöthige belassen. Neger, die nützlich werden können, dürfen mitgeführt werden; aber die Menge der vorhandenen Lebensmittel muß berücksichtigt werden, denn die Hauptsache sind die bewaffneten Soldaten. — Jedes Corps soll ein Pionier-Bataillon organisiren, das der Avantgarde folgt, die Straßen bessert und an einzelnen Stellen verbreitert; Colonel Poe, Ober-Ingenieur, soll jedem Flügel der Armee einen ausgerüsteten Pontontrain zur Verfügung stellen."

Nach Slocum's Befehl sollte jeder Soldat seiner beiden Corps, als eisernen Bestand zwei Portionen gesalzenen Fleisches im Tornister tragen, für zwei Tage hart Brod, für fünf Tage Zucker, für zehn Tage Kaffee und Salz. Plünderung wurde auf's strengste gestraft, auf jedem Marsch bildet eine Brigade die Arrièregarde, um alle Stragglers (Marode, welche die Marsch-Colonnen verlassen) zu arretiren. „Die schaden der Disciplin, der Ehre des Corps und gefährden die Sicherheit jedes Einzelnen."

Am 11. November ging Kil-Patrik mit der Cavallerie über Jonesborough und Lovejoy gegen Macon vor, um Wheeler, der allein mit seinem Cavallerie-Corps und einigen Georgia-Miliz-Regimentern gegenüberstand, glauben zu machen, Macon sei das Ziel der Operationen. Sherman suchte während des Zuges alle unfruchtbaren Gefechte zu vermeiden, um mit einem möglichst intacten Heere bald im Rücken von Savannah und Charleston stehen und sich mit der Flotte in Verbindung setzen zu können.

Sherman war am 16. November mit dem 14. Corps aus Atlanta gerückt, bei herrlichem Herbstwetter marschirten die Truppen fröhlich nach Süden, die rauchenden Trümmer der Stadt im Rücken. Ein Soldat stimmte das Lied an „John Browns Seele geh' voran" und ein vieltausendstimmiger Chor fiel ein

*) Maschine zum Entfernen der Samenkapseln an der Baumwolle.

„Glory, glory, Hallelujah" — nie, sagte Sherman, wurde das Lied mit mehr Begeisterung und in besserer Harmonie mit Zeit und Ort gesungen.

Keiner der Officiere oder Soldaten kannte das Ziel des Marsches, aber sie waren in froher, zuversichtlicher Stimmung (a devil may care [hol's der Teufel] feeling) und gemeine Soldaten riefen dem vorüberreitenden Sherman zu „Uncle Billy, ich glaube Grant wartet auf uns bei Richmond".

Slocum ging längs der Augusta-Bahn vor, und zerstörte sie bis Madison. Am 23. standen alle Corps in der Höhe Milledgeville-Gordon. Am 18. hatte Beauregard folgende, etwas phrasenhafte Proclamation erlassen:

„Volk von Georgien! Erhebe Dich zur Vertheidigung des vaterländischen Bodens, sammle Dich um Deinen tapfern Gouverneur und Deine braven Soldaten, verbrenne und zerstöre alle Straßen in Sherman's Rücken, Front und Flanke, und bald wird seine Armee in Deiner Mitte Hungers sterben. Sei vertrauend, sei entschlossen. Glaube an eine waltende Vorsehung, und der Erfolg wird Dein Streben krönen. Ich eile zu Euch, um Euch bei der Vertheidigung von Haus und Herd zu unterstützen."

Brown rief alle Männer von 16—45 Jahren, mit Ausnahme der Geistlichen, Richter und Eisenbahn-Beamten, zu den Waffen, versprach den Sträflingen Befreiung, wenn sie die Waffen ergreifen wollten, und etwa Hundert, aus dem Gefängniß von Milledgeville, traten in die Armee ein; aber im Allgemeinen hatte der Aufruf geringen Erfolg, auch die Bevölkerung zeigte sich friedliebend. Sherman ließ in Milledgeville Magazine und öffentliche Gebäude zerstören, die Baumwolle als Staatseigenthum verbrennen, das Privateigenthum wurde überall geschont.

Während der linke Flügel der Armee noch einige Tage dort blieb, rückte der rechte südlich der Macon-Savannah-Bahn gegen den Oconnee vor. Wheeler wandte sich nach Augusta, das er bedroht glaubte; Kil-Patrik folgte ihm, und ging gegen Wainesborough. Als Howard den Oconnee am 23. erreichte, fand er das jenseitige Ufer stark besetzt. Da die Stelle ungünstig war, ließ er 16 Kilometer unterhalb eine Brücke schlagen, während er den Feind durch einen Scheinangriff fest hielt; am 25. war die Brücke vollendet. Das 15. Corps ging über, und der Feind zog sich eilig zurück. Slocum hatte den Oconnee ohne Hinderniß passirt, am 28. überschritten beide Flügel den Ogechee, wendeten sich südöstlich, erreichten Mitte December Millen, und gingen nun in schnellen Märschen zwischen dem Savannah und Ogechee gegen die Küste vor. Nur das 15. Corps blieb auf dem rechten Ufer des Ogechee, überschritt ihn bei Eden, warf ein kleines feindliches Corps zurück, und drang als Avantgarde der ganzen Armee bis zur Savannah-Golf-Bahn, zerstörte sie, und stand nun südöstlich der Stadt Savannah. Die Hauptarmee folgte in forcirten Märschen; aber das bisher günstige Wetter wurde schlecht, starke Regengüsse machten den ohnehin sumpfigen Boden ungangbar, oft mußten meilenlange Knüppeldämme gelegt und Brücken über die vielen, den Weg durchschneidenden Flüßchen geschlagen werden, dennoch ging es unaufhaltsam weiter und am Abend des 10. December standen die Spitzen der drei Colonnen etwa eine deutsche Meile vor Savannah. Da einzelne Soldaten durch die Explosion auf dem Wege vergrabener Bomben und Torpedo's verwundet wurden, ließ sie Sherman durch Gefangene aufsuchen.

Dem General Stedman, der in Chattanooga commandirte, hatte er im Juli in Betreff feindlicher Torpedo's folgende Instruction gegeben: „Wenn der Feind auf den Anmarschlinien unserer Colonnen, dem Annäherungsterrain zu seinen Positionen, den Zugängen zu seinen Brücken und Defileen Torpedo's legt, so gehört das zu den erlaubten Kriegsmitteln. Geschieht es aber im Rücken der Armee, werden die rückwärtigen Verbindungen der Armee durch Landeseinwohner oder Guerillas in solcher Weise gefährdet, so ist dies Chicane, und man kann Gefangene oder feindlich gesinnte Einwohner zum Aufsuchen der Torpedo's verwenden, oder die Wege, ehe man sie benutzt, durch schwere Wagenladungen voller Gefangener probiren lassen." Dasselbe Verfahren wurde auch in Georgien und Carolina angewendet; es entspricht den Gebräuchen in europäischen Kriegen.

Auf dem Marsche von Millen bis vor Savannah hatte Kil-Patrik die Arrièregarde gebildet, und die Angriffe kleiner Cavallerie-Abtheilungen zurückgewiesen — Wheeler blieb in Augusta, ungewiß, ob Sherman sich gegen Charleston oder Savannah gewendet.

Am 16. November war die Unions-Armee aus Atlanta marschirt, fünfundzwanzig Tage später stand sie vor Savannah, fast 600 Kilometer waren zurückgelegt, große Ströme überbrückt, zahllose Hindernisse überwunden, viele Meilen Eisenbahn zerstört, und der Feind, in freilich wenig bedeutenden Gefechten, zurückgeworfen.

Am 11. und 12. December verschanzten sich die Truppen im Halbkreise, der sich zehn Meilen lang, von Savannah bis an die Golf-Bahn, erstreckte. Die großen Außenwerke der Stadt waren wohl angelegt, stießen an tiefe Moräste und waren mit starken Geschützen armirt. Am 9. Abends schickte Howard den Capitain Duncan mit zwei Spähern auf einem kleinen Boot den Ogecheestrom abwärts, um Dahlgreen und der Flotte Nachricht von der Ankunft des Heeres zu geben. Duncan und seine Gefährten fuhren nur in der Nacht, versteckten sich bei Tagesanbruch in den sumpfigen Reisfeldern, passirten in einer regnerischen Nacht glücklich Fort Mac Allister und erreichten den Ossabaw-Sound, wo ein Kanonenboot sie aufnahm und sofort nach Hilton-Head brachte. General Foster erhielt Howard's Depesche: „Wir haben den vollständigsten Erfolg gehabt, die Armee ist vom besten Geiste beseelt". Um so schnell wie möglich Verbindung mit der Flotte herzustellen, beschloß Sherman Fort Mac Allister, das im Januar und März 1863 den Panzerschiffen widerstanden, anzugreifen. Das Fort bestand aus starken Erdwerken, 3 Halbbastionen, 2 Courtinen, davor ein palisadirter tiefer, 40 Fuß breiter Graben und war mit 21 schweren Geschützen armirt. Alle Annäherungswege waren von den Bastionen aus durch Haubitzen bestrichen. Jenseits des Grabens waren Verhaue und Torpedo's gelegt. Mac Allister liegt am Südende des Ossabaw-Sound und am rechten Ufer des Ogechee, der dort in den Sound sich ergießt, es hinderte die Communication mit der Flotte. Die Besatzung unter Major Anderson war nur 250 Mann stark. Ein zerstörter, nach dem Fort führender Damm wurde in der Nacht vom 12. zum 13. hergestellt und eine Brücke über den Ogechee geschlagen; Kil-Patrik war schon am 12. weiter oberhalb über den Fluß gegangen, um das Fort und die Umgegend zu recognosciren; am 13., bei Tagesanbruch, ging General Hazen mit einer

Division des 15. Corps über die Brücke und begann das Fort anzugreifen. Um ¼4 Uhr Nachmittags war es von allen Seiten umzingelt, die Spitzen der Colonnen nur 600 Schritt vom Graben entfernt, aber der Weg bis zum Graben führte durch sumpfige Reisfelder, die keine Deckung boten. Trotz des Feuers, der Verhaue und der Torpedo's drangen die Angreifer, ein Schwarm von Tirailleuren, bis an die Gräben, sprangen hinein, überstiegen die Palliſaden, erstiegen die Brustwehren und nahmen die Besatzung gefangen. Zwanzig Minuten hatte das ganze Gefecht, dem Sherman und Howard zusahen, gedauert. Der Verlust der Division Hazen, welche Sherman bei Shiloh und Vicksburg geführt, und der er besonders vertraute, betrug 23 Todte, 82 Verwundete; der der Garnison 14 Todte und 21 Verwundete, 215 Mann wurden gefangen und zunächst zum Wegräumen der Torpedo's verwendet.

Sherman sah ein Kanonenboot der unirten Flotte nahen, signalisirte es herbei, bestieg es und schrieb in der Cajüte am 13. folgende Depesche an die Regierung in Washington:

„Heute wurde Mac Allister gestürmt. Wir haben Verbindung mit der Flotte. Vorher wurden alle nach Savannah führenden Bahnen zerstört und der Ort vollständig eingeschlossen. Die Armee ist in bester Ordnung und Allem gewachsen. Das Wetter war schön, die Lebensmittel ausreichend. Unser Marsch war sehr angenehm, Guerillas hinderten uns gar nicht. Savannah erreichten wir am 10., konnten aber vor Erstürmung von Mac Allister keine Nachricht geben. Ich glaube, Savannah hat 20,000 Einwohner und 15,000 Mann Garnison unter Hardee. Wir haben bei dem Zuge keinen Wagen verloren, viele Neger, Pferde, Maulesel gewonnen, unser Fuhrwesen ist besser als vorher. Wir haben 200 Meilen Eisenbahn gründlich zerstört und viele Vorräthe und Lebensmittel mitgeführt, die Lee und Hood nähren sollten. Meine erste Sorge muß sein, meine Neger, Pferde und Esel los zu werden. Die durch die schnelle Erstürmung von Mac Allisters gewonnene Verbindung mit der Flotte macht alle Drohungen, mich auszuhungern, zu Schanden. Ich halte Savannah schon für gewonnen."

In Verbindung mit der Flotte wurde nun Savannah eingeschlossen und belagert, durch die Sümpfe wurden Knüppeldämme gelegt und der Batteriebau begonnen. Am 16. wurde Hardee aufgefordert, zu capituliren, lehnte es aber ab. Sherman dehnte nun den linken Flügel weiter aus, um die Nordfronte Savannah's zu umfassen und der Garnison den Rückweg nach Charleston abzuschneiden. In der Nacht zum 22. räumte Hardee unter dem heftigen, auf den linken Flügel der Unions-Armee gerichteten, Feuer der Panzerwidder Georgia und Savannah die Stadt, nachdem er vorher die Docks und andere öffentliche Gebäude zerstört hatte, und zog auf einem Damme, der durch die Sümpfe führt, nach Charleston. Am Morgen des 22. rückte Sherman ein und telegraphirte an demselben Tage an den Präsidenten Lincoln:

„Ich bitte Euch als Weihnachtsgabe die Stadt Savannah mit 150 schweren Geschützen, vielen Vorräthen und etwa 25,000 Ballen Baumwolle überreichen zu dürfen."

Lincoln antwortete:

„Vielen, vielen Dank für das Weihnachtsgeschenk Savannah. Als Sie Atlanta verließen, war ich in Sorgen, wenn nicht in Angst; aber ich hielt Sie für fähiger, den von Ihnen gefaßten Plan zu beurtheilen, und dachte, wer nicht wagt, gewinnt nicht. Nun das Unternehmen mit Erfolg gekrönt ist, gebührt aller Ruhm Ihnen. Sagen Sie der Armee, den Officieren und Mannschaften meine dankende Anerkennung."

Das große Ziel der Unternehmung war mit verhältnißmäßig geringen Opfern erreicht. In etwa fünf Wochen hatte die Armee von 59,000 Mann eine Strecke

von 300 Meilen Länge und 20—60 Meilen Breite durchzogen, hatte das Eisenbahnviereck, dessen Spitzen Atlanta, Macon, Augusta, Savannah bilden, mit der Gründlichkeit, die lange Uebung in solcher Arbeit gewährte, fast ganz zerstört und alle Brücken gesprengt. Von dem Momente an, wo die Armee Atlanta verließ, lebte sie besser als im Lager; Mais, Geflügel, namentlich Truthühner, Kartoffeln, Syrup und Anderes fand man in Menge, Rindvieh, Pferde, Esel wurden zu Tausenden mitgeführt. Bei Savannah angelangt, hatte die Armee Fleisch für 50 Tage in lebenden Häuptern bei sich. Die Befehle über das Fouragiren wurden im Ganzen streng befolgt; die Bevölkerung zeigte sich nirgends feindselig, nur einzelne Acte der Gewaltsamkeit kamen vor. Sklaven jeden Alters und Geschlechts benutzten die Gelegenheit, frei zu werden, und vor Savannah folgten gegen 10,000 der Armee. Einige thaten als Wegweiser, Kutscher, auch als Spione, die die Orte verriethen, wo Baumwolle versteckt war, gute Dienste, die meisten waren der Armee eine Last. Wo Baumwolle gefunden wurde, verbrannte man sie;*) gegen 15,000 Ballen sind auf dem Wege nach der Küste vernichtet worden.

Der Feind hatte dem Marsche geringe Hindernisse entgegengesetzt; die Georgia-Miliz war nur widerwillig dem Aufrufe gefolgt und zeigte wenig Lust zu fechten. Das einzige Mal, wo sie angriff, erlitt sie schwere Verluste.

Wheeler wurde überall über das Ziel der Unternehmung getäuscht, glaubte sie erst gegen Macon, dann gegen Augusta gerichtet, wo er zuletzt unschlüssig stehen blieb, weil er nicht wußte, ob Sherman sich gegen Savannah oder Charleston wenden würde. Auf dem ganzen Zuge von Atlanta bis an die See, hatte die Armee an Todten, Verwundeten und Vermißten nur 1388 Mann verloren; von den Todten und Verwundeten kommen die Hälfte auf die Erstürmung von Mac Allister. So sind die tactischen Leistungen der Truppen nicht bedeutend gewesen; aber bewunderungswerth bleibt die geniale Conception, die allein Sherman's Verdienst ist, die große Marschfähigkeit der Truppen und ihre von keiner Armee der Welt erreichte Fähigkeit im Ueberwinden von Terrainschwierigkeiten. Die Regimenter waren meist aus Illinois, Michigan, Wisconsin, Missouri, also aus dem halbcultivirten Westen, durch ein hartes, arbeitsvolles Leben an Entbehrungen, Anstrengungen gewöhnt, im Fällen von Bäumen, Bauen von Blockhäusern, Dämmen und Brücken geübt; endlich hatten fast Alle die mehrjährigen Campagnen am Mississippi mitgemacht, in denen militärische Arbeiten im größten Maßstabe ausgeführt wurden. Nach dem Abzuge Hardee's hatte Savannah sofort capitulirt; die Festungswerke hatten geringen Schaden gelitten, aber die Stadt war voller Flüchtlinge, denen es an Lebensmitteln fehlte, die ihnen nun durch den reichen mitgeführten Proviant gegeben werden konnten. Alle Baumwolle wurde confiscirt und nach dem Norden geschickt, um da verkauft zu werden. Die Bevölkerung der Stadt war nicht feindlich, kein Ballen Baumwolle wurde

*) Mit Baumwolle, die im zweiten Jahre des Krieges als Staatseigenthum der Conföderation erklärt war, bezahlte die Regierung Pulver, Schiffe und anderen Kriegsbedarf; sie wurde daher nicht für Privateigenthum angesehen und von der Unionsarmee überall confiscirt und verbrannt, oder nach dem Norden geschickt.

verhehlt, und nach dem Abzuge der Garnison und nachdem die Einschüchterung durch die Terroristen aufgehört hatte, trat — wie in ganz Georgien — ein bitterer Haß gegen Charleston und Süd-Carolina, die Fackelträger und Brandstifter der Secession, hervor.

Während der Operation nach Savannah standen Thomas und Shofield zum Schutz von Chattanooga, Nashville, der Bahn in Tennessee und dem nördlichen Theil von Georgien, Hood gegenüber. Thomas war ein energischer, besonnener, tapferer Mann, aber es fehlte ihm der Geist der Initiative, die Schnelligkeit der Entschlüsse. Er dachte und handelte langsam, aber sicher. Sherman, der sonst mit Anerkennung von ihm spricht, erzählt, er sei ein einziges Mal im Kriege im Galopp geritten. Für seine Soldaten sorgte er trefflich und wurde von ihnen geliebt. Jetzt hatte ihn Grant mehrmals umsonst aufgefordert, die Offensive gegen Hood zu ergreifen. Erst am 6. December gab er ihm den bestimmten Befehl, und erwartete die Schlacht am folgenden Tage. Grant schrieb später, es sei ein hartes Stück Arbeit gewesen, Thomas zum Angriff zu bringen, aber dann löste dieser seine Aufgabe vortrefflich. Nachdem Shofield Hood's Angriff am 30. November bei Franklin zurückgeschlagen, siegte Thomas am 15. December entscheidend bei Nashville; nur Trümmer der energisch verfolgten Armee kamen nach Alabama zurück und wurden im Winter 1865 zu dem Heere gezogen, das Johnston in Nord-Carolina zu bilden suchte. So sicher war Tennessee geworden, daß Sherman wagen konnte, Ende Januar Shofield mit 20,000 Mann auf Dampfschiffen nach Cincinnati und von dort auf der Eisenbahn nach Alexandria, an der Mündung des Potomac, bringen zu lassen. Von dort gingen sie zu Schiff nach Wilmington und Neu-Bern an der Küste von Nord-Carolina, nachdem sie neun Tage durch das Zufrieren des Potomac festgehalten worden. Im Februar konnte Shofield an den späteren Operationen Sherman's in Nord-Carolina theilnehmen.

Sobald Sherman Nachricht von Thomas' Sieg über Hood's Armee und von deren Vernichtung erhalten, ging er an die Ausführung seines neuen Planes, den er in Briefen an Grant und Halleck entwickelt. Er wollte nach Zerstörung des ganzen Eisenbahnnetzes in Süd- und Nord-Carolina und nach der Isolirung oder Einnahme von Charleston und Wilmington über Raleigh gegen Petersburg in Virginien vordringen. Ende Januar schrieb er an Grant:

„Mein Plan ist so lange und wohl von mir überlegt, daß er mir klar wie das Tageslicht erscheint. Mehr Truppen verlange ich nicht, große Heere sind auf den Wegen in Carolina nicht zu bewegen und im dortigen Terrain nicht zum Gefecht zu entfalten. Ich glaube nicht, daß irgend ein General mehr als 60,000 Mann im Gefecht leiten kann; unsere Kriegführung ist verschieden von der in Europa, wir bekämpfen nicht feindliche Armeen, sondern ein feindliches Volk; Alt und Jung, Reich und Arm muß die eiserne Hand des Krieges fühlen, so gut wie die organisirten Armeen. In dieser Richtung war mein Zug durch Georgien von wunderbarem Erfolge; Tausende, die durch die Lügenzeitungen im Glauben erhalten waren, wir seien überall geschlagen, sahen nun die Wahrheit und hatten keine Lust, dieselbe Erfahrung zum zweiten Male zu machen. Gewiß hält Jefferson Davis sein Volk in guter Disciplin; aber ich denke, das Vertrauen zu ihm ist in Georgien erschüttert und wird es bald in Süd-Carolina sein. Uebrigens brennt die ganze Armee darauf, sich an Süd-Carolina zu rächen, und ich zittere, wenn ich an sein nahes Schicksal denke; aber ich weiß, daß es Alles verdient hat, was ihm bevorsteht."

Grant hatte gewünscht, daß Sherman nach der Einnahme von Savannah

zur See mit seinem Heere nach dem James-River gehen möge, um directen Antheil an den Operationen gegen Richmond und Petersburg zu nehmen. Aber er gab nach und genehmigte Sherman's Plan, der wesentlich das Aufgeben von Richmond und Petersburg, Lee's Capitulation und den Untergang der Conföderation herbeiführte.*) Am 6. December 1864 hatte Grant an Sherman geschrieben:

„Mein Plan ist, daß Ihr Euch an der Seeküste festsetzt. Laßt alle Cavallerie und Artillerie dort, soviel Infanterie als nothwendig, und kommt mit dem Rest der Infanterie so bald als möglich zu Schiff hierher. Wenn Ihr keine Einwendungen gegen diesen Plan habt, die ich nicht sehe, so braucht jedes Schiff, das Ihr verwenden könnt. Euren Stellvertreter könnt Ihr selbst wählen.

Hier wie in anderen Fällen fügte Grant sich dem ihm geistig überlegenen Sherman; aber man sieht, wie sehr es ihm damals in Virginien an Infanterie fehlte.

Das Werk der Verwüstung, das Sheridan im südwestlichen Virginien ausgeführt, begann — vor dem in vier Colonnen in breiter Front, gedeckt durch eine Wolke von Tirailleuren, vorrückenden Heere lag ein üppiges, reiches Land, hinter ihm eine Wüste, es war, als hätte ein Heuschreckenschwarm Alles vernichtet.**) Das Heer lebte durch Fouragiren, wie in Georgien, aber hier flohen die meisten Einwohner, versteckten ihre Vorräthe oder schleppten sie mit sich. Da das Heer überall auf seinem Wege Hindernisse fand, lockerte sich, bei dem Hasse der Uniirten gegen Süd-Carolina, die Disciplin, und manche Gewaltthat geschah. Wo einzelne fouragirende Patrouillen den Feinden in die Hände fielen, wurden sie getödtet; bei Chester fand man einen Officier und 7 Mann ermordet, an jeder Leiche hing ein Zettel mit den Worten: „Tod allen Fouragirern"; an einem anderen Orte fand man 20 Leichen mit derselben Bezeichnung. Sherman schrieb dem conföderirten General Hampton, der ihm mit schwachen Kräften gegenüberstand, er habe 1000 Gefangene in Händen, und werde für jeden Gemordeten zwei Gefangene erschießen lassen, den Befehl zur Execution von 54 Gefangenen habe er bereits gegeben. Das Recht, in Feindesland durch gewaltsame Requisition zu leben, müsse er beanspruchen; wolle ihm Carolina durch die jetzt geflohenen Behörden die nöthigen Nahrungsmittel liefern, so solle kein Mann mehr fouragiren. Hampton drohte in seiner Antwort mit noch schärferen Repressalien. Kurz ehe Sherman in Columbia einrückte, hatte der conföderirte General Hampton es verlassen, aber vorher alle Baumwollenvorräthe angezündet. Die fliegende, brennende Baumwolle veranlaßte eine Feuersbrunst, die, von den Unionstruppen gelöscht, die Nacht wieder ausbrach und den größten Theil der Stadt in Asche legte. Mit Sherman's Bewilligung gab Howard dem Mayor der Stadt 500 Stück Vieh für die Armee und 100 Stück Gewehre, zum Schutz gegen das Eigenthum bedrohende Banden.

Im Februar und März fielen alle Punkte an der Küste von Savannah bis zur Grenze von Virginien, die vom Lande her und von der Flotte gleichzeitig angegriffen wurden, in die Hände der Union; Lee's Armee in Richmond und Petersburg war vollständig isolirt, noch größer war der moralische Eindruck des

*) Pollard, the lost cause.

**) Sherman Report of the campaigne of the Carolinas.

Siegeszuges durch das Herz der Conföderation, deren Grenzen der Krieg in den drei ersten Jahren nur berührt hatte. In Goldsborough traf Sherman mit dem von der Küste aus vorgedrungenen Shofield im Mai zusammen, um sich von da gegen Raleigh zu wenden. Johnston, dem der Befehl über alle Truppen der Conföderirten in Nord-Carolina übergeben war, suchte umsonst die Vereinigung von Sherman und Shofield zu hindern; mit seinen wenigen, neu ausgehobenen und entmuthigten Soldaten konnte er keine Schlacht wagen; er hatte sich nach Raleigh zurückgezogen, um sich von dort nach Richmond zu werfen. Aber schon Anfang April waren Petersburg und Richmond geräumt, und bald darauf sollte Lee zur Capitulation gezwungen werden.

Sherman erscheint durch seine Willensstärke und geistige Klarheit als einer der ersten Feldherren Amerika's, seine Pläne sind wohldurchdacht, bis in's Detail vorausberechnet, ihre Ausführung ist kühn und die rücksichtslose Energie geht bis zu schonungsloser Härte. Er scheint eine, dem späteren Präsidenten Grant weit überlegene Natur. Sein Aeußeres entspricht dem Inneren, er ist fast 6 Fuß hoch, hager, mehr sehnig als muskulös, zähe, von eiserner Gesundheit und fähig, große Strapazen zu ertragen. Seine scharf markirten Züge, die unruhigen, stechenden Augen unter überhängenden Augenbrauen, die bedeutende gefurchte Stirn zeigen einen Charakter, in dem Verstand und Wille überwiegen.

Ernst, uneigennützig, unermüdlich, thätig, selbst bedürfnißlos, aber treu für seine Soldaten sorgend, besaß er deren Liebe und Vertrauen im vollsten Maße; dem scheinbar kalten, ablehnenden Manne wurde das während des Krieges bei dem Tode eines von ihm sehr geliebten, im Lager anwesenden Kindes, in rührender Weise gezeigt. Seine interessanten Memoiren gab er auf den Wunsch seiner Familie und seiner Freunde schon bei Lebzeiten heraus; sie enthalten scharfe, rücksichtslose Urtheile über viele noch lebende Feldherren und Staatsmänner jener Zeit; die meist nüchterne, streng sachliche Darstellung wird durch eine große Zahl charakteristischer Anecdoten unterbrochen, die des ernsten Mannes Freude an einem derben Spaß zeigen.

Wenn die schreckliche Art der Kriegführung, die planmäßige Verwüstung blühender Länder an die dunkelsten Bilder aus dem dreißigjährigen Kriege erinnet, so versöhnt es mit dem Feldherrn, der die Zerstörung befahl, daß er nur mit schwerem Herzen die härtesten Mittel ergriff, weil sie allein schnell und sicher zum Frieden führten, den er und alle Besseren im Volk und Heer ersehnten. Bald nach der Einnahme von Goldsborough, auf der glänzenden Höhe seines Erfolges, schrieb er: „Ich bin des Krieges satt, all' sein Ruhm und Glanz ist trügender Mondschein, jeder Erfolg erkauft durch eine thränenschwere Saat von Blut und Elend. Wir mußten die Union erhalten oder untergehen und mußten die Secession unterdrücken; aber nun, da der Feind unterworfen am Boden liegt, ist es mir, als müßte ich jedem Empörer sagen: gehe hin und sündige hinfort nicht mehr."

XVI.

Während Sherman seinen Zug nach Savannah, nach Süd- und Nord-Carolina ausführte, stand Grant mit 80,000 Mann vor Petersburg, Sheridan

am oberen Shenandoah, in West-Virginien und Washington 30,000 Mann, Thomas bei Nashville mit 40,000 Mann, Canby in Louisiana und dann vor Mobile 30,000 Mann, längs des Mississippi und verschiedenen Stationen etwa 80,000 Mann, so daß inclusive der Armee bei Savannah etwa 320,000 Mann des Unions-Heeres im Felde waren. Ihnen stand Lee, der zu spät zum Oberbefehlshaber aller Heere der Conföderation ernannt war, mit kaum 150,000 Mann gegenüber, von denen fast ein Drittheil unter Kirby Smith in Texas und West-Louisiana von den anderen Heeren getrennt war. Bei Richmond und Petersburg standen noch 50,000 Mann, im Shenandoah-Thal nur einige Cavallerie-Regimenter und irreguläre Truppen, in Nord- und Süd-Carolina stand Beauregard mit 20,000, Hood in Alabama mit etwa ebensoviel Mann. Der Muth der Conföderation war gebrochen wie ihre Kraft und wie das Vertrauen in Jefferson Davis.

Dagegen hatten Sherman's Erfolge die Zuversicht im Norden gehoben; am Schlusse des Jahres 1864 hatte das Volk der Union durch die Wiederwahl Lincoln's seine Uebereinstimmung mit dessen Politik ausgesprochen; der nahe Fall der Conföderation wurde allgemein erwartet, die Ueberlegenheit des Nordens an Menschenkräften und allen materiellen Mitteln des Krieges trat immer sichtbarer hervor.

Im Winter war wenig auf dem Kriegsschauplatze in Virginien geschehen. Sheridan hatte die schwachen Corps, welche den südlichen Theil des Shenandoah-Thales besetzt hatten, vertrieben, im Februar das Land zwischen Staunton, Charlottesville und Lynchburg verheert, die dortigen Eisenbahnen vernichtet. Ein Versuch Lee's, gegen City-Point vorzugehen und Grant von seiner Verpflegungslinie abzudrängen, war mißglückt. Ende März versuchte er, das Centrum der weit ausgedehnten, befestigten Einschließungslinie am Appomatox zu durchbrechen, aber den in so vielen heißen Kämpfen bewährten Truppen versagte der Muth. Selbst einige der durch Ueberraschung genommenen Werke gingen bald wieder verloren, und Viele ergaben sich freiwillig zu Gefangenen.

Grant beschloß, Lee's Armee von ihrer letzten Zufuhrslinie abzuschließen, um so die Isolirung der durch die Eisenbahn verbundenen, als eine Position zu betrachtenden Festungen Richmond und Petersburg zu vollenden. Am 26. war Sheridan mit seinem Cavallerie-Corps aus dem Shenandoah-Thal zurückgekehrt. Die von Lynchburg und Danville kommenden Bahnen vereinigen sich bei Burkersville; durch eine Umgehung sollte sich Sheridan der von diesem Knotenpunkt nach Richmond führenden Bahn bemächtigen. Lee hatte seinen rechten Flügel verstärkt und bis Five-Forks ausgedehnt, ein wichtiger, nun befestigter Punkt, drei Kilometer von der Bahn nach Danville, in dem sich viele Straßen schneiden. Nach einigen unentschiedenen Gefechten nahm Sheridan am 1. April die Werke von Five-Forks, warf Lee's rechten Flügel nach den Verschanzungen von Petersburg zurück und setzte sich in Besitz der Danville-Bahn. 6000 Mann wurden zu Gefangenen gemacht und viele Geschütze und Fahnen erbeutet. Die meisten Werke waren schwach vertheidigt worden, der Verlust der Unionsarmee war gering. Lee beschloß, in der Nacht vom 2. zum 3. April Richmond und Petersburg zu räumen und sich nördlich der Danville-Eisenbahn nach Westen zurückzuziehen, um sich womöglich mit Johnston bei Raleigh zu vereinigen. Am

Morgen des 3. April rückte Wilcox in Petersburg, Weitzel mit einer Neger-Division in Richmond ein. Sie fanden die Werke unbesetzt, aber auf den Wällen standen noch gegen 500 schwere Geschütze, gegen 6000 meist Verwundete wurden gefangen genommen.

Lee hatte seinen Rückzug in vier Colonnen angetreten, hatte, ohne auf dem Marsche angegriffen zu werden, den Appomatox auf zwei Pontonbrücken überschritten, um über Burkersville nach Danville zu marschiren. Er hatte in den letzten Wochen allein an Gefangenen 20,000 Mann verloren, so daß sein Heer kaum 30,000 Mann betragen haben kann. Am 3. und 4. war die Unions-Armee zur Verfolgung aufgebrochen, und es glückte Meade, Burkersville früher als Lee zu erreichen, und Lee, der sich nun nach Lynchburg wendete, von Danville und den Südstaaten abzuschneiden. In einem Arrieregarden-Gefecht bei Harpers-Farm wurde Ewell's Corps am 6. April durch Sheridan zur Uebergabe gezwungen, ein Eisenbahnzug mit Lebensmitteln war aus Versehen nicht eingetroffen, und so nahm Lee, der später als einer seiner Generale die Hoffnung, sich durchzuschlagen, aufgab, am 9. April in Appomatox Courthouse die ihm gestellten Capitulations-Bedingungen an. 26,000 Mann, von denen nur 7800 mit Gewehren bewaffnet waren, streckten, von allen Seiten umschlossen und ohne Verpflegung, die Waffen.

Als Lee von den Soldaten, die ihn elend, zerlumpt und hungernd, aber weinend und mit der alten Verehrung umringten, Abschied nahm, erstickten Thränen die Stimme des sonst unbeweglichen Mannes von vollendeter Selbstbeherrschung. (Das Wort „self possession" der englischen Sprache sagt noch mehr.)

Nach Richmond zurückgekehrt, durchritt er schweigend die Straßen und wehrte alle Zeichen der Liebe und Begeisterung ab, die dem Feldherrn auch nach der Capitulation des Heeres und nach dem Sturze der Conföderation von allen Theilen der Bevölkerung gebracht wurden. Bei dem Beginn des Krieges hatte er erklärt, nur für die Vertheidigung seines Heimathlandes fortan den Degen ziehen zu wollen; nach Auflösung der Conföderation wurde er nach seinem eigenen Wort „wieder ein treuer Bürger der Vereinigten Staaten", von jedem Gefühl der Rache oder der Feindschaft blieb seine fromme Seele fern. Die Anerbietungen sehr vortheilhafter Stellungen in Amerika und England schlug er aus, nahm aber die Stellung eines Directors des Washington-College in Lexington an und von dem ihm bestimmten Gehalt nur einen kleinen Theil, obwol er sein ganzes und großes Vermögen im Kriege verloren hatte. Lee starb am 12. October 1870, als die deutschen Heere vor Metz und Paris standen, und so wurde der Tod des größten Virginiers, wie sein Biograph Cooke ihn nennt, in Europa kaum bemerkt. Ein Schriftsteller aus den Nordstaaten sagte damals von dem Verstorbenen, was sich heute schon bewährt hat: „Er lebte, um der Welt zu zeigen, welche Liebe und Verehrung ein Soldat Denen, für die er kämpfte, trotz seiner Niederlage und seines Mißerfolges einflößen kann, und welche Bewunderung ihm auch Die zollen, gegen welche er gekämpft. Sein fleckenloser Ruhm wird mit jedem Tage wachsen, und die Zeit ist nicht fern, wo sein Name nicht einem Theil, sondern dem ganzen einigen Volke von Nordamerika ein theures Eigenthum sein wird."

Robert Lee war bei Beginn des Krieges, trotz seiner 54 Jahre, noch ein schöner Mann, von hoher, schlanker Gestalt, frischer Gesichtsfarbe, fester Gesundheit; vier Jahre rauhen Kriegslebens, steter Sorgen und unsäglicher Anstrengungen bleichten sein Haar, ließen aber die Kraft seines Willens ungebrochen. Der milde Ernst seiner Züge imponirte, aber der freundliche Blick seines Auges gewann ihm alle Herzen, und wenige einfache, warme Worte, die er zu seinen Soldaten sprach, übten in den schwierigsten Momenten ihre Gewalt. Obwol er kein Mitglied der Mäßigkeitsvereine war, trank er fast nie geistige Getränke, rauchte nicht und theilte im Felde immer die Kost der Soldaten; alle reichen Geschenke an Lebensmitteln, die für ihn bestimmt in seinem Hauptquartier — einem einfachen Zelt ohne Schildwache mitten im Lager — ankamen, sandte er zu den Verwundeten. In seiner tiefen Religiosität war, wie in der Jackson's, ein puritanischer Zug — strenges Pflichtgefühl, Wahrheit und Einfachheit bildeten den Grundcharakter seines Wesens, der sich so ernst als liebenswürdig auch in seinem Familienverkehr aussprach. Seinem Sohne, der sich als Cavallerieführer im Kriege auszeichnete, schrieb er einst: „Thue Deine Pflicht, mein Sohn, Du kannst nie mehr thun, thue nie weniger."

Sherman hatte bei Raleigh am 29. April eine Capitulation unter für die feindliche Armee günstigen Bedingungen abgeschlossen, die er zur Ratification nach Washington sandte. Johnston hatte sich mit 27,000 Mann und 110 Geschützen ergeben. Als Motiv giebt Sherman an, daß er fürchte, die Armee Johnston's würde sich bei härteren Bedingungen zerstreuen und plündernd im Lande umherziehen; ferner wünsche er, nach dem Siege den Südstaaten den Wiedereintritt in die Union möglichst zu erleichtern. Bei aller Anerkennung von Sherman's humaner Absicht kann man es nur billigen, daß Johnson die Capitulationsbedingungen nicht ratificirte. Der General einer Armee, der eine feindliche Armee zur Capitulation gezwungen, garantirt in ihr allen Bewohnern der Conföderation ihre politischen Rechte und Freiheiten, ihre persönlichen Rechte und ihr Eigenthum, endlich eine allgemeine Amnestie. Hier überschritt Sherman jedenfalls seine Befugnisse. Der Präsident und sein Cabinet mußten es sich vorbehalten, so weittragende Verheißungen auszusprechen; unter „persönlichem Eigenthum" verstanden die Conföderirten auch die Sklaven, deren Emancipation Lincoln schon erklärt hatte. Am 14. April 1865 war Lincoln durch den Schauspieler Booth, einen Fanatiker der Conföderation, im Theater ermordet worden; ihm war der Vice-Präsident Johnson im Amte gefolgt. In diesen Tagen eines berechtigten Schmerzes und der Entrüstung über das Verbrechen war die Parteileidenschaft neu entflammt und das Cabinet wenig geneigt, die mildere Behandlung eines südstaatlichen Heeres und die versprochene Amnestirung der Empörer zu billigen. Die Capitulation wurde in einer für Sherman kränkenden Weise cassirt und Grant abgeschickt, um eine neue, in derselben Weise wie die mit Lee verabredete, abzuschließen. Sherman sah in der verletzenden Form, in welcher die von ihm abgeschlossene Capitulation umgestoßen wurde, eine Intrigue des Kriegsministers Stanton, dessen Haltung in der Sklavenfrage und dessen Einmischung in die Operationen im Felde er mehrfach getadelt hatte. Die von Washington gesendeten treasury agents (Finanzbeamte) nahmen ohne jede Con-

trolle alle Baumwolle in Beschlag, und schon damals fanden gewaltige Veruntreuungen statt. Die „New-York Times“ vom 24. April veröffentlichte einen Brief Stanton's an Grant, in welchem die böswillige Verleumdung wiederholt wird, Sherman sei bestochen worden, um Jefferson Davis mit den geraubten Schätzen nach Mexico oder Europa entfliehen zu lassen. In einem Briefe an Grant, der veröffentlicht wurde, vertheidigte sich Sherman in würdiger und überzeugender Weise gegen die durch den Kriegsminister Stanton erfahrene Beleidigung. In Washington, in seiner Heimath Ohio, wie in der Armee, die er zu so vielen Siegen geführt, fand er reiche Anerkennung, deren lauter Aeußerung er sich gern zu entziehen suchte. Durch Grant's Verwendung, der, neidlos wie Lincoln, immer bereit war, fremdes Verdienst anzuerkennen, wurde Sherman nach dem Frieden zum Generallieutenant ernannt, und seit der später erfolgten Wahl Grant's zum Präsidenten ist Sherman Oberbefehlshaber der Armee.

Mobile war am 9. April in Canby's Hände gefallen, nachdem das Spanish-Fort gestürmt worden war; ebenso capitulirten alle kleineren Festungen östlich des Missisippi. Nur in Texas suchte Kirby Smith den Kampf fortzusetzen und forderte alle Bewohner des Trans-Missisippi zur Vertheidigung des Vaterlandes und der „häuslichen Institutionen“, nämlich der Sklaverei, auf. Da aber weder die Bewohner noch die höheren Officiere seines Heeres Lust zur Fortsetzung des Kampfes zeigten, schloß er am 25. Mai eine Capitulation, unter ähnlichen Bedingungen wie die früheren, zu New-Orleans ab.

Zu allen Zeiten hat die Stimme des Volkes die Thaten großer Feldherren am höchsten erhoben; die Leistungen der Staatsmänner, der Gesetzgeber, wie der Dichter und Gelehrten erscheinen ihr in geringerem Glanz; es liegt dem das richtige Gefühl zu Grunde, daß der volle Werth des Mannes, daß der Wille, der Kern des menschlichen Wesens, nur im Kriege, vor Allem im Führer des Heeres, zu voller Entfaltung kommen kann. Weil im großen Feldherrn sich die seltene Vereinigung eiserner Willensstärke, höchster Klarheit und Schärfe des Denkens, unermüdlicher Thätigkeit, kalter Ruhe und vollendeter Selbstbeherrschung findet, so gibt es unter vielen trefflichen Führern zweiten Ranges nur wenige des ersten. Mac Clellan, Rosenkranz, Mac Pherson, Grant waren tüchtige, vielleicht ausgezeichnete Generale, ebenso viele der conföderirten Armee, wie Jackson, Hood, Longstreet, Johnston; aber der vierjährige Bürgerkrieg, der alle Kräfte einer so energischen und reichbegabten Nation entfaltete, zeigt uns nur zwei große Feldherren, Sherman und Lee.

Lincoln's Nachfolger, Johnson, suchte nach Beendigung des Krieges die Linie der von seinem Vorgänger verfolgten Politik inne zu halten. Seward, der bisherige Führer der auswärtigen Politik, am 14. April durch einen Mitverschworenen von Booth schwer verwundet, blieb mit fast dem ganzen Ministerium. Die wesentlichen Ziele des Krieges, die Erhaltung der Union und die Aufhebung der Sklaverei, waren energisch durchgeführt, die Südstaaten wurden bis zu ihrer späteren Reconstruction einstweilen militärisch organisirt, im Uebrigen eine Amnestie erlassen, die auf Jeden, der es beanspruchte, ausgedehnt wurde. Nur der Präsident Jefferson Davis, der, nach wenig würdiger Flucht in Weiberkleidung, am 10. Mai in Nord-Carolina vom Obersten Pritchard

gefangen genommen war, wurde von der Amnestie ausgeschlossen und zur Untersuchung nach Fort Monroe gebracht; zu lebenslänglicher Haft verurtheilt, ist er später begnadigt worden. Wer aus der Geschichte aller Zeiten weiß, wie schonungslos nach Bürgerkriegen die siegreiche Partei den überwundenen Gegner zu strafen und zu zertreten sucht, muß erfreut anerkennen, daß die Union gleich nach dem Kriege, den sie oft ohne Erbarmen geführt, in den Südstaaten keine Feinde, sondern Glieder desselben Staates, des gemeinsamen Vaterlandes sah.

Ebenso wie Lee, der nach Auflösung der Conföderation „wieder ein treuer Bürger der Vereinigten Staaten war, für deren Wohl er täglich betete", so hatten auch der Vice-Präsident Stephens, Johnston, Longstreet und die besten Männer im Heer und Volk des Südens zuerst nach abgeschlossener Capitulation ihre Amnestirung nachgesucht und sich offen für unbedingten, rückhaltslosen Anschluß an die Union erklärt. Im Norden suchten die Führer des Heeres, Grant, Sherman, Thomas und Andere, nach dem Frieden das Schicksal der Ueberwundenen zu erleichtern und ihre wirklichen Rechte zu wahren. Auch Charles Sumner, der seit Jahren die Befreiung der Sklaven leidenschaftlich verfochten und der als der geistige Führer in dem Kampfe um sie anzusehen ist, trug in der gesetzgebenden Versammlung von Massachusets darauf an, die Namen der Schlachten in dem beendeten Bürgerkriege nicht mehr in den Fahnen zu führen. Jede kränkende und die Südstaaten verletzende Erinnerung sollte vermieden werden. Der alte, trotz mancher Irrthümer hochverdiente Sumner, der einst im Senat von dem Sklavenhalter Brooks überfallen und schwer gemißhandelt worden, erlebte die Kränkung, daß die Vertretung seines Geburtsstaates, Massachusets, wegen seines Antrages ein, später wieder aufgehobenes, Tadelsvotum über ihn aussprach. Die Ermordung des wohlmeinenden, gemäßigten Lincoln war ein großes Unglück für den Süden; sie fachte die Parteileidenschaft zu neuer Gluth an und stellte den, solcher Aufgabe in keinem Sinne gewachsenen Johnson an die Spitze des Staates. Die Politiker von Fach, in den Zeitungen, bei den Wahlen und im Congreß, die Lieferanten und Börsenspeculanten suchten den niedergeworfenen Feind aller Rechte zu berauben und den errungenen Sieg im eigenen, persönlichen Interesse auszubeuten. Da im Gebiet der Conföderation die kleine, bisher herrschende Minorität der Gebildeten und Besitzenden nicht mit den Negern wählen wollte und sich von der Betheiligung an den Wahlen für die Gemeinde, die Grafschaft und den Staat zurückhielt, so kamen alle Aemter in die Hände der „Carpetbaggers" aus dem Norden, der „Swallowags" im Süden, welche die Stimmen der Neger wie der weißen Proletarier durch Versprechungen und Schmeicheleien leicht zu gewinnen wußten.*) In wenig geringerem Grade ist die Demoralisation des öffentlichen Lebens, nicht die des Privatlebens, im Norden verbreitet; der Gentleman zieht sich von der Politik zurück, und im Senat, in dem Repräsentantenhause, in der Regierung der Staaten

*) „Carpetbaggers" heißt Handgepäck-Träger und bezeichnet die armen, aus dem Norden per Eisenbahn kommenden Stellenjäger, die sich im Süden bereichern wollen. Swallowag ist nicht zu übersetzen, wol aus to swallow, fressen, verschlingen, an sich reißen und wag = Galgenstrick gebildet.

wie in den Beamtenstellen der Union findet man im steigenden Maße habsüchtige Intriguanten. Die Gefahr, statt dauernder Institutionen, den ganzen Mechanismus der Verwaltung von den Volkswahlen abhängig zu machen, die gesetzgebenden und regierenden Gewalten allein aus ihnen hervorgehen zu lassen, zeigt Amerika in grellem Lichte. Die Demokratie, welche sich wie ein Strom über alle Culturvölker im Osten und Westen ergießt, die Gleichheit, nicht Freiheit, und eine fast schrankenlose Staatsgewalt im Dienst der augenblicklichen Majorität erstrebt, durchbricht oder überfluthet nach Toqueville's Wort alle Dämme, die ihr entgegengestellt werden. Es gilt also, sagt er im Hinblick auf Frankreich, die Völker durch Self government, durch Theilnahme am öffentlichen Leben, zur Achtung vor dem Gesetz zu erziehen, damit sie die unabwendbar nahende Demokratie ertragen können. In den Vereinigten Staaten bestanden die Selbstverwaltung wie der gesetzliche Sinn, den Stahl ein Erbtheil der anglikanischen Race nannte; und daß dieser Sinn im Heere wie im Volk noch lebte, zeigte sich in großartiger Weise, als nach dem Frieden eine Million Soldaten und die siegreichen Feldherren in vielen Schlachten, ohne ein Wort des Widerspruchs, ohne jede Störung der öffentlichen Ordnung, ohne Belohnung für soviel Mühe und erduldete Gefahr, zur Arbeit ihres häuslichen Lebens in die Heimath zurückkehrten. Im Verlauf des Krieges haben die Nordstaaten etwa 1,500,000 Soldaten, darunter 1,200,000 Freiwillige auf drei Jahre, eingestellt. Die anderen Freiwilligen waren auf 3—9 Monate, auf 1—4 Jahre engagirt. Ueber 79% des Heeres waren eingeborene Amerikaner, 7% Irländer, 9% Deutsche, der Rest Engländer und andere Nationalitäten.

Nach Stanton's Jahres-Rapport von 1866 waren am 15. November 1865 800,963 Mann entlassen, am 9. November 1866 1,023,021. 11,043 Freiwillige, theils Weiße, theils Farbige, blieben im Dienst.

In dem vierjährigen Kriege hat das Heer der Nordstaaten 56,000 Mann in den Gefechten verloren, 35,000 starben an ihren Wunden in den Lazarethen, 184,000 an Krankheiten, eine noch größere Zahl starb später nach der Entlassung aus den Lazarethen.*) Den Gesammtverlust der conföderirten Heere schätzt Draper auf etwa 300,000 Mann.

Meisterhaft war im Norden die Thätigkeit der freiwilligen Hilfs-Comité's, auch die Einrichtung der Lazarethe, der Transportwagen für Verwundete und der Ambulancen. Auf dem Schlachtfelde von Gettysburg, an heißen Julitagen, trafen, von New-York gesendet, außer Erfrischungen und Verbands-Gegenständen, große Massen von Eis ein, um die Wunden zu kühlen und den brennenden Durst der Verwundeten zu löschen. Dagegen wurde in diesem Bürgerkriege keine Convention zum Schutze der Gefangenen und der Verwundeten, die in Feindes Hand fielen, geschlossen, was selbst im dreißigjährigen Kriege mehrfach geschehen war.

Die Schulden der Union beliefen sich nach der Beendigung des Krieges auf 2,749 Millionen Dollars, weit mehr als das Doppelte der 5 Milliarden Francs, die Frankreich an Deutschland gezahlt; der Verlust, den die Südstaaten

*) Report of the secretary of war 1864|65.

erlitten, einschließlich dessen durch die Emancipation der Sklaven, wird auf 6000 Millionen Dollars geschätzt. Der Wohlstand des an Hilfsquellen so reichen Landes war, auch im Süden, keineswegs vernichtet; im Norden nahm die Einwanderung während des Krieges noch zu, und der Bau der Pacificbahn konnte energisch fortgesetzt werden. Beide Gegner haben im Kampfe die Zähigkeit, Kraft und Elasticität des amerikanischen Charakters gezeigt und bilden nach ihrer Vereinigung eine Macht, die schon jetzt über zwei Weltmeere hinweg ihren Schatten nach Europa und Ostasien wirft.

Freilich konnte selbst ein so gewaltiger Krieg die Gegensätze, die in hundert Jahren sich entwickelt und geschärft hatten, nicht mit Einem Schlage aufheben. Die Grenzen der Staatenrechte und der centralen Unionsgewalt können erst nach längerer Friedensarbeit fest und sicher bestimmt werden. Nicht allein jenseits des atlantischen Meeres bestätigt sich die Erfahrung, daß eine Idee, die, nachdem ihr lange die Geltung versagt worden, zur Herrschaft gekommen, zuerst rücksichtslos und gewaltsam auftritt. So war in Nord-Amerika seit Jahrzehnten das Gefühl für die Union, für den Gesammtstaat zurückgetreten hinter dem Streben nach Erwerb und Gewinn, unterdrückt durch die demokratische Partei, welche größere Unabhängigkeit der Staaten von der Centralgewalt forderte. Seit dem Siege über die Südstaaten haben der Präsident, der Congreß und die republikanische Partei in einzelnen Fällen eine fast schrankenlose Herrschaft geltend zu machen gesucht, was, als Rückschlag, eine neue Erstarkung der demokratischen Partei herbeigeführt hat.

Die Gewährung staatsbürgerlicher Rechte an 4 Millionen Neger, die 1863 ein die Zukunft der Union sichernder und segensreicher Entschluß Lincoln's war, kann nur in Jahrzehnten, wenn viele Gewohnheiten und Vorurtheile im Norden wie im Süden vergessen sind, eine Wahrheit werden. Erst wenn die Bill des alten Kämpfers für die Emancipation, Sumner, welche dieselben Schulen für Weiße und Neger fordert, eine Generation hindurch wirksam gewesen, mögen sich Haß, Verachtung und das Gefühl der Rache mildern, und dann erst wird sich zeigen, daß die Emancipation der Sklaven Bedingung der Erhaltung der Union war, daß sie eine Nothwendigkeit und ein Segen für die Union geworden.*)

Den Vereinigten Staaten ist die Herrschaft auf dem westlichen Continent so gewiß, als ein immer steigender Einfluß auf die Geschicke von Asien und Europa. Am Becken des mittelländischen Meeres entwickelte sich die Geschichte des Alterthums und des Mittelalters, am atlantischen Meere die Geschichte der neuen Zeit; so werden sich an den noch schweigenden Küsten des großen Oceans die Geschicke der kommenden Jahrhunderte erfüllen.

*) Dies Urtheil stimmt keineswegs mit dem hervorragender Generale des Unionsheeres überein. So sagt Sherman in seinen Memoiren: „Die Negerfrage begann (1864|65) sichtbar zu werden, und Viele sahen vorher, daß die Freiheit der Sklaven nicht blos gesichert werden solle, daß sie auch Stimmrecht erhalten würden. Ich hätte mir damals ein solches Resultat nicht träumen lassen; ich wußte, daß die Sklaverei für immer todt war, aber ich setzte nicht voraus, daß man die früheren Sklaven plötzlich, ohne alle Vorbereitung, zu Stimmenden machen würde, in socialer und politischer Hinsicht allen Anderen gleichgestellt."

Etwas von Lenz.

Von

Professor L. Urlichs in Würzburg.

Ueber die Bedeutung des unglücklichen Lenz als Dichter ist man wol im Wesentlichen einig: es steht fest, daß er unter allen Dichtern der Sturm- und Drangperiode als Lyriker nach Goethe der größte war, und daß sein dramatisches Talent zwar durch wunderlichen Humor, phantastische Willkür und falsche Lehrhaftigkeit gehindert wurde, etwas Vollkommenes zu schaffen, daß es aber echtes Leben, scharfe Charakteristik und ergreifende Kraft entwickelte.

Sein Charakterbild schwankt in der Geschichte: sein vertrauter Freund, Goethe, wirft ihm „einen entschiedenen Hang zur Intrigue" vor, und zwar „zur Intrigue an sich, ohne daß er eigentliche Zwecke dazu gehabt hätte".*) Er erzählt eine wunderliche Geschichte von den Bemühungen des seltsamen Mannes, dem älteren seiner beiden Pfleglinge die Neigung seiner Geliebten in der Abwesenheit gegen die Werbungen des jüngeren Bruders dadurch zu erhalten, daß er sich selbst in die Schöne verliebte, „ohne gewahr werden zu wollen, daß er so gut als die Uebrigen ihr nur zum Scherz oder zur Unterhaltung diene". Diese Erzählung läßt den guten Dichter in einem so zweideutigen, ja einem so lächerlichen Lichte erscheinen, daß man sich nicht wundern darf, wenn seine eifrigen Vertheidiger entweder wie Gruppe**) sie ignoriren oder wie Dorer-Egloff***) bezweifeln. Wol aber muß man sich wundern, daß sein heftigster Gegner Düntzer †) Lenzens eigene Aussagen, seinen Soldaten liege eine wahre Geschichte aus Straßburg zu Grunde, nicht recht glauben will.

---

*) Wahrheit und Dichtung, XIV. Buch, Bd. 22, S. 186 ff. der Ausgabe von 1840. Vergl. noch ebd. S. 57—59, 104, 248. Bd. 27, S. 270. Bd. 31, S. 24.

**) Reinhold Lenz, Leben und Werke. Berlin, 1861.

***) J. M. R. Lenz und seine Schriften. Baden, 1857. S. 155.

†) Blätter für literarische Unterhaltung 1862, S. 489. Ich werde diesen Aufsatz künftig b., den früheren, Morgenblatt 1858, Nr. 37 f., a. nennen. Der letztere ist in dem Buche „Aus Goethe's Freundeskreise", 1868, S. 87 ff., fast unverändert abgedruckt und mit einem Zusatze bereichert worden.

Nun fährt aber Goethe fort: „Mündlich und nachher schriftlich hatte er „mir die sämmtlichen Irrgänge seiner Kreuz- und Querbewegungen in Bezug „auf jenes Frauenzimmer vertraut. Die Poesie, die er in das Gemeinste zu legen „wußte, setzte mich oft in Erstaunen, so daß ich ihn dringend bat, den Kern „dieses weitschweifigen Abenteuers geistreich zu befruchten und einen kleinen Ro„man daraus zu bilden; aber es war nicht seine Sache, ihm konnte nicht wohl „werden, als wenn er sich grenzenlos im Einzelnen verfloß und sich an einem „unendlichen Faden ohne Absicht hinspann." „Wie," fragt Dorer S. 159, „konnte Goethe in Wahrheit und Dichtung so sprechen, da damals der Wald„bruder von Lenz in seinen Händen lag und er selbst denselben sogar seinem „Freunde Schiller zur Veröffentlichung in den Horen mitgetheilt hat?"

Wenn Goethe den Waldbruder meinte, werden wir diese Frage mit Nein beantworten müssen. Denn die Fabel dieses Romans ist von der oben geschilderten Situation durchaus verschieden und ihre reale Grundlage in anderen Verhältnissen zu suchen. Aber Schiller hat von Goethe nicht diesen Roman allein erhalten. „Einige Lenziana" schickt ihm Goethe am 1. Februar 1797*); Schiller nimmt sie mit lebhafter Freude entgegen, er meint (Nr. 275), daß „diese Fragmente immer einen biographischen und pathologischen Werth haben müssen." Es waren also mehrere: die Gedichte brachte der Musenalmanach 1798, den Waldbruder die Horen, von denen in Schiller's Briefe allein die Rede ist (vgl. noch Nr. 311 und 312), aus denen Dorer-Egloff ihn wieder abgedruckt hat. Ein anderes Stück behielt Schiller einstweilen zurück: hätten die Horen das Jahr überlebt, so würden wir es wahrscheinlich in dem folgenden Jahrgange lesen.

Denn jener biographische Aufsatz, über dessen Inhalt Goethe berichtet, existirt zum großen Theile noch. Bei der Durchsicht des Schiller-Archivs in Greifenstein, welches, Dank der unermüdlichen Sorgfalt der verewigten edeln Tochter des Dichters, noch manchen ungehobenen Schatz birgt, fiel mir ein gut, aber nicht von einer Copisten-, sondern von des Autors eigener Hand verfaßtes Manuscript in die Hände, „auf geringes Conceptpapier geschrieben, dessen er (Lenz) sich ge„wöhnlich bediente, ohne den mindesten Rand weder oben, noch unten, noch an „den Seiten zu lassen." Ich gebrauche Goethe's Worte (a. a. O. S. 189), weil sie für beide Theile gleich charakteristisch sind. Auch die „fließende Hand" (S. 57) läßt sich nicht verkennen. Mir war klar: ich hatte ein Manuscript von Lenz vor mir. Meine Freude wurde zwar durch die Wahrnehmung getrübt, daß in der Mitte und am Ende ein Stück fehlt. Aber ich glaubte dennoch, auch in diesem fragmentarischen Zustande werde seine Mittheilung den zahlreichen Freunden von Lenz interessant, den unzähligen Verehrern seines großen Freundes willkommen sein.

Das ursprünglich in einer anderen Sprache, wahrscheinlich der französischen, geschriebene Tagebuch umfaßte wenigstens 30 Herbsttage, von denen einzelne theilweise auf dem Lande während des Herbstes d. h. der Weinlese zugebracht wurden. Das Jahr wird zwar nicht genannt, läßt sich aber sicher als 1774 bestimmen. Denn den Abend des 24. Tages brachte Lenz im Geist zu, demselben

*) Briefwechsel Nr. 274, Bd. I, S. 262 der Ausgabe von 1870.

Gasthofe, wo Goethe mit Herder zuerst zusammengetroffen war, in der Gesellschaft des Dichters Werthes und seines Barons. Werthes, ein Schützling Wieland's, hatte sich im Frühling 1774 zu Jacobi nach Düsseldorf begeben (Wieland an Jacobi 13. Mai, Jacobi's auserlesener Briefwechsel 1, Nr. 54) und, ohne Zweifel auf dessen Empfehlung, die Stellung eines Hofmeisters bei dem jungen Freiherrn von Hompesch erhalten, den er im Herbst in die Schweiz begleitete. Am 13. December empfing Jacobi einen Brief von ihm aus Genf, worin er von einem zweiten Besuche bei Le Sage berichtete (ebend. Nr. 67). Dort hatte er sich also schon eine Zeit lang aufgehalten; im Jahre 1776 weilte er noch mit ihm in Lausanne (Dorer-Egloff S. 200). Also reiste er im Herbst 1774 durch Straßburg. Auch der Monat des Jahres kann ermittelt werden. Am 6. Tage las Lenz Goethe's Werther. Diesen schickte der Verfasser vor dem 23. September an Kestner (Briefe Nr. 104), also ungefähr um dieselbe Zeit an seinen Straßburger Freund. Da nun der 12. Tag ein Samstag war, mithin der 6. ein Sonntag, wird Lenz den Werther am 27. September, spätestens am 4. October, gelesen haben. Mit dem 22. oder 29. September also beginnt das Tagebuch. Mit dieser Datirung stimmt der Umstand überein, daß Lenz Lavater's Schrift gegen den Landvogt Grebel mit einem Schüler las. Denn diese hatte er vor dem 18. Juni erhalten; an diesem Tage verlieh er sie an einen Franzosen, ohne Zweifel seinen Freund, den Romantiker Ramond de Carbonnières (Dorer-Egloff, S. 181, Stöber, der Actuar Salzmann, S. 31).*) Die deutsche Bearbeitung fällt später. Denn da sie an Goethe gerichtet wird, dem er „zuerst mündlich, dann schriftlich" seine Leiden mitgetheilt hatte, kann sie erst nach Goethe's Besuch gegen das Ende des Mai 1775 unternommen worden sein. Doch ist auch sie noch in Straßburg vollendet worden. Denn die Schöne singt einen Psalm nach der Composition des Herrn Meyer's „von hier".**)

Wir bewegen uns größtentheils unter Bekannten, den Genossen jenes geistreichen Vereins, an dem unter Salzmann's Vorsitz auch Goethe Theil genommen hatte: der ehrsamen Jungfer Lauth (L—), in deren Hause Krämergasse Nr. 13 die Tischgesellschaft zusammen kam, dem verehrten Actuar Salzmann (S—n) selbst, der, von Lenz in seine Gesellschaft eingeführt, wie sich's gebührt, zum Rechten sieht; Lenzens ältestem und nächstem Freunde, dem Straßburger Ott, einem französischen Sprachlehrer, der später in russischen Diensten nach Wien und Petersburg ging (Stöber b. S. 102). Unbekannt ist mir G— —, ein schon älterer Mann, welcher Michaelis gegen Lenz vertheidigte und deswegen von ihm insultirt wurde. Wahrscheinlich war irgend ein Gerücht von einem der geistreichsten Werke des Dichters, dem Pandaemonium germanicum,***) jenem Be-

*) Ich werde diese Schrift künftig b., die andere „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim", 1842, a. nennen. Die Schrift desselben Verfassers über Röderer habe ich nicht benutzen können.

**) Ich kenne diesen Meyer nicht; Meyer von Lindau, allerdings ein fleißiger Musiker, war schon 1771 in Wien (Stöber b., S. 80).

***) Vollendet wurde das Stück, das Lenz im Sommer 1775 an Herder schickte (A. Herder's Nachlaß 1, S. 229), erst in diesem Jahre. Früher konnte der Wirkung von Werther nicht gedacht werden. Lenz ließ es nicht drucken, weil ihn Goethe gemahnt hatte, Wieland ungeschoren zu lassen.

kannten zu Ohren gekommen. Denn darin wird „der selige Michaelis“, der im Jahre 1772 gestorben war, verspottet (Schriften 3, S. 224). Vielleicht haben wir in ihm jenen Gerhardi zu erblicken, der sich im Jahre 1771 in Straßburg aufhielt (Meyer bei Stöber b. S. 79). Endlich finden wir unter den Nebenpersonen den Baron Hohenthal (H—), dem Lenz Stunden gibt und dem er eine poetische Abendmahlzeit verdankt. Ihn suchte er schon 1774 zu einer Reise in die Schweiz zu bewegen, die er im Juli 1777 antrat, aber nur bis Sitten fortsetzte (Dorer S. 204, 216 f., 219). Es war ein alter Bekannter Schlosser's, den er nach dem Tode von Goethe's Schwester besuchte, also in der Nachbarschaft, im Elsaß, ansässig. Die neu angekommenen Landsleute mögen junge Livländer oder etwa der Berliner Flies oder Fries und sein Begleiter gewesen sein.

Der Boden und die Umgebung von Lenzens Abenteuer sind rein historisch; folglich ist kein Grund, an diesem selbst zu zweifeln, einer seltsamen Tragikomödie. Die Scene spielt in dem Hause eines wohlhabenden Kaufmanns am Paradeplatz, das der beiden Töchter wegen von mehreren jungen Leuten besucht wurde. Wie die Familie hieß, sagt der Verfasser nicht; da indessen die Heldinnen oder Nebenpersonen seiner kleinen Romane Bulac, Freundlach, Weylach genannt werden, möchte ich glauben, daß der Name auf —lach endigte. Man spielte Karten, Clavier, Harfe, sang fleißig, auch in öffentlichen Concerten, interessirte sich für das Theater und die Eugenie von Beaumarchais. Wohlstand und Bildung herrschte im Hause; der Ton war frei, aber anständig — kurz man führte ein deutsches, fein bürgerliches Leben, ähnlich dem Frankfurter Kreise, worin Goethe verkehrte. Wie es scheint, war eine Tochter verheirathet; wenigstens wird ein kleiner Neffe erwähnt; um die nächst älteste, eine ausgezeichnete Sängerin, bemühte sich Ott. Zu einer Heirath kam es nicht, denn er ruft am 23. December 1780 aus: „wurde ich nicht schon von der Brust einer Geliebten losgerissen“ (Stöber b. S. 102). Die jüngste Tochter, eine schlanke Schöne, hätte eine Partie machen können, wies sie aber vor dem Beginn unseres Dramas ab, weil sich ihr eine glänzendere Aussicht eröffnete.

Ein kurländischer Edelmann, Herr von Kleist, hatte außer einer verheiratheten Tochter drei Söhne, die sich nach und nach zu ihrer Ausbildung und zum Militärdienst im Elsaß zusammenfanden. Die beiden ältesten begleitete ihr junger Landsmann Lenz, nicht als Hofmeister (denn gegen diesen Titel hat er sich verwahrt, Dorer S. 135), aber als Gesellschafter, oder, wie ihn Goethe nennt, als Mentor. Er hatte bei ihnen Wohnung und Tisch und erhielt gelegentliche Geschenke; von einer festen Besoldung ist nirgends die Rede, Lenz war also genöthigt, Privatunterricht zu ertheilen. Nachdem man sich eine Zeit lang in Berlin und Leipzig aufgehalten hatte, langte die Gesellschaft im Frühling 1771 in Straßburg an. Im Jahre 1773 (denn es ist von 4—6monatlichen Reisen die Rede) verliebte sich der älteste, den Lenz mit dem ehrenden Namen Scipio bezeichnet, in die jüngste Tochter des Kaufmanns. Seine Briefe bestellte Lenz, ja er machte Verse für ihn, wovon wahrscheinlich ein Gedicht vom 23. April 1774 (Schr. 3, S. 241) erhalten ist. Er selbst war gleichgültig, denn

er „blutete aus alten Wunden".*) Er hatte im Frühling 1772 den jüngeren Bruder in die Festung Fort-Louis begleitet und von dort aus den wunderlichen Liebeshandel mit Goethe's geliebter Friederike angesponnen, den das schöne Gedicht „Die Liebe auf dem Lande" (Schiller's Musenalmanach 1798, S. 74, Dorer S. 131) mit einer Heirath fälschlich beschließt.**) Friederike hatte ihm wol schließlich einen Korb gegeben. Von da war er mit demselben Officier im Herbst nach Landau gegangen, wo sich der Plan, durch Reformen der Kriegsbaukunst sich hervorzuthun, entwickelte (An Salzmann bei Stöber a. Nr. 10 und 11). Bald darauf kehrte er nach Straßburg zu dem älteren Bruder zurück, während der jüngere mit seinem Regimente bis gegen die Mitte des nächsten Junimonats blieb. Um diese Zeit schrieb Lenz an Lavater (Dorer S. 179): „Ich bin Gesellschafter eines Curländischen Cavaliers, der im Begriffe steht nach „Hause zurückzugehn, mich hier zu lassen. — — So aber muß gerad itzt das „Schicksal seinen jüngern Bruder, der bei einem andern Regimente steht, mit „seinem Regiment gegen den Tag deiner Abreise hieher führen (den 11. haben „sie Ordre erhalten auszumarschiren), der Bruder erwartet ihn, noch das letzte „mal vor seiner Heimreise ihn zu sprechen, und ich, in die allergeringsten ihrer „beiden Geschäfte verwickelt, darf mich nicht von ihnen trennen — besonders da „diese Reise in dem ganzen Lebenslauf des ältesten Epoche macht." Es war die Krisis jenes Liebesverhältnisses. Der ältere Bruder versprach seiner Geliebten die Ehe und hinterlegte die darüber ausgestellte Urkunde, worin er eventuell eine bedeutende Summe als Entschädigung versprach, bei einem Notar. Kurz vor seiner Abreise traf ein dritter Kleist, der jüngste Bruder, ein, ebenfalls in der Absicht, in ein französisches Regiment zu treten. Er betheiligte sich nicht allein an jenem Geschäft mit lebhaftem Eifer, sondern schlug sogar eine heimliche Vermählung vor. Scipio reiste ab; sein ältester Bruder blieb als Officier in Straßburg der weiteren Entwicklung des Dramas ziemlich fern; der jüngste zog mit Lenz in dasselbe Quartier und trat fortan in den Vordergrund.

Und Lenz? Während er jenes Geschäft mit dem Notar vorbereitete, an einer Untersuchung der rechtlichen Folgen einer Mißheirath sich betheiligte, hatte er gleichzeitig an den jüngsten Bruder, welchen er auf der Durchreise nach dem Elsaß (in Leipzig?) kennen gelernt hatte, die Liebe des ältesten berichtet und durch dessen Vermittlung bei dem Vater die Rückberufung Scipio's betrieben und erweckt. Erste Intrigue.

Als er in des Bruders Wohnung das alte Verhältniß fortsetzen durfte, war er überglücklich. Nun entspann sich die zweite tolle Verwicklung, welche das Tagebuch mit seltener Naivetät darstellt. Der Schwager, wie ihn Lenz nennt, bestürmte den Bruder mit Briefen, worin er ihn aufforderte, dem Vater seine Liebe zu gestehen; er interessirte sich so lebhaft für die Braut, daß Lenz mit Recht

*) Denselben Ausdruck gebraucht Lenz am 10. Juni 1772 (Stöber a. S. 49). Ebenso stimmt der „reisefertige Kranich" (ebd. S. 57) mit dem „lahmen Kranich" in Weimar überein.

**) Andere Gedichte von Lenz, die sich auf diese Liebe beziehen, kenne ich nicht mit Ausnahme der klopstockischen Ode „Ausfluß des Herzens" (3, S. 234), die er zu der Zeit verfaßt haben muß, als er seine religiösen Betrachtungen an Salzmann richtete. Oder sollte die „Todeswunde" (Schr. 3, 244) noch die alte sein?

oder Unrecht glaubte, er sei selbst in sie verliebt. Um sie nun vor diesem zweiten Liebhaber zu schützen, verliebte sich Lenz selbst, und zwar sterblich. Er ist von ihrer Gegenliebe trotz mancher Zweifel mehr und mehr überzeugt. Darüber entsteht ein heftiger Streit mit dem Nebenbuhler, es kommt zu einer zärtlichen Scene mit Araminten und — — Hier bricht die Handschrift ab.

Wir können die Geschichte kühn fortsetzen. Als sich Lenz endlich gegen seine Schöne erklärt, wird er ernstlich zurückgewiesen; der Schwager fordert Genugthuung; ein Duell wird verabredet, aber zum Blutvergießen ist es nicht gekommen. Denn — man hat den leichtgläubigen Dichter zum Besten gehabt. Junge Curländer hat man auf deutschen Universitäten hinlänglich kennen gelernt, um zu begreifen, daß dergleichen Scherze, wie sie der jüngste Kleist mit Wuth und Degen gegen seinen Begleiter treibt, ihren Sitten nicht widersprechen. In dem Betragen der beiden Mädchen mischen sich Mitleid und Muthwille zu ungleichen Theilen. Die ältere Schwester schießt schmachtende Blicke ab, die jüngere bedauert seinen Verlust im Kartenspiel, ermahnt ihn wohlmeinend, seine alten Freunde nicht zu vernachlässigen, faßt aber ihr Urtheil über den zudringlichen Liebhaber in dem bündigen Knittelverse zusammen: „Hier sitz' ich auf dem Bennenkarren und habe „neben mir einen Narren." Einen Narren! Der kecke Scherz enthält eine düstere Prophezeihung. Uns, die wir das Schicksal des Unglücklichen kennen, will es bedünken, als ob die Anlage zum Irrsinn schon damals, wie das dumpfe Rollen eines Vulcans vor dem Ausbruche, sich zeigte. Das schonende Wort „whimsical" charakterisirt ihn in Goethe's Munde, und schon am 23. November 1775 schreibt Jacobi (auserles. Briefwechsel 1, S. 232): „Lenz hat, wie wir sämmtlich wissen, „einen herrlichen Geist in sich; aber vor seinen Augen schweben fast immer Wolken „und Dünste, sogar wenn er als Dichter sieht."

Hinreißend schön ist das Tagebuch geschrieben; jeden Leser muß, wie Goethe, „die Poesie, die er in das Gemeinste zu legen weiß, in Erstaunen setzen." Aber wie grelle Gegensätze zeigt das Betragen des Menschen! Mit einem Buche über Kriegsbaukunst in der Hand spaziert er einher und denkt an wichtige Reformen, aber er glaubt an Träume und Kaffeesatz. Ohne Intriguen kann er nicht leben, er treibt sie con amore, ohne Sinn und ohne Eigennutz; mitten in seiner Liebe spricht er im Lehrtone über Vapeurs; seinem Feinde hält er einen Vortrag über den Unterschied von Frauen und Concubinen. Den Werther hat er gelesen — er stürzt zum Conditor und kauft Zuckerbrod. Seine Freunde vernachlässigt und mißhandelt er, aber zu durchreisenden Fremden und neuen Ankömmlingen fliegt er hin. Salzmann allein behandelt er ehrerbietig und macht ihn zum Richter über seine Liebe. Was dieser wol Goethen geantwortet haben mag, als dieser ihn bald nachher (am 5. December 1774, Stöber b. S. 59) gefragt hatte: „Wie sich „Lenz aufführt, möcht' ich auch gern von Ihnen hören." Vielleicht etwa so: „Thörichte Streiche macht er noch immer, aber ein guter Junge bleibt er den- „noch, und wir haben ihn alle lieb. Aber gegen Frauen benimmt er sich wie „Falstaff gegen die lustigen Weiber." In der That hält er alle für verliebt, er selbst verliebt sich mit dem Kopfe, und die Eitelkeit bringt sein Herz in Bewegung.

Dann aber ist es mächtig ergriffen. Leidenschaft, Zorn und, wie wir ver-

muthen dürfen, Beschämung treiben ihn und ergießen sich in mißlungener Prosa, in geistreichen Dramen, in herrlichen Gedichten.

Den Rath, welchen ihm Goethe 1775 gab, einen kleinen Roman aus dem Abenteuer zu bilden, hat er befolgt. Noch in Straßburg schrieb er den „Zerbin oder die neuere Philosophie", welcher im ersten Stück des deutschen Museums 1776 erschien (Schr. 3, S. 143 ff.). Man vergleiche folgende Stellen:

Zerbin S. 150.	Tagebuch.
„der er aber ein besiegeltes Versprechen, „sie gleich nach seines Vaters Tode zu „heirathen, in den Händen eines königlichen Notars hinterlassen hatte,"	„ein schriftliches Eheversprechen und Verschreibung einer ungemein hohen Summe „Geldes zur Sicherheit, die bey einem „königlichen Notär versiegelt niedergelegt „ward."

Offenbar war der königliche Notar in dem kurfürstlichen Leipzig die Copie, der Straßburger das Original. Der Held Zerbin ist Lenz selbst. Er docirt doppelte Baukunst, Kriegsbaukunst, lehrt Festungen erobern (S. 147, 150, 154); seine Aufwärterin liebt ihn im Tagebuche aufrichtig und leiht ihm im Roman fünf Gulden. Die beiden Kleist erscheinen als seine Schüler Altheim und Hohendorf; beide machen der schönen Renata, die mit ihnen und Zerbin Karten spielt, den Hof; auch Zerbin entbrennt in Liebe. Sie aber ist eine abgefeimte Kokette; Zerbin zieht sich mit blutendem Herzen zurück, und es kommt zu einem Zweikampf, aber hier zwischen den vornehmeren Liebhabern. Die übrigen Züge der Erzählung sind freie Dichtung; nur daß die Heldin 22 Jahre alt war, ist wahrscheinlich, Zerbin's Entdeckung, daß mit ihm nur gespielt worden war, gewiß wahr. Das Product ist matt und dürftig: „es war nicht seine Sache", lautet Goethe's schonendes Urtheil.

Weit fruchtbarer hat der tiefe Eindruck des Erlebnisses auf Lenzens bestes Drama „Die Soldaten" gewirkt. Bisher schienen die Winkelzüge in seinen Briefen, wenn man ihn nicht gerade mit Düntzer für einen Komödianten halten wollte, unbegreiflich. Am 25. Juli 1775 schickt er das Stück an Herder (Nachlaß 1, S. 225), am 28. August versichert er: „Das ist nach dem strengsten Ver„stand wahre Geschichte, in den innersten Tiefen meiner Seele empfunden und ge„weissagt. Aber so hoffe ich maskirt, daß das Urbild selber, das nun kein Herder „ist, sich nimmer wieder darin erkennen wird." Am 29., 30. September, am 18., 20. November redet er begeistert davon, thut aber zuletzt sehr heimlich damit: er will nicht, daß es vor einem Jahre gedruckt werde. Ebenso in den Briefen an Zimmermann, der das Werkchen an den Verleger Reich und dem Verfasser ein höchst nöthiges Honorar von 15 Ducaten brachte. Der Druck begann mit dem neuen Jahre; Lenz ist erfreut und erschrocken; das Honorar braucht er nöthiger als sein Leben; aber er wünscht, das Stück möge erst um Michaelis ausgegeben werden und zwar unter wunderlichen Vorsichtsmaßregeln, pseudonym mit dem falschen Druckort Amsterdam (6., 15. März 1776; Büchner, a. d. Papieren d. Weidmann'schen Buchhandlung 2, 50, 59).*) Erst nachdem er Straßburg ver-

*) Zimmermann schickte das Honorar an Herder und dieser es an Merck für Lenz. Außerdem sandte Zimmermann am 25. März einen Vorschuß in Boie's Namen für die Helwing'sche Buchhandlung an Merck. Dieses letztere Geld hatte Lenz am 9. April in Weimar noch nicht

lassen hat, schreibt er aus Darmstadt an Herder: „Ich will dir alles sagen, Herder! „Das Mädchen, das die Hauptfigur meiner „Soldaten" ausmacht, lebt gegen„wärtig in der süßen Erwartung, ihren Bräutigam, der ein Officier ist, getreu „wiederkehren zu sehen. Ob der's thut oder sie betrügt, steht bei Gott. Be„trügt er sie, so könnten die „Soldaten" nicht bald genug bekannt gemacht „werden, um den Menschen zu zerscheitern oder zu seiner Pflicht vielleicht noch „zurückzupeitschen. Betrügt er sie nicht, so könnte vielleicht das Stück ihr „ganzes Glück und ihre Ehre verderben, obschon nichts als einige Farben des „Details von ihr entlehnt sind und ich das Ganze zusammengelogen habe. — „Das ist die Bewandtniß: nun entscheide!" — Noch aus Weimar, nachdem das Stück im März (Zimmermann an Herder, Nachlaß 2, 362 f.) erschienen und Lenz als Verfasser anerkannt war, schreibt er, da er keine Exemplare in dem Buchladen fand: „Nach Straßburg dürfen sie nicht." Einen guten oder wenigstens einen triftigen Grund zu dieser neuen, unschuldigen Intrigue hatte der Verfasser allerdings: mit dem jüngsten oder dem jüngeren Kleist war er ausgesöhnt, er fürchtete neue Zerwürfnisse. Noch am 23. October 1776 schreibt er an Salzmann (Stöber a. S. 82 ff.): „Wollen Sie so freundlich seyn, lieber Aktuarius, Röderern, falls „er noch in Straßburg ist, zu sagen, er möchte mir das Paket von Herrn von „Kleist nur mit der Post zuschicken, weil ich sehr ungeduldig darauf bin; die Briefe „könnt' er mir selbst mitbringen." Und als Nachschrift: „Sollte Röderer etwa „gar das benannte Paket von Herrn von Kleist noch nicht erhalten haben, so seyen „Sie doch so gütig und begrüßen ihn selbst darum. Er weiß schon wovon die „Rede ist. Und versichern ihm von mir viele Empfehlungen." Wahrscheinlich enthielt das Paket, das Lenz bei der Abreise zurückgelassen hatte, seine Schriften. Als nun die stolzen Hoffnungen, er werde sich „einmal in herzoglich sächsischer Uniform" sehen lassen, jämmerlich gescheitert waren, befiel ihn die Angst wegen der „Soldaten" von Neuem: er zettelte eine neue Intrigue an. Seinen Freund Klinger weiß er zu bewegen, daß dieser am 6. März 1777 in einem Briefe an Reich die Autorschaft mit ihren Folgen auf sich nimmt (v. Beaulieu Marconnay in Gosche's Archiv 2, S. 245 ff.). Mit vollem Rechte urtheilt darüber Zimmermann in einem Briefe an Reich vom 30. März (ebdf. S. 256): „Was Sie mir „von Goethe schreiben, ist wie gewöhnlich, und was Sie von Lenz sagen, zum „todt lachen. Ich denke, Klinger wird Sie wohl deswegen auf dem Theater nicht „foltern und schreyen lassen, ob Sie ihm gleich kein Certificat geben wollen, daß „er Verfasser der Soldaten und des Engländers sey." Auch den Grund der ängstlichen Heimlichkeit hat Zimmermann am 2. Mai (nicht März) 1776 richtig errathen. „Vermuthlich waren die Originale in Straßburg, wo er bis hierher ge„lebt hat, und wo dieses sehr unangenehme Folgen bei den dasigen Officiers für „ihn hätte haben können." (Büchner a. a. O. S. 65.)

Denn daß die Soldaten auf der Kleistischen Liebschaft beruhen, beweist derselbe notarielle Act, welcher den stärksten Einfluß auf Lenz gemacht hatte. „Kurz

erhalten. Ich bemerke dies gegen Düntzer's Anmerkung zu Herder's Nachlaß 2, S. 371. Daß die Soldaten „Komödie" heißen, ist gegen Lenzens Wunsch geschehen. Er wollte den Titel in „Schauspiel" verändert wissen (undatirter Brief, der am 14. März ankam).

„und gut," sagt Wesener (3, S. 287), „schick herauf zu unserm Notarius droben, „ob er zu Hause ist, ich will den Wechsel, den ich für ihn unterschrieben habe, „vidimiren lassen, zugleich die Kopey von dem Promesse de Mariage und alles „den Eltern schicken."

Danach dürfen wir die Personen des Tagebuchs benennen:

Der Vater, ein Kaufmann . . .	Wesener.
Die Mutter	Frau Wesener.
Die Braut	Marie.
Ihre Schwester	Charlotte.
Der zurückgewiesene Freier . . .	Stolzius.
Scipio von Kleist	Desportes.
Der Schwager	Mary.
Lenz	Eisenhardt.

Blasser wirkt die Erinnerung desselben Verhältnisses auf die bald nachher gedichtete Komödie: „Die Freunde machen den Philosophen". Reinhold Strephon ist Lenz; er hat sieben Jahre lang (1769—75) von seinem erzürnten Vater kein Geld erhalten und befindet sich in tausend Verlegenheiten. Für den unwissenden Edelmann Don Alvarez-Kleist I.*) macht er Gedichte an die Geliebte; fremde Briefe steckt er ein (Lenzens specielle Liebhaberei). Die Heldin heißt Seraphine, wie in dem gleich zu besprechenden Gedichte. Aber die Verwicklung mit ihrem Liebhaber Don Prado und die Lösung ist freie Dichtung nach Goethe's Stella.

Die Gedichte, welche man auf jenes mystische, willkürlich ersonnene Verhältniß in Weimar zu beziehen fortfährt,**) nachdem Düntzer einleuchtend bewiesen hat, daß die Grundlage der Hypothese falsch ist, sind echte, schöne Kinder der Muse; mit ergreifender Wahrheit stellen sie des Dichters Gefühle dar; nur darf man nicht aus der Poesie die prosaische Wirklichkeit, sondern muß aus ihr die Dichtung erklären. Am leichtesten geschieht dies mit dem Gedichte Nr. 198 (bei Zöpprit 2, S. 312). Die Ueberschrift: „Dis ward den Abend vor dem Duell geschr." ist durchgestrichen. Lenz glaubte, er werde einen Zweikampf zu bestehen haben, zu dem es nicht gekommen ist. Eine Schöne, die ihn zurückgewiesen hat, dieselbe Seraphine, welche in der Komödie den weiblichen Fernando spielt, redet er mit den kläglichen Worten an:

Hast du mich je in den beglückten Stunden,
Da ich noch nicht verstoßen war,
Wohl anders als ein Kind gefunden?

Kindisch war die Liebe zu einer Braut in der That, aber begreiflich ist es, wenn sie einmal über ihren Ausbruch entrüstet dem Schwager ihre Noth klagte:

Dies reine Feuer macht ein Bube, sich zu rächen,
Mir zu dem schwärzesten Verbrechen?
Und du mit ihm?

Der Scherz hatte sich in Ernst verwandelt: Lenz war von dem jüngsten

*) „O, ein gut gut Kind! aber — schrecklich dumm!" So schildert ihn die Hauswirthin (a. Herder's Nachlaß 1, S. 218).

**) Zöpprit, aus F. H. Jacobi's Nachlaß 2, S. 287 ff.

Kleist gefordert worden, nachdem Seraphine (oder Araminta) sich beleidigt gefühlt hatte. Worin die Beleidigung bestand, würde das Ende des Tagebuchs lehren. Einen Ersatz bietet wol das Gedicht „Der verlorene Augenblick“ (3, S. 249). Die Schöne hatte er überrascht. In Balltoilette, einem weißen Kleide mit Rosen, und reichlich parfümirt lag sie auf dem Sopha. „In weißen Gewölken, | Mit Rosen umschattet, | Duftete sie hinüber zu mir, | In Liebe hingesunken.“ An das Herz hatte Lenz sie gedrückt — aber nicht geküßt. Doch wage ich nicht, das schöne, aber dunkle Gedicht mit Bestimmtheit auf diese Situation zu beziehen.*) Ohne Schuld an des Dichters Irrthum war Seraphine nicht gewesen. In einem der Concerte, welche sie mit ihrer Schwester besuchte, hatte sie ihm tröstend und neckend eine Papillote zugeworfen. In dem Dankgedicht (Zöpprit Nr. 197, S. 311) wünscht sich der Dichter den Tod von ihrer Hand:

Selbst ach! dein Glück verlangts, ich fühl' es, ach! mit Zittern,
Daß ich im Wege bin — so thu es beste Hand!
Ich muß mir täglich nur das Leben mehr verbittern,
Und thust du's nicht — dann Gott! erhalt mir den Verstand!

Es überrieselt den Leser. Wenn „ihm, in Absicht auf Beurtheilung und Imputation immer seine Halbnarrheit, ein gewisser von Jedermann anerkannter bedauerter, ja geliebter Wahnsinn, zu Statten kam“ (Goethe 27, 470), so wissen wir nur zu gut, daß ein schreckliches Vorgefühl seines Schicksals die Empfindungen auch des gesunden Dichters verdüsterte. — Eine wichtige Folge hatte der Handel für den armen Lenz. Sein Vater verzieh ihm die eigenmächtige Reise nach Straßburg nicht; er ließ ihn ohne Unterstützung, und was nützten ihm dessen vorwurfsvolle Briefe? Jetzt entging ihm auch die Hilfe des Herrn von Kleist. Von der gutmüthigen Hausfrau, welche Lavater im Juli 1774 des „herzguten Jungen“ wunderliches Leben und die Dummheit seines Pfleglings ergötzlich geschildert hatte (a. Herder's Nachlaß 1, S. 217), mußte er ausziehen, er war ganz auf sich selbst angewiesen. Nachdem er den Herzog von Weimar gesehen hatte, vor Goethe's Ankunft, etwa im April 1775, schrieb er an Lavater: „Ich wohne zwar selbst nicht mehr da, indessen stehe ich doch immer in Zusammenhang mit ihnen“ (Dorer S. 181); er ist zufrieden, „weil sein Schicksal besser worden.“ Aber wie? Den ganzen Tag läuft er „wie ein Postpferd herum“ und gibt Lectionen (ebd. S. 193). Ist es ihm zu verargen, wenn er auf alle Weise aus Straßburg fortzukommen versucht? Wir versetzen uns schwer in die kümmerliche Existenz eines Klinger, Lenz, Wagner u. A. Wenn wir selbst den wohlhabenden Goethe seine unruhigen Blicke nach Darmstadt, Karlsruhe, Weimar richten sehen, wenn wir die Bekümmernisse von Herder und später Schiller's Pläne, Entwürfe, Anleihen und Nöthe, bis er sich mit geborgtem Gelde in Körner's Arme rettet, mit Lenzens trauriger Lage vergleichen, so dürfen wir ihm sein Hangen und Bangen, seine übertriebene Vorstellung von der Wichtigkeit seiner Arbeiten nicht besonders verübeln. Wie lange freut er sich der Aussicht, den Sohn des „Berliner Münzjuden“ Ephraim, seinen Schüler Flies

*) Vielleicht schildert es blos eine poetische Vision.

oder Fries, nach Italien zu begleiten! Am 29. Juli 1775 erwähnt er sie gegen Lavater (Dorer S. 196), am 28. August gegen Herder (Nachlaß; S. 226); auch da sich die Sache in die Länge zieht, hält er im November und December daran fest (ebd. S. 233. Dorer S. 195 und 198), und im October 1776 war Fries, wie er glaubte, noch in Straßburg (Stöber a. S. 84).

Und doch versetzte ihn die Befreiung von dem Druck seiner Umgebung, so lange man seine Stunden bezahlte (und im Uebrigen borgte), in eine behagliche Stimmung; für seine 15 Sols badet er in dem Gärtchen am Contade und dankt in einem anmuthigen Gedichte (Stöber a. S. 89, Gruppe S. 310, Zöpprit 3, 302) dem freundlichen Wirthe, dem Bilde oder der Bildsäule des Vaters Rhein, die mit „zerzoddeltem Haar" in dem Badeplatze an der Ill stand.*) Damals war er „von jeder Sorge frei, von jeder Leidenschaft". Daher ist dieses Jahr sein productivstes gewesen. Er schrieb die „Soldaten", „Die verlorenen Wolken", den „Zerbin", die Komödie „Die Freunde machen den Philosophen", den „Petrarch". Diese poetische Erzählung (3, 79 ff.) ist in einem Thale (dem Steinthal?) zur Zeit der Ernte geschrieben und 1776 in Winterthur herausgegeben worden. Da nun Lenz ein größeres Gedicht, ohne Zweifel dasselbe, in einem Briefe an Lavater (Dorer S. 198) gedruckt zu sehen wünscht und zugleich meldet, daß seine Uebersetzung von Ossian in der „Iris" zu erscheinen angefangen habe, d. h. in den Juni- und Juliheften 1775, muß der Petrarch in den August dieses Jahres fallen, wahrscheinlich vor die letztgenannte Komödie.**) Auch hier erscheint die unglückliche Liebe, nur anders gewendet. Der Schwager ist verschwunden, Scipio-Colonna hat sich mit Laura-Araminten vermählt, „insgeheim, weil ihm sein Ritterstand die Ehe untersagt". Die feierliche Vermählung, wovon in Straßburg die Rede gewesen ist, ist also vollzogen. Lenz-Petrarca, Colonna's Freund, ist „arm wie der Mond, der nur von fremder Güte scheint, aus seinem Vaterland vertrieben — sein erzogen — und so schiffbrüchig nun". Mit diesen beiden letzten Schöpfungen schließt die Einwirkung des Tagebuchs, einzelne Reminiscenzen abgerechnet, ab. Die Vorträge in der deutschen Gesellschaft (seit dem 5. November) sind von jeder leidenschaftlichen Aufregung frei. Aber der Dichter war nicht dazu gemacht, ruhig zu bleiben.

Vom Winter 1775 an begeistert ihn eine Leidenschaft, die, platonisch im höchsten Grade, wie seine bisherigen Erlebnisse, einen komischen Beigeschmack hat. Das liebste Geschäft des „Narren auf Charaktere" war, fremde Briefe zu lesen (An Herder S. 228, an Lavater bei Dorer S. 197, Goethe 27, 271). Als er die Briefe der Baronin Henriette von Waldner, vermuthlich bei seiner Wirthin Jungfer König, mit welcher auch Herder's Braut im Briefwechsel stand, im Herbst erhascht hatte, verliebte er sich in die unbekannte Briefstellerin, und zwar

*) Wegen des heitern Tons setze ich das Gedicht in den Sommer 1775.

**) Die flüchtigen Aufsätze (2, 289 ff.) fallen in den Winter. Abdrücke des „Familiengemäldes" erwartet Lenz Ende Mai 1776 (Dorer S. 202). In einem undatirten Briefe an Kayser fragt Lenz, was aus seinem Petrarch geworden ist (Grenzboten 1870, IV, 457). Dieser Brief bezieht sich auf einen an Lavater am 29. Juli geschriebenen (Dorer S. 196), ist also in den August zu setzen. Darin klagt Lenz schon über Schulden.

zuerst in eine falsche, die er im Concert oder Theater gesehen hatte (Schr. 3, 247, Dorer S. 96, 103). Auch als er die wahre Verfasserin, um die sich ein Herr von Oberkirch bewarb, ausfindig gemacht hatte, blieb er ihr eine Zeit lang unbekannt (Schr. 3, 242, Zöpprit 2, S. 309); endlich gelang ihm, wonach er lange gestrebt hatte (Schr. 3, 251). Welche Mittel er angewendet hat, weiß man nicht. Vermuthlich benutzte er die Verbindung mit Lavater, dem er ihren Schattenriß und ihr Bild verschaffte. Der Brief, worin er ihm das Bild für seine Physiognomik in Aussicht stellt (Nr. 11 bei Dorer S. 194), ist bald nach Lindau's, eines Hannoveraners, den Goethe in der Schweiz besucht hatte, Rückkehr und bald nach des letzteren Ankunft in Weimar, also im November, geschrieben. Nicht ohne Mühe gelingt es, ihr einen Brief an Lavater und wol auch das Bild abzugewinnen (ebd. S. 197); den Brief hat Lenz seiner Gewohnheit nach, ehe er ihn absendet, gelesen und ohne Bedenken erbrochen. Vielleicht fällt die persönliche Bekanntschaft noch später; denn, wie Düntzer b. S. 286 bemerkt, spricht Lenz am 6. März 1776 in einem Briefe an Knebel (Knebel's Nachlaß 1, 56) von einer ausgezeichneten Dame von Adel, deren Bekanntschaft er „neulich" gemacht hatte. Es mag im Carneval geschehen sein. Genug, er war entzückt und feierte seine Schöne in allen Tonarten, vorwiegend in Moll. Gruppe hat die Vorzüge dieser merkwürdigen Gedichte geschmackvoll entwickelt; die bedeutendsten sind nicht in Straßburg, sondern in Weimar geschrieben, und nicht alle beziehen sich auf die Waldner.

Diese Liebe, wenn nicht im Herzen, so doch im Kopf, riß sich Lenz plötzlich von Straßburg und seinen Schulden los. Halb zog es ihn nach Weimar, halb sank er hin. Den Herzog und Mehrere seiner Umgebung kannte er persönlich; Goethe hatte ihn im November gemahnt, Wieland zu schonen, und schon dadurch den Gedanken rege gemacht, es ebenso zu versuchen, wie sein glücklicher Freund: mit Wieland sich zu vertragen und von dem Herzog sich eine bessere Lage zu erwirken. Freilich war der Unterschied groß: Goethe war eingeladen, und Lenz ging auf's Gerathewohl. Aber hatte er nicht seinen vertrautesten Freund dort? Konnte der ihn nicht halten und fördern? Die Trennung des Jahres 1772, das Wiedersehen im Jahre 1775, der ununterbrochene Verkehr hatte die Freundschaft, wie es schien, unlösbar befestigt. Mit hingebender Bewunderung ordnete der Schwächere sich dem Genius unter, aber er war nicht blos der Empfangende, hatten doch seine Soldaten Goethe das Motiv zu Egmont's bürgerlicher Liebe und der rührenden Figur Brackenburg's gegeben. Man konnte weit kommen auf dem glatten Boden, aber man konnte leicht straucheln und fallen.

Von Merck in Darmstadt freundlich empfangen, in Frankfurt von Klinger und Schleiermacher eingeholt (Grenzboten 1870, II, 491), im Goethe'schen Hause gefeiert (Holtei, Dreihundert Briefe S. 132), erhielt er unterwegs, einige Stunden hinter Frankfurt nach Weimar, die Nachricht, daß Fräulein von Waldner mit dem Herrn von Oberkirch verlobt sei. Er ist außer sich und beschwört Lavater, er solle sie durch einen abmahnenden Brief von der unwürdigen Verbindung abhalten (Dorer S. 160). Natürlich wünscht er auch bei dieser Intrigue im Verborgenen zu bleiben. „Nur wenn Du merken lässest, daß ich dahinter stecke, so bin ich verloren." Der Brief ist unmittelbar nach dem

im März von Darmstadt an Herder geschriebenen (Nachlaß 1, S. 239) abgefaßt; denn in beiden ist von der Herder in Weimar auferlegten Probepredigt die Rede. Die Braut, mit der er in keiner näheren Verbindung gestanden hat, wird ihm die Verlobung nicht angezeigt haben, sondern, vielleicht in ihrem Auftrage, ein Freund. Seinen Schmerz drückt das unvergleichliche Gedicht (Schr. 3, 248) aus, wol eines der schönsten, die unsere Literatur besitzt. Die Worte „wo Niemand weiß, wer mich verbannt" sind nicht im buchstäblichen Sinne zu nehmen.

An einem ominösen Tage, dem 1. April, traf Lenz in Weimar ein. Goethe empfing ihn nach seiner Rückkehr am 4. mit offenen Armen, führte ihn bei Frau von Stein ein. Anfangs ging Alles vortrefflich. Nicht allein war Wieland, wie das seine Art war, von ihm entzückt (Gruppe S. 45), sondern auch die höchsten Herrschaften bezeigten ihre Gewogenheit. Der Herzog sorgte für seinen Unterhalt, und mit der Herzogin Mutter stand er ausgezeichnet; er feierte sie in galanten Gedichten. Goethe speiste öfters mit ihm im Garten, schlief dort mit ihm; noch im Juni erwähnt ihn das Tagebuch (Keil, Vor hundert Jahren, 1. Bd.). Seine närrischen Streiche wurden belacht und verziehen. Aber im Juli scheint sich seine Stellung getrübt zu haben; man wurde seiner überdrüssig; er ging in das einsame Berka. Dort besuchte ihn Goethe am 17. Juli und am 6. September; er fand ihn „so glücklich als er es sein kann". Das Tagebuch enthält das bedeutsame Wort: „Schweigen". Bis zum 12. September war er fleißig. Er schrieb u. a. das zierliche Gedicht an Wieland (3, S. 263), den Tantalus und den Waldbruder. Die erste Erwähnung dieses wunderlichen Romans thut die Herzogin Mutter in einem undatirten Briefe an ihren Sohn (Keil S. 34 f.), der am 20. Juli den Schacht des neu eröffneten Bergwerks in Ilmenau befuhr und am 14. August wieder in Weimar anlangte. Nach einigen Scherzen über das Graben nach Schätzen fährt die Mutter fort: „Grüßt alle Brüder Herze, die es oben gibt, und sollten es auch Waldbrüder seyn, so bittet sie, daß sie mein gedenken!" Der Plan des Romans war ihr also bekannt (hatte ihr Goethe davon erzählt oder Lenz geschrieben?). Es unterliegt also keinem Zweifel, daß er dort geschrieben wurde; daß er nicht vollendet wurde, rührt von der unerwarteten Aenderung von Lenzens Verhältnissen her. Auch konnte der Dichter vor der Aussöhnung mit Wieland nicht seiner Figuren, Olinde, der Schatouilleuse, des Idris, sich bedienen.

Der Waldbruder schließt die Liebe zur Waldner ein und ab. Dies beweist vor Allem die heftige, zuletzt zornig drängende Sehnsucht Herzens nach dem Bilde seiner Geliebten. Ein solches Bild existirte allerdings. Lenz nennt am 14. April 1776 (Dorer S. 199) ein Porträt von Baley, nach welchem für Lavater's Physiognomik ein Stich von Halbholz gemacht wurde. Der Maler wird von Heinecke (dict. des artistes) und Füßly genannt; man kennt aber blos dies eine Werk von ihm; wahrscheinlich lebte er in Straßburg, ebenso wie der Kupferstecher; denn wir wissen, daß Lavater in Straßburg stechen ließ (Dorer S. 181). Sowol Lenz als auf Grund früherer Bekanntschaft der Herzog und Goethe fanden die Abbildungen unzulänglich (Dorer S. 181). Wenn ich der Wiener Ausgabe von 1829 trauen darf, sehe ich das Porträt in den Ab-

bildungen IV, Th. 10, Nr. 122. Dies Bild wird Fräulein v. Waldner Lenz nicht gegeben haben. Wol aber besaß er einen Schattenriß, den er Lavater geschickt hatte und stürmisch, fast ebenso ungeduldig, wie der Waldbruder Herz, von seinem Freunde zurückverlangte (Dorer S. 195, 199, 201, vgl. mit S. 125, 128). Dieses Bild wird er durch Röderer zurückerhalten haben; er bekränzt es in den schönen Versen 3, 251 und zwar „in dunkeln Wäldern" (ebd. S. 243). Der Roman ist also unzweifelhaft auf dem Lande, in Berka, geschrieben. Er enthält eine bunte Mischung von Orten und Personen, aber viele echte, aus des Dichters Leben gegriffene Züge. Er hat seinen Dienst (bei Kleist) niedergelegt muß den ganzen Tag informiren, Leute, die träger als Steine sind; dennoch ist ihm das Geld ausgegangen, und Niemand will ihm mehr borgen. Die Gräfin (Frl. v. Waldner) nennt er nach Goethe Stella; er liebt sie aus ihren Briefen schwärmerisch und lernt sie bei der Wittwe Hohl, bei der er gewohnt hat, kennen; sie läßt sich malen; ihre Verlobung wird ihn wie ein Donnerschlag treffen. Sein Freund Rothe, an den das Bild kommt, ist ganz Goethe, der glückliche Goethe, den er in dem Briefe an Lavater S. 200 Migare nennt, wie ihn die Augen der Freundschaft und des Neides sehen. Ja, vielleicht schildert das elende Familienconcert S. 99 die Musik im Amthaus (Tagebuch 6. August). Auch die Wittwe Hohl, die theure Olinde, scheint einige Züge von der Jungfer König entlehnt zu haben. Der Roman ist wirklich „ein Pendant zu Werther's Leiden", unter den Erzählungen bei weitem die vorzüglichste.

Nicht ohne Einfluß scheinen die Besuche von und bei Goethe geblieben zu sein. Die Ahnung, daß man ihn in Weimar „wie ein krankes Kind" behandelte und daß man sich über ihn freute, aber auch über ihn lachte, war ihm aufgegangen. Das Erzeugniß dieser kränkenden Wahrnehmung ist das geniale Dramolet Tantalus, ein Tischgenosse der Götter, aber zugleich die Zielscheibe ihrer Scherze. Goethe las es am 14. September, am 16. schrieb er an Merck: „Er hat Sublimiora gefertigt." Innige Theilnahme widmete seiner Lage die edle Frau v. Stein. Daß Goethe nicht der beste Lehrmeister des Englischen sein mochte, hatte sie am 25. August erfahren; sie ließ Lenz zu sich einladen, und am 12. September ritt er, freudig überrascht, nach Kochberg, von wo er am 31. October in ihrer Gesellschaft nach Weimar zurückkehrte. Nicht ohne Empfindlichkeit sah Goethe ihn hinziehen. Dort scheint das überspannte Stück „Der Engländer" unter dem wohlthätigen Eindruck der englischen Lectüre und dem quälenden seines Verhältnisses zum Hofe, vielleicht der Herzogin Mutter, entstanden zu sein. Der Brief an einen Buchhändler Weymar d. . . . . 1776 (Holtei II, S. 131) bietet „ein neues Stück" an, wofür 5 Louisd'or verlangt werden, ein in den Augen des Dichters hohes Honorar. Mithin hatte das Stück nur einen kleineren Umfang. Dieser Umstand paßt auch auf den Tantalus. Da aber dieser in Goethe's Händen zurückblieb, der Engländer bei Reich im Jahre 1777 wirklich erschien und zwar zu Anfang des Jahres (Zimmermann an Reich 30. März), glaube ich, die Absendung in den November 1776 setzen zu dürfen. Das Werk stößt den Leser ebenso sehr zurück, wie es ihn anzieht: mit Grauen sehen wir den Verfasser in den Vorstellungen des Wahnsinns wühlen, die an ihm selbst zur Wahrheit werden sollten. Es konnte kaum fehlen, daß

sich Lenz bei täglichem Umgang auch in Frau v. Stein ein wenig verliebte, und gewiß nicht, daß er ihr Verhältniß zu Goethe zu erspähen suchte. Beim Abschied dichtete er die schönen Verse: „So soll ich dich verlassen, liebes Zimmer, wo in mein Herz der Himmel niedersank" (3, 252). Er preist die Gefühle, welche Shakespeare der Wirthin einflößte (vgl. Stöber a. S. 83), und schließt mit einer tactlosen Verheißung: „Ja, es erwartet dich, was du nicht lösen „könntest, Der Räthsel Allentwickelung, Und höherer Gefühle Schwung, Wovor „dir schwindelte, die du dir selbst nicht gönntest. Indessen wird die weiße Hand „Des Jünglings Ungestüm beschränken, Und wenn die Seele schon auf blassen „Lippen stand, Die Luft zum Leben wiederschenken. Ich aber werde dunkel seyn, „Und gehen meinen Weg allein." Da Lenz selbst der Jüngling nicht sein kann, muß Goethe gemeint sein, — man glaubt die Briefe an Frau v. Stein zu lesen, die Lenz vielleicht erwischt hat. Er verspricht ihr die Scheidung und Goethe's Hand.

Mit heiteren Hoffnungen kehrte der Dichter nach Weimar zurück. Am Rande des Abgrunds schrieb er an Salzmann am 23. October die übermüthigen Worte: „Vielleicht sehen Sie mich einmal in herzoglich sächsischer Uniform wieder" (Stöber a. S. 84). Es sollte anders kommen. Goethe empfing ihn noch einmal. Am 1. November sagt das Tagebuch: „Mit Lenz Mittag im Garten gessen. Herz, mit." Dann schweigt es drei volle Wochen lang. „Hätt' ich nur Goethe's Winke eher verstanden. Sag' ihm das," klagt der Verzweifelnde am 30. November Herdern (H. Nachlaß I, S. 244). Der Wink wird bei jener Gelegenheit gegeben worden sein; Goethe wurde nicht verstanden — und schwieg.

Das Tagebuch fährt fort S. 92: „Den 25. Nachts Ball. Den 26. Lenzens „Eseley. Den 27. früh nach Berka. Um 11 Uhr zurück, angezogen [in den „Garten zur Winterwohnung]. Den 28. fortwährender Verdruß. Zu ☽ „gegangen. Zur ☉. Zu Thusnelden. Resolvirt durch Herdern schreiben zu „lassen. Den 29. dummer Brief von Lenz. Kalb abgeschickt. Einsiedels hartes „Betragen. Den 30. Lenz letzte Bitte um noch einen Tag stillschweigend accor„dirt. Einsiedels Billet. Den 1. Dec. Gepackt. Bei ☉ gegessen. Abends im „Concert. Nachts bey Bertuch".

Eine Tragödie liegt in diesen Zeilen; eines Menschen Lebensglück wurde zerstört. Fast um dieselbe Zeit brachte 1777 die Erinnerung an den jähen vorjährigen Sturz den ersten Anfall des Wahnsinns hervor, welchem Lenzens Geist erliegen sollte.

In die Einzelheiten der Vorfälle zu dringen, welche Lenzens Entfernung von Weimar veranlaßten, ist müßige Neugier. Vielleicht hatte er sich auf dem Balle täppisch betragen, gewiß aber waren, wie auch Düntzer b. 488 bemerkt, Goethe und Frau v. Stein gleichmäßig beleidigt. Denn als Lenz im Jahre 1781 aus Riga an seine ehemaligen Weimarer Freunde geschrieben hatte, sagte Goethe seiner Freundin am 23. März: „Hier ist ein Brief an Lenzen, Du wirst daraus sehen, was und wie Du ihm zu schreiben hast"; am 25.: „Ich danke für den Brief an Lenz" (Br. an Fr. v. St., 2, S. 52 f.). Die Antworten sollten möglichst gleichlautend ausfallen, folglich waren Beide in gleichem Maße betheiligt. Auch erkennt Lenz in seinem Briefe an Herder an, daß er Goethe „sehr beleidigt" hat (Nachlaß 1, S. 245). Die Beleidigung hatte ein

Pasquill enthalten, welches Goethe zu lesen verschmähte (ebd. S. 244). Daß dieser gerade am Tage nach der „Eseley" sich nach Berka, Lenzens früherem Aufenthaltsorte, begab, scheint die Ermittelung der Sache bezweckt zu haben. Das Ergebniß war kein erfreuliches, denn der Verdruß dauerte am folgenden Tage fort. Das Pasquill, wie der Verfasser es nennt, wahrscheinlich ein Dramolet oder eine Matinée, dergleichen man sich damals gegenseitig zu verzeihen pflegte, wird in ungebührlicher Weise Hofzustände, insbesondere das Verhältniß zwischen Goethe und Frau v. Stein, komisch oder satirisch dargestellt haben. Die Herzogin Mutter und ihre Hofdame, Fräulein v. Göchhausen, waren nicht angegriffen, denn die Fürstin lieferte ohne Zweifel das von Herder angebotene Reisegeld und äußerte sich auch später, wie Wieland, wohlwollend über den Armen. Aber sie hatte Lenz verzogen: es ist nicht unwahrscheinlich, daß er ihr und der spottsüchtigen Göchhausen sein Product vorgelesen und sich später (am 28.) auf ihre Billigung berufen hat. Für Goethe war der Vorfall auch nach einer anderen Seite hin empfindlich. Seine Antwort auf Einsiedel's Billet (Grenzboten 1873, II, S. 298) beweist: 1) daß Einsiedel auf Lenzens Abreise gedrungen hatte, wahrscheinlich im Interesse der Herzogin-Mutter; 2) daß sein Schreiben auch Goethe getadelt oder wenigstens ermahnt hatte. Den ersten Punkt macht Goethe kurz ab, auf den zweiten geht er umständlicher ein. „Lenz wird reisen, Ich habe mich gewöhnt bey meinen Handlungen meinem „Herzen zu folgen und weder an Mißbilligungen noch an Folgen zu denken. „Meine Existenz ist mir so lieb, wie jedem andern, ich werde aber just am „wenigsten in Rücksicht auf sie irgend etwas in meinem Betragen ändern. G." Also hatte ihn Einsiedel, und zwar im Zusammenhang mit Lenzens Vergehen, darauf aufmerksam gemacht, daß seine eigene Existenz in Weimar durch sein Betragen gefährdet werde. Da er an dem genialischen Muthwillen eben so gut betheiligt gewesen ist, wie Goethe, dieser seinem Herzen folgen will, kann kaum etwas Anderes gemeint sein, als die Herzensneigung des Dichters zu Frau v. Stein. Er war so tief verletzt, daß Wieland sich nicht getraute, ihm von dem Wahnsinn seines ungetreuen Freundes Nachricht zu geben; erst sein Tod hat ihn versöhnt.

Tief gebeugt verließ Lenz Weimar am 1. December; man wußte nicht, wohin er sich gewendet hatte (Wieland, auserl. Br. 3, 268); denn daß er Goethe's Eltern und Merck vermeiden würde, war sicher. Einen wehmüthigen, tiefempfundenen Abschied nahm der Dichter von Kochberg; die Quelle, die Bäume, neben denen er mit Frau v. Stein gesessen hatte, redet er an (3, 253): „ich soll „euch verlassen, Sie verlassen, von ihr vergessen, Wie ein vorübergewehter Wind„hauch! Ach, ich beschwör' euch, ihr schöner zu grünen, Wann der Frühling sie „wieder hierher lockt, Wann sie unter Gelächter und Freunden Und ihrer Kinder „Jubelgetümmel, Zu euch kehrt." Die Schweiz, wohin Lavater ihn lud, Emmendingen, wo er Goethe's Schwester und den trefflichen Schlosser wiederfand, zogen ihn an. In einer trockenen, lehrhaften Erzählung, „Der Landprediger" (3, 93), vermischt er echte Züge aus seinem und seines Freundes Leben. So wahr die Angabe, daß Schl— (Schlosser) im Umgang mit Gelehrten und Künstlern Trost für seine Einsamkeit sucht, so glaubwürdig ist die Notiz, daß Jo-

hannes (Schlosser) Albertinens (Corneliens) Sehnsucht nach Gesellschaft überwacht, erfährt und gleich Lieschen (Gerock) kommen läßt. Das Motiv des entdeckten Briefes ist echt Lenzisch. In Emmendingen konnte sein krankes, von Reue und Schmerz gequältes Herz nicht gesunden; der Tod der verehrten Cornelie regte seine poetische Ader noch einmal an. Vorher und nachher sehen wir ihn, von theilnehmenden Schweizer Freunden unterstützt, bald in den Gebirgen umherirren, bald auf dem Wege nach Italien von seinem Reisegefährten, Hrn. v. Hohenthal, getrennt, in nüchternen Reflexionen und matten Ansätzen zur Dichtung sich ergehen. Auch die alte Schlauheit kommt noch einmal auf: die Briefe des Dichters Kleist sucht er sich zu verschaffen, um die Verbindung mit der Familie zu erneuern; die gespannten politischen Verhältnisse in Zürich interessiren ihn; Hoffnung zur Aussöhnung mit seinem Vater gibt Kaufmann's nordische Reise — dann wird die Erinnerung an die Weimarer Katastrophe jährig, im November erduldet er den ersten Anfall von Wahnsinn, und im Januar 1778 erfolgen die herzzerreißenden Scenen im Steinthal, welche uns Stöber's erstes Büchlein so anschaulich malt. Friederike und Frau v. Stein beschäftigen seine Phantasien, und wie ein reuiger Abbadonna schaut er nach dem verlorenen Paradiese zurück. Spät, im Sommer 1779, holt ihn sein Bruder nach Livland zurück. Er vegetirt, geheilt, aber unter vergeblichen Plänen und gescheiterten Hoffnungen, bis im Jahre 1792 in Moskau der Tod den in Deutschland Vergessenen erlöst.

Ueberblicken wir den Lebenslauf des Unglücklichen noch einmal. Mit seinem Vater überworfen, an lähmende Fesseln gebunden, durchzieht der 21jährige Jüngling Deutschland. „Ein unreifes Machwerk," eine Uebersetzung aus Pope, läßt er bei einem Buchhändler zurück; er freut sich 1772, daß es ihm zurückgeschickt wird (Stöber a. S. 52). Der Umgang mit Goethe läßt ihn sich als Dichter fühlen; sein erstes Auftreten mit dem 1772 in Fort-Louis gedichteten „Hofmeister" erweckt die kühnsten Hoffnungen; er ist sich seines Werthes bewußt. Die Lebens- und Leidensschicksale in Straßburg halten den poetischen Drang nicht zurück; er schlägt sich durch die gemeinsten Widerwärtigkeiten glücklich nach Weimar durch — aber er kommt der Sonne zu nahe, und der zerschmetterte Phaethon sinkt in Nacht und Dunkel. Welch' reicher Geist ward hier zerstört! — Blicken wir vom Dichter auf den Menschen, so häufen sich die Widersprüche. Von allen bedeutenden Zeitgenossen gefeiert, geliebt, verhätschelt, kann er nicht anders als herzensgut und liebenswürdig gewesen sein. Und doch, welche Falten, welche Schwächen zeigt der Charakter. Eitel, feig, bis zur Tücke schlau und doch unverständig, ja thöricht malt er sich selbst; er wechselt zwischen Kleinmuth und Uebermuth: wir dürfen Goethe's Charakteristik nicht im mindesten übertrieben, wir müssen sie ehrlich und richtig nennen. Aber denken wir uns den unerfahrenen Jüngling, dessen Lebensgang alltägliche Noth auf jedem Schritte hemmt, fast aufgegeben von den Seinigen, verhindert, seine schönen Kenntnisse würdig auszubeuten, denken wir ihn durch die stete Vergleichung mit dem vom Glücke getragenen Freund aufgeregt, dem Alles gelingt, wie ihm Alles mißräth; denken wir ihn durch das aufdämmernde Bewußtsein einer angeborenen wahnwitzigen Disposition geängstigt; und halten wir dagegen die hohen Ziele seiner Dichtung, den edlen Zorn über die süßliche Ausartung des Geschmacks, die Be-

geisterung für Shakespeare, die Bewunderung für Goethe, den Freimuth, womit er Wieland noch auf der Flucht gesteht, daß er der Urheber der Angriffe gegen ihn gewesen war: wir werden seine unleugbaren Schwächen milde beurtheilen, seine Leistungen überwiegend in die Wagschale legen. Denn dieser eitele, ängstliche, haltungslose Jüngling — Eins war er vor Allem, ein Dichter von Gottes Gnaden, ein Poet, wie Wieland selbst erklärt, à triple carillon.

Tagebuch.

Ich muß dir lieber Goethe — zum Verständniß dessen, was du lesen wirst, einige Nachrichten voranschicken.

Ich habe das Tagebuch unter den Augen meines bittersten Feindes und von dem ich abhieng — geschrieben, in einer Sprache, die er nicht verstund, aus der ich es dir wörtlich übersetze. Bisweilen hat er mir über die Schulter hineingesehen.

Scipio, mit dem ich eine Reise durch Deutschland gemacht, hatte in X eine Geliebte, von der er sich ein paarmahl auf vier bis sechs Monathe hatte entfernen müssen. In dieser Zeit bestellte ich seine Briefe an Sie und Ihre an ihn, ohne daß ichs nöthig gehabt. Kein Interesse zog mich in das Haus, als das meinem Freunde zu dienen. Ich fand sie zwar liebenswürdig, ich freute mich zu weilen über das was ich an ihr wahrnahm, wie man sich über eine Historie freut. Allein mein Herz blutete von alten Wunden.

Das rührte mich, daß Scipio mir bisweilen von ihr erzehlte, daß sie sich von meinen bisher ausgestandenen Mühseeligkeiten unterrichtet und so ganz natürlich ihr Mitleiden drüber bezeugt hätte. Auch daß ich deutlich merkte, wie sie ihn gestimmt hatte, mir verschiedene mir beträchtliche Wohlthaten zu erweisen. | Ich hatte ehmals, eh ich wuste daß Scipio sie liebte, ihr ein klein Geschenk von Büchern und einige zärtliche Verse gemacht über ein Filet, woran ich ihr stricken half und sie mir schenkte um mich daran zu üben. Auch dichtete ich für Scipio viel angenehme Sachen, nachdem er mir sein Herz eröfnet hatte, die er ihr bey gewissen Gelegenheiten überreichte und viel Beyfall erhielten.

Als in der Zeit, da Scipios Leidenschaft aufs höchste gestiegen war, ein Freyer für Araminten erschien, brachte er sie und die Eltern durch ein schriftliches Eheversprechen und Verschreibung einer ungemein hohen Summe Geldes zur Sicherheit, [das durchstrichen] die bey einem königlichen Notär versiegelt niedergelegt ward, dahin, selbigem den Abschied zu geben. Er hatte vor Verfertigung dieser Schrift die Rechte seines Vaterlandes mit mir und andern Freunden untersucht und befunden, daß eine Mißheurath ihm an seinem zeitlichen Glück keinen Abbruch thun könnte.

In dem Eheversprechen, der eher ein Ehkontract genannt werden könnte, hatte er unter andern sich verpflichtet in höchstens einem Jahr zu seinem Vater zu reisen und deßen Einwilligung auszuwürken: welches er auch ins Werk setzte, wiewohl sein Herr Vater selber ihn zurückberief, worau ich unter der Hand mit gearbeitet hatte. | Scipio jüngster Bruder (den ich hinführo nur den Schwager nennen will) war mir dazu behülflich gewesen. Ich schrieb ihm nach Deutschland den ganzen Zustand der Haushaltung seines Bruders, mahlte ihm die Nothwendigkeit einer Rückreise mit ächten Farben vor, er überschickte den Brief seinem Vater und darauf erfolgte das.

Eh hätt' ich mir den Einfall eines Kometen versehen als grad in dem Zeitpunkt da der älteste in den Wagen steigen wollte, die Ankunft seines jüngsten Bruders in X wohin er niemals zu kommen gesonnen gewesen. Er sagte mir, ich wäre der Hauptbewegungsgrund dieser Reise, die kurze persönliche Bekanntschaft

die wir in —g gemacht, mein Ruf und am meisten die Briefe die ich gezwungen gewesen mit ihm zu wechseln hatten ihm das Verlangen eingeflößt, von meinem nähern Umgange zu vortheilen. Von allen Seiten waren Glückwünsche und ich selbst hielt diese Eräugniß für eine Wolthat des Himmels, mir in der schlüpfrigen Lage in die mich Scipios Abreise setzte, eine Stütze anzubieten.

Ich hatte aus des Schwagers Briefen die vortheilhaftesten Meynungen von seinem Karackter gefaßt, die ich hier nun allenthalben ausbreitete, besonders in Aramintens Hause. Zugleich wandt' ich all meine | Talente an, ihn auf die vortheilhafteste Weise für dieses Haus, für Araminten und für die Sache seines Bruders einzunehmen. Undankbare Bemühungen! Dazu kam, daß er anfangs gegen mich die größte Abneigung für dieses Haus und für Aramintens Person blicken ließ, wo ich denn immer wieder neue Kräfte aufbieten mußte. Denn ich fand es nothwendig daß er das gute Verständniß seines Bruders in dem Hause unterhielt und in gewisser Art seine Nische einnähme, theils um die Eltern und Araminten zu beruhigen, die nach Scipios Abreise ganze Nächte tränend durchwachte und Engheiten bekam, die ihr Farbe und Fülle raubten, theils weil ich von seinem Einfluß auf den Vater und die Verwandten alles hoffte. Man sieht wie unleidenschaftlich ich damals zu Werk gieng.

Alles gelang mir. Er vermittelte sich in der Sache mit einem Ungestüm den ich nicht zurükzuhalten wagte. Denn nehmt einem gewöhnlichen Menschen den Enthusiasmus — und kein Archimed kann ihn aus der Stelle bewegen. Er schrieb Brief auf Brief an seinen Bruder und richtete alles (wieder seine ausdrückliche Bitte) so ein, daß sie dem Vater in die Hände fallen mußten. Ich konnte dabey nichts weiter thun | als daß ich die Briefe abfaßte und wenn er Seitenlang Geschmier hinzusetzte, das Ding herumzustimmen suchte wie möglich. Denn er führte zur Ursache an, er kenne den Leichtsinn und die Furchtsamkeit seines Bruders und wolle ihn auf diese Art bringen, dem Vater das Geständniß zu thun. Obschon derselbe dreymal unterwegs geschrieben hatte, leidenschaftlicher als ich mir vorgestellt. Nur das machte mich auch furchtsam, daß er durch einen Ort*) und in demselben sich aufhalten mußte, wo er zwey Jahre lang in eine der ersten Schönheiten die ich gesehen, verliebt gewesen und mit der er zu Anfang noch in X zärtliche Briefe gewechselt. Was dort vorgefallen, habe ich bis dato noch nicht erfahren können.

Was mich zu beunruhigen anfieng, war daß der Schwager sich nicht scheute mir merken zu lassen, wenn aus der Sache seines Bruders nichts würde, wolle er Araminten heurathen. Er sprach thöricht von ihr, er gieng täglich hin (wiewol er dabey fleissig studierte) er machte ihr Geschenke, die ihn in seiner sonst so kargen Haushaltung und bey der Kürze mit der der Vater ihm von jeher den Zaum hielt, zurücksetzten. Ich machte ihm ernstliche Vorstellungen, bemühte mich | ihm an andern Gesellschaften einigen Geschmack beyzubringen. Alles war vergeblich und seit dieser Zeit fieng er an sich vor mir zu fürchten. Täglich redte er mir von den Unmöglichkeiten die er in der Sache seines Bruders absähe, von ausschweiffenden Entwürfen die er machte, ihn zurükzubringen, die wie Seiffenblasen sobald man sie nur ansah zersprungen, von seinen Heldenthaten und edlen Gesinnungen, von seinen Begriffen vom Ehestande u. s. f. täglich zeigte er sich mir anders, bald äusserst erbittert auf Araminten, bald bis zur Abgötterey von ihr bethört, allemal aber setzte er mich in die Nothwendigkeit ihr Sachwalter zu werden und wenn ich all meine Beredsamkeit zu ihrer Vertheidigung anwandte, hörte er mir mit Vergnügen zu.

Ich hatte einen Brief für ihn aufgesetzt, in dem er den Vater von der ganzen Sache von Anfang bis zu Ende unterrichten sollte, wenn er desfalls an ihn schriebe. Denn Scipio hatte mir mit einem Handschlag versprochen, sobald er ankäme, ihm durch seinen Hausgeistlichen die Entdeckung thun zu lassen und dahin zu vermögen daß er an Aramintens Vater schriebe, wenn es auch in keiner andern Absicht wäre

*) Leipzig oder Berlin?

als um ihn zu vermögen, die Sache zu unterdrücken. | Alsdann sollte Aramintens Vater ihm auf eine edle Art antworten (er hatte mit ihm abgemacht, er sollte mir den Brief vorher zur Durchsicht geben). Nun wollte ich daß zu gleicher Zeit der Schwager schriebe und das edle Verhalten des ganzen Hauses in dieser Sache mit den schönsten Farben schilderte. Denn er selber hatte kurz vor der Abreise seines Bruders den Vorschlag gethan, er solle sich heimlich mit ihr vermählen, um dem Vater die Einwilligung desto sicherer abzunöthigen. Aramintens Vater aber verabscheute diesen Gedanken, erklärte sehr edel, seine Tochter brauche nicht verdächtig zu handeln, sondern frey und vor den Augen der ganzen Welt und wiedersetzte sich mit der Mutter dieser Ausschweiffung im Hirn des Schwagers erzeugt und von mir und Scipio mit allen Gründen unterstützt, auf eine Art die mir Tränen auspreßte.

Der Schwager schrieb meinen Brief ab, las ihn als seine eigene Arbeit in Aramintens Hause vor und erwarb sich dadurch ein unbegrenztes Zutrauen.

Hier will ich abbrechen, um meinem Tagebuch nicht vorzugreiffen. Dies war nur Skelet, das dein eigenes Genie und Blick ins menschliche Herz mit Fleisch bekleiden wird. |

Erster Tag.

Ich hatte verdrüßliche Neuigkeiten von Hause gehabt. Mich zu zerstreuen gieng ich hin und fand dort ein niedlich junges Weib, mit der ich mancherley redte. Araminta that nicht eyfersüchtig.

Zweiter Tag.

Den Abend vor dem Konzert gieng ich hin, das niedliche Weib war bey ihr, sie war bleich, hatte etwas verloschenes Feuer in den Augen. Die Abendtrommel gieng vorbey, die andern alle traten in der benachbarten Kammer ans Fenster, sie blieb allein sitzen, ich verließ sie nicht. Ich fragte sie, ob sie nicht wohl wäre, sie antwortete, sie hätte die ganze Nacht nicht geschlaffen und heute Morgen Uebligkeiten gehabt. Sie lächelte mich an als ich wie erstaunt drüber schwieg, sprang auf und lief in die Kammer zu den andern, wohin ich ihr folgte.

Dritter Tag.

Ich schaffte mir Gelegenheit wegen des Konzerts den Morgen früh hinzugehn. Ich fand sie in dem reitzendsten Nachtkleide, ihre lange braune Flechten spielten um ihre Schultern, sie putzte ihren kleinen Neffen zum Konzert an und sagte mir sie putzte ihren Liebhaber, der wird heut den Eroberer machen sagte ich, damit geschähe mir kein Gefallen antwortete sie. Ich sehr nachdrücklich „Sie haben nie Nebenbulerinnen zu befürchten, Ihr Spiegel kann Ihnen dafür Bürgschaft leisten." | Sie schwieg wie nachsinnend eine Weile aber nun sah ich sichtbar wie ihr Humor sich veränderte. Ich blieb bis zum Mittag dort und sie blieb wieder ihre Gewohnheit bis zum Essen unangekleidet. Tausend Muthwillen wechselte mit Ernst ab. Ich hatte ihr Nachtkleid gelobt, ihre Flechten an meine Lippen gedrückt, die Mutter hieß sie einigemal sich ankleiden sie wollte nicht. Sie zeichnete mir selbst ihr Bild ab, obschon sie nie zeichnen gelernt, ziemlich glücklich und getreu, löschte es gleich wieder aus, ich rettete doch eins von diesen Versuchen. Sie erzehlte mir daß einer rühmlich von mir gesprochen, und als ich ihr die Nichtigkeit dieses Lobes begreiflich gemacht, sagte sie mir sehr ernsthaft, daß Verdienste doch immer Verdienste blieben. Im Konzert plauderte ich viel mit andern Weibern, aber kein Wort mit ihr. Sie war nicht aufgeräumt.

Vierter Tag.

Nachmittags ganz meinem Kummer überlassen spazierte ich um die Wälle, ein Buch von Kriegsbaukunst in der Hand um mich zu zerstreuen. Ich traf auf den Vater, dem ich einige Höflichkeiten machte wegen des Vergnügens das uns gestern

seine älteste Tochter gegeben, die das erstemal öffentlich zum Bezaubern gesungen hatte. Ganz spät gieng ich hin, sprach ein Paar Worte mit der ältesten, trat dann in die Kammer, wo sie (Araminta) mit dem Schwager im Fenster lagen. | Als sie mich sah, flog ihre Hand in den Busen, sie zog einen Brief von Scipio hervor, lesen Sie! ich las und bezeugte ihr meine Freude. Sie war unvorsichtig genug zu sagen, Sie haben mir so viel mißvergnügte Abende gemacht, theilen sie nun auch mein Vergnügen. Ich bin weder im Stande Ihnen vergnügte noch mißvergnügte Stunden zu verursachen sagte ich ziemlich betroffen und flog fort die Nachricht von diesem Briefe in einem eyfersüchtigen Hause das ich bisweilen besuchte u. das sich auf Scipio's Stillschweigen was zu gut that, auszubreiten, worum sie mich sehr verbindlich ersuchte.

Fünfter Tag.

War mir traurig, doch war ich ruhig weil ich sie glücklich glaubte. Ich gieng erst Nachmittags hin, sie war nicht zu Hause, als sie kam lag ich mit einer ihrer Freundinnen im Fenster, der sie von der Strasse wie aus Muthwillen unzälige Küsse zuwarf. Ich lief die Treppe herunter, sie heraufzuführen, sie muß dies für einen Vorwurf gehalten haben, ward sehr ernsthaft, nahm auch meinen Arm nicht an, wobey sie sehr erröthete. Als wir oben waren thaten wir über eine Kleinigkeit eine Wette, die ich verlor, als ich ihr das Geld gab behielt sies und warf es mir nachher unvermuthet in die Hand zurük. Ich schlich mich fort wie beleidigt, sie hatte es bemerkt und lies mir Vorwürfe machen durch den Schwager. |

Sechster Tag.

Ich laß deinen Werther. — Ein Instinkt führte mich einen Zuckerladen vorbey, wo ich für ihre kranke Brust Zuckerwerk kaufte. Ich bracht' es ihr als für die gestrige Wette so ich verloren, und überreichte es ihr — zitternd. So daß der Schwager selbst es anmerkte. Sie hatte mit ihm kleine Kartenspiele gespielt, als ich merkte daß sie aufhörten sagt' ich, ich wollte sie nicht unterbrechen und gieng hastig fort so sehr sie mich bat. Sie hatte Ursache ihm zu schmeicheln, er wollte in ihrem Namen Scipio ein Geschenk schicken, daß er seinem Schwesterſohn überreichen sollte, und in einem vollkommenen Anzug für den Kleinen bestand, den sie angegeben hatte.

Siebenter Tag.

Ich gieng nicht hin. Sie glaubte mich böse, ließ mir sagen durch den Schwager daß ich nicht hinkäme.

Achter

Gieng wieder nicht hin. So oft der Schwager nach Hause kam bracht' er ein groß groß Kompliment von ihr, wobey ich alle meine Selbstbesitzung zu Hülf nehmen mußte, daß er aus meinen Gebährden nicht Argwohn einnahm. Sie ließ mir durch ihn sagen, ich sollte doch hinkommen, heut noch auf den Abend, sie gienge aus den Nachmittag Einkauf zu machen. Ich gieng hin aber den Nachmittag (alles das würkte der Werther) und blieb mit der Schwester, Abends kam sie nach Hause, schien ein wenig erstaunt daß ich schon da war, redete doch viel mit mir von ihrem Einkauf — ich gieng fort den Schwager zu holen, um seine Meynung auch | dazu zu geben — wir setzten uns alle an einen kleinen Tisch, sie hatte nicht das Herz mich anzusehen, ihre Blicke sonst immer lange Minuten auf mich geheftet, gleiteten immer ab von mir. Sie sagte, [sie] hätte einen Brief zu schreiben, ich schnitt ihr eine Feder, der Schwager thät's nach, aber gerieth schlecht. Sie versuchte seine Feder mit den Worten, „bester Freund" dann erst meine halb unter der Hand — Götter was sah ich erscheinen? „Mein Herz" ich verlor alle Sinnen. Der Schwager wie der Teuffel merkte es, die Angst gab mir Gegenwart genug, dem einen andern Verstand anzudrehen.

Neunter — Zehnter Tag.

Die Komplimenten so mir der Schwager immer daher brachte bekümmerten mich, ich wollt' ihr darüber Vorwürfe machen, sonderlich da er argwöhnisch zu werden anfieng. Ich gieng Donnerstags hin, fand das niedliche Weib da und grosse Gesellschaft. O welche zärtliche Scene hatt' ich. Sie maulte zu Anfang, rückte sodann ihren Stuhl so daß sie mir halb den Rücken zukehrte und mir die Aussicht nach der jungen Frau benahm. Ich war so herzlich damit zufrieden und recht als ihr zuwieder zuleben, sah ich unverwandt nach der jungen Frau und hatte das Vergnügen recht nach Herzenslust meiner Araminta Züge zu verschlingen, da jedermann und der Schwager selbst glaubten, ich schielte nach dem Weibe. Endlich ward sies auch überdrüssig daß ich so lustig darüber wurde und setzte sich hart bey der Frau, um mich besser im Gesicht zu haben. Da gieng nun die Freude erst recht an für mich. | Ich machte dem Weiblein einige Mienen und sah meiner Araminta ungestöhrt und unbefahren zu ganzen Viertelstunden in die Augen. Sie merkte es am Ende und da entstund ein Lächeln um ihre Augen und ihren Mund die noch halb zornig waren, daß ich die Herrlichkeit des Lächelns kaum aushalten konnte. Ihr muß es auch so ergangen seyn als sie sich so gut betrogen fand, sie stand auf und gieng fort und ich nachdem ich dem Weibe noch einige Mienen gemacht, trunken von meinem Glück, schlich fort.

Wieder erster Tag.

Schon wieder setzten mich ihre Komplimente und Unvorsichtigkeiten in Bestürzung. Sie gieng so weit, daß sie mir auf den Abend durch den Schwager ein Rendezvous geben ließ ich gieng vorher fort anderwärts, er war selber so rasend über seine Commission worden, daß als er allein war, er einen grossen Spiegel entzwey schmiß und hernach sagte, er sey heruntergefallen, welches unmöglich war, Strick und Nagel und alles waren unversehrt und es war mit einem Schlüssel eingeworfen, wie er sich selbst hernach gegen mich verredte. Und ich Elender bin noch nicht im Stande gewesen, ihr darüber Vorwürfe zu machen. Als wir in das bestellte Haus kamen, wohin ich den Schwager führte, fiel ich im Dunkeln wegen des schröcklichen Regens in einen tiefen Keller hinab, blieb aber auf der sechsten Stuffe ungefähr glücklich aufrecht auf meinen Füßen stehen. Eine Kaffeesatzwahrsagerin hatte mirs | einst prophezeyt und mich gewarnt, und in der That im Fallen fiel mirs ein. Der Keller war tief. Der Schwager hatte nicht die geringste Bewegung gemacht, mir zu helfen und als ich heraufkam lachte er. Ich trat ganz bestürzt in die Stube und fand einen fremden jungen Doktor da mit ihr im Kartenspiele, der unten wieder vorkommen wird. Der Vorfall verschafte mir einen Platz im Lehnstuhl und ihr zur Seite und von ihr beklagt. Da lacht' ich im Herzen auch.

Zweyter Tag. Samstag.

Welche Marter nicht immer um sie zu seyn. Ich flog hin den Nachmittag, fand sie an ihren Vogelbauern, daß sie ihre Vögelchen speißte und die Bauer putzte. Ich half ihr. Sie lehrte mich wie zu machen, und immer hatte ich was verdorben, worüber sie mich dann zankte und auch auf die Hand schlug. Als ich kam fragte sie, ob ich gestern zufrieden gewesen wäre, ich sah sie mit einigem Unwillen an, wie sie mir die Frage thun könnte. Ein Blick! Ich erkundigte mich auch nach dem jungen Docktor, worauf sie mir ganz verdrüßlich antwortete, sie hätte ihn gestern das erstemal bey ihrer Freundin gesehen. Als ich weggehen wollte, suchte sie mir einen Regenschirm im Vorhaus' im Schranken, ich wollt sie zurükhalten, sie stellte sich als zu fallen und setzte sich in den Schranken hinein, wo sie mich wieder ansah — Ich sank halb über sie und küßte ihr ehrerbietig die Arme, sie zu bitten, daß sie meinetwegen nicht suchen möchte. Sie befahl mir den Abend wiederzukommen, ich thats nicht, aber ich spazierte mit einem | guten Freunde S—n auf dem Platz

vor ihrem Fenster auf und ab. Schon wieder grosse Komplimente auf den Abend durch den Schwager. Ich hätte mögen rasend werden. Sie hatte Briefe bekommen von Scipio, war aber dem ohnerachtet gar nicht aufgeräumt gewesen. Eins was mir den Kopf fast in Stücken sprengte (so kalt und gleichmüthig ich dabey aussah) war, daß der Schwager mich aufzog über Reden die sie mit ihm geführt, als sie mich aus dem Fenster gesehen, nemlich wenn aus der Sache mit seinem Bruder nichts würde, sollte ich der einzige seyn, dem sie ihr Herz schenken würde. Ich hatte wirklich mehr als herkulische Anstrengung nöthig mich zu halten und mit stoischem Lächeln zu sagen, ob er denn nicht ihre Art zu scherzen verstünde. Das setzte ihn in so guten Humor, daß er sein Herz ergoß und mir alle seine Briefe vorlas die er in seinem Leben erhalten hatte. Am Ende stellte ich mich schläfrig zu werden, nur daß ich ins Bett kam wo ich mich all meiner Verzweiflung überließ. Ich sann die ganze Nacht wie ich ihr recht bittre Vorwürfe machen wollte, ich war schon entschlossen mich vor ihren Augen umzubringen, wenn sie mir nicht mehr Behutsamkeit verspräche. Ich hatte den Schwager glauben machen, sie hab' es ihm auch halb aus Verdruß gesagt, weil Scipio diesmal ihr nicht geschrieben hatte, sondern dem Vater allein. Das that die beste Wirkung auf ihn und seit dem Aufschluß war er aus seiner Mürrischsamkeit zu ausschweiffender Lustigkeit übergegangen. |

Dritter Tag.

Der Sonntag war der fatale Tag wo ich mit dem standhaften Entschluß hingieng meine Drohung ins Werk zu setzen, wenn sie mir nicht Besserung verspräche. Aber was ist der Mensch und seine Vorsätze, wenn er gegen eine Menschin anzieht? Ein Kriegsheer würde mich nicht wankend gemacht haben. Ich fand sie in dem ausschweiffendlustigsten Humor auf der Erde, ganz Muthwillen und Freude. Wie jetzt Vorwürfe für sie finden, ihr ernsthafte Gesichter schneiden? Ich glaube sie hielt den Schwager für böse, weil er den ganzen Vormittag nicht da gewesen war. Sie tanzte, sprang, warf sich ins Kanape, nahm unvermerkt ihrem Schooßhund einen Floh ab, lief auf mich zu und glitschte ihn mir mit ihrer Hand in meine offene Brust, die ich zu ganz andern Absichten geöfnet hatte. Ich konnte nicht fünf Worte nach einander mit ihr sprechen. Das niedliche Weib kam. Sie setzte ihren Muthwillen noch ein etwas fort — auf einmal ward sie ehrbar — dann traurig, den Abend als wir Karten spielten bekam sie Engheiten, stand auf, fieng an zu weinen — Mein Gott wie durchborte das mein Herz! Ich blieb zum Nachtessen da, sie mit lustigen Historien aufzumuntern, die Angst machte mich halbrasend für Muthwillen — welches am Ende doch auch bei ihr anschlug.

Vierter

Dieser war ein Festtag für mich in aller Absicht. Ich gieng gleich nach dem Essen hin, ihr zu melden, daß S—n hinkommen | wollte, der Schwager würde ihn einführen. Ich wollte ihr die Schnallen zumachen als sie in meiner Gegenwart andere Schuh anlegte, sie verhinderte mich dran, ward so gar böse aber so voll Liebe, daß ich hätte weinen mögen, sie kniff mir meine beyden Backen, ihre Lieblingskaresse die ich schon offt von ihren Händen genossen und dann im dritten Himmel war. Doch sagte sie mir dabey sie hätte die Nacht nicht zu wohl geschlaffen. S— kam, man spielte, man sang, ich übersetzte ihr die Italienischen Worte, die sie mit Vergnügen anhörte und sich das cor mio zweymal wiederholen lies. S— besah die Gemählde, ich sagt' ihm endlich, sie haben eins noch nicht gesehen, das das schönste ist, und so nahm ich sie dreist bey der Hand und führte sie gegen den Spiegel, sie beklagte sich bey der Mutter, daß ich Herr S— das schönste Gemählde hätte zeigen wollen, und mich vor den Spiegel gestellt. S— sagte, es sey vielleicht nicht sowohl Galanterie gewesen als das Herz so mich das gelehrt, ich machte einen Bückling. Er that mir einen Gefallen mit der Anmerkung. Sie lief hinaus eine Mignatur

zu holen, Anette und Lübin in einem Ringe von Elfenbein ausgearbeitet. Ich ward in dem Stückchen einen Vogelbauer gewahr, den sie durchaus nicht sehen wollte, ich wiederholt' ihr das Wort zwey dreymahl, sie beklagte sich bey S. über meinen Muthwillen, der uns beyde nicht verstand.

Der Schwager sagte mir er befände sich nicht wohl und gieng fort auszureiten, kam erst spät wieder. Unterdessen | unterhielt ich sie etliche Stunden allein und sagte ihr tausend schöne Sachen, doch war ich zu träg wohllüstig unser Vergnügen durch eine ernsthafte Unterredung von dem was ich wieder sie hatte zu unterbrechen. Von ihrer Brust redten wir und ich brachte sie glücklich dahin zu glauben daß ihre Engheiten kein Uebel von Bedeutung wären. Sie hustete auch diesen Abend selten, der Schwager kam ich macht' ihn wieder aufgeräumt durch Erinnerung alter Geschichten, sie schlug einen Ausgang vor zu einer Freundin, wo wir den jungen Docktor wieder fanden. Sie that mir die Liebe, sich in einen Lehnstuhl zu mir zu setzen, den kein Mensch einnehmen wollte, da sie vorher beim Docktor saß und nun genoß ich den glückseeligsten Abend. Unsere Kniee berührten sich so unsichtbar und wir drückten wechselseitig durch diese geheimen und verstohlnen Berührungen soviel verschiedene Empfindungen und Bewegungen des Herzens aus, der Lust, der Betrübniß, der Furcht vor des Schwagers Blicken der ihr auf der andern Seite saß, des Entzückens, der Liebe, daß Engel über diesem Konzert erstaunt seyn würden. O welche Seeligkeit! in der Verwirrung abwechselnder Empfindungen, (wobey ich immer mit ihrer Nachbarin lachte und schöckerte und nur bisweilen einen Blitzblick auf sie warf) vergaß ich einmal — ihr die Karten zu geben, die ganze Gesellschaft lachte und sie schien erstaunend böse über diese Vernachläßigung. Aber ihr Blick sagte mir welch Vergnügen es ihr gemacht hätte. Ich war wie albern für Freude als wir fortgiengen und ich ihre Schwester nach Hause führte. Sie merkte es, that sehr ehrbar am Arm des Schwagers, berief uns sogar (denn ich machte die älteste mit mir rasen) | konnte sich aber doch nicht entbrechen, bisweilen mit uns zu jauchzen und zu singen. Den Abend trachtete ich meinen Schwager der Funken gefangen hatte und mürrischer war als jemals auch in meine Laune zu bringen. Er schmähte auf sie, ich vertheidigte sie nicht ich lies Wein bringen, stellte mich betrunken, ward nun voller Schmerz und Verzweiflung, welches ihn so vergnügt machte, daß wir bis zwey Uhr Mitternacht hinein wachten und mit unsern Hausleuten schöckerten. Als wir uns gelegt hatten konnt ich nicht einschlaffen, denn er hatte in unserer Unterredung einfliessen lassen Clephchen habe ihrer Freundin heimlich beim Weggehen sagt, sie wollten Sonntag spazieren fahren. Nun aber als wir vorhin allein von ihrer Krankheit sprachen, sagte sie mir von einem Quackalber der sich anheischig gemacht: sie zu kuriren, wenn sie zu ihm aufs Land hinaus führe. Der junge Docktor der bei ihrer Freundin eingemiethet war, der Quackalber, das Land, alles das vereinigte sich in meiner Imagination zu einem so scheußlichen Karrikaturgemälde, daß mich dieses Gespenst kein Auge zu machen ließ.

Fünfter Tag

Es war nichts, es war ein Dampf. Im Vorbeygehen muß ich bemerken daß unsere franzöfirenden Satyriker sehr unrecht thun, die Dämpfe (vapeurs) der Weiber lächerlich zu machen. Es ist in der That ein sehr gewöhnlicher Zufall der zärtesten und empfindlichsten Herzen daß sich ihnen bisweilen Gegenstände um sie her | in einem gewissen Nebel darstellen der sie entstellt und verungeheuert — ein Lichtstrahl der Vernunft und alle diese fürchterlichen Gruppen des Schröckens zerschmelzen in reine Himmelsluft. Unterdessen leidet man solange dieser Dampf währet mehr als hundert Krankheiten für die Recepte geschrieben werden. Ich gieng hin, fand sie eben im Begriff einen Löffel Latwerg hinabzuschluken, wobei sie ihr liebes Gesicht sehr verzog. Als sie sich nicht entschliessen konnte, reichte sie mir halblachend den Löffel, ich war wie der Blitz damit hinunter, in meinem Leben hat mir nichts so herrlich geschmäkt. Sie hüpfte für Freuden (ihre gewöhnliche Bewegung, die bey

ihrer erstaunenden Länge ihr doch so unnachahmlich reitzend läßt) lief zu Vater und Mutter und erzehlt's ihnen jauchzend. Die Mutter hatte die Schwachheit es dem Schwager zu sagen, der eben hineintrat. Doch hatt' es keine üble Wirkung, mein gestrig Mittel hatte ihn in viel zu gute Laune gesetzt, er hielt mich für einen albernen seufzenden Liebhaber womit ich zufrieden war. Araminta hatte mir vorhin in der Stille gesagt, Sie würde Sonntag ein neu Kleid anlegen grün und roth gestreifter Taffent, ich hatte ihr geantwortet, ich wüßt' itzt kein gröſſer Unglük für mich als während der Zeit blind zu werden. — Wie sie itzt dem Schwager schmeichelte, sie hatte mich vorher heimlich eingeladen zum Herbst auf ihr Landgut, itzt lud sie ihn und sagte dabey mit einem ganz kalten Ton der mich entzückte: wenn Herr — — auch von der Parthey seyn will, ich verbeugte | mich ganz nachläſſig und schwieg. Sie reisten den halben Weg im Fiacre die andere Hälfte auf einem Bauerwagen, sie hatte es so eingerichtet, daß die erste Hälfte der Schwager bey ihr saß und die andere ich, doch konnt' es der Schwager nicht lassen sich wenigstens vorne zu uns zu setzen, wo er uns zwar nicht sehn aber doch hören konnte. Wir machten Knüttelverse ich: „ich wünschte diesen Bennenkarg, dir zum Hochzeitsbett mir zum Sarg." Der Schwager sah sich um, sie schien böse und machte geschwind folgenden: „ich sitz auf einem Bennenkarren und hab neben mir einen Narren." Die Eltern beriefen sie, ich aber, ohne mich im geringsten zu verändern, weil ich für meine Verwegenheit nichts gelinders erwartet hatte „ein Narr ist gar ein schöner Name, wenn er ausgesprochen wird von einer so schönen Dame" sie riß in diesem Augenblick ihre neidischen Netze vom weissen Busen, gab mir einen Blick der Freude, sagte mir mit der zärtlichsten Stimme daß das scharmant wäre. Vorhin im Fiacre hatte sie mir gewinkt, ich stieg auf den Tritt ihr gegenüber, sie nahm des Schwagers Treſſenhut von seinem Kopf und setzte ihn mir auf da ich mich mit beyden Händen hielt, zugleich befahl sie dem Schwager er sollte mir'n schenken weil er mir so gut stünde, welches dieser auch sogleich that. Wiewohl ich ihn ihm doch hernach gelassen habe. Sie befahl mir auch, inskünftige nie mehr vor ihren Augen zu erscheinen, wenn ich mir nicht ein fer a cheval hätte frisiren lassen. Im Herbst war ich so oft als möglich ihr zur Seiten und so oft ich mich umsah, stand sie auch wieder bey mir da. Es schien als wollte sies gut machen, was sie mir auf dem Bauerwagen | gesagt hatte. Einmal als wir einen kostbaren Augenblick allein waren, fang sie plötzlich mit der süſſesten Naivetät ganz leise, mich göttlich anlächelnd eine Arie aus dem letzten Konzert: „Harre auf Gott — Gott mein Gott — wie ein Hirsch schreyet nach frischem Wasser, so schreyet meine Seele Gott zu dir. Was betrübst du dich meine Seele u. bist so unruhig in mir? Harre auf Gott"*). — O Göthe hier laß mich die Feder weglegen und weinen.

Ich sehe wohl, daß so eingebildet ich von meiner Menschenkenntniß war, ich an ihr allein mich aufs gröblichste geirret. Ich hielt sie für ein munter tändelndes gutartiges Ding — verzeiht mir die Lästerung eures Meisterstüks ihr Götter! Ich sehe Tiefen des Genies in ihr. Der ganze Roman den sie mit dem Schwager spielt, dem sie (so wie auch ehmals Scipio) aus meinen Versen glauben macht, ich sey ein gutherziger Thor, auf dem sie gleich anfangs zu heftige Eindrüke gemacht und den man doch jetzt so bisweilen ein wenig trösten muste, damit er nicht hypochondrisch würde. Unter diesem Schleyer bin ich wie in der Wolke der Venus auch vor den scharfsichtigsten Blicken der uns umgebenden Argusse sicher und geniesse mein Glück von ihr geliebt zu seyn in der Stille unbefahren. Ich habe sogar selber manche Worte aufgelauscht die sie dem Schwager von der Art sagte wenn ihn der böse Dämon befiel. Mich aber zu versichern hab ich auch von ihr übern Schwager manches Wort, noch mehr aber manche Grimasse (die ihr so schön stehen) aufgefangen. Die Zeit wird | aufklären, wer von uns beyden der glückliche gewesen.

*) Von einer recht glüklichen Komposition des Hn. Meyers von hier. Ich werde den Psalm auswendig lernen und alle Morgen bethen.

Sechster Tag

Diesen Morgen lag ich auf der Folterbank meiner Gedanken in einem schröcklichen Zustande. Ich war determinirt, eine Reise in die Schweitz zu thun, von wo ich ein Einladungsschreiben erhalten hatte und das auf der Stelle. Dieser Entschluß, den ich selbst zu bestreiten zitterte, versetzte mich in die äusserste Traurigkeit, und ich war den ganzen Vormittag nicht im Stande das geringste zu arbeiten. Das quälte mich am meisten, daß ich ihr neu Kleid itzt nicht zu sehen kriegen würde, vielleicht in meinem Leben nie, wozu sie mich doch so schmeichelnd eingeladen hatte. Bey Tisch wars als ob ein anderer Geist mich beseelte, in einem Augenblick als ich mit dem Schwager so da saß veränderte sich mein ganzer Entschluß, den ich sonst nur mit dem Leben fahren lassen zu können glaubte. Ich sah sie meine schleunige Abreise hören, sich verrathen — denn ihre ganze Seele sitzt auf ihrem Gesicht — und uns beyde unglücklich machen. Sie unglücklich!! und ich freute mich über meinen Wankelmuth — machte einen ganz andern Plan und setzte mich in Bereitschaft ihn noch diesen Abend auszuführen. Dieser war zu bleiben — von dem Schwager auszuziehen und so in völliger Freiheit und die Quaal meiner Seele von niemand beobachtet oder gehemmt, den Ausgang der Sache abzuwarten. Sobald Scipio zuverlässiger schreiben und sie von des Schwagers Leidenschaft durch andere Anstalten die ich machinirte, nichts mehr zu befürchten haben würde, wollte ich unverzüglich um meiner eignen Ruhe willen, die Reise in die Schweitz vornehmen. | Ich gieng den Nachmittag hin, sie bot mir den Stuhl der vor ihr stand und an dem sie ihre Arbeit festgemacht hatte. Man denke mit welchem Gewissen ich ihr grad gegenüber ihr nun in die Augen sah. Ich fragte sie, ob es sey, um ihr Schatten zu machen, daß sie mich so setzte, sie legen alles von der übelsten Seite aus, sagte sie: es ist aus Freundschaft" — der Schwager räusperte sich. Du solltest den Kerl sehen wie er zu husten u. zu kräzen anfängt und braun und blau im Gesicht wird, wenn sie mir so was sagt. O was ich empfand bei ihren Blicken, halb ausgeloschen in Schmerz, bey ihrer schönen Pfirsichblüsse, auf der Folter saß ich da. Die Schwester rief mich zum Klavier und spielte mir eine der schönsten Italienischen Arien mit Blicken die mich wünschen [sic] machten, ich könnte sie lieben. Araminta kam zu uns, in dem Augenblick hörte ich keinen Ton mehr, jene merkte es, ward bleich für Zorn, machte einige Ausschweiffungen — ich konnt' es nicht aushalten, sondern gieng plötzlich fort, Araminta hielt mich diesmal nicht zurück, wie sonst gewöhnlich. Den Abend spazierte ich ganz allein im Dunkeln einige Stunden auf dem Stadtgraben. O wenn die Nacht nicht wäre, wo fänden trostlose Verliebte Zuflucht? Ich war getröstet und vollkommen stark wieder als ich nach Hause kam gleich als ob ich im frischesten Brunnen gebadet hätte. Ich sagte dem Schwager als er nach Hause kam, eine vorhabende Reise nach der Schweitz zwänge mich von ihm auszuziehen, er wurde darüber so froh und getraute sich so wenig es merken zu lassen, daß das mir eine wahre Carnavalskomödie gab. Ich stellte mich immer besorgter, seine Freund- | schaft würde sich durch diesen Schritt beleidiget glauben, er war ganz betäubt und wuste kaum was er mir sagen sollte. Er stammelte einige Worte daher, die er selbst nicht verstund. Nach einer Weile sagte er, in Frankreich hab er doch schon eine sehr üble Gewohnheit abgelegt und das nur seit einigen Tagen, als ich ihn fragte, was für eine das sey, die Eifersucht antwortete er, hier fieng ich eine Predigt über die Leidenschaft an zu halten und mahlte sie ihm so lächerlich ab daß er selbst mitlachen mußte. „Ach," sagte er, „ich wünschte nichts mehr, als daß mein Bruder bald zurückkäme" aber das so scheu und furchtsam, daß der wahre Sinn dieser Worte offenbar durchschien. Ich stellte mich als ob ich ihn nicht verstünde, beharrte auf der Güte des Karackters, seines Bruders, auf die Wahrscheinlichkeit seiner baldigen Wiederkehr u. s. f. Hierauf sagte er, er wünsche, das Regiment in welches er träte, gienge nach Corsika — bald wär' ich in ein lautes Lachen ausgeborsten und hätte so meine ganze Rolle auf immer verhunzt.

Ein besondrer Vorfall begegnete mir diesen Abend. Als er nach Hause kam,

trat ich aus der Kammer ihm mit dem Licht entgegen. Nun hatt' ich ehmals einen Traum, den ich noch bis diese Stunde nicht vergessen kann. Vor zwey Jahren als ich noch mit seinen beyden ältern Brüdern zusammenwohnte, träumte mir einst, ich führte einen Wagen mit zwey groſſen schwarzen Pferden. Das eine lief plötzlich aus den Strengen heraus, ich fuhr mit dem andern eine | Strecke fort, als es auf einmal auch sich selber losſpannte und die Leute mirs nicht aufhalten konnten. Mittlerweile war ich mit dem Wagen im Angesicht eines groſſen Schloſſes sitzen blieben, wo ich denn hineingieng und an einer groſſen Tafel aß, woran mein Vater und Scipio und meine Verwandte sassen. Auf einmal kam eine kleine Gestalt hinein (ich entsinne mich deutlich, daß sie was vom Schwager hatte, nur alles zwergmäſſig) die auf mich zugieng und mich zu meiner eignen Verwunderung bis in den Winkel hineinrang, wo sie mich zu überwältigen anfieng, daß mir der Odem schon vergieng. Scipio so deucht' es mich, kam dazu, nahm sich meiner an und schaffte den rothen Zwerg fort. — Einige Stüke dieses Traums waren wirklich seither schon in Erfüllung gegangen, ich hatte mich vom ältesten geschieden — hernach vom mittelsten und das mit nicht wenig Geräusch, wovon ich dir wieder eine ganz eigene Historie schreiben könnte wenn ich nicht alle Ausſchweiffungen mich vorgesetzt hätte zu vermeiden. Also blieb mir nur noch der Rest über, den ich immer mir vom Schwager erklärte und irgend eine gewaltsame Scene mit ihm befürchtete. — Diesen Abend, grad in dem Augenblick da ich ihm entgegentrat, hatte ich an den verzweiffelten Traum gedacht, meine voreilende Phantasey hatte mir Araminten abgebildet, die vielleicht in ihrem üblen Humor etwas zu viel Abneigung für ihn könnte verrathen haben. Wie, dacht ich, wenn er itzt mit bloſſem Degen hereinträte — du bist unbewafnet — und den Zwerg- | traum wahr machte! — Stell' dir mein Entsetzen vor, als so wie ich den Gedanken dachte der Schwager hereintrat und so wie er mich ansichtig ward den Degen zog und auf mich einstürzte, das Gesicht ganz verzerrt. Ich wich schnell zur Seite aus, da seine Degenspitze mir schon auf dem Bruſtlatz saß, etwas zu schnell, als daß er den Spaß länger fortsetzen konnte, da er in dem lustigsten Humor von der Welt war. Er lachte überlaut — vielleicht ein ganz Parthey nekischer Gnomen mit ihm: ich lachte auch — dachte aber, dies soll mich vielleicht zu einer ernsthaftern Scene von dieser Art vorbereiten und panzerte meine Brust.*)

Siebenter Tag.

Morgens früh

Er hält mich wohl für einen guten Narren. Diesen Morgen lies ich mir ein fer a cheval frisiren, weil sie mir gestern öffentlich zum zweytenmal verboten hatte, jemals wieder in der greeque ihr unter die Augen zu kommen. Sogleich kam er, mir zu erzehlen, er habe den ganzen Vormittag Visiten zu machen, um mich sicher zu machen, meyn' ich. Er bildt sich ein, ich werde sogleich früh hinlauffen, mich ihr in der neuen Frisur zu weisen, da meine Hausleute mir alle sagten, daß sie mir so gut gienge und will mich da überraschen. — Ich werde sehen, ob er nicht wird zur Parade dort gewesen seyn. (Das Haus steht am Paradeplatz und man sieht alle Morgen die Wache dort abziehn) |

Nachmittags.

O Gott! verleyhe mir Weißheit und Standhaftigkeit, die Unschuld und Tugend zu retten und zu rächen. Es ist entschieden, sie liebt mich — aber sie steht am Rande eines Abgrunds. Wie gut daß ich nicht in die Schweitz reiste, da meine Gegenwart hier vielleicht so nothwendig ist. Ich traf sie glüklicher Weise diesen Nachmittag allein, das heißt ohne den Schwager, denn in jeder andern Gesellschaft ist sie ganz für mich da. Sie bezeugte sogleich Freude über meine neue Frisur (vielleicht mehr über meinen Gehorsam) nahm mich an die Hand und führte mich

*) Du wirst in der Folge sehen, wie gegründet diese Ahndung gewesen und wie heilsam, daß der Zwergtraum sich meinem Gedächtnis so tief eingegraben hatte.

zu ihrer Mutter, zeigte mir ein neues Fichu (das deutsche Wort weiß ich nicht) das sie um ihre weisse Brust gesteckt. Wir genossen der glücklichsten Augenblicke — eins noch, ich sagt' ihr in meinem Vaterlande küsse man sobald man in eine Gesellschaft käme jeder Dame erst die Hand und sodann den Mund, ich wollt' es ihr weisen, küßte ihr die Hand, sie bog sich zu mir herab, ich strebte zu ihr empor, unsere Lippen waren wie elektrisirt und zogen sich wechselseitig an, ganz nah bey einander — und einer aus der Gesellschaft kehrte sich um nach uns — sie zog hastig zurück — da hättest du den Tantalus sehen sollen. Aber ihr Blick — das verbotene, lüsterne, satte, seelige, herrliche darin entschädigte mich völlig. Ihr Lächeln — gleich als ob wir beyde auf einer kleinen Schelmerey wären ertappt worden, die kaum merkliche Bewegung ihrer Lippen die sich wieder in ihre alte Lage zurücksetzten — soviel Göthe! und das alles in einem Augenblick — ich sterbe wenn ichs verfolge. |

Auf einmal kam mir — ich weiß, Gott weiß nicht, woher, der längst entschlaffene Gedanke, das Geheimniß des Gespräches aufzuklären das sie die vorige Woche mit dem Schwager über mir geführt hatte, als ihr Vater den Brief von Scipio erhielt und ich unter ihrem Fenster auf dem Platz spazierte, das Gespräch, das so vortheilhaft für meine Liebe und so nachteilig für meine Ehre war, wenn Scipio sie verliesse, solle ich seinen Platz einnehmen, und grad heraus, sie wünschte sich einen Mann wie mich. Ich machte einige Umschweiffe, sie kürzte mir den Weg mit ihrem gewöhnlich schnell durchdringenden Verstande. Weil sie alles so schnell errieth was ich sagen wollte, schließ ich fast, von dem Gespräch müsse mehr wahr seyn als ich auch in meiner heftigsten Unruhe glaubte. Ihr Muthwill verwandelte sich plötzlich in das schönste Ernsthaft, das ich ihr jemals gesehen, sie sagte mir gleich, es ist wahr daß ich immer guts von ihnen geredt habe sowohl zu Scipio als zu seinen Brüdern und ich kann auch nie anders, denn ich kann mich nicht verstellen. Ach Gott wie viel Versicherungen sie mir gemacht hat, daß sie mit mir nie anders umgienge als wie es ihr ums Herz wäre und daß ich mich doch darauf verlassen könnte — ich hätte mich zu ihren Füssen werfen mögen und ihre Kniee mit meinen Tränen netzen — wie viel Lobeserhebungen, meines Herzens meiner Führung, wobey ihr das Feuer aus den Augen leuchtete — ich kann es unmöglich beschreiben aber denken werde ich immer dran und es war mir als ob ein Engel vom Himmel kommen wäre und mich wegen meiner Hand- | lungen aufmuntern wollte durch die liebevolle Versicherung, keine einzige davon sey unbemerkt geblieben. Sie drang nur immer in mich, ihr doch zu sagen, was mich denn in ihren Reden könnte beleidigt haben, jemehr sie in mich drang, desto mehr Wiederstand fühlte ich in mir, es ihr zu sagen, besonders da mir ein geheimer halbvergnügter Blick von ihr verrieth, daß sie es zu hören wünschte, um mit mir über diese Materien sich weiter auslassen zu können. Hätt' ich nicht durch sie selbst Augenblicke vorher Belohnung meiner Tugend erhalten: ich wäre schwach genug gewesen, ihr alles zu sagen. Aber so hatte sie, da sie mich jetzt so allmächtig bestritt, mir selbst vorher die Waffen zur Gegenwehr in die Hände gegeben. Sie wiederholte mir ihre Unterredung mit dem Schwager wörtlich — aber sie wußte über den Hauptpunkt so leicht wegzugliischen wobey ihr schönernsthaftes Gesicht über u. über erröthete und immer der Verräther im Aug lauerte, daß ich deutlich wahrnahm, sie wollte mir nur Gelegenheit geben das fatale Wort zu nennen um mir hernach darüber ihr ganzes Herz zu öfnen. Ich faßte mich — Gott warst du es, der mir die Stärke gab, oder war es Irrthum? Die Zeit wirds ausweisen — ich nahm ihre Hand voll der lebhaftesten Empfindung zwischen meine beyden und bat sie, mir lieber jenes Federmesser ins Herz zu drüken, als zu verlangen daß ich ihr mehr sagen sollte. Das hatte sie mir zugestanden, sie hätte den Schwager versichert, wenn auch aus der Sache seines Bruders nichts würde | werde ihre Freundschaft gegen ihn und mich nie nachlassen und wir möchten unsere Besuche nur nach wie vor fortsetzen. Ich vermuthe itzt mehr als wahrscheinlich aus dem schalkhaften Blick womit sie das begleitete und immer in mich drang, ob er mir noch mehr gesagt, sie habe im Scherz hinzugesetzt (da sie mich eben vorbeygehen sehen) alsdenn heurathe ich Herrn — Hätte ich ihr

dies gesagt, so hätte ein Wort das andere gegeben und — ein Zettel warnte mich, den sie mich einmal hat ziehen lassen, (es war ein Lotteriespiel in Versen. Den Tag als ich in den Keller fiel: sie lies mich ganz allein ziehen und ich stekte ihn schnell wieder unter die Karten, ohne ihn ihr zu weisen) vous avez un amour so ungefähr qu'un accident vous a fait réussir, et qui vous pourroit mener loin. Ich werde immer diese Besonnenheit behalten, wenn ich in ähnliche Versuchungen kommen sollte.

Itzt wandte sich die Unterredung auf den Schwager und ich erfuhr wunderbare Sachen, als sie ihr liebes Herz so ganz gegen mich ausschüttete, die mir in die Seele hineinschnitten. Seine boßhaften Launen gegen sie, seine Eifersucht, wodurch er sie oft vor den Augen der ganzen Welt prostituirte, seine erniedrigenden Liebkosungen, als ob sie ein Mädchen wäre das von der Gasse aufgehoben worden. Ich beschwur sie mir alles zu sagen, ich würde mit Ernst und Liebe trachten ihn zu hofmeistern und schlüg es nicht an, alles seinem Bruder schreiben und wenns mit Gefahr meines Lebens wäre. O wie der Engel sich mir | so öfnete und mir sogar versprach, auf mein Anhalten, obgleich sie im Anfang Schwürigkeiten machte, mir selbst einen Brief voll Beschwerden an Scipio anzuvertrauen, wenn der Schwager seine Begegnung nicht änderte. Ich konnte ihre gerechten Klagen kaum aushalten, noch weniger die Lobeserhebungen mit denen sie mich zu Boden drükte indem sie die meinigen über ihr englisches Betragen und über ihre Gedult erwiederte, meine ganze Leidenschaft war in diesem Augenblick verschwunden und hatte sich in Ehrfurcht Bewunderung und Mitleiden verwandelt. Dies leztere verwandelte sich fast in Wuth, als ich zu Hause über das Gespräch nachdachte, das der Schwager über Tisch mit mir geführt und es mit ihrer Erzehlung von diesem Vormittag verglich. Ich hatte mich nemlich nicht betrogen, er war noch früher als zur Parade da gewesen als sie eben ihr Schnürleib anlegte und hatte sich wollen Freyheiten nehmen, worüber sie gezwungen gewesen, ihm Grobheiten zu sagen, auf die er sich wegbegeben. Den Mittag redte er mir von Heurathen, Entführungen, bis er zulezt auch auf die Konkubinen kam und behauptete sie seyn so rechtmäßig als die Ehen, wenn man seinen Kindern die gehörige Erziehung gäbe und sich sein Kebsweib auf dem Todtenbette antrauen liesse, welches ich ihm nun sehr bestritt. Den Abend ängstigte ich ihn recht, ich erzehlte ihm nemlich ganz trocken, Araminta hätte mir gesagt er wäre den Vormittag da gewesen, wäre aber bald weggegangen weil sie eben im Schnürleib gestanden. Sie hätte mir aber dabey sehr piquirt geschienen (worüber ich ihn scharf in die Augen faßte. Zu merken, daß | sie mich ums Himmelswillen gebeten hatte, ihm nichts von allem merken zu lassen und daß ich zugleich wagte, wenn sie meine Falschheit erführe, könnte sie ihm in der Uebereilung auch viel von dem entdeken, was ich ihr anvertraut.) Das Wort piquirt setzte ihn ganz ausser Fassung er befürchtete, sie hätte mich was merken lassen, sein Gespräch am Mittag wog ihm auf dem Gewissen, er schlug die Augen nieder und ward roth, fieng auf eine sehr ehrerbietige Art von Araminten an zu sprechen, rühmte mir ihre Tugend, sagte mir, er habe sie bisweilen nur von weitem her wollen auf die Probe setzen, kam vom hundertsten ins tausendste, bis er endlich bey einer Liebe stehen blieb die er in Deutschland gehabt und die ihm glücklicher Weise den Faden zum Ausgang aus diesem Labyrinth reichte, in welchem ich ihn verfolgte. Er wollte mich durch Briefe und wer weiß was glauben machen, er habe in — einem Fräulein die Ehe versprochen, ich sollte sie besuchen wenn ich nach Hause reiste, itzt sey er oft entschlossen gewesen, ihr wegen ihrer grossen Armut jährlich 200 Dukaten auszumachen, bis er im Stande sey sie zu heurathen — kurz ich sehe daß er eben so verschmitzt als boßhaft ist, aber wenn er ein Proteus wäre, ich werde ihn halten. Er weist einen Eifer eine Liebe für seinen Bruder, die nichts als eine Larve seiner Leidenschaft ist, noch kürzlich hatt er ihm einen Brief geschrieben (und vielleicht nicht fortgeschikt) der ganz aufgebläht von Liebkosungen war, die im Grunde nichts sagten. Mit dergleichen Briefen sucht und weiß er sich bey Araminten in Gunst zu | setzen, der er wohl alle Woche einen vorliest. Mir will er glauben machen, sie liebe seinen Bruder nicht mehr und sie will er überreden, daß sein Bruder

wankelmüthig sey, zu dem Ende liest er ihr all die Ermahnungen vor die er ihm giebt und die völlig unnöthig sind. Ich merke dies und rede immer mit ihr von Scipio mit der größten Zuversicht. Sogar mir erregt er immer neue Zweiffel wieder ihn, gestern beim Schlaffengehen sagt' er mir, mein Bruder hat doch überall Liebsten gehabt wo er sich aufgehalten, wir wollen doch sehen, ob er diese auch wird lauffen lassen. Als ich ihm dagegen stritt, lenkte er ein. Er sucht mich immer zu überreden, gleich nach Hause zu reisen und nicht in die Schweitz, er fürchtet meine Gegenwart hier, besonders weil er sehr oft seine geheimsten Gedanken vor mir ausgeschüttet, von denen ich ihn anfangs immer mit Gelindigkeit zurükzuführen suchte. Ich werde dieses Betragen sovielmöglich noch immer beybehalten so lang ich bey ihm bin, um ihn ganz auszuholen und seinen geheimen Entwürfen entgegen zu miniren. Hernach kann ich den Medusenkopf schon auskehren. Gott der du meine Absichten siehest und daß ich sie nur glüklich will und daß für ihr Glük zu sterben mir der angenehmste Augenblick meines Lebens seyn würde du mußt mir zu Hülfe kommen. Sie überläßt sich ganz mir, sie hat mir heut in seiner Gegenwart ganz leise ins Ohr gesagt, als sie mit mir meinen Hut suchte, ich möchte doch morgen Vormittag wieder kommen: wer weiß was sie mir | mehr zu eröfnen hat. Ich muß meine Brust bereiten, Stand zu halten wieder ihre Reitze, damit ich nicht strafbarer werde als der den ich richte. Auch darf ich die Sachen nicht übereilen, er hat in der That manche Aufopferungen für sie gethan, wie leicht könnten diese nur Abirrungen seiner Leidenschaft seyn, die sie jedem einzuflössen vermögend ist. Vielleicht kann er ohne Schärfe geheilt werden, wenn sie meinem Rath nur folgt und zu Zeiten eine gewisse Entfernung gegen ihn annimmt, denn er kann ihr doch auch noch zu vielen Dingen ungemein nützlich seyn. Bey alledem könnte er Verdacht fassen, dies geschehe auf meinen Antrieb und hernach gegen mich bey Scipio (dessen Zutrauen er ganz hat) erschröckliche Verleumdungen schmieden, besonders aus ihren kleinen unvorsichtigen Reden &c — und ich würde sodann der Zerstörer ihres ganzen Glüks.

Jemehr ich seine Handlungen von der Abreise Scipios an bis itzt, zusammenstelle und vergläche, desto verdächtiger wird er mir. Wozu das romantische Projekt, sein Bruder solte sich den letzten Tag vor der Abreise heimlich mit ihr trauen lassen. Er verdunklte mir auch damals die Sache durch seinen Eyffer und Ungestüm. Wozu die Verwirrung mit den Briefen, wieder den ausdrücklichen Befehl seines Bruders, so daß sie dem Vater in die Hände fallen mußten, dessen Naturell er zu kennen vorgab. Auf der andern Seite konnte das Mißtrauen gegen seinen Bruder — Nacht | überall. Das was mich am meisten mißtrauisch macht, ist die Furcht die ihn befiel und die er mir entdekte, jedesmal wenn er ins Haus träte. War das kein böses Gewissen? Es läßt sich freilich auch entschuldigen — warten 'r!

Achter Tag.

Ich gieng ihn auf ihren Wink: ich wagte von ihm mitten in unsrer Unterredung überfallen zu werden, aber ich war zu allem gefaßt. Ihre Schwester hatte Singstunde, Araminta setzte mich auf einen Stuhl neben sich, aber wie sehr war ich verwundert, sie heute ganz verändert zu finden. Ich fragte sie ob sie gut geschlaffen hätte, sie sagte nein, sie habe fast die ganze Nacht gewacht, ich sagte ihr das nemliche von mir und lenkte gleich das Gespräch dahin wo wir gestern aufgehört hatten, berichtete ihr, ich habe dem Schwager gesagt, sie habe mir piquirt über ihn geschienen, daß er mir drauf gestottert er habe sie auf die Probe setzen wollen. Sie schien fast ein wenig unzufrieden mit mir, ich mußte weiter reden. Ich sagte, ich habe es für nöthig gefunden, weil er den Mittag ganz besondre Reden mit mir geführt, die ich ihrer Delikatesse zu schonen ihr nicht sagen wollte. Das besänftigte sie nicht, sie sagte mir mit aller möglichen Freundlichkeit, daß sie viele Freundschaft für den Schwager hätte und daß wenn er seine Launen nur in etwas ablegte, sie ihm recht gut werden könnte.

Ich bestand demungeachtet darauf, daß ich ihm in Ansehung ihrer nicht die besten Absichten zutraute, und rieth ihr eine gewisse | *)

— — — — — — — — — — — —

Vierter Tag.

Gestern Abend spät kam der Schwager ziemlich mißvergnügt nach Hause, ich bracht ihn aber durch die Erzehlung von Aramintens weisen Aufführung so weit daß er es bereute, ihr Vergnügen gestöhrt zu haben. Heut Morgen fühlt ich Weh auf der Brust (ich hatte auf dem Land in die Hitze getrunken) bey Tisch befiel ihn sein böser Geist, er sagt' ich werde wohl itzt auch Engheiten bekommen wie sie. Ich sagte ihm trocken daß ich mir nicht viel aus dem Leben machte. Nach Tisch ward ich zu seinem Bruder (es sind ihrer drey, zwey hier und Scipio zu Hause) geruffen, dem ich ein wenig von seiner unvernünftigen Führung eröfnete und ihn überredte öfter in das Haus zu gehn um ihm das Gegengewicht zu halten. Ich werde diese Mine fortsetzen und hoffe die stärksten Schanzen des Schwagers damit umzuwerfen. Wir beredten uns beyde an Scipio zu schreiben, damit er dadurch auf die Führung seines jüngsten Bruders aufmerksamer und vorsichtig gemacht werde. Unterdessen mag sein Theilnehmen an diesem Hause fortwähren, die Quelle mag davon seyn welche sie wolle. Er lernt mit ihr die Harfe zusammen und besorgt heute die Spedition des Presents. Und sie spielt ihre Rolle fürtreflich, ich bin erstaunt gewesen welche Gleichgültigkeit sie diesen Nachmittag gegen mich blicken ließ in seiner Gegenwart, und obschon er grad drauf zukam als wir von ihm sprachen (unsre Hausjungfer war da und schmähte auf ihn jämmerlich, daß ich ihn selbst zu entschuldigen suchte) wie sie ihm zu liebkosen wuste. Gott wie unglücklich bin ich. Ob er von unsern Geschichten etwas geargwohnt hat | er fieng wieder an seine Bramarbasliturgie abzusingen, dies geschah zu Hause welchen Kützel er heut hätte sich zu schlagen, wenn er auch auf dem Platz bleiben sollte, ich blieb ganz geruhig. Endlich zog er gegen unsere Hausjungfer, um sie zu erschröcken: ich merkte wohl wo das Spiel hinausvollte und bereitete meine Brust, er stieß in der That auf mich zu, ich blieb wie ein Marmor stehen und 's gelang ihm nicht, mich auch nur mit den Augen wimpern zu machen. Endlich als er nicht aufhören wollte, sagt' ich ihm ganz gelassen, stecken Sie ein und als das auch nichts fruchtete, faßt ich ihm mit beyden Händen in den Degen, daß er ihn nicht aus der Stelle brachte, nun denke wie viel Ernst bey seinem Muthwill gewesen da er aus aller seiner Macht arbeitete mir den Degen durch die Hände zu ziehen, aber es gelung ihm nicht. Er hätte mir beyde Fäuste zerschnitten, woher mir die Stärke kam weiß ich nicht, obschon ich ihm sonst an Kräften [nicht?] überlegen bin. Ich weiß nicht wie ich diesen Tag gestimmt war, daß ich mich nicht ärgern konnte und es war ein Glück, sonst hätt' ich meine Sache für immer verdorben. Er war so verwirrt und bestürzt über meine Stäke und Faßung, daß er mich anfieng ganz traurig zu bitten, ich möchte doch meinen Degen auch ziehen, wir wollten nur scherzen zusammen, er schwüre mir auf seine Ehre, ich sollte allein stossen, er wolle nichts thun als pariren. Ich kam nicht aus meiner Laune, sondern antwortete lachend: Warum das? ich scherze niemals mit bloßem Degen. Ha, sagte er (und ich wünschte Dir sein Gesicht dabey abmahlen zu können) wenn Sie nicht ziehen, so stosse ich Ihnen durchs Herz. Stossen Sie nur immer drauf loß, antwortete ich noch mehr lachend, ich werd Ihnen mit der Hand abpariren. Und wozu würd es ihnen nutzen, setzte ich ganz nachläßig hinzu. Diese Worte machten ihn tiefsinnig, und ich sah auf seinem Gesicht daß der Geist der Eifersucht ihn verließ. Er gieng aus meinem Zimmer und nachdem er eine halbe Stunde studirt, kam er wieder, küßte mir die Schulter, sagte er wollte mir Hände und Füße küssen,

*) Hier fehlen etwa fünf Tage, worunter eine Landpartie vorfan — wahrscheinlich eine Lage von vier Blättern.

wenn ich nur meinen Degen gegen ihn zöge. Wozu denn? antwortete ich nun ganz ernsthaft und stand auf, Sie müssen mir vorher die Ursache sagen. Er ohne mich abzuwarten machte Miene, mir grade durchs Herz zu stossen, und hätte den Stoß vollführt, hätte ich ihm nicht durchs seitwärtsausbiegen parirt. Wir waren allein im Zimmer. Eben als ich Entschluß fassen wollte die Sache ganz ernsthaft zu nehmen, schlug er ein Gelächter auf, daß es ihm doch gelungen wäre mich zu erschröcken. Ich lächelte mit und sagte ihm nur, Sie machen zu ihren Späßen so ernsthafte und traurige Gesichter, daß man sich leicht betrügen kann. Hierauf machte er das Packet von Araminten an seinen Bruder fertig und ich gieng zu ihr, wohin er denn auch kam und mich mit Reden verwirren wollte aber mit gleicher Münze bezahlt ward. Er rühmte mir seinen Fortgang auf der Harfe und sagte er wolle mir ein Stück spielen, daß ich danzen sollte dazu wie eine Katze. Ich werde danzen grad wie Sie spielen — und er verstummte. Ich gieng diesen Abend zeitiger | fort um nicht der Abfertigung des Presents im Wege zu seyn, es wurde mit Kaufmannsgütern fortgeschickt. Zu Hause fand ich ein Billet von Herrn Werthes der mit seinem Baron mich aufgesucht hatte, ich gieng halb ungern in den Geist, ward aber durch einen recht vergnügten Abend der bis in die Mitternacht dauerte für die Mühseeligkeiten dieses Tages recht gut belohnt.

Fünfter Tag.

Welche Pein! ich leide wie ein Verdammter. Grosse Götter! schlagt mich nicht gänzlich danieder. Den Mittag kommt der Schwager heim, erzehlt mir ganz vergnügt, das Present wäre abgegangen, macht mich auch ganz vergnügt dadurch. Auf einmal platzt er aus: wie? Sie wollen Araminten italienisch lehren? Ich stelle mich als ob ichs ganz vergessen hätte, ach ruf ich endlich, ich erinnere mich und erzehl ihm ganz ungekünstelt die Veranlassung, sie habe neulich eine italienische Arie gesungen die ich ihr habe übersetzen müssen und da hab ich ihr vorgeschlagen, und dergleichen. Er überladet mich mit Liebkosungen, Freundschaftsbezeugungen, Enthusiasmus, sagt er wolle die Stunde mit nehmen, verspricht mir güldne Berge, verspricht mir mehr Lectionen in der Stadt zu verschaffen, als ich jemals verlangen werde. Ich sitze erstaunt verwirrt stumm, meine gleichgültige Rolle will mir nicht mehr gelingen, ich stelle mich kalt zu haben, klage über Fieber, weil ich über den ganzen Leib zitterte von den verschiednen Leidenschaften die mich bestürmten. Alle meine Sinnen endigten sich hier. Auf welche Art mußte | sies ihm vorgetragen haben. O grausames und zärtliches Herz! Ich sah wohl ein daß es war um mir (weil ich mich itzt vom Schwager trennen sollte) den Zutritt in ihr Hauß frey zu behalten und zugleich mir aus des Schwagers Beutel eine kleine Sportel zu verschaffen. Ach sie hat viel mehr für mich gethan und gewagt, als ich jemals für je gethan und gewagt habe. Noch heutzutage ist mirs ein Räthel wie sie ihm die Sache vorgetragen hat, doch hab ich aus einigen ihrer Reden nunmehr gemerkt, daß sie ihm mit der unsinnigen Hofnung geschmeichelt, mit ihm nach Italien zu gehen. Welche Verwegenheit! da sie ihn verabscheut, wie sie mir selbst gestanden. Unterdessen da sie itzt aus seinem Munde redete, konnt ich ihm nicht wiederstehen, er beschwur mich die einzige Freundschaft die einzige Gütigkeit die ich ihm erweisen möchte, ich sollte nicht nach der Schweitz gehen, ich sollte in Strasburg bleiben und ununterbrochen beyde italienisch lehren. (Sie hatte erfahren, daß ich nach der Schweitz hatte reisen wollen.) Des Todes wollte ich seyn, ich versprach, ich versprach alles. Welche Abstechung. Den Tag vorher hatte er sich noch mit mir herumgestritten wie ein Narr, ich möchte doch geschеidt seyn und dem Ruf meines Vaters in mein Vaterland folgen und lieber gleich abreisen, lieber heut als Morgen. Heut hingegen nichts als Rathschläge mich hier einzurichten, drang ich sollte und müßte ihm versprechen hier zu bleiben, Projekte | Anerbietungen — nur nicht reisen. Grausame bist du es also die auch meine Feinde beseelt, mich hier festzuhalten, um meine Folter zu verlängern. Täglich soll ich dich sehen — und in seiner Gesellschaft! Stell dir vor Goethe! mit

welchen Herzensbewegungen ich ihn anhören mußte sich zu diesem Projeckt Glück wünschen und daß er sich dadurch noch einen Zutritt ins Haus erspahrte, auch wenn die Sache mit seinem Bruder zurükgienge. Und ich soll ihm dazu die Waffen leihen, mich tödlich zu verwunden täglich und sie zwingt mich dazu! Grosse Götter! ihr thut mir Unrecht — verzeyht — ich will sie seyn sie mit meinen Blicken straffen, zu ihren Füssen sterben für Schmerz und für Erkenntlichkeit.

Nachmittag.

Es ist vorbey, ich will sie nicht mehr lieben, es ist eine Undankbare, Kleingläubige, Leichtsinnige — Gott weiß was? Ich gehe zu ihr, treffe sie mit der Mutter allein, sag ihr mit einem bittern Ton, ich habe vom Schwager gehört, sie hab ihm den Vorschlag gethan mit ihm Italienisch zu lernen. Er ist sehr vergnügt darüber setzte ich hinzu und ich auch, ich bin entzückt darüber, wobey ich sie zornig ansah. Sie entschuldigte sich, sie hätte befürchtet, er würde es ihr für eine Falschheit auslegen, wenn sie ohne sein Wissen italienisch von mir gelernt hätte, da ich jetzo von ihm auszöge. (In der That kann sie da wohl recht haben, aber was geht es mich an.) Sogleich um mich zu besänftigen, führte sie mich in die Kammer | mir ihre Lection auf der Harfe zu repetiren. Hier hab ich einen der grösten Fehler gemacht, der nur zu machen ist. Wir waren allein. Sie that dies ausdrüklich um mir Gelegenheit zu geben mein Herz u. alle verliebten Vorwürfe vor ihr auszuschütten und dann sich zu rechtfertigen, so daß die Mutter nicht hörte, die sehr zufrieden mit unserer Freundschaft, sehr unzufrieden aber mit unsrer Liebe bei allen Gelegenheiten sich bezeigt. Meine verdammte Behutsamkeit verhinderte mich, auch war ich nicht mehr böse, wer kann mit einem ganzen Himmel voll Freud und Lächeln böse seyn. Im Gegentheil von unbekannten Gefühlen der Erkenntlichkeit ergriffen, faßte ich maschinenmässig ihre Hand und verschloß mir den Mund damit über fünf Minuten. Meine Wuth setzte sie ganz ausser Fassung sie spielte, aber nicht lange und falsch, ich wieß sie immer zurecht und mußte zu dem Ende meine Hand zwischen ihren Arm und Brust gehen lassen, sie drükte ihre Schneebrust gegen meine Hand, aber ich blieb in den Grenzen der strengsten Ehrfurcht und wie konnte ich anders, ohne der verworfenste Bösewicht zu seyn? Sie hatte nur zwey Tackte bei ihrem Meister gelernt und es war die zweyte Stunde erst gewesen: bewundre die Macht des Kleinen Gotts! in einigen Minuten hatte sie jetzt mit meiner Hülfe das ganze Stück heraus. Sie jauchzte und rief es ihrer Mutter zu und daß ich ihr jetzt immer weisen sollte — der Schwager trat hereiu und ward nicht im geringsten eyfersüchtig wiewol er uns beyde allein auf dem Kanapé fand, das setzte mich in Wuth, ich hätte weinen mögen. | Die gute Mutter brummte ein wenig über unser Harfenspielen, das brachte mich wieder zu mir selber. Wir giengen in die Stube — lieber Goethe ich kann über diese Stelle nicht weg ohne daß mein Blut in den Adern erstarrt, ich muß mir sie ganz mit ihr aufklären, es ist der kranke Fleck den ich in meinen Gesprächen mit ihr immer anzurühren vermeide, ohnerachtet sie mir oft Gelegenheit dazu giebt, sie zeigt mir aber immer soviel gutes Gewissen dabey in ihren Blicken, daß ich das Herz nicht habe anzufangen — Sie erzehlte dem Schwager wie geschwind sie bey mir gelernt hätte und daß sie mich bitten wollte alle Tage mit ihr zu repetiren, ich setzte mich an einen kleinen Tisch, ihr einige Noten zu schreiben, der Schwager kam im geringsten nicht aus seinem guten Humor. Er trieb es so weit, daß sie einen Schrey machte und böse ward, ich sah auf und beyde mit einem finstern Ernst lange an, sie begegnete meinem Blick ungezwungen, er aber kehrte die Augen ab. Die äl[te]ste führte mich aus Klavier mir eine neue Arie vorzuspielen die sie von ihrem Singmeister bekommen hatte. Ich vertiefte mich in den Sinn der Worte der sehr rührend war, sah und hörte nicht, bis ich mich sanft an der Schulter angestossen fühlte, wie einer der aus einem Traum gewekt wird. Sie war es, sie gieng mir vorbey als ob sie aus der Kammer was zu nehmen hätte und fragte mich da ich mich plötzlich um-

wandte was doch das Wort bedeutete: trema. Ohne meine Ant- | wort abzuwarten gieng sie in die Kammer.

Ich Unglücklicher verstand sie nicht. Nach einigen Minuten machte sie diesen Gang zum zweyten male, ich stellte mich sie nicht zu sehen, um der Schwester zu schonen, ich fühlte Ihre Hand wieder ohne daß es jemand gewahr ward, weil sie so lang ist ich so klein und sie mir hart vorbey gieng. Jetzt kehrte ich mich nicht um. Der Schwager folgte ihr in die Kammer. In dem Augenblick hörte ich meinen Namen ruffen. Sie hatte die Thür halb offen und stand in einer weinenden muthwilligen Stellung als ob sie sich gestossen hätte, der Schwager bey ihr der sie beklagte. Ich fragte sie ob ich vielleicht sie angestossen hätte, ja freylich Sie, antwortete sie mir halb weinend halb muthwillig und setzte sich wieder auf ihren ersten Platz. Ich aber fuhr fort nach der Arie zu hören und lobte und applaudirte von neuem. Ich Unsinniger! der ich den Sinn ihrer Handlungen nicht entziffern konnte. Grausames Schicksal spielst du immer Ball „mit unserm armen Kopf und Sinnen". Ich weiß nicht ob sie Verdruß gefaßt hatte über mein gefühlvolles Zuhören und die zärtlichen Blicke die ihre Schwester mir im Singen warf, kurz ich sah sie in dem Augenblick mit einem festen entschlossenen Schritt und finstern Blick die Stube hinunter nach der grossen Thür zugehen und der Schwager folgte ihr. Sie kehrte sich nicht um nach mir, wie sie sonst immer thut wenn sie mich vorbeygeht | sondern sah steif vor sich hin. Ich war so vor den Kopf geschlagen von alledem, daß ich mit all meinen Sinnen nicht begreiffen konnte, wo das hinauswollte. Endlich hört' ich mich ruffen. Ich stürzte zur Thür hinaus, sie fragte mich, Sie haben doch unser Puppenkästchen schon gesehen, das oben auf der Bühne steht. Ich hatte es in der That mit ihrer Schwester noch nicht zeit gar lange besehen, aber ich sagte ganz fest, nein! sie wiedersprach mir eben so fest, Sie haben es gesehen sagte sie, ich gehe es Herrn v— zu zeigen, aber sagen Sie niemanden wo wir hingehen. Hierauf stieg sie mit ihm hinauf, nachdem sie von ihrem Mädchen den Schlüssel gefodert hatte. Ich dachte die Länge lang den Boden hinzustürzen, gieng ohne Verstand zum Klavier zurük, als die Arie aus wahr, nahm ich ganz maschinenmässig Hut und Stock und fort. Mein erster Gedanke war in die Schweitz, ich wollte mich in dem Moment auf den Postwagen setzen. Zum Unglück gieng keiner ab. Ich wäre zwey dreymal bald mitten auf der Strasse niedergefallen so schwindelte mir. Unseeliger Schwindel! unseelige Leidenschaft! Hätt ich nicht in dem Augenblick die ganze Gegenwart meines Geistes behalten und ihnen auf dem Fuß nachfolgen sollen, obschon sie mirs verboten hatten, obschon — aber ich hätte durch dieses Mißtrauen das ganze Haus beleidigt, wo alles mit so sichern Schritten geht. Ich musste zum Baron H— der glüklicherweise nicht zu Hause war und mir also ein Viertel Stunde zum | Erholen ließ. Wär er da gewesen er müßte mich für betrunken oder wahnwitzig gehalten haben. Ich gieng auf und ab, sah aus seinem Fenster in den Fluß, dacht es zu öfnen und herausstürzen, als er hereintrat. Er fragte mich ob mir nicht wohl wäre, ich hatte schon soviel Besonnenheit, eine Lüge herauszustammeln. Tausend Entschlüsse drängten sich in meinem Kopf herum, ohne daß ich einen einzigen deutlich denken konnte. Ich wollte wieder hin, vielleicht braucht sie meiner Hülfe — aber gleich fiel mir ein, sie ist dessen nicht werth und erstickte alles. Ich haßte und verabscheute sie jetzt so sehr als ich sie sonst geliebt hatte. Sie auf immer zu verlassen, nie wieder vor meine Augen, das war die einzige Stimme die sich unaufhörlich in meiner kluchzenden Brust hören ließ. Alles schien mir so angelegt, so veranstaltet, daß ich es für lächerlich hielt Lärmen zu schlagen. Ach hätte ich sie gekannt! Auch haben mir die Folgen und ein ruhiges Nachdenken bewiesen daß es alles angelegt war. Die Mutter da, die Schwester da, beyde gehen fort hinaus, sie ruft mich durch die Thür ins Vorhaus hinaus, spricht laut mit mir, fodert laut die Schlüssel von ihrer Magd, die zu dem Ende in die Stube geht, deren Thür offen geblieben war und doch verbietet sie mir zu sagen wo sie hingegangen wären. Aber der böse Geist saß itzt in mir, ich sah sie nur in den allergrausamsten

Umständen, alle Fragen des Baron H— beantwortete ich verwirrt, er schlug mir eine Spazierfarth vor, ich verbat sie ich lief unter dem Vorwand ein Buch zu holen nach Hause ich wollte mich umbringen, aber immer hielt mich der | grausame Gedanke zurük, sie ist dessen nicht werth. Ach wie alles Eiß mir in der Brust war. Ich dachte wie ich dem Baron H— eine Reise in die Schweiz einschwatzen wollte. Aber welch ein Unglük und wie sehr bedauerte auch er es, daß die beyden Deutschen mit denen ich gestern Abend im Geist zusammen aß, heut Morgen früh schon abgereiset waren, sonst hätten wir vier Gesellschaft zusammengemacht. Hier erst fieng sich meine Brust wieder an den Flammen zu öfnen. Wie wenn alles dies Maskerade gewesen wäre mir zum besten angestellt, den Schwager zu berauschen? Wir lasen mit H— die Geschichte vom Landvogt Grebel, als ich am Ende war konnt ich mich nicht länger halten, ich nahm meinen Degen und lief wie ein Unsinniger hin auf den Schauplatz. Wie ein Richter will ich erscheinen dacht ich, alles aufklären, rächen oder verzeyhen. Wie erstaunte ich als ich alles daselbst in der besten Ruhe und Ordnung antraf. Kein einziges verwirrtes und verstelltes Gesicht als meines. Eine Fremde war da, die ganze Familie mit dem Schwager spielte Karten, der Vater saß dabei und laß im Buch. Ich spielte eine elende Rolle. Die Ruhe der Seelen wohnt also auf allen schuldigen Gesichtern dacht ich und verläßt nur die unschuldigen? Ich mußte mit spielen, sie brachte mich aus aller Fassung. Der Schwager war in dem liebenswürdigsten Humor von der Welt, wie konnte er das, wenn er seinen Bruder — entsetzlich. Sie war höflich gegen den Schwager, er halb scherzhaft schlug ihr ein Spazierreise in den Herbst vor, sie wie mit einem Ton des Mitleidens vergesellschaftet mit | einem Seitenblick auf mich schlug sie aus. Die Mutter die vorher über mich gebrummt hatte, war itzt ausserordentlich freundlich gegen mich. Das was am meisten mir die Schuppen von den Augen zog, war daß als ich in die Stube trat und mich hinsetzte, sie noch immer ausserordentlich munter und vergnügt war, so wie ich aber da blieb und beharrte meine Augen von ihr abzuwenden, sie ihren Humor so sichtbar veränderte, daß solches zulezt den Schwager selbst beunruhigte, der doch vorhier lustiger als Phaëton war. Um ihn zu beruhigen sah sie ihn mit einem seynsollenden zärtlichen Blick an den ich belauschte und nichts als Zorn und Verachtung drinnen fand, hierauf bekam ich einen der noch zorniger war, Majestät und Hochmut, gleich als ob sie zu meinem Verdacht durchgedrungen wäre und ihn verachtete. Ich verlor wie natürlich erschröklich, ich spielte ohne Verstand. Sie verlieren, sagte sie kurz, nicht viel, antwortete ich trocken. Es schien daß ihr der Sinn dieser Worte durch die Seele gieng, ihr Blick wurde feuriger und verwirrte[r] und da sie keinen Gegenstand zu ihrem Zorn finden konnte, so ließ sie ihn an ihrer Schwester aus, die eben einen Fehler im Spiel gemacht. Als das Spiel aus war rükte ich meinen Stuhl ans Klavier auf dem ich einige Griffe that, ich schielte dem ohnerachtet hin und sah daß sie ihrem Vater ins Ohr flüsterte welcher lächelte. Sie merkten daß ich schielte und sagten mir, ich wäre wohl verdrüßlich daß ich soviel verloren hätte. Hier kehrte ich mich sehr ernsthaft zu Araminten und sagte mit Nachdruck: Ich glaube | nicht, daß ich verloren habe, worüber sie in Nachdenken verfiel, mittlerweil der Schwager mit der ältesten Schwester Händel hatte. Hernach weckte ich sie gleichsam aus dem Traum durch die Frage die ich zwey dreymal wiederholen mußte, eh sie mir sie beantwortete: Wer hat denn gewonnen? Ich habe drey Sols gewonnen, sagte sie mir endlich ganz ungeduldig. Es war nicht wahr, ich hörte hernach vom Schwager, daß er eine Menge Geld gewonnen hatte, aber sie hatte das Herz nicht, mir ins Gesicht zu sagen, der Schwager hätte gewonnen.

Beym Heimgehen sagte mir der Schwager, er wär in seinem Leben noch nicht so vergnügt nach Hause gegangen. Wie so? fragte ich, er antwortete mir nicht. Es wird wohl seyn, weil das Present unterwegs ist. Wieder keine Antwort.

Unser Gespräch überm Nachtessen war sehr ernsthaft, ich wollte mich aufklären um einschlafen zu können. Wir redten vom König von Preussen, von da kam ich

auf die Bordelle in Berlin und die Antwort so er den Pfaffen gegeben, die ihm darüber Vorstellungen gethan: „Wollt ihr eure Weiber und Töchter hergeben?" Ich mahlte ihm lebhaft vor die Unordnungen die junge Freygeister in Familien anrichten könnten und rührte ihn daß ihm die Augen wässerten. Das tröstete mich, wär er schuldig gewesen, er hätte müssen böß' auf mich werden, denn ich faßt' ihn teuflisch scharf dabey in die Augen. Er sprach | nur mit Andacht vom König in Preussen, bedauerte daß er nicht in seinen Diensten geblieben, prahlte daß er mit ihm gesprochen, für einen seiner Verwandten sollicitirt hätte, sagte er wäre bey all seiner Grösse im Umgange so zuthätig und freundlich als ich. Ich glitschte nicht ab von meinem Thema dem Frauenzimmer, und freute mich daß er dem Gespräch nicht allein Stand hielt sondern es auch fortsetzte. Redten von der Tugend der Frauenzimmer und wie unentbehrlich sie allen übrigen Reitzen sey. Er meynte wenn eine Frau einen Mann hätte der sie nicht befriedigen könnte, wär es ihr keine Sünde einen andern zu halten nur daß es niemand erführe. Ich sagte, so würden Sie einen guten französischen Ehmann abgeben — er lenkte endlich wie alle Abend vor Schlaffengehen seine Gewohnheit ist, daß Gespräch auf seinen Bruder, wo ich ihm denn wieder Hoffnung einsprechen mußte. Unter andern sagte er, er würde krank für Freude werden wenn sein Bruder wiederkäme.

Sechster Tag.

Gieng nicht hin. Spazierte mit G— der mir ein Wort sagte übern Michaelis (wiewohl unwissend, daß ich je etwas wieder ihn gesagt oder geschrieben) das ich mir vornahm ihm zu versalzen.

Siebenter Tag.

Ich gieng hin, die Parade zu sehen. Sie war nicht da. Kam gegen Mittag, wir grüßten uns stumpf und ich sagte nicht | ein einzig Wort zu ihr. Den Nachmittag gieng ich halb rasend aufs Kaffeehaus. G— kam zum Unglück mir in die Queer, ich prostituirte ihn öffentlich. Knöpfte ihm die Weste auf bis auf die Hosen, er ward blaß und lachte. Es war kein Mittel da ihn böse zu machen, er gab mir sogar da wir hinausgiengen, denn ich schleppte ihn wohl zwey Stunden herum, zu verstehen, er sey über die Jahre weg, da man Ehrenhändel ausmachte. Da führt ich ihn auf die Promenade und fand eben meine ganze Gesellschaft dort, weil es ein sehr schöner Sonntag war. Wir giengen uns zweymal hart vorbey ohne uns anzusehen, endlich als sie sich niedergesetzt hatten trat ich an sie, redte aber ihre Nachbarin an, obschon ich grad vor ihr stand. Ihr furchtsamer und bescheidener Blick rührte mich tief. Ich ward das kleine niedliche Weib am Ende der Bank gewahr und grüßte sie, Araminta glaubte ich beurlaubte mich und machte mir ein Gegenkompliment ich blieb aber vor ihr stehen und setzte mein Gespräch mit der Nachbarin fort, sie gab mir nun einen Blick der unaussprechlich viel sagte und setzte hinzu, aber sie benehmen mir ja die Aussicht auf die Promenade. Ich wich ein wenig, sagte ich würde gleich fortgehn ich hätte mir vorgenommen die Komödie zu sehen. Was für ein Stük giebt man fragte die Nachbarin eine Französinn, den englischen Waysen sagte ich, Araminta bückte sich herüber uns zuzuhören, unter dem Vorwand daß sie ihre Uhr mit jener ihrer vergleichen wollte. Wir redten | über das Stük, sie sagte zu ihrer andern Nachbarin mit einem Seufzer: Und wir wollen Karten spielen, das wird eben so gut seyn. Als ich aus der Komödie nach Hause kam fand ich die Stube abgeschlossen und der Schwager hatte den Schlüssel mitgenommen zu Araminten, um mich dahin kommen zu machen, wie ich hernach erfuhr, damit ich den Abend dort mit ihnen verbringen möchte, denn gemeiniglich mach ich sie lustig mit kleinen Historien. Aber ich wollte diesmal nichts verstehen, sondern speiste in meiner Wirthin Zimmer zu Nacht, worüber er mir hernach Vorwürfe machte. Ich erzehlte ihm drauf den Innhalt von Eugenie (die man diesmal statt des Waysen gegeben hatte) so lebendig daß er ganz melankolisch ward und als

ich ihm erzehlte, es hiesse der Vers. des Stüks sey in Wien gefangen und rasend geworden, sagte er, er werde es auch werden.

Achter Tag.

Ich gieng heut wieder nicht hin. Den Abend als ich ganz vergnügt von einer poetischen Abendmalzeit mit Br. H— heimkehrte, fand ich den Schwager ganz ausser allen Sprüngen. Sie war in grosser Gesellschaft nach Kehl hinaus spaziert und als er sich angeboten mitzugehen hatte sie ihn bedeutet, es hienge nicht von ihr ab. Den Abend war sie ganz melankolisch zurükgekoumen. Und nun hatte er eine Botschaft an mich, ich möchte morgen doch um 10 Uhr Vormittags zu ihr kommen und das ganz unfehlbar, sie wollte mit mir ihre Lection auf der Harfe durchgehen, ehe der Meister käme. | Ich war vergnügt genug darüber (verrätherisches Herz!) must' es aber verbergen und alles anwenden, ihn wieder zufrieden zu sprechen. Er hatte sie mit dem jungen Musikus in Argwohn der diesen Abend dort gespeiset. Ich gieng den

Neunten Tag

hin, aber fest entschlossen, mein Herz los zu machen. Verrätherisch Herz! wie wenig kenn ich dich. Ich war dreyviertel Stunde zu spät gekommen, behielten also nur noch eine Viertelstunde bis zur Ankunft des Meisters. Sie bezeugte mir ihren Unwillen darüber auf die sanfteste Art von der Welt, redte zwey Worte mit mir über die wunderliche Aufführung des Schwagers und bat mich dabey mit den zärtlichsten Blicken ihm nicht wiederzusagen — unglükliches Herz! Ich hatte versprechen müssen den Nachmittag wiederzukommen, gieng zum Ott den ich wohl über ein halb Jahr vernachläßigt hatte, aus zu grossem Antheil an Scipios Geschäften. Dieser edle Bube behielt mich zum Mittagsessen, faßte mich an tausend weichen Seiten, daß ich ihm mein ganzes Herz eröfnete. Das heißt soweit es seinen Augen erlaubt seyn darf hineinzusehen. Da er täglich in dem Hause mir zugesehen hat, gab ich ihm zu ein und andrer meiner seltsamscheinenden Proceduren den Schlüssel, worüber er erstaunte. Es war Aramintens Werk uns wieder einander zu nähern, sie warf mir einmal vor, warum ich nicht mehr | mit ihm gienge, da sie doch wüste daß ers nicht um mich verdient hätte. Jetzt richtete ich ihn ab, (da ich vom Schwager ausziehen wollte) dessen Gesinnungen und Handlungen auszuspioniren, zu welchem Ende ich ihm dort die französische Lection verschafte. Ich entdekte ihm meinen Plan auf die Zukunft, und er vergalt meine Offenherzigkeit mit der Rechtfertigung einiger seiner Handlungen und Enthüllung seines Plans, wo ich ziemlich deutlich in meiner Warnehmung bestärkt wurde, daß er Aussichten auf die älteste hätte und durch die Vergnügungen die er in dem Hause vorschlug und anzettelte den Gram und Melankoley der jüngsten zu zerstreuen suchte. Ich bat ihn haushälterisch und vorsichtig damit zu seyn, damit er nicht ihr Glück verderbe, wenn der Schwager [sich] einfallen liesse, dem Bruder die Sachen aus einem falschen Licht vorzustellen, welches er bey jedem neuen Anlaß drohete. Denn er ist wie ein grießgrammiger Wolf und Bär, sobald er nur sieht daß die Gesellschaft anfängt lustig zu werden, meynt es sey wieder den Respekt den sie ihm und seiner künftigen Schwiegerinn schuldig sind und macht tausend dumme Streiche alles Vergnügen wenn es auch nur die mässigste Höhe erreicht hat und noch ganz in den Schranken der Sittsamkeit sich freywillig einkerkert, dennoch zu zerstören und zu verwirren. — Ich gieng den Nachmittag wieder hin fand den Schwager und sie beyde maulen. Ich mußte fort weil ein neuankommener Landsmann mich hatte suchen | lassen, sie ließ mich nicht loß, ohne daß ich verspräche noch einmal wiederzukommen, welches ich denn auch that. Fand sie Karten spielen, sie machte dem Schwager tausend böse Streiche, welche er alle mit grosser Geduld verdaute weil sie ihm in meiner Abwesenheit ein Present mit einem schön gestrikten Beutel gemacht. Vorm Abendessen wollte ich fortgehen, er gedachte dazubleiben, sie rief aber, warten Sie Herr L . . . z, als er seinen Hut suchte, er mußte also fort mit mir. Im Herabsteigen sagte ich zu ihm: Herr

von: . . wir essen heut die Henkersmalzeit zusammen, weil es der letzte Abend war, da ich mit ihm zusammenwohnte. Ich war in der That den Abend anderswo versprochen, er überredte mich aber absagen zu lassen, er wollte Wein holen lassen, wir wollten uns diesen Abend zum letztenmal noch recht miteinander lustig machen. Das erinnerte mich meines Traums sogleich und meine Ahndung ward wahr gemacht. Wir tranken, er redte von seinem Hange zur Eifersucht, ich sagte ihm frey heraus, daß sein Karakter überhaupt viel zu argwöhnisch wäre. Der Student der in unserm Hause wohnt, kam um zehn heim, mit einigem Geräusch, das kränkte seine Majestät er schimpfte laut auf ihn, daß der Mensch oben es hören mußte, ich berief ihn sehr nachdrücklich. All gut, er fieng an zu spassen, wollte mich scherzweise aufheben, das wird | ihnen nie gelingen sagte ich und in der That gelang es ihm nicht worüber seine Augen voll Feuer wurden, doch ließ er noch nichts ausbrechen. Endlich nach tausend Albernheiten nahm er die Zitter und wollt unsere Hausjungfer schlagen damit, ich erzehlt ihm von einem Ballet das ich gesehen, wo ein Musikant dem andern seine Baßgeige auf dem Kopf entzweyschlägt, ja sagt' er, ich habe Sie da mitspielen sehen, Sie irren sich antwortete ich, Sie haben in den Spiegel gesehen, das machte ihn wütig, er wollt' aber noch nicht das Ansehen haben. Einige Augenblicke nachher nahm er seine grossen Stiefel mit den Stiefelhölzern drin und sagte mir, er woll mir ein Present mit den Stiefeln machen, wenn ich ihm erlaubte, nur einen Schlag mir auf den Kopf damit zu thun. Und Sie sagte ich werden mir erlauben den andern Stiefel auf Ihrem Kopf zu probiren. Das machte ihn rasend, er stund auf und sagte er wollte mich aus dem Fenster werfen, da müssen Sie voran schrie ich und stund gleichfalls auf, unsere Hausjungfer warf sich ihm in die Arme. Laß ihn kommen sagte ich, er griff nach seinem Degen, Sie werden auf einen wehrlosen Menschen doch nicht ziehen, sagte ich. Er antwortete mir ich könnte meinen suchen, und löschte zugleich das Licht aus, er wolle sich mit mir im Dunkeln schlagen. Ich hätte bald gelacht, besonders über unsere Hausjungfer, die ein Geschrey und Gequick anfieng und nicht wuste, ob sie es wagen dürfte Licht zu holen und seine Arme loß zu lassen, denn er hatte den Degen zwischen beyden Fäusten, und das Mädgen liebt mich aufrichtig. Ich riß sie mit Gewalt loß von ihm und hieß ihr in Teufels Namen Licht bringen, blieb also mit dem Schwager allein in den Finsternissen, unbewehrt, hatte ihn aber am Arme angefaßt als ob ich treuherzig mit ihm redete, bey der geringsten Bewegung die er gemacht, hätt' ich ihm Arm und Bein gebrochen. Zugleich redte ich sehr nachdrücklich und vernünftig mit ihm, der wie ein Maulaffe da saß in der größten Unentschlossenheit, wie daß ich noch nicht soviel Wein getrunken hätte, mich den letzten Abend daß ich mit ihm zusammen wäre, mit ihm herumzurauffen, so sehr er mich auch beleidigt hätte, er sagte mir ich hätte ihn beleidigt, ich verstünde keinen Scherz und wenn ich Offizier wäre, so könnte die Sache so nicht bleiben, wir wollen von der ganzen Sache abbrechen sagte ich und schlaffengehen, das wird das beste seyn. Unsere Hausjungfer kam wieder mit dem Licht und war erstaunt uns ganz ruhig und friedlich beyeinander anzutreffen, er den Degen in der Hand und ich seinen Arm in meiner. Beym Schlaffengehen gab er mir die schönsten Worte von der Welt, redte soviel von seiner Freundschaft für mich, fragte mich, da ich itzt von ihm schiede, ob ich auch wohl die Heimlichkeiten von ihm und, seinem Bruder andern wiedererzehlen würde. Ich sagte, das würde sehr unvernünftig von mir gehandelt seyn, da ich mir selbst verdrießliche Folgen davon zu erwarten hätte, da ward er ruhig und schlief ein, nachdem ich ihm nochmals das Versprechen wiederholt hatte, von dieser Scene niemanden was zu sagen. (Ich bitte dich also gleichfalls, sie immer bey Dir zu behalten.) Es hätte mir in der That nicht viel Ehre gemacht, mich in gewisser Absicht mit meinem Patron geschlagen zu haben und auf diese Art von ihm geschieden zu seyn. Vielmehr sagte ich allen Landsleuten, wir hätten noch den letzten Abend zusammen wacker mit einander geschmauft.

Zehnter Tag.

Beym Erwachen war er mein bester Freund. Zeigte mir einen Brief von Aramintens Vater, den er unter seinem Kuvert fortschicken wollte. Zugleich aber hatte derselbe unter dem Kuvert seines andern Bruders einen Uriasbrief an Scipio geschrieben, worin er seinen mürrischgroben und unerträglich eyfersüchtigen Karakter abgemahlt, mit welchem Verfahren Araminta nicht gar zu zufrieden war, obgleich ihr eignes Wohl es nothwendig gemacht hatte. Ich schrieb mit ein Paar Worte in diesen Brief und trug ihn selber auf die Post. Ich setzte mich der Gefahr aus, vor dem Posthause mit ihm zusammenzutreffen. Nachdem ich umgezogen war, schrieb ich den Brief aus Jungfer L . . . Hause an Goethen und gieng drauf sogleich hin. Welche wohllüstige Augenblicke auf die Gefahr. Sie plettete alles ließ sie stehen und führte mich in die Kammer, die Lecktion auf der Harfe durchzugehen. Fehlte, daß ich sie zurechtweisen sollte, ließ immer die eine Hand sinken als ob sie müde wäre, die ich dann mit Küssen bestrafte. Drückte wieder meine Hand an ihr Herz, wenn ich zwischen ihrem Arm und Brust durch sie zurechtwies. Gott verzeyhe mir alles! Sie gieng wieder zu ihrem Weißzeug, den Augenblick drauf sagte sie, lassen Sie uns noch einmal spielen. Wir flogen wieder in die Kammer, sie redte mehr als sie spielte, zeigte mir hernach ihre Bänder und Blumen, stekte mir eine Rose in die Haare, und als ich sie herausnahm und wieder in ihr Haar stecken wollte, riß sie mir sie aus der Hand und stekte sie sich vor die Brust. Ich war im Himmel. Sie wollte mir leugnen daß sie von dem Brief ihres Vaters wüste, ich glaube um mich nicht zu stolz zu machen. Wir kehrten wieder zum Weißzeug, immer unruhig immer unbeständig war sie, ich fragte sie, ob sie das Geheimniß wüste ein glühend Eisen ohne Schaden anzufassen. Sie fragte wie, ich sagte man muß es aus allen seinen Kräften drüken so brennts nicht. Sie legte mir das Bügeleisen hin die Probe zu machen. Ich ergriff ihre Hand und drückte sie aus allen meinen Kräften. Wie sie gelacht hat! Alles was sie glättete, legte sie sich an zu sehen, wie es ihr liesse und fragte mich.

— — — — — — —

(Das Ende fehlt.)

Michael Bakunin und der Radicalismus.

Von * * *

I.

Gleich der Mehrzahl der Männer, welche als Stimmführer des russischen Radicalismus bekannt geworden, gehörte Michael Bakunin seiner Abstammung und Erziehung nach der herrschenden Classe an. Drei Jahre jünger als Alexander Herzen, zwei Jahre jünger als Belinski, vier Jahre älter als Iwan Turgenjew, wurde dieser merkwürdige Mensch im Jahre 1814 als Sohn eines reichen, im Torshok'schen Kreise des Gouvernements Twer ansässigen Gutsbesitzers aus altbojarischem Geschlecht geboren. Hatten die Träger dieses Namens gleich in der russischen Geschichte keine hervorragende Rolle gespielt, so zählten sie doch von Alters her zu der Aristokratie, aus welcher Hof und Generalität sich rekrutiren und die ein traditionelles Anrecht auf Berücksichtigung im höheren Staatsrecht besitzt: noch gegenwärtig ist ein dem Agitator nahe verwandter Bakunin General-Adjutant des Kaisers, ein anderer Adelsmarschall eines der „inneren" Gouvernements. — Für einen im Jahre 1814 geborenen russischen Edelmann verstand sich von selbst, daß er für die militärische Laufbahn bestimmt wurde — bildete der Dienst in der Garde doch die unumgängliche Vorbedingung für jede aristokratische Carrière: von der Möglichkeit einer Existenz außerhalb des Staatsdienstes hatte Herr Bakunin der Vater aber ebenso wenig eine Vorstellung, wie die Mehrzahl seiner Zeitgenossen.

Wie herkömmlich durch französische Gouverneure mangelhaft vorgebildet, trat der Knabe um die Mitte der zwanziger Jahre in die Petersburger Artillerieschule, ein militärisch zugeschnittenes Cadettenhaus, welches von den übrigen Anstalten dieser Art nur dadurch verschieden war, daß sich von besonders begabten Zöglingen desselben bei einiger Anstrengung das Alphabet der mathematischen Wissenschaften erlernen ließ. — Im Uebrigen spiegelten sich in dieser Fachschule dieselben Gegensätze wieder, welche das gesammte russische Leben damaliger Zeit beherrschten und auf welche das Jahr 1825 ein überraschendes

Schlaglicht geworfen hatte. Die junge Generation des Adels und des Militärs war unter den freisinnigen Traditionen emporgekommen, denen Alexander I. während der ersten Hälfte seiner Regierung gehuldigt hatte und die zufolge der Befreiungskriege und des mehrjährigen Aufenthaltes der Armee in Frankreich zum Gemeingut der höheren Stände geworden waren. Unter der Herrschaft dieser Ideen brach — dicht hinter dem Grabe Alexander's — ein Aufstand des jungen Militäradels gegen den Fortbestand des absolutistischen Systems aus, der mit blutiger Strenge niedergeschlagen wurde und zu einer Reaction Veranlassung gab, wie die russische Gesellschaft sie noch nicht erlebt hatte. Die Regierung, die — von den kurzen Episoden unter Elisabeth und Paul abgesehen — seit den Tagen Peter's des Großen die Trägerin fortschrittlicher Ideen die Hauptvorkämpferin der europäischen Bildung gewesen war, trat zu dieser Bildung in ausgesprochenen und bewußten Gegensatz und sah in der Repression derselben ihre vornehmste, auf den Namen nationaler Principien getaufte Aufgabe. Die in frischem Aufstreben begriffene russische Literatur wurde in die Fesseln der Censur geschlagen, der Verkehr mit dem westlichen Europa gehemmt, der Zuzug ausländischer Gelehrten und Künstler so gut wie abgeschnitten. Der mit der Leitung des öffentlichen Unterrichts betraute Admiral Schischkow übernahm es, die während der Regierung Alexander's aufgegangenen Saaten humaner und freisinniger Bildung mit der Wurzel auszuraufen und an ihre Stelle ein bloßes Dressursystem zu setzen. Am schwersten lastete dasselbe auf den Militärlehranstalten, die binnen Kurzem in Stätten intellectueller und sittlicher Verwahrlosung umgewandelt wurden und denen man Alles großmüthig nachsah — nur nicht die Theilnahme an dem Besten, was ihre Zeit hervorgebracht hatte.

Die Folgen dieses Umschwungs kann man sich leicht vorstellen. Während die Masse der heranwachsenden Jugend in Unbildung und Sittenlosigkeit verkam und nichts Anderes als den Cultus der Tages- und Modegötzen schätzen lernte, gewöhnten die besser angelegten Köpfe sich daran, in der Verneinung alles Bestehenden das alleinige Heil zu sehen. Die thörichten jungen Schwärmer, welche durch den kindischen Erhebungsversuch vom 14. December 1825 unsägliches Unheil angerichtet und ihre Irrthümer am Galgen oder in den Einöden Sibiriens bezahlen gemußt hatten, wurden der Jugend der Militärlehranstalten zu Heiligen, denen man in aller Stille, aber gerade darum mit hingebendem Eifer, huldigte. Während äußerlich Alles in Gehorsam und lebloser Uniformität erstarb, wurden die Gedichte Ryléjew's und seines Freundes Bestuschew in Hunderten von Abschriften verbreitet und von einer Cadettengeneration der anderen als Heiligthum überliefert. Mit den „Opfern des 14. December" in irgend einer Beziehung zu stehen, galt für einen entscheidenden Vorzug, unter der Zahl der Verschworenen ehemalige Kollegen aufweisen zu können, für eine Art Verdienst. Nächst dem ersten Cadettencorps galt in dieser Rücksicht die Anstalt, welcher der junge Bakunin anvertraut worden war, für besonders begnadigt: nicht nur daß die Artillerie als „gelehrte Waffe" von Alters her im Rufe eines gewissen Liberalismus stand und daß das Abzeichen „vorgeschrittener Gesinnung", der nach englischem Muster zugeschnittene Backenbart bei den Officieren derselben häufiger zu finden war, als bei anderen Truppen — der große Dichter und todeskühne

Rebell Conrad Ryléjew hatte der Garde-Artillerie angehört,*) ebenso die beiden Borissow, Gorbatschewsky, Betschanow, Pestow, Kirsjew, die Obersten Borstel und Jentalzow und zahlreiche andere Decembermänner.

Ob Michael Bakunin sich während seiner Cadettenjahre durch besonderen revolutionären Eifer hervorgethan, oder ob er sich mit dem durchschnittlichen Maß liberaler Gesinnungstüchtigkeit begnügt hat, wissen wir nicht. Daß die Widersprüche, welche das damalige russische Leben bewegten und dem heranwachsenden Geschlecht die Gefahr des Verfallens in Extreme beinahe zur Nothwendigkeit machten, auch auf ihn eingewirkt haben, steht dagegen außer Zweifel, und eine eigenthümliche Verkettung von Umständen sorgte dafür, daß die in den Jüngling gepflanzten Keime von den Einflüssen, welche der werdende Mann empfing, nicht erstickt wurden. Für fähigere und irgend strebsame Cadetten verstand sich von selbst, daß sie nach Ablegung des sog. „Auslassungs-Examens" in die Garde entlassen und dadurch in die Lage gebracht wurden, als Zeugen und Theilnehmer der Herrlichkeiten des Hof- und Residenzlebens und im Taumel endloser Feste und Schaustellungen ihre gefährlichen Jugendträume möglichst rasch und gründlich vergessen zu können. Obgleich der junge Bakunin ein vorzügliches Examen gemacht hatte und obgleich der Wohlstand seiner Familie ihm die Mittel zur Bestreitung des für einen Garde-Officier erforderlichen Aufwandes reichlich bot, wurde der junge Officier nicht zur Garde, sondern zur Armee versetzt, d. h. dazu verurtheilt, den besten Theil seines Lebens in einem elenden, von den Mittelpunkten russischer Gesittung fern abliegenden weißrussischen Bauerndorf zu verbringen. Alexander Herzen, der mit Bakunin seit dessen Jugend befreundet war, berichtet, diese Wendung sei die Folge eines Zwistes gewesen, den B. mit seinem Vater gehabt und den dieser strafen gewollt; — nach einer anderen, an und für sich nicht unwahrscheinlichen Version soll der Director der Artillerieschule seinem ehemaligen Zögling mißgünstig gewesen sein. Wie dem auch gewesen — Michael Bakunin verließ als 21jähriger Jüngling die Residenz, um das folgende Jahr seines Lebens in der Bauernhütte zu verleben, die ihm als Quartier angewiesen worden war. Auf den Umgang mit rohen oder doch leichtlebigen Kameraden, auf die Freuden der Flasche und die Zärtlichkeiten einer beliebigen Dorfdirne angewiesen zu sein, und das nicht für eine kurze Uebergangszeit, sondern möglicherweise für den vollen Rest seines Lebens, war für Bakunin ein vernichtender Gedanke. Von jeher zur Grübelei geneigt und in einer Umgebung aufgewachsen, welche den Müßiggang für den

*) Seine Erziehung hatte Ryléjew im ersten Cadettencorps erhalten, das zu Folge dieses Umstandes und des Gewichts, welches die Zöglinge auf denselben legten, viele Jahre lang, und, wie es scheint, nicht ohne allen Grund, für „suspect" galt. Höchst bezeichnend ist in dieser Rücksicht, was der Verfasser der „Memoiren eines russischen Dekabristen" (ein Officier des finnländischen Garde-Regiments, der als Theilnehmer des Aufstandes zu zehn Jahren Zwangsarbeit in Sibirien verurtheilt worden war) berichtet: „Mein Bruder, Cadett im ersten Cadettencorps, theilte mir mit, daß seine Mitschüler stolz darauf seien, mehrere Namen von früheren Zöglingen ihres Instituts in der Zahl der Verurtheilten zu finden, und daß sie mich bedauerten, weil ich nicht desselben ehrenvollen Looses wie ihr ehemaliger Kamerad Ryléjew theilhaft geworden" (a. a. O. p. 147). — Ryléjew war nämlich gehängt worden!

natürlichen Beruf des Menschen von guter Herkunft ansah (auch die sog. thätigen Leute jener Periode waren, im Grunde genommen, doch nur „très occupés à ne rien faire") versank der junge Artillerie-Officier in eine Lethargie, die um so auffälliger war, als man ihm auf den ersten Blick ein leidenschaftliches, entschieden cholerisches Temperament und eine ungewöhnliche Energie ansehen konnte. Es kam schon nach kurzer Zeit so weit mit ihm, daß er alle gesellschaftlichen Verbindungen mit seinen Kameraden aufgab, sich vollständig isolirte und (wir folgen auch hier einem Bericht Herzen's) ganze Tage im Schlafrock und auf dem Bette liegend verträumte. Dabei konnte es natürlich nicht bleiben. Es wurden Klagen über Dienstvernachlässigungen laut, und dem Befehlshaber der Abtheilung, der Bakunin im Uebrigen wohlgesinnt war, blieb Nichts übrig, als dem jungen Misanthropen die Wahl zwischen strengerer Pflichterfüllung oder Einreichung seines Abschiedsgesuches zu stellen. Bakunin entschied sich für die letztere Alternative: kaum zweiundzwanzigjährig, beendete er seine „dienstliche Laufbahn", um zu thun, was der russische Edelmann gewöhnlich erst thut, wenn er das halbe Leben, mindestens das vierte Jahrzehnt desselben, hinter sich hat, d. h. als „Particulier" und Consument des Arbeitserlöses seiner Leibeigenen in Moskau zu leben.

Die Zahl der jungen Männer, welche unter ähnlichen Verhältnissen in demselben Moskau lebten und in deren Kreisen der verabschiedete Artillerie-Lieutenant seinen Umgang zu suchen hatte, war Legion. Wem es im Civil-, Hof- oder Militärdienst nicht geglückt war, wer sich zurückgesetzt oder übergangen glaubte, wer das für einen russischen Landwirth alten Styls erforderliche Maß von Apathie nicht aufbringen zu können glaubte, oder endlich des gewerbsmäßigen Umhertreibens in deutschen Bädern oder bei Courtisanen des Palais Royal müde war, der zog sich in den Tagen des Kaisers Nicolaus regelmäßig nach Moskau, in den Central-Schmollwinkel des heiligen russischen Reiches, zurück. Im Gegensatz zu dem uniformen, europäisirten, geschäftig unruhigen und dabei stets von den Launen und Stimmungen des Hofes beherrschten Petersburg hatte die erste Hauptstadt des Reichs, „Mütterchen Moskwa, die weißsteinerne, die vielkuppelige", sich ein großes Stück socialer Unabhängigkeit und altväterischer Bequemlichkeit zu erhalten gewußt. Hier waren für die gesellschaftliche Stellung noch andere Rücksichten maßgebend, als die des Ranges und der Carrière, hier hatte das nationale Herkommen noch eine gewisse Geltung, hier gab es noch Leute, die trotz ihrer Mißliebigkeit bei Hofe eine Rolle spielten und sich um den Muth einer selbständigen Meinung nicht bringen ließen — hier konnte man (wenigstens innerhalb gewisser Grenzen), auch ohne vorgängig eingeholte polizeiliche Erlaubniß, lesen, reden und treiben, was man wollte. Für Leute, die in der Wahl ihres Wohnorts nicht durch äußere Rücksichten beengt waren und die etwas auf ihre Unabhängigkeit hielten, verstand sich gleichsam von selbst, daß sie nicht nach Petersburg, sondern nach Moskau zogen und dort ihren „Kreis" suchten.

Eintönig und geistlos genug sah es freilich in der Mehrzahl dieser „Kreise" aus. „Wissen Sie, was man in Moskau einen Kreis, einen gesellschaftlichen Cirkel nennt?" läßt Turgenjew seinen „Hamlet des Schtschigrowschen Kreises"

fragen. „Ein solcher Kreis ist der Ruin jeder selbständigen Entwickelung, ein faules, welkes Leben neben einander, dem man Form und Bedeutung eines vernünftigen Dinges gibt; er setzt Geschwätz an die Stelle der Unterhaltung und entwöhnt von der Arbeit; er impft seinen Gliedern die literarische Krätze ein und raubt der Seele jede Frische und Jungfräulichkeit. Statt Freundschaft und Brüderlichkeit werden Plattheit und Langweile, an Stelle der Offenheit und Theilnahme, Unverstand und Anmaßung geboten! In einem solchen Kreise behält Niemand eine reine und unberührte Stelle in seinem Herzen übrig, denn jedes der Glieder desselben hat das Recht, mit ungewaschenen Fingern in die stillsten Winkel der Seele des Anderen hinein zu fahren." — Der „Kreis", in welchen Bakunin gerieth, gehörte der hier geschilderten Gattung nicht an: er umfaßte die bedeutendsten jungen Talente des damaligen Moskau und war von einem Interesse erfüllt, welches das gesammte damalige Europa ergriffen hatte und auch in Rußland bedeutsame Wirkungen üben sollte, — von der deutschen, speciell der Hegel'schen Philosophie.

Deutsche Philosophie wurde an der Moskauer Hochschule bereits seit dem Jahre 1826 gelehrt. Der erste Prophet dieser bis dahin völlig unbekannt gewesenen Lehre war ein Professor Pawlow gewesen, der seine Vorlesungen über Physik mit Ausführungen aus den naturphilosophischen Systemen Schilling's und Oken's eingeleitet und seinen Schülern zur Pflicht gemacht hatte, sich aus den Schriften dieser Meister Antwort auf die Frage zu holen: „Was ist die Natur? Was heißt die Natur ergründen?" und dann erst zum Studium der einzelnen Disciplinen überzugehen. Die Bekanntschaft mit Hegel wurde der russischen Jugend erst acht bis zehn Jahre später durch einen Schüler Pawlow's mit Namen Stankewitsch vermittelt, einen wohlhabenden Privatmann, der weder eine Professur, noch sonst ein öffentliches Amt bekleidete, sondern in einem Freundeskreise für das System des Berliner Philosophen Propaganda machte. Diesem Kreise gehörte eine ganze Anzahl von Männern an, die in der russischen Literatur und Bildungsgeschichte Epoche gemacht haben: der in der Folge zu einer russischen literarischen Großmacht gewordene radicale Kritiker Belinski, der Historiker Granowski und Alexander Herzen repräsentirten die äußerste Linke dieses Cirkels, — die Begründer der Slawophilenpartei Chomjäkow und K. Aksakow glaubten in der Hegel'schen Lehre eine Bestätigung ihrer conservativ-romantischen Staats- und Gesellschaftsauffassung gefunden zu haben. Stankewitsch wußte das Interesse seiner jungen Freunde für die neue Lehre bis zur Leidenschaft zu steigern. „Ueber jeden einzelnen Paragraphen der drei Bände Hegel'scher Logik" — so berichtet Herzen — „der Encyklopädie und der beiden Bände Aesthetik wurde Nächte lang auf das lebhafteste disputirt. Freunde, die sonst unzertrennlich gewesen waren, zerfielen für ganze Wochen wegen verschiedener Auffassungen über das Wesen des „absoluten Geistes" und des „an und für sich Seins". Die unbedeutendsten in Berlin und anderen Provinzial- und Kreisstädten der deutschen Philosophie erschienenen Brochüren wurden, sobald sie nur von Hegel handelten, mit großen Kosten und Schwierigkeiten verschrieben und mit unermüdlichem Eifer Tage und Nächte lang gelesen, bis sie buchstäblich

zerlesen und unbenutzbar geworden waren. Die heute längst vergessenen Werder, Marheinecke, Michelet, Wattke, Schaller, Rosenkranz,*) — ja Arnold Ruge selber, der Pförtner der Hegel'schen Philosophie, sie würden Thränen der Rührung vergossen haben, wenn sie erfahren hätten, welche Erregung, welche leidenschaftliche Theilnahme sie in Moskau erregten, wie unermüdlich ihre Schriften dort gelesen und gekauft wurden." — Mit den Schlußfolgerungen, welche diese Moskauer Hegelianer aus der Lehre ihres Meisters zogen, wäre dieser selbst freilich wenig einverstanden gewesen: nach der Auffassung, welcher Herzen und dessen nähere Freunde (und zu diesen gehörte Bakunin) huldigten, bestand zwischen dem Wesen und inneren Sinn der Berliner Philosophie und den Theorien des französischen Socialismus nämlich kein wesentlicher Unterschied und war diese Philosophie lediglich „die Algebra der Revolution". „Als ich mich entschlossen hatte, ex ipsa fonte zu trinken, und nachdem Hegel's Terminologie mir geläufig geworden war," so berichtet Herzen, „wurde ich gewahr, daß der Meister unserer (d. h. der socialistischen) Anschauung sehr viel näher stand, als den Theorien seiner nächsten Schüler. Seine Philosophie macht den Menschen frei, wie keine andere Lehre, sie läßt keinen Stein der christlichen Welt auf dem anderen, sie löst die Welt überlebter Traditionen vollständig auf: aber sie ist — und wahrscheinlich absichtlich — schlecht formulirt."

Während der „wahre Sinn" des von Stankewitsch verbreiteten neuen Systems dem weiteren Kreise der Moskauer Philosophen noch Jahre lang für zweifelhaft galt, Stankewitsch selbst zu keinem definitiven Abschluß gedieh und die Samarin, Aksakow u. s. w. die in dieser Schule erworbenen Waffen in das Lager slawisch-byzantinischer Rechtgläubigkeit hinübernahmen, entschied Bakunin sich sofort für die Herzen'sche Auffassung, der in der Folge auch Belinski und Granowski beitraten. Bakunin galt für den fähigsten philosophischen Kopf und den gründlichsten Sachkenner des gesammten Kreises. Er, der bis dazu als phantastischer Müßiggänger dahin gelebt, seine Fähigkeiten brach gelegt, seine Tage in dumpfem Brüten und planloser Allerwelts-Lectüre verbracht hatte, er lernte das Deutsche, vertiefte sich in die Schriften Kant's und Fichte's, „brachte es im Verständniß der Hegel'schen Logik zur Vollkommenheit" und machte die Verbreitung derselben förmlich zu seinem Lebensberuf. Belinski's Bekehrung wurde vornehmlich für sein Werk angesehen, Herzen imponirte er durch seinen unvergleichlichen „revolutionären Tact", die Kühnheit seiner Schlußfolgerungen und die Kraft seiner Dialektik galten für unwiderstehlich; nach der Meinung seiner Freunde hatte er im ersten Anlauf den Gipfel zeitgenössischer Bildung und Entwickelung erklommen. — In Moskau war seines Bleibens nicht mehr, nachdem der Stankewitsch'sche Kreis sich seit dem Jahre 1839 aufzulösen begonnen hatte und seine beiden nächsten Freunde nach Petersburg übergesiedelt waren: wie vor ihm Katkow und Granowski gethan, ging Bakunin zu Anfang des Jahres 1841 nach Berlin, um die in Moskau be-

*) Daß diese Männer „vergessen" seien, können wir, wenigstens was Deutschland betrifft, Herzen nicht zugeben.

Die Redaction.

gonnenen Studien fortzusetzen und an der Hand deutscher Lehrer zum Abschluß zu bringen.

Hegel selbst war, als Bakunin nach Berlin kam, seit neun Jahren verstorben; sein System aber stand auf dem Höhepunkt der Bedeutung, welche es für Deutschland, für Preußen und vor Allem für Berlin erlangt hatte. „Die meisten philosophischen Lehrstühle waren an Hegelianer vergeben, zur Erwerbung eines Lehramtes war es unumgänglich, wenigstens mit den Kunstausdrücken der Schule bekannt zu sein; eine zahlreiche, eifrige und talentvolle Jüngerschaft übertrug die Ideen des Meisters mit Erfolg auf die verschiedenen wissenschaftlichen Gebiete; Jurisprudenz und Politik wurden zum Erstaunen der alten Juristen nach den Kategorien des „An sich", „Für sich" und „An und für sich" geordnet, — Maler, Poeten und Schauspieler holten sich bei der Aesthetik Rath und man ging damit um, in Berlin eine Hegel'sche Theaterschule zu errichten... Die neue Speculation hatte ihren Bekennern ein so starkes Selbstgefühl eingeprägt, daß der Laie ihnen gegenüber geradezu in Verzweiflung gerathen mußte; denn welche Ansichten und Gründe er immer entgegenhalten mochte, — sie wiesen lächelnd auf den Paragraphen des Systems hin, in dem diese Ansichten und Gründe bereits „aufgehoben", d. h. zugleich in ihrer relativen Berechtigung anerkannt und von einem höheren Standpunkte aus widerlegt worden waren: die Culturgeschichte schien ihr Ziel erreicht, keine weitere Fortbewegung mehr möglich zu sein." Gerade wie zehn Jahre früher drängten junge Männer aus aller Herren Ländern, Polen, Russen, Neugriechen, Scandinavier u. s. w., sich in die Hörsäle, welche durch den Mann historisch geworden waren, der, in Papieren auf dem Katheder wühlend, hustend, schnupfend und sich wiederholend, mühsam seine magischen Worte vorgebracht hatte: sie Alle fühlten sich (wie Rosenkranz in seinem „Leben Hegel's" treffend sagt) als Theilnehmer einer großen welthistorischen Umgestaltung, sie Alle waren von diesem Pathos in substantieller Weise gehoben, weil durch die jungen Herzen und durch die jungen Köpfe ein neues Leben zitterte. —

Die baumlange Gestalt des leidenschafterfüllten, immer zum Disput aufgelegten und in der That durch ungewöhnliche dialektische Schärfe ausgezeichneten russischen Studenten war in den Kreisen der Zuhörer Michelet's, Hotho's u. s. w. bald zu einer bekannten Figur geworden, auf welche einzelne Genossen dieser merkwürdigen, heute beinahe fabelhaft gewordenen Zeit sich vielleicht noch besinnen. Bakunin hielt sich, nachdem die ersten berauschenden Eindrücke der neuen Welt vorübergegangen waren, vornehmlich im Kreise seiner Landsleute auf: mit Turgenjew theilte er eine Zeit lang die Wohnung, Katkow und Granowski waren seine Tischgenossen. Wo Alles radical angehaucht und in dem Glauben an das Herannahen eines neuen Zeitalters befangen war, konnte die Entschiedenheit von Bakunin's Anschauungen nicht besonders auffallen. Erschreckte er seine näheren Bekannten auch gelegentlich durch die wilde Entschlossenheit, mit welcher er aus der gemeinsam geglaubten Lehre die letzten Consequenzen zog und deren sofortige praktische Verwirklichung veranlaßte, so kamen Excentricitäten solcher Art doch zu häufig und bei zu zahlreichen Männern vor, welche kurze Zeit darauf in das Fahrwasser des Philisteriums einlenkten, als daß auf Ausbrüche solcher Art be-

sonderes Gewicht zu legen gewesen wäre. Wenn selbst in den Kreisen, welche den jungen Fremdlingen für maßgebend gelten konnten, das „Gesetz des sich gegenseitig Ueberbieten-wollens“ sein Recht verlangte — wenn von den Lehrern der neuen Weisheit allen Ernstes geglaubt wurde, „daß der Genuß des schlechthin Wahren“ und die „Wirklichkeit des Göttlichen“ schon in dieser Gegenwart möglich seien und daß das „System“ den Schlüssel zur Lösung aller Aufgaben der Zeit darbiete, so konnte kaum für befremdend gelten, wenn ein junger, schlecht vorgebildeter, aus völlig heterogenen, halb barbarischen Verhältnissen stammender und plötzlich in die Metropole der Intelligenz verschlagener Mann für die Beurtheilung des Möglichen und Erreichbaren das Maß verlor, und mit Hilfe der „Algebra der Revolution“ Rechnungen der gewagtesten und zweifelhaftesten Art anstellte.

Wie lange Bakunin's Berliner Aufenthalt gewährt, vermögen wir mit Genauigkeit nicht anzugeben. Zu Anfang des Jahres 1842 finden wir ihn in Dresden, wohin er übergesiedelt war, um den ihm sympathischesten der Ausleger Hegel's, den von der gesammten jungrussischen Philosophenschule hochverehrten Arnold Ruge, näher kennen zu lernen. Die „Halle'schen Jahrbücher“ hatten zu den Evangelien des Stankewitsch'schen Kreises gehört, Herzen und Belinski sich an denselben förmlich berauscht: besonders werth war ihnen die Entschiedenheit gewesen, mit welcher der Herausgeber sich gegen alle nationalen „Bornirtheiten“ erklärt, die Sache Frankreichs und seiner socialistischen Literatur vertreten und rundheraus gesagt hatte, daß das Heil allein vom Westen und seiner gepriesenen Metropole zu erwarten sei. Das stimmte nicht allein zu den subjectiven Neigungen dieser Männer, welche die erste Anregung von Fourrier und Proudhon empfangen und sich erst später zu Hegel und dessen Schülern gewendet hatten, sondern bot zugleich treffliche Waffen im Kampfe gegen die „Freunde von Ehemals“, die nationalen Schwärmer der Slawophilenschule, dar, deren zunehmendem Einfluß man mit Besorgniß zusah. — Mit Ruge kam Bakunin bald auf so freundschaftlichen Fuß, daß dieser ihn zur Mitarbeiterschaft an den „Jahrbüchern“ einlud. Der deutschen Sprache war der jetzt 28jährige junge Philosoph längst ebenso Meister geworden, wie der Hegel'schen Terminologie: er nahm darum keinen Anstand, der ihm gewordenen Aufforderung Folge zu leisten, und veröffentlichte in den Nrn. 247 bis 251 des fünften Jahrganges der „Jahrbücher“ (1842) eine „Jules Elizard“ unterzeichnete Abhandlung über die „Reaction in Deutschland“, welche für seine — und vieler anderer Leute — damalige Anschauung zu bezeichnend ist, als daß wir an ihr vorüberzugehen ein Recht hätten. Der richtige Standpunkt für die Beurtheilung dieser Arbeit wird sich aber nur gewinnen lassen, wenn wir an die, heute eigentlich nur dem Namen nach bekannten „Deutschen Jahrbücher“ von 1842 näher herantreten.

Zeitschriften von der Art der „Jahrbücher“ wären in unserer praktisch-realistischen Zeit nicht mehr möglich: dreihundert und zehn Nummern im Jahr, jede acht eng gedruckte Seiten enthaltend und ausschließlich der Kritik neuer wissenschaftlicher und künstlerischer, zumeist philosophischer Erscheinungen gewidmet, dabei in einem Stil geschrieben, der nur unter der Voraussetzung einer wenigstens annähernden Bekanntschaft mit der Hegel'schen Terminologie verständlich ist — wo fänden sich für ein Unternehmen solcher Art in dem modernen Deutschland

Herausgeber, Verleger und — Leser? Trotz der Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände tritt die einseitige Tendenz des Herausgebers mit einer Schärfe hervor, für die wir selbst in unserer, immerhin gründlich von Parteieinseitigkeiten zerfressenen Zeit kein Analogon anzuführen wüßten. Mit einer Sicherheit, die auf den Leser von heute geradezu komisch wirkt, wird an der Meinung, daß die Verwirklichung des „Staats, wie er sein soll" der in den „Jahrbüchern" erfolgten Feststellung des richtigen Staatsbegriffs auf dem Fuße folgen müsse, unbeirrbar festzuhalten. An jeder, auch der geringfügigsten Zeiterscheinung wird umhergezerrt, bis es gelungen, aus ihr ein Anzeichen der kommenden großen Revolution zu machen. Drei Viertheile des gesammten der Redaction zur Verfügung stehenden Raumes sind der Philosophie und Theologie gewidmet; die Namen Hegel, Strauß und Feuerbach kehren fast auf jeder Seite und beinahe ebenso häufig wieder, wie die Vergleichungen der deutschen literarischen mit der französischen politischen Revolution. Im Uebrigen führen ein alles Maß überschreitender Franzosenkultus und gespreizter radicaler Gesinnungsdünkel das große Wort, nur noch von dem Unfehlbarkeitsgefühl übertroffen, das aus jeder Zeile spricht. Gleich im Eingangsartikel verkündet der Herausgeber, „daß die ganze Vergangenheit der christlichen Welt zusammengerollt und zur Stufe für den Himmel der neuen Zeit gemacht worden sei," „daß es schwerlich noch ein Mal gelingen werde, die Völker aus ihrer warmen irdischen Heimath in den christlichen Himmel zu vertreiben, und daß wol auch ihre Vertreibung aus dem irdischen Paradiese die längste Zeit gedauert haben werde," — „daß das aller Orts sich zeigende Bestreben, die Schaale der ganzen Vergangenheit zu zerbrechen, ein Zeichen dafür sei, daß ein neuer Inhalt sich bereits gebildet habe". Die gleiche Sicherheit bezüglich des anbrechenden neuen goldenen Zeitalters zeigen die Herren Mitarbeiter, — sie alle sind in der Ueberzeugung einig, daß vor dem Glanz der kommenden Herrlichkeit Alles, was die Welt früher bewundert hatte, in den Staub sinken müsse. „Irren wir nicht," so beginnt ein „Adolf Stahr" unterzeichneter Aufsatz, „so ist ein neues deutsches Drama im Anzuge, das Drama des gebildetsten Volks der Erde, das sich in der Weltliteratur auf den Thron zu setzen bestimmt ist." Eingegeben ist diese Verheißung dem Verfasser durch eine Aufführung — von Gutzkow's Patkul. „Daß der wahre Kunstgenuß überhaupt nur vom Drama der Gegenwart ausgehen könne" („was jedoch wahrscheinlich früher geschehen wird, als es geschrieben ist"), hatte schon einige Zeit vorher ein anderer Kritiker bei Gelegenheit der ersten Aufführung der Sophokleischen „Antigone" in Berlin, apodiktisch festgestellt. Daß die zeitgenössische Lyrik nur nöthig habe, auf dem von Herwegh und Prutz beschrittenen Wege weiter vorzugehen, „damit Niemand den abgestandenen Kohl" früherer Zeiten lese, konnte nicht mehr für zweifelhaft gelten, nachdem Ruge selbst dieses große Wort gesprochen und mit Anführungen aus Herwegh's an Freiligrath gerichteter, „ganz Frühling und Zukunft athmender" Apostrophen („Partei, Partei, wer sollte sie nicht nehmen, die noch die Mutter aller Siege war") belegt hatte. Gnade fand vor den Augen dieser Allerneuesten von 1842 überhaupt nur, was zu den „Zeitgedanken" eine Beziehung hatte, oder zur Erhärtung der wichtigen Thatsache verwendet werden konnte, daß die Franzosen

uns in aller und jeder Rücksicht den Vorsprung abgewonnen hätten. In diesem Sinne und von diesem Standpunkte wird Gutzkow's „Princip- und Gesinnungslosigkeit" an den Pranger gestellt, weil dieser Schriftsteller sich in seinen „Briefen aus Paris" hatte einfallen lassen, „ein deutsches, in dicke, egoistische Baumwolle gewickeltes Gemüth" zu verrathen, und weil er zu feige gewesen, „um sich mit Jauchzen in den lebendigen, segelreichen Strom eines großen Volkslebens zu werfen." — in diesem Sinne heißt es von Börne, „daß er als Persönlichkeit einzig dastehe in der deutschen Geschichte, daß er zu seiner Zeit der einzige Mann in Deutschland, der Johannes Baptista eines neuen Zeitalters gewesen sei," und daß es „ohne die directe und indirecte Wirkung Börne's („dessen unmittelbare Anschauung in der erweiterten Hegel'schen ihre Ergänzung fand") der aus Hegel hervorgegangenen freien Richtung nur schwer möglich gewesen wäre, sich zu constituiren". Ergänzt werden diese tiefsinnigen Offenbarungen über das, was wahrhaft bedeutend und zukunftsreich sein sollte, durch eine Reihe in gleich hohem Ton abgegebener Verdicte über unliebsame und darum „unbedeutendere" Zeiterscheinungen: Charles Dickens ist lediglich als „vergröberter Sterne anzusehen, dessen Erzeugnisse vielfach (es ist vom „Nickelby" die Rede) aus der Sphäre der Kunstwerke in die der oberflächlichen, dem täglichen Bedürfniß dienstbaren Unterhaltungslectüre zu verweisen sind"; Schopenhauer wird von einem Anonymus ein für alle Mal als dilettantischer, unbedeutender Scribent zu den Todten geworfen, Pfitzer wegen seiner Hinweise auf Preußens deutsche Zukunft gerade in's Gesicht gesagt, „daß er den Dank Derer nicht gewinnen werde, welche die Philosophie keinen Rückschritt machen sehen wollten". Daß Griechenland einer bedeutenden Zukunft entgegen gehe, und daß „in dem Charakter und den natürlichen Anlagen dieses Volkes schon jetzt die immer festere Begründung eines besseren Zustandes keine wesentlichen Hemmnisse finde", war in denselben Blättern schon früher als Axiom behandelt worden.

So war es um die Zeitschrift bestellt, welche im Jahre 1842 an der Spitze der deutschen Entwicklung zu marschiren den Anspruch erhob,*) und unter deren Schutze der in einen Franzosen (Jules Elizard) umgenannte Russe Bakunin zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit trat. Ruge's Freundschaft hatte nicht verfehlt, dieses Ereigniß mit einem redactionellen Posaunenstoß zu begleiten und dem angeblichen „Fragment eines Franzosen" die nachstehende, für die Tendenz der Jahrbücher höchst bezeichnende Anmerkung vorauszuschicken: „Wir theilen hier nicht blos eine Merkwürdigkeit mit; es ist eine bedeutende Thatsache. Dilettanten und abhängige Schüler, wie Cousin und Andere, hat die deutsche Philosophie schon früher im Auslande erzeugt: Leute aber, die den deutschen

*) Wir fühlen uns zu der Bemerkung veranlaßt, daß wir in der harten Beurtheilung der „Halle'schen Jahrbücher" mit unserm geschätzten Mitarbeiter nicht bedingungslos übereinstimmen können; ihre Fehler und Irrthümer wurzeln zum großen Theil in der Zeit, aus der sie hervorgegangen, und trotz ihrer Einseitigkeiten und Uebertreibungen, zuweilen vielleicht durch diese, haben sie belebend auf den allgemeinen Geist eingewirkt. Dennoch enthält obige Kritik zu viel Wahres, um sie selbst aus Rücksicht für eine Vergangenheit, der wir vielfach verpflichtet, und für Namen, die wir gegenwärtig noch ehren, hier zu unterdrücken.

Die Redaction.

Philosophen und Politikern philosophisch den Kopf gewaschen, sind bis jetzt außer unseren Grenzen nicht zu finden gewesen. So entreißt uns denn das Ausland auch den theoretischen Kranz und wir dürfen wol hoffen, daß die neue Thatsache: „ein Franzose versteht und übersieht die deutsche Philosophie, sowol die von der stricten Observanz, als die von der rechten Mitte und vom Extrem", manchen Siebenschläfer von seinem Lorbeerfaulbett herunterwerfen werde. Vielleicht hat Herr Jules Elizard Recht, wenn er uns eine große praktische Zukunft verheißt; aber gewiß hat er sich in uns geirrt, wenn sein Beispiel uns nicht vermögen sollte, den theoretischen Hochmuth abzulegen, freiwillig auf unser Vorrecht zu verzichten und — horribile dictu — wahre — Franzosen zu werden." — Die „bedeutende Thatsache" nun, von welcher so große und tiefgehende Wirkungen erwartet wurden, beschränkte sich auf die Entwicklung der nachstehenden Sätze: Von den verschiedenen Gattungen der in Deutschland vorhandenen Feinde der „Freiheit" kommen nur die jungen in Betracht; das ältere Geschlecht, „das seine physische und moralische Abspannung unter dem Schleier des so oft gemißbrauchten Wortes Erfahrung zu verbergen sucht", ist nicht ein Mal der Erwähnung werth, „denn die Freiheit war ihm nie eine Religion". Ebenso bedeutungslos ist die der Aristokratie, der commerciellen und der Beamtenclasse angehörige freiheitsfeindliche Jugend, denn dieselbe besteht aus „von Hause aus unlebendigen und todten Menschen". Beachtung verdient nur die dritte Kategorie von „Gegnern des Princips der Revolution", die über ganz Europa verbreitete reactionäre Partei, „welche in der Politik Conservatismus, in der Rechtswissenschaft historische Schule, in der speculativen Wissenschaft positive Philosophie genannt wird". Die Macht dieser reactionären Partei (so wird weiter deducirt) hat ihren Grund nicht in der Unzulänglichkeit des demokratischen Princips (dieses ist ja das innerste, allgemeinste und umfassendste, das einzige sich in der Geschichte bethätigende Wesen des Geistes), sondern in der Unzulänglichkeit der demokratischen Partei, welche „noch nicht zum affirmativen Bewußtsein ihres Principes gekommen ist" und, „weil sie die ganze Fülle des Lebens außer sich hat," nur als Negation der bestehenden Wirklichkeit existirt. Demgemäß ergibt sich („nur laue Halbmenschen können das leugnen"), daß dasjenige, „dessen ganzes Leben nur Zerstören ist" (nämlich die demokratische Partei), „mit dem, was es seiner innersten Natur nach zerstören muß, sich auch äußerlich nicht vertragen kann." Damit glaubt der Verfasser das ausschließliche Existenzrecht der extremen Parteien ein für alle Mal nachgewiesen zu haben. Er geht sodann zu den reinen und consequenten Reactionären über, welche das Positive durch Unterdrückung des Negativen erhalten wollen, weil sie einzusehen außer Stande sind, „daß das Positive blos darum das Positive ist, weil ihm das Negative gegenüber steht, und daß das Positive im Fall eines vollständigen Sieges über das Negative nicht mehr das Positive, sondern nur die Vollendung des Negativen wäre". Diese Blindheit muß den Reactionären oder Positivisten indessen nachgesehen werden, „da Blindheit der Hauptcharakter des Positiven ist und die Einsicht nur dem Negativen angehört". „Wir" haben sogar Grund, ihnen „in dieser schlechten und gewissenlosen Zeit" dankbar zu sein für ihre Offenheit und auch ihnen gegenüber

von „unserem schönen Recht der Unparteilichkeit“ Gebrauch zu machen. „Wir (d. h. die Vorkämpfer des revolutionären Principes) sind nicht nur die dem Positiven entgegengesetzteste negative Partei, sondern haben unsern lebendigen Grund in dem allumfassenden Princip der unbedingten Freiheit, in einem Principe, das alles Gute, was irgend im Positiven enthalten ist, auch in sich enthält, nur daß es über das Positive, ebenso wie über uns selbst als Partei, erhaben ist. Als Partei treiben wir nur Politik, als eine solche sind wir aber nur durch unser Princip berechtigt, sonst hätten wir nicht einen bessern Grund als das Positive, und so müssen wir, schon unserer Selbsterhaltung wegen, unserem Principe treu bleiben, d. h. uns als diese einseitige nur politische Existenz in der Religion unseres allumfassenden und allseitigen Principes immerfort aufheben.“ — Würdig reihen sich diesen horriblen Sätzen des „deutschen Philosophen und Politikern den Kopf waschenden Pseudo-Franzosen die Behauptungen an, „daß der Standpunkt der Vermittelnden als der der theoretischen Unehrlichkeit bezeichnet werden müsse ..... weil ein persönlich böser Wille in die Entwickelung des Geistes überhaupt nicht hemmend eingreifen kann“ und daß „die ganze Weisheit von Vermittelnden in der Behauptung bestehe, daß zwei entgegengesetzte Richtungen (nämlich die der Reactionäre und der Revolutionäre) als solche einseitig und somit unwahr seien“. Zur Widerlegung dieser Behauptung genüge ein Hinweis auf die Logik Hegel's, „der als höchste Spitze unserer modernen, einseitig theoretischen Bildung bereits der Anfang einer nothwendigen Selbstauflösung dieser Bildung ist“ und unwiderleglich nachgewiesen hat, „daß der Gegensatz, als das Umfassen seiner beiden einseitigen Glieder, total, absolut und wahr ist“. Weil das Positive ein solches ist, „in welchem die Bewegungslosigkeit als solche gesetzt ist und sich als absolute Bewegungslosigkeit reflectirt, die Reflexion auf die Bewegungslosigkeit aber zugleich von der Reflexion auf die Bewegung untrennbar ist .... hat das Positive eine doppelte Stellung in Beziehung auf das Negative“. Daraus wird dann weiter gefolgert, daß das Positive und das Negative keineswegs (wie die Vermittelnden denken) gleichberechtigt sind, und daß der Gegensatz kein Gleichgewicht, sondern Uebergewicht des Negativen, als des „übergreifenden“ Moments ist, und daß das Negative „als das bestimmende Leben des Positiven selbst, allein die Totalität des Gegensatzes einschließt und somit auch das absolut Berechtigte ist“. — In diesem Stil geht es spaltenlang weiter, bis der Verfasser zu dem „Punkt“ kommt, „wo die allmälige Wirkung des Negativen plötzlich aufhört und dieses „zum selbstständigen Princip“ umschlägt und damit der Uebergang „der Natur in eine qualitativ neue Welt, in die Welt des fernen Geistes“ beginnt. „Haben Sie nicht,“ so werden die Vermittelnden apostrophirt, „auf dem Vordergrunde des durch die Revolution erhobenen Tempels der Freiheit die geheimnißvollen und furchtbaren Worte liberté, égalité und fraternité gelesen, und wissen und fühlen Sie nicht, daß diese Worte gänzliche Vernichtung der bestehenden politischen und socialen Welt bedeuten?“ Dann heißt es nach einer Ausführung über die in England und Frankreich erstandenen socialistisch-religiösen Vereine, „welche der gegenwärtigen politischen Welt ganz fremd gegenüber stehen und aus uns neuen, unbe-

kannten Quellen ihr Leben schöpfen," zum Schluß folgendermaßen: „Die Luft ist schwül, sie ist schwanger von Stürmen! und darum rufen wir unsern verblendeten Brüdern zu: Thut Buße, thut Buße, das Reich des Herrn ist nahe! — Den Positivisten sagen wir, öffnet Eure geistigen Augen, laßt die Todten ihre Todten begraben und überzeugt Euch endlich, daß der Geist, der ewig junge, ewig neugeborene, nicht in verfallenen Ruinen zu suchen ist ..... Laßt uns also dem ewigen Geiste vertrauen, der nur deshalb zerstört und vernichtet, weil er der unergründliche und ewig schaffende Quell alles Lebens ist. Die Luft der Zerstörung ist zugleich eine schaffende Luft!"

Daß dieser Gallimathias sinnloser Phrasen und hohler Abstractionen, der den Leser von heute wie das Geschwätz eines Chors von „hunderttausend Narren" anmuthet, im Jahre 1842 unter der Aegide des „vorgeschrittensten" deutschen Journals erscheinen und von dem berufenen Herausgeber desselben als Superlativ moderner philosophischer und politischer Weisheit angepriesen werden konnte, ist eine für den Charakter der Zeit und für die Entwicklung Bakunin's zu bedeutsame Thatsache, als daß wir an derselben gleichgültig vorübergehen könnten. Der mangelhaft vorgebildete, jahrelang sich selbst überlassen gewesene Ex-Lieutenant der Artillerie war in der Absicht nach Deutschland gegangen, die von seinem Freunde Stankewitsch völlig unvermittelt überkommene Weisheit einer Revision zu unterziehen, in der Culturwelt des Westens nachzuholen und auszugleichen, was die Bildung seiner Jugend ihm schuldig geblieben war, sich über die Ziele und die Arbeitsmethode Derer zu orientiren, die ihm als Repräsentanten der höchsten Summe zeitgenössischer Civilisation genannt worden waren. Und was hatten diese Culturbringer und Repräsentanten, zu denen das gesammte junge Geschlecht staunend emporsah, die sich der Unterstützung und Freundschaft der Strauß, L. Feuerbach, B. Bauer u. s. w. rühmten — was hatten sie ihm zu bieten vermocht? Denselben mystischen Formelkram, dieselbe „Algebra der Revolution", mit welcher er und seine Freunde in Moskau ihre Zeit verloren hatten, denselben blinden Glauben an die Allgemeingiltigkeit spitzfindiger Abstractionen, der die Herzen, Belinski u. s. w. in den Wahn gewiegt hatte, daß es genüge, den richtigen Begriff des Staates zu proclamiren, damit derselbe sich sofort verwirklichen werde! Nicht als Schüler, als Freund und Gleichberechtigter war er in den Kreis Derer getreten, die sich selbst und Anderen für die Vorläufer der neuen, bessern Weltordnung galten und auf die wirkliche Welt ebenso vornehm herabblickten, wie er selbst, der seinen Ruhm darin gesehen, schon als philosophischer ABC-Schütze mit den Begriffen der Religion, der Nationalität, der Geschichte fertig geworden zu sein. Seine Erstlingsarbeit war als Meisterstück gefeiert, die wilde Energie seiner Zerstörungsluft als mannhafte Entschiedenheit bewundert, sein Glaube an das unbeschränkte Recht des „allein im Besitz der Einsicht befindlichen" negativen Princips in jeder Rücksicht gekräftigt worden! War da zu verwundern, daß er mit dem festen Entschluß, die unfehlbare Theorie möglichst rasch und möglichst radical in die Praxis umzusetzen, „die Helle vor sich, Finsterniß im Rücken", seines Weges ging, und daß er alsbald mit dem Anspruch hervortrat, der Culturwelt, die er eben erst kennen gelernt, von deren wahrem Wesen er kaum eine oberflächliche Vorstellung gewonnen hatte, Gesetze zu geben

und ihr die Bahnen künftiger Entwicklung dictatorisch vorzuschreiben? Bakunin ist sich treu geblieben, er hat nur die Consequenzen des Systems gezogen, welches dem Zeitalter der Ruge'schen Jahrbücher für das allein mögliche galt, und nicht an ihm hat es gelegen, daß Diejenigen, zu deren Schule er sich bekannte, auf halbem Wege stehen geblieben sind und den Glauben daran, daß „die Lust der Zerstörung zugleich eine schaffende Lust sei", in der Folge verleugnet haben.

In Deutschland glaubte Bakunin gelernt zu haben, was sich irgend lernen ließ: im Januar 1843 verließ er Dresden, um nach Paris überzusiedeln und die Wunderstadt von Angesicht kennen zu lernen, welche seine deutschen Freunde ihn als Mekka der Revolution anzusehen gelehrt hatten, „in der ein an der richtigen Stelle eingenommenes Mittagsmahl den Anspruch begründen konnte, an der Geschichte des Tages theilgenommen zu haben". Als Bakunin nach Paris kam, war der Herzog von Orléans sechs Monate zuvor umgekommen; das Ministerium Guizot-Soult, das drei Jahre zuvor die Leitung der Geschäfte übernommen hatte, stand noch auf der Höhe seiner Macht und seines Einflusses; die maßgebenden Kreise der Pariser Gesellschaft hatten sich aber schon daran gewöhnt, über die Julimonarchie und deren constitutionelle Versuche hinwegzusehen und bei den belletristischen Ausläufern der socialistischen Schule Trost und Entschädigung für die Langeweile zu suchen, an welcher Frankreich nach einem berühmt gewordenen Ausspruch Lamartine's litt. Scheinbar herrschte tiefer, gähnender Frieden; Heine's scharfes Ohr hörte aber bereits „unter dem Tröpfeln der fortwährend in die Capitalien hinablaufenden Zinsen" und unter dem leisen Schluchzen der Armuth „etwas wie ein Messer klirren, das gewetzt wird". — Eugène Sue, seit Veröffentlichung seiner „Deux cadavres" eine anerkannte Größe, hatte im Feuilleton des „Journal des Débats" den Abdruck seiner „Mystères de Paris" begonnen und die gesammte gebildete Welt für die Geschicke eines tugendhaften Freudenmädchens und eines edelmüthigen Meuchelmörders so leidenschaftlich zu interessiren gewußt, daß alle überkommenen sittlichen Begriffe für eine Weile auf den Kopf gestellt zu sein schienen; Alfred de Musset kurz zuvor, in seiner „Paresse", das Geständniß abgelegt, daß auf Erden nur noch eine solide Macht, die des Geldes, thätig sei; George Sand unter dem Einfluß ihres Freundes Michel den Roman „Comtesse de Rudolstadt" zum Ausgangspunkt einer ganzen Anzahl radicaler Weltverbesserungspläne gemacht; Michelet im Kriegseifer gegen die Jesuiten einen Radicalismus entwickelt, der um so größere Sensation erregte, als Niemand in diesem einsamen Stubengelehrten den Mann gewittert hatte, der (nach Heine's bekanntem Ausspruch) die größte Gefahr lief, „ein Nachfrevler von Robespierre und Marat zu werden". — Die drei Hauptwerke des modernen Socialismus, Cabet's „Ikarie", Proudhon's Buch über das Eigenthum und Louis Blanc's „Organisation du travail" waren, obgleich bereits drei Jahre früher aus den Pressen entlassen, noch in Jedermanns Händen, und eine dunkle Empfindung davon, daß die alte Gesellschaft sich den neuen Ansprüchen gegenüber mehr aus Nothwendigkeit als im Glauben an ihr gutes Recht vertheidige, hatte sich auch der vornehmen Leser und Leserinnen der „Mystères" und der socialistischen Sand'schen Romane zu bemächtigen begonnen. — Daß Bakunin sich den Eindrücken, welche den größten Theil der Pariser Gesellschaft beherrschten,

bedingungslos überließ, war bei seinen Antecedenzien selbstverständlich. Einmal entschlossen, in dem großen Kampf der Zeit nicht als bloßer Zuschauer, sondern als Mitstreiter Theil zu nehmen, knüpfte er mit verschiedenen socialistischen Parteiführern und den zahlreichen, berufsmäßig complottirenden Polen Verbindungen an, welche von den Almosen der Regierung Ludwig Philipp's als Emigranten in der französischen Hauptstadt lebten, — alle an „Entschiedenheit" der Gesinnung und an revolutionärer Rücksichtslosigkeit überbietend. Besondere Hinneigung soll er zu Proudhon gefühlt haben, dessen Schriften zu den symbolischen Büchern des Kreises Stankewitsch gehört hatten, und mit dem er sich außerdem durch die gemeinsame Verehrung für die Hegel'sche Philosophie verbunden wußte; ein dauernder Verkehr zwischen beiden Männern kann damals übrigens nicht stattgefunden haben, da Proudhon im Jahre 1843 als Agent einer Transportgesellschaft nach Lyon übersiedelte und Bakunin durch seine polnischen Freunde veranlaßt wurde, sich in die Schweiz, den damaligen Hauptsitz aller communistischen und revolutionären Umtriebe, die Residenz Weitling's und seiner „armen Sünder" zu wenden, um hier die weitverzweigten Verbindungen anzuknüpfen, die ihn in der Folge in den Stand setzten, allenthalben, wo das Banner der Revolution erhoben wurde, auf dem Platze zu sein und fast überall eine erhebliche Rolle zu spielen. — Einen gewissen Einfluß auf die Entschließung zu dieser Uebersiedelung mag der Umstand geübt haben, daß die in Paris lebenden Russen gerade damals durch geheime Agenten streng überwacht wurden, und daß Bakunin das Mißtrauen der Regierung so gründlich erregt hatte, daß diese ihm die nachgesuchte Verlängerung seines Reisepasses abschlug. Er war jahrelang genöthigt, ohne jede Legitimation und völlig von der Willkür der Polizei abhängig hinzuleben, was in der Schweiz ungleich leichter hielt, als in dem Frankreich Ludwig Philipp's.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Berliner Chronik.

Die Theater.

Berlin, den 10. April 1877.

Bewegte Theaterwochen liegen hinter uns; vollauf konnte auch die größte Neugier und Schaulust befriedigt werden; bedeutende Schauspieler wetteiferten miteinander, Versuche mit eigenthümlichen dramatischen Dichtungen wurden gewagt. Aber der äußere Glanz, die Vielgeschäftigkeit dürfen über die innere Leere nicht täuschen. Wol lösten die Theater, als eine Gesammtheit betrachtet, den Wechsel, den sie auf die Neugier des Publicums gezogen, ein — doch nicht mit neuen, sondern mit alten Münzen. Nach wie vor ist die moderne Production wie im ewigen Eise erstarrt, kein Frühlingswehen, kein Sonnenstrahl vermag sie zu beleben und zu erwecken. Selbst die Buchdramen, so viel ich ihrer angesehen, sind arm an dramatischen Zügen, ohne tragische Verwickelung hier, ohne komische Charaktere dort. Ueberall ein Ueberwiegen der Lyrik, überall ein Fehlgriff in den Stoffen: Atho der Priesterkönig, oder Kambyses der Perser, Otto III., oder der milde Welf werden niemals Bürger der modernen Bühne werden; all' ihre wirklichen oder nur angedichteten Schönheiten ersetzen ihnen nicht das fehlende Theaterblut. So lange unsere Dichter nicht einzig die Bühne, wie sie ist, bei ihren dramatischen Arbeiten im Auge behalten, helfen uns weder ihre Studien, noch ihr Genius. Möglich, daß man ihnen nach hundert Jahren einen Denkstein setzt, denn jeder jugendliche Dramatiker und mit ihm ein halbes Dutzend seiner Freunde wiegt sich in dem Unsterblichkeitswahn; aber dieser späte Ruhm macht nicht ihnsatt, nicht uns. Die Behauptung nun gar, daß dem Talente nicht die Pforten der Bühne geöffnet würden, ist für jeden Einsichtigen, seit der gesetzlichen Begründung der Theaterfreiheit, jener blaue Dunst, mit dem die Mittelmäßigkeit ihre Erfolglosigkeit zu verhüllen sucht. In Wien führt das Stadttheater beinahe in jeder Woche eine Neuigkeit auf, in Berlin hungern sechs Theater nach einer neuen kräftigen Speise: bringt nur gute Waaren auf den Markt, an Käufern wird es nicht fehlen. Umgekehrt wie in der Industrie gründet sich der theatralische Nothstand nicht auf die Ueberproduction, sondern auf die Unproductivität. Und Gaius soll mir nicht mit seiner Komödie, Cethegus mit seinem Trauerspiel als Gegenbeweis kommen: ein Drama, zu dessen Lectüre ich fünf Stunden brauche, das eine völlige Umarbeitung voraussetzt, um überhaupt nur auf den Brettern stehen und gehen zu können, ist eben keine productive Arbeit. In dem richtigen Gefühl, daß die aufgewandten Mühen und Kosten im besten Falle mit dem mageren Kranze eines „Achtungserfolges" belohnt werden würden, weisen die Directoren solche Stücke zurück.

Seufzer — nichts als Seufzer! Aber man bedenke, daß jetzt seit sieben Monaten auch nicht ein neues Stück auf sämmtlichen deutschen Bühnen dargestellt worden ist, dem eine bedeutende dauernde Wirkung nachzurühmen, ein höherer literarischer

Werth zuzuschreiben wäre. Am kläglichsten bei dieser Mißernte ist es unserer Hofbühne ergangen, sie ist, ach! von allen Musen verlassen. Nicht einmal ein gutes Cassenstück hat sie zu verzeichnen — doch, eins: Shakespeare's „Hamlet", der durch die treffliche Darstellung des Hrn. Ludwig mehrere Male hinter einander das Schauspielhaus bis auf den letzten Platz füllte. Wie Niemand das Trauerspiel ausliest und auskennt, in dem Sinn, daß ihm nicht jede neue Lectüre neue Seiten, Schönheiten und Räthsel darböte, so lernt auch kein Schauspieler die Rolle des Hamlet aus. Immer wird es für den geistreichen Künstler daran zu bessern, zu modeln, selbst zu ändern geben. So ist denn Hrn. Ludwig's Leistung noch keineswegs eine allseitig vollendete, aber sie bringt die Hauptzüge des Charakters zur glücklichsten Erscheinung und Ausprägung. Mit dem Anstand des Prinzen verbindet der Darsteller die Melancholie des Träumers und den bitteren scharfen Ton des tiefverletzten Gemüths, er hat Feuer und Leidenschaft und weiß die Uebergänge aus der einen Stimmung in die andere in der beweglichen Seele Hamlet's so fein und künstlerisch zu vermitteln, daß sie wie Ausströmungen seiner Individualität erscheinen; er spielt nicht nur Hamlet: etwas von Hamlet ist in ihm. Aber ein so überraschender Erfolg, wie sehr er auch für den guten Geschmack des Publicums zeugt, beweist doch auf der anderen Seite die ganze Armuth des modernen Theatertreibens. Jahrelang hat das Schauspiel der Schauspiele auf unserer Bühne, in unzulänglicher Darstellung, ein kärgliches Dasein gefristet: es ging um wie des alten Hamlet's Geist, und die wenigen Zuschauer, welche der Theaterzettel in die Vorstellung gelockt hatte, kamen sich wie die einsamen Wachposten auf der Terrasse von Helsingör vor. Keine Reform: das Auftreten eines begabten Schauspielers hat mit einem Schlage Alles geändert, aus dem leeren Hause ein volles, aus dem schläfrigen Publicum ein theilnehmendes gemacht. Stellt nur jede Kraft an den richtigen Platz, und von dem Niedergang der Schauspielkunst wird man nicht mehr in allen Tonarten reden. Daß eine Dichtung Shakespeare's eine andere Lebenskraft besitzt, als ein modernes Schauspiel, verwundert Niemand; aber daß sie im unmittelbaren Tageserfolge alle Neuigkeiten besiegt, daß „Hamlet" im Jahre 1877 mehr Vorstellungen in schneller Folge erlebt, als alle neu aufgeführten Stücke vom October des vergangenen Jahres bis zum heutigen Tage zusammen, das ist allerdings eine Thatsache, welche das Nachdenken herausfordert. Statt den Kern der theatralischen Vorstellungen zu bilden, wie es eine gesunde Entwickelung voraussetzt, schrumpft die moderne dramatische Dichtung zu einem bloßen parasitischen Schößling zusammen, der sich an den classischen Stamm ansetzt. Solch ein Schößling bedenklichster Art, halb an Iffland, halb an französische Vorbilder sich anlehnend, ist das dreiactige Schauspiel A. von Winterfeld's: Guter Name, das am Donnerstag den 22. Februar zum ersten Male auf der Bühne des Schauspielhauses erschien. Um anständig aufzutreten, hatte sich die Langeweile den guten Namen geborgt. Winterfeld hat eine Art Schlafrockhumor, der in seinen Erzählungen und Skizzen behaglich anmuthet; zur unglücklichen Stunde wollte er einmal den Ernsthaften spielen. Drei Acte hindurch rührt der edelste der Menschen, Graf Ernst von Stahlberg, in dem Großmuthsbrei herum, er salzt ihn mit seinen Thränen, die Verdächtigungen, die Verleumdungen seines Charakters geben den Cayennepfeffer dazu. Um die Schulden und falschen Wechsel seines Bruders zu bezahlen, legt sich der Graf die härtesten Entbehrungen auf und scharrt das Geld, wie und wo er kann, aus jedem Winkel zusammen. Da weder seine Tochter Helene, ein Engel an Schönheit und Güte, und sein Neffe Graf Kuno, ein lustiger Habenichts und die einzig erträgliche Figur des Stücks, noch seine Dienerschaft und die Nachbarn wissen, wo all' das Geld bleibt, gilt Stahlberg als der schlimmste Geizhals. Er spielt sich auf Harpagon und Timon zugleich hinaus und würde noch heute in dem verfallenen Schloß und dem schönen Park seiner Väter seinen Grillen nachhängen — vorausgesetzt, daß er nicht verhungert wäre —, wenn seine Tochter nicht einen Liebhaber gehabt hätte. Natürlich einen reichen, Herrn Franz Holz, den einzigen Sohn eines Millionärs. Nach einigen Schwierigkeiten sind die beiden jungen Leute bis an die

Schwelle der Verlobung gekommen. Hier aber liegt der Stein des Anstoßes. Ohne Mitgift, meint der Millionenmann, kann der Sohn von Hans Holz nicht die Tochter des reichen Grafen heirathen. Bei dem Worte „reich" lächelt der Herr Graf Stahlberg-Berndal wehmüthig-diabolisch; Mitgift! haucht er. — Ich gebe meinem Sohn ein Capital von hunderttausend Thalern, geben Sie Ihrer Tochter zehntausend. — Kann nicht. — Nun, ich bin ein billiger Mann: fünftausend! — Kann nicht! — Bei dem Gott Merkur, das geht über den Spaß! Tausend? — Kann nicht, flüstert der Graf dumpf wie ein Gespenst, mit schlotternden Knieen, und steht auf. Aus der Verlobung wird nichts, und wir haben das Vergnügen, den Jammer aus dem Schlosse in der Wohnung des Banquiers sich wiederholen zu hören. Zuletzt bringt dann ein Notar das Geheimniß des „guten Namens" derer von Stahlberg an den Tag. Der Märtyrer — weder der des Glaubens noch derjenige der Familienehre sind geeignet, dramatische Helden abzugeben — wandert, die Thräne im Auge, den Glorienschein um das Haupt, aus einer Umarmung in die andere, und damit das Geheimniß in der Familie bleibe, werden Helene und Franz ein glückliches Paar. Diesmal sans dot, wie es im Molière heißt. Wäre nicht Kuno Habenichts (Herr Liedtke) gewesen, der immer ein paar goldene Sparpfennige in der Tasche und ein halbes Dutzend Witze im Munde führt, das Stück würde schon im ersten Act des Hungertodes gestorben sein.

Eine größere und würdigere Aufgabe hat sich die Hofbühne mit der Vorführung des „Manfred" von Lord Byron, mit der begleitenden Musik von Robert Schumann, gesetzt, die am Mittwoch den 20. März zum Besten der Pensions-Anstalt der Genossenschaft deutscher Bühnenangehöriger stattfand. Einige Wochen vorher war das merkwürdige dramatische Gedicht, ebenfalls in einer Wohlthätigkeitsvorstellung für die Unterstützungscasse des Vereins „Berliner Presse", zum ersten Male in Berlin im National-Theater aufgeführt worden. Der bekannte Schauspieler Ernst Possart hatte es von München, wo es wie in Wien, Karlsruhe und Weimar, seit einer Reihe von Jahren wiederholt auf der Bühne erschienen ist, herübergebracht. Daß Lord Byron die seltsame Dichtung nicht für das Theater bestimmte, weiß Jeder. Am 15. Februar 1817 schrieb er aus Venedig seinem Verleger: „Ich habe eine Art von dialogisirtem Gedicht oder Drama in Jamben vollendet, das in der Schweiz begonnen wurde. Es ist in drei Acten, von einer wilden, metaphysischen, nicht zu beschreibenden Gattung. Ich habe keine große Meinung davon; wenigstens habe ich es so eingerichtet, daß man es unmöglich auf das Theater bringen kann" — und noch stärker am 9. März: „Ich habe dieses Werk in einem wahren horreur vor der Bühne niedergeschrieben, mit der Absicht, sogar die Möglichkeit einer Aufführung auszuschließen, denn ich weiß, daß meine guten Freunde sich dennoch bemühen werden, das zu thun, was mir den größten Abscheu einflößt, nämlich es aufzuführen." Aber was sind die Wünsche, die Verbote der Dichter gegenüber dem Heißhunger des Theaters! „Manfred" kann niemals ein Repertoirestück werden, allein mit der wunderbaren Schumann'schen Musik, in einer passenden Einrichtung, wird es immer ein anziehendes, fesselndes, nachdenkliches Schauspiel sein. Der schneidige und erschütternde Gegensatz zu Shakespeare's Geisterdramen, „Hamlet" und dem „Sturm". Unter Byron's Werken nimmt „Manfred" nur eine zweite Stelle ein; weit wird die Dichtung von „Don Juan", „Childe Harold", „Kain", diesen drei Unsterblichkeitszeugen des Dichters, übertroffen; aber sie reizt nach zwei Seiten hin die Aufmerksamkeit der Leser und gewinnt, gerade durch ihre Dunkelheit, das Unerklärliche in ihr und um sie, die Theilnahme. Seit ihrer Veröffentlichung hat man eine Aehnlichkeit mit Goethe's Faust und etwas wie ein Schuldbekenntniß Lord Byron's darin gesucht. Ließ und läßt doch der Inhalt des Gedichts alle möglichen und unmöglichen Auslegungen zu. Manfred ist ein angesehener Graf in den Bergen der Schweiz; auf hohem Felsen weit herrschend liegt sein Schloß; in einem einsamen Thurmzimmer, das kein Diener betreten darf, treibt er dunkle Künste. Er kennt den Lauf der Sterne und beschwört die Elementargeister. Selbst vor Ahriman, dem Höllenfürsten, zittert er nicht; denn

kein Bündniß ist er mit den dämonischen Mächten eingegangen, sondern durch seine Wissenschaft hat er sie gebändigt. Stolz und furchtlos und wunschlos ist er, wie sie. Aber seine Macht und seine Kunst erfreuen, beruhigen ihn nicht; vor der Zeit verzehrt ein düsterer Gram seine Lebenskraft. Die Geister ruft er an, ihm Vergessenheit zu schenken: zu der angeborenen Schwermuth seines Wesens, dem hamletischen Zuge in ihm, zu dem Drang in die unerforschten Tiefen und der Sucht, Uebermenschliches zu wagen, gesellt sich ein geheimnißvolles Schuldbewußtsein. Da die Elementargeister ihm sein Begehr nicht erfüllen können, will er sich vom Felsen stürzen. Ein Gemsjäger rettet ihn. Um in etwas seine schwerbedrückte Brust zu erleichtern, schildert er der Alpenkönigin sein Leben. Von allen Wesen hat nur eins ihn verstanden, ging nur eins ganz in ihm auf: seine Schwester Astarte. „Ich liebte sie heiß," sagt er, „und sie liebte mich einst zu sehr, es war beinahe Todsünde, uns so zu lieben — und sie — sie tödtete ich. Nicht meine Hand! Mein Herz brach das ihre, es hing und welkte an meinem. Blut vergoß ich, doch ihres nicht — und doch ward dies vergossen, ich sah's und konnte es nicht stillen." So viel Worte, so viel Räthsel fast. Dies Geheimniß schleppt er mit sich herum bis in die Unterwelt, wo auf seine Bitte Ahriman und die Schicksalsschwestern den Schatten der Astarte beschwören. „Dein Erdenleiden endet morgen," haucht ihm der Geist liebend und todesfüß zu. Der letzte Act spielt in Manfred's Schloß; ihn mit der Kirche zu versöhnen, tritt der fromme Abt von St. Moritz bei ihm ein. Es ist bezeichnend, daß wir auch von ihm keine bestimmte Anklage gegen Manfred vernehmen, und als der alte Diener Manuel eben von Astarte erzählen will, wird er unterbrochen. Stolz und fest weist Manfred die Ermahnungen des Abtes, aber auch die Dämonen zurück, die sich seiner zu bemächtigen suchen:

„Ich war dein Narr nicht — bin nicht deine Beute!
Mein Selbstzerstörer war ich, und ich will's
Auch ferner sein! — Hinweg, ihr Spottgeburten!
Die Hand des Todes faßt mich, doch nicht eure —"

und noch einmal zu dem Abt sich wendend, verscheidet er mit den Worten: „Das Sterben, alter Mann, ist nicht so schwer."

Die Aehnlichkeit dieses Gedichts mit dem Goethe'schen Faust ist sehr gering; nicht nur fehlt die Lebens- und Geistesfülle des deutschen Drama's, auch der faustische Drang klingt in „Manfred" nur in gebrochenen Tönen nach. Uebrigens kannte Byron, als er während seines Aufenthalts am Genfer See im Sommer und Herbst 1816, in seinem innigen Verkehr mit Shelley, die Keime seiner Dichtung von den gewaltigen Natureindrücken, den bald philosophisch ernsten, bald leidenschaftlich aufregenden Gesprächen, mit dem neuen Freunde empfing, das Werk Goethe's nur in der oberflächlichsten Weise. Ein Bekannter, Monk Lewis, hatte ihm einige Scenen daraus, in eigener Uebertragung in die englische Sprache, vorgelesen. Ganz anders als von dieser flüchtigen Aehnlichkeit aber fühlten sich die ersten Leser des „Manfred", das englische Publicum und darüber hinaus die Zeitgenossen des Dichters, von dem Geheimnißvollen des Inhalts berührt. Wenn es auch erst durch die Veröffentlichung der Byron'schen Tagebücher bekannt geworden ist, wie bis in's Einzelne hinein der Dichter in „Manfred" seine Stimmungen niederlegte und dieselben Schilderungen und Bilder wiederholte, die er bei der Beschreibung seiner Reise mit Hobhouse in das Berner Oberland gebraucht: unwillkürlich springt das Individuelle, Selbsterfahrenes, Selbsterlebtes aus dem Werke den Lesern entgegen. Es war kurz nach der Trennung der Ehe Lord Byron's, als „Manfred" erschien. Schon schwirrten dunkle, häßliche Gerüchte über ihn in England, leise fortgeflüstert von Mund zu Mund. In dem Liebesbekenntniß Manfred's wollte man die Andeutung eines sträflichen Verhältnisses zwischen Byron und seiner Stiefschwester Augusta Leigh heraushören. Die Geschwisterliebe ist ein Thema, das Byron nicht nur in „Manfred", sondern auch in „Kain" erörtert. Auch Shelley quälte sich mit dieser Frage: ob

es wider die Natur sei, seine Schwester zu ehelichen? Die beiden Dichter wiesen auf frühere Zeiten, auf Stämme und Geschlechter hin, wo, wie bei den Ptolomäern, die Geschwisterehe wenn nicht Gesetz doch Sitte gewesen. Nur die Wenigsten indessen wollten in dieser Berührung so gefährlicher Dinge einzig die Lust zum Problematischen, dichterische Grübelei, den philosophischen Trieb, einer Frage der Moral auf den Grund zu gehen, erkennen: sie setzten, vor Allem in Lord Byron, ein verbrecherisches Gelüst voraus. Eine andere Fabel war bis zu Goethe nach Weimar gedrungen; er hat es der Mühe für werth gehalten, sie aufzubewahren. „Als ein junger, kühner, höchst anziehender Mann," erzählt er in seinem Bericht über Byron's Dichtung, „gewinnt er die Neigung einer Florentinischen Dame, der Gemahl endeckt es und ermordet seine Frau. Aber auch der Mörder wird in derselben Nacht auf der Straße todt gefunden, ohne daß jedoch der Verdacht auf irgend Jemand könnte geworfen werden. Lord Byron entfernt sich von Florenz und schleppt solche Gespenster sein ganzes Leben hinter sich d'rein." Wahr ist an der Geschichte Nichts; nicht einmal Byron's Aufenthalt in Florenz: er ist bekanntlich nur wenige Stunden in dieser Stadt gewesen. Absichtlich hüllt der Dichter die That und die Schuld Manfred's in Dunkel ein; gerade das Unerklärliche gibt dem Ganzen den ängstlichen Reiz einer Gespenstergeschichte. Der Erdgeist, Mephisto sind Geister anderer Art als die Dämonen, die in „Manfred" auftreten, noch einmal so erhaben und unergründlich; aber einen gespenstigen Eindruck, wie die Stimme, welche den Fluch über Manfred spricht, Astarte's Erscheinung, der böse Geist des letzten Actes, bringen sie nicht hervor. Auf dieses Grauen vor den elementaren Mächten, vor einer Unthat, vor sich selbst, vor den düsteren und wilden Gedanken, die in uns schlummern, richtet sich aber die ganze Bewegung und der Inhalt des Gedichts. Dunkel wie der Tod ist die Seele Manfred's, Tiefen, nicht aufzuhellen, liegen darin. In „Manfred" lodert nicht allein, wie Goethe sagt, die düstere Gluth einer grenzenlosen Verzweiflung, auch der Schauer vor dem eigenen Wesen athmet darin. Vielleicht ist die Musik noch fähiger als das Wort, dies auszudrücken; die Wirkung beider vereint ist eine tief ergreifende, schwermüthig rührende. Darf man nun aber das Ganze, Lord Byron's Verse und Schumann's Melodien, aus dem Concertsaal, wohin sie, bei dem Ueberwuchern des lyrischen Elements, als ihre eigentliche Heimath gehören, auf die Bühne führen? Ich glaube: ja, weil der Kern trotz alledem ein dramatischer ist; nur muß die Einrichtung eine andere sein, als sie in München und jetzt in Berlin beliebt wurde.

Schon die decorative Eintheilung ist eine verfehlte. Um einen Decorationswechsel zu sparen, läßt man Manfred inmitten der Berge, der Jungfrau gegenüber, die sieben Geister beschwören. Im schwarzen Mantel, barhaupt, steht er wie ein Zauberer auf einem Felsgrat; gemüthlich kommen die Geister als grau verhüllte Gestalten daher, der siebente Geist, als „schönes Weib" verkörpert, schreitet gar im Balletcostüm in bengalischer Beleuchtung aus der Coulisse. Was schreibt dem gegenüber nun der Dichter vor? „Manfred allein. Eine gothische Galerie. Mitternacht" — und weiter: „ein Stern wird am dunkleren Ende der Galerie sichtbar, er bleibt stehen und man hört eine Stimme singen." Wenn Manfred vor der Erscheinung des Weibes besinnungslos zu Boden gesunken ist, „wird eine Stimme gehört, welche die Beschwörung spricht" — nicht treiben vier Vermummte ihr Hocuspocus mit dem Ohnmächtigen. Ebenso thöricht und ungeschickt ist es, den letzten Act in einer einzigen Decoration zu spielen. Manfred stirbt nicht in einem beliebigen Zimmer seines Schlosses, sondern in jenem Thurmgemach, in dem Astarte umgekommen ist. Das Mondlicht fällt durch das Fenster, matt brennt die Ampel. Wer kein Gefühl für den Zusammenhang dieser Dichtung mit der äußeren Umgebung hat, der sollte doch seine Hand von ihrer scenischen Darstellung lassen. Da kann man sich nicht wundern, daß der mondbeglänzte Eis- und Schneegipfel der Jungfrau, den die Schicksalsschwestern beschreiten, bei uns zu einer „wilden Felsgegend" wird. Von einem Versuch, das märchenhaft Gespenstische des Ganzen annähernd zur sinnlichen Erscheinung zu bringen, war keine Rede: die Geister und Schatten verhandelten gemüthlich in derselben Linie auf drei

Schritte Entfernung mit Manfred. Ueber oder unter ihm sind sie; die Elementargeister schwebend, fast gestaltlos in den Lüften; Ahriman, die Schicksalsschwestern, die Schatten in der Tiefe: er klimmt einen steilen Felspfad zu ihnen hinab und wird mitten auf dem Wege durch ihren Anruf zurückgehalten; nur Astarte's Haupt bis zur Brust sieht er, wie durch einen Schleier. In der harten und breiten Greiflichkeit, mit der uns all' dies Idealische und Schattenhafte auf der Bühne des Opernhauses vorgeführt wurde, verlor das Gedicht ganz und gar den phantastischen Schauer. Ueberdies ist Herr Kahle nicht der glücklichste Darsteller des Manfred. Ihm fehlt das Genialische der Persönlichkeit und der melodische Wohlklang der Sprache, die das erste Bedingniß für diese Rolle sind; Herr Possart, der den Manfred im Nationaltheater spielte, besitzt wenigstens eine dieser Bedingungen: ein reiches, wandelungsfähiges Organ, dem die sanften und schmelzenden Töne eben so zu Gebote stehen, wie die starken und trotzigen. Beide Künstler verfehlen es darin, daß sie aus dem leidenschaftlichen Uebermenschen, der sich selbst zerstört, einen philosophischen Grübler, aus Lord Byron den Doctor Faust vor seiner Verjüngung machen. Ihr Feuer steckt ihnen im Kopf, Manfred sitzt die Gluth im Herzen; ihn tödten Liebe und Sehnsucht, Schuld, Schmerz und titanisches Wollen, nicht ein philosophisches Problem und das Welträthsel.

Was uns die anderen Theater in den verflossenen Wochen geboten, beruhte wesentlich auf den Gastspielen hervorragender Künstler. Offenbar bedürfen die Gastspiele einer Reform; aber sie kann, der Natur der Sache nach, nur von den Schauspielern selbst ausgehen. Die Einzel-Gastspiele erweisen sich nur noch in den seltensten Fällen als zugkräftig, denn entweder ist der Schauspieler einer jener bekannten Virtuosen, der sich schon zum zehnten Male in seinen alten Kleidern dem Publicum zeigt, oder seine Eigenart erschöpft sich in drei, in vier Rollen. Für die Provinzialstädte mag das Auftreten eines fremden Schauspielers von einigem Werth seine Bedeutung haben, den Mitgliedern des Theaters künstlerische Anregung und den Zuschauern reichen Genuß gewähren; in der Hauptstadt hat im Grunde allein noch ein Ensemble-Gastspiel eine Berechtigung. Einzig von ihm kann eine segensreiche Wirkung für die Schauspielkunst und die Bildung des Geschmacks der Masse ausgehen. In dem Reiz des vortrefflich abgetönten, beinahe zur Vollendung gebrachten Zusammenspiels liegt mit der Erfolg der Meininger begründet. In dieser Richtung bewegte sich denn auch das interessanteste theatralische Ereigniß des letzten Monats. Frau Charlotte Wolter und Herr Joseph Lewinsky traten in Lessing's „Emilia Galotti" und in Hebbel's „Maria Magdalena" im Residenztheater auf, Frau Wolter außerdem noch in der „Phädra" Racine's und in Dumas' „Cameliendame". Charlotte Wolter ist ein geborenes schauspielerisches Talent mit starken leidenschaftlichen Accenten, mit einer gewissen Neigung zu grellen Farben und scharfen Strichen. In Lewinsky's Spiel und Wesen wiegt der Verstand vor; bei bescheidenen Mitteln wirkt er durch Ueberlegung, durch die richtige Erfassung der Aufgabe, durch ein feines Abwägen von Licht und Schatten. Voll und ganz kommt das Dämonische nur in seiner Darstellung des Franz Moor zum Durchbruch, der in dieser Hinsicht zu den originellsten Figuren der modernen Bühne gezählt werden muß. In seinen übrigen Rollen tritt die Farbe vor der Zeichnung zurück; hier ist eine Aehnlichkeit mit Dessoir unverkennbar, dem ebenfalls die Richtigkeit der Contouren, die Nachzeichnung der von dem Dichter vorgezogenen Linien über die farbige Ausführung ging. Lewinsky's Marinelli ist in der Feinheit seiner Züge, in der Bescheidenheit seiner Natur, in der sorgfältigen Durcharbeitung des sprachlichen Theils seiner Aufgabe eine meisterliche Leistung; aber was hier dem Wesen der Rolle entspricht, denn Marinelli ist zuerst und zuletzt der schmiegsame Hofmann mit tadellosen, geschliffenen Formen, thut anderen Figuren, die ein lebhafteres Colorit verlangen, Eintrag. So weit es seine Kraft gestattet, schneidet Lewinsky aus ganzem Holz, selbst auf die Gefahr hin, nur einen harten und farblosen Holzschnitt hervorzubringen; Charlotte Wolter dagegen arbeitet, wie Dawison, in und mit Farben.

Die tiefsten und die leuchtendsten hat sie in verschwenderischer Fülle auf ihrer Palette. Nicht immer gelingt ihr darum die gleichmäßige Ausbildung einer Gestalt; zuweilen ist es nur eine Scene, die sie anzieht, über die sie ihre ganze Farbengluth ausschüttet. Der sinnliche Trieb ist in ihren Darstellungen eben stärker, als die seelische Vertiefung. Nicht den Untergrund eines Charakters, den tragischen Ausbruch einer Leidenschaft weiß sie am wahrsten zu verkörpern. So gleichen sich beide Künstler gewissermaßen aus und ihr Zusammenspiel, zumeist in der „Emilia Galotti", war von einer seltenen Harmonie.

Das Gastspiel einer anderen Künstlerin, des Fräuleins Friederike Bognar, deren gefälliges Talent leider in dem ewigen Gastiren von Stadt zu Stadt — beinahe hätte ich von Dorf zu Dorf gesagt — seinen besten und schillerndsten Schmelz eingebüßt hat, brachte uns im Nationaltheater eine Aufführung des „deutschen Trauerspiels": Agnes Bernauer von Friedrich Hebbel. Ohne einen rechten durchschlagenden Erfolg. Das Trauerspiel ist im Jahre 1855 erschienen und hat sich hier und dort an das Lampenlicht gewagt; eine bleibende Stätte hat es auf keiner Bühne gefunden. Hebbel vergriff sich in der Mehrzahl seiner Stoffe; in der Judith, der Genoveva, der Agnes Bernauer hatte er Sagen und Legenden vor sich, deren Reiz gerade in ihrer Naivetät besteht. Ohne jedes Gewissensbedenken vor wie nach der That geht das Heldenweib von Bethulien in das Lager der Assyrier und schlägt dem weintrunkenen Holofernes das Haupt ab; wie ein rechter Bösewicht, aber zugleich wie ein echter lebendiger Mensch, kein Phantasiehomunculus, bedrängt, kränkt und vernichtet Golo die schuldlose Genoveva; in der Sage stirbt Agnes Bernauer als das schuldlose Opfer ihrer ränkesüchtigen Feinde und eines tyrannischen Fürsten, und wenn die Chronik es unternimmt, den Justizmord zu rechtfertigen, sagt sie nur: „das Weib war so in Bosheit verhärtet, daß sie den Herzog Ernst nicht als ihren Richter und Herrn anerkennen wollte, da sie selbst eine bayerische Herzogin sei: das erboste den Herzog Ernst wider sie, daß er das Weib fassen und ersäufen ließ." Aber mit solchen einfachen Stoffen, deren Verwickelung und Lösung sich ohne gewaltsame Mittel, aus der Natur der aufeinanderstoßenden Gegensätze: einer Jüdin und eines Feindes ihres Gottes und ihres Volkes; eines Wüstlings und einer Heiligen; eines Bürgermädchens und eines Herzogs, gleichsam von selbst ergibt, vermochte Hebbel, seiner grüblerischen Neigung nach, Nichts anzufangen. Der naiv und unbewußt handelnde Mensch ist ihm ein Räthsel. Nicht Agnes Bernauer — der eigentliche Held des „deutschen Trauerspiels" ist der Herzog Ernst. Er allein macht eine tragische Wandlung durch. Mit großen Gedanken, ganz Bayern zu einem Staate zu vereinen, tritt er auf; was er nicht vollenden kann, wird sein einziger Sohn Albrecht zu Stande bringen; er setzt seine ganze Hoffnung auf ihn. Da erfährt er die Vermählung Albrecht's mit der Baderstochter von Augsburg; er will es seinen Räthen nicht glauben. Auf dem Turnier zu Regensburg muß es ihm der Sohn selbst sagen. Jetzt steigert sich die Handlung scheinbar zu einem tragischen Conflict zwischen Vater und Sohn. Allein nicht der Sohn, nicht der Vater tragen den Conflict aus, die Vasallen müssen ihn auskämpfen. Durch gelehrte Richter läßt der Herzog die Gemahlin des Sohnes zum Tode verurtheilen, Jahre lang hält er das Todesurtheil in eiserner Truhe verschlossen, erst als der einzige Sohn seines Bruders stirbt und die Erbschaft des Herzogthums nun nothwendig an Albrecht fallen muß, zieht er es hervor und übergibt es seinem Kanzler zur Vollstreckung. In der unwürdigsten Weise wird es vollzogen; Agnes stirbt nicht nur als Opfer der Verhältnisse, sondern auch als Opfer der Thorheit. Ihr Gemahl reitet lustig zum Turnier nach Ingolstadt, und die Reisigen des Herzogs benutzen die günstige Gelegenheit, die arme verlassene Frau zu überfallen und in die Donau zu werfen. Kein Zuschauer folgt Hebbel darum zur letzten Scene, in der uns der Dichter mit dem theatralischen Gepränge von kaiserlichen Herolden und päpstlichen Legaten die Versöhnung zwischen Vater und Sohn glaubhaft und schmackhaft machen will. Später hat er selbst das Ungenügende dieses Ausgangs empfunden und den ganzen Auftritt zwischen Vater und Sohn, mit der unerquicklichen

Entschuldigung eines Justizmordes durch die „Staatsraison", fortgelassen: der Kanzler bringt dem hereinstürmenden Albrecht den Herzogsstab, Herzog Ernst hat sich in das Kloster Andechs zurückgezogen. Dies Ende ist natürlicher und verletzt weniger das erregte Gefühl, aber einen tragischen Eindruck übt es nicht aus. Damit er die Ermordung seines Weibes vergesse und verzeihe, schenkt man Albrecht ein Herzogthum: es ist das Lösegeld, die Buße für den Erschlagenen nach altdeutschem Recht. Um diesen Stoff zu einer wahren Tragödie zu gestalten, müßte der Dichter vor Allem in die Brust der schönen Agnes das dunkle Schuldgefühl legen, daß ihre Verbindung mit Albrecht gegen ein Gesetz verstößt; diese Empfindung müßte ihre Umgebung theilen, sie müßte als eine Wetterwolke über ihnen schweben. Die „Staatsraison" eines kleinen Fürsten wiegt auf der Bühne nicht einmal die Schlechtigkeit eines gemeinen Theaterbösewichts auf; der Herzog, der persönlich mit der Gattin seines Sohnes zusammengeräth, persönlich von ihr beleidigt wird, sie in seinem Zorn ergreifen und in die Donau stürzen läßt, ist im Rahmen und in der Beleuchtung eines Bühnenspiels viel lebendiger und wahrer, als der weise Fürst auf dem Thron, der zu Gunsten seiner schemenhaften Staatsidee über einen Justizmord brütet und ihn schließlich ausführt. Wie all' unseren Dramen aus dem Mittelalter haftet auch diesem das Zerfahrene, die epische Breite an: im ersten Act haben wir einen dreimaligen Wechsel der Decoration; im dritten Act spielt die Scene nacheinander in München, auf der Vohburg, in Regensburg. Darüber hilft nun die Schönheit einzelner Züge, namentlich in den Liebesgesprächen, nicht hinweg. In der ganzen Anlage wie in der Ausführung der verschiedenen Vorfälle tritt uns die dramatisirte Chronik entgegen; ein Dichter, wie Hebbel, kann durch eine glänzende Umhüllung dies Gebrechen wol zuweilen verbergen, aber nicht tilgen. Der Kampf der Liebe gegen Staatsrücksichten gibt immer nur eine mittlere Tragödie; wir bemitleiden das schöne, unschuldige Opfer und fürchten nicht, sondern verabscheuen den Mörder, wenn er ein rechtschaffener Mörder ist, und flüchtet er sich nun gar, wie Hebbel's Herzog Ernst, mit seiner That hinter die Politik, so verflüchtigt sich jede tragische Empfindung.

Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater ist „Fatiniza" endlich von dem „Seecadetten", einer dreiactigen Operette von F. Zell, Musik von Richard Genée, abgelöst worden. Aus russisch-türkischen Wahlverwandtschaften werden wir in französisch-portugiesische versetzt. Der russische Lieutenantsrock der Soubrette hat sich in die portugiesische Seecadettenuniform verwandelt, die nicht weniger kleidsam erscheint. Im Uebrigen sind die alten Späße und die alten Melodien geblieben. Auf der Bühne des Wallner-Theaters scheiterte eine neue deutsche Originalposse, was kein Unglück ist, und so treiben denn noch immer „Die Rosa-Domino's" von Delacour und Hennequin ihr Pariser Unwesen auf den Brettern, was kein Glück ist.

Karl Frenzel.

Die musikalische Saison.

Berlin, im April 1877.

Als ich vor länger als dreißig Jahren, nach mehrjährigem Aufenthalte in Leipzig, voll neuer, großer Eindrücke, die ich in jener rastlos vorwärts strebenden Musikstadt empfangen, nach Berlin zurückkehrte, fand ich unsere geliebte Metropole in Betreff der Musik auf demselben conservativen Standpunkte, den sie von jeher so gern und so hartnäckig behauptete. Das damalige musikalische Berlin und mit ihm die gesammte Kritik gefiel sich, statt fördernd, belehrend und anbahnend aufzutreten, in einer gewissen selbstzufriedenen Schwerfälligkeit, die allem Neuen als unbequemer Bereicherung, welche Anstrengung verursacht, abhold war. Besonders hemmend und schädlich wirkte die Tageskritik, die sich begnügte, von ihrem Richterstuhle aus die

ewigen, aber doch sehr billigen Wahrheiten immer wieder zu verkündigen, wie groß Beethoven, Mozart und Haydn seien.

Die äußerlich prunkvolle Epoche Spontini's war beendet. Eine revidirende, jedoch wenig interessante und nur mäßig belebende war ihr gefolgt. Nur der Stern Mendelssohn's, der in anderen Musikstädten schon längst aufgegangen, fing allmälig an, auch hier seine Leuchtkraft auszuüben. Schumann indessen, der bereits den bedeutendsten Theil seiner Werke, die sämmtlich schon durch den Stich zugänglich gemacht waren, hinter sich hatte, war als Componist gänzlich unbekannt. Man kannte ihn nur aus seiner hier und da gelesenen Zeitung als einen verwegenen romantischen Neuerer und wahnwitzigen Chopin-Schwärmer. Grund genug, von seinen Ansichten auf seine eigene Musik zu schließen, die wol in den Musikalienhandlungen lag, aber auf keinem Notenpulte.

So stand es damals mit dem Verständniß Schumann's, daß, als ich in einem anerkannt kunstverständigen Kreise einer Dame das Lied: „Du meine Seele, Du mein Herz" vorlegte, ich mit ganz befremdenden, sogar bedeutungsvollen Blicken angesehen wurde, als ob ich in Leipzig, wenn auch nicht den Verstand überhaupt, so doch wenigstens den musikalischen Verstand eingebüßt hätte. Noch schlimmere Erfahrung mußte ich mit dem Clavier-Quartett (Es-dur) machen. Alle meine bestgemeinten Absichten in der Propaganda fielen auf sterilen Boden. Wie konnte es auch anders sein in einer Stadt, wo Curschmann mit geradezu unbegreiflichem Erfolge auf den Schild des Classicismus erhoben ward!

Inzwischen wurde 1847 doch ein Wagniß, die kühnste That der Berliner Singakademie seit ihrem Bestehen, die Einstudirung von Schumann's „Paradies und Peri", unternommen, wirkte jedoch so befremdend auf Ausführende und Zuhörerschaft, daß der Wunsch laut wurde, die Reinheit und Würde dieses berühmten Instituts möchte, Angesichts des so mißglückten Versuchs, nie wieder auf eine ähnliche Probe gestellt werden.

Das Werk war damals auf Schumann's eigenen Antrieb dem gutmüthigen Director Rungenhagen, der, solchen Anblicks nicht gewohnt, die Partitur eine Weile verkehrt angesehen haben soll, zur Ausführung unterbreitet worden und verschwand auf Jahre wieder, bis es durch das frische Leben und Streben des jungen Stern'schen Vereins von Neuem erweckt wurde. Dem hellschauenden Blick und schnell empfänglichen Sinn dieses nicht genug zu schätzenden Vereins gebührt vor Allem das hohe Verdienst, den Berlinern Augen und Ohren für die Bedeutung Schumann's geöffnet zu haben. Seine bestrickende Originalität fand nunmehr unter der jüngeren Bevölkerung bald entschiedene und begeisterte Anhänger, während der schwerer zugängliche Theil ihn noch immer für einen confusen Appendix Mendelssohn's erklärte, das Philisterium, im berüchtigten Berliner Schablonen-Contrapunkt aufgewachsen, ihm aber gar die Ehre eines Autodidakten zuerkannte, der den guten Geschmack und die ewigen Satzungen der musikalischen Quietisten untergrabe.

Auf dieser sehr zweifelhaften Höhe einer bedenkenerregenden Anerkennung stand Schumann in Berlin, als er schon sein großes Werk „Genoveva" vollendet hatte und in Leipzig zur Aufführung bringen konnte. Dort, wo Schumann's Ruf ein unbestrittener war, wo seine symphonischen Werke, seine größeren und kleineren Gesangs-Compositionen, seine Quartette mit steigender Bewunderung und erneutem Entzücken gehört wurden, fand die neue umfangreiche Schöpfung wol einen achtungsreichen Erfolg, jedoch nicht von so durchgreifender Intensität, daß Bühnen anderer Städte sich bewogen fühlten, die Oper für sich zu beanspruchen. Im Laufe folgender Jahre versuchten es indessen Weimar und neuerdings sogar Wien, durch sorgfältigste Inscenesetzungen das Werk wieder zu beleben; aber auch diese gutgemeinte Absicht blieb nur ein Versuch, bis es endlich auf der Bühne von Wiesbaden einen festen Boden fand. Die durch eine ungetheilte Aufnahme befestigte Position dieser Oper in der Taunusstadt, die nicht mehr hinweg zu leugnende, in der ganzen

gebildeten Musikwelt vollgiltige Bedeutung Robert Schumann's bestimmten schließlich die Berliner General-Intendanz, sich einer alten Ehrenschuld zu entledigen und in würdigster Wiedergabe die Oper „Genoveva" den Berlinern (Anfangs März d. J.) vorzuführen.

Ueber das Textbuch, das — nach den Dichtungen Tieck's und Hebbel's — mehrere Verfasser zählen soll (man nennt Reinick und Schumann selber), kann ich nicht ein so unbedingt verdammendes Urtheil aussprechen, als dies von vielen Seiten geschehen ist. Einzelnes ist wirksam; das Duett zwischen Genoveva und Golo im zweiten Act enthält ein reiches inneres Leben, ebenso wie das ganze Finale, das dieser Scene folgt, einen musikalisch anregenden Vorwurf bietet. Nicht minder bühnengerecht und an sich fesselnder möchte ich den Abzug Siegfried's mit seinen Kriegern im Eingangstheile der Oper und Vieles im dritten Acte nennen, während freilich dem Schlußacte als Theaterdichtung alle dramatischen Erfordernisse fehlen. Der herbste Tadel aber, den man dem Libretto nicht ersparen kann, trifft die unglückliche Wahl der Genoveva-Legende überhaupt, die sich schwer einer Opernumgestaltung unterwirft. Man kann allenfalls lesen, wie ein reines, engelhaftes Geschöpf auf ausgesuchte und qualvolle Art gemartert wird; aber Nichts kann peinlicher sein, als dergleichen zu sehen — mit ansehen zu müssen, wie ein schuldloses Wesen von dem ihr beigegebenen Schirmer verrathen, von ihren Dienstknechten auf offener Scene gebunden, in den Thurm gestoßen und schließlich in die Wildniß geführt wird, um von zwei gedungenen Schuften ermordet zu werden!

Aber es ist ebenso bezeichnend für Schumann's gänzlich dem Innern zugekehrte Individualität, wie übereinstimmend mit seinem Naturell, daß er unter so vielen Stoffen, die ihm in ziemlich reicher Auswahl vorlagen, gerade die Genoveva-Legende wählte, deren dramatischer Halt ein so äußerst geringer ist. Ihn, den reinsten und berufensten Interpreten, den unübertroffenen Sänger und Ergründer der geheimnißvollsten Seiten weiblichen Empfindens, verleitete die unwandelbare Reinheit, das gequälte Herz der mißhandelten Dulderin. In Golo und Margaretha glaubte er die interessanten dramatischen Triebfedern der Oper gesichert zu sehen. Und er, der so einzig veranlagte Lyriker, irrte darin so sehr! Doch ist es wunderbar, ja erstaunlich, wie sich in seinem nicht rastenden Schaffensdrang und in seiner künstlerischen Unerschöpflichkeit endlich auch eine Oper, ihm grundeigen, um einen undramatischen Kern krystallisirt hat. Die Schumann'sche Erfindungs- und Gestaltungskraft, die man leichtfertiger Weise so gern als „einseitig" bezeichnet, ist, wenn ich dieses Wort einstweilen adoptire, in ihrer Einseitigkeit doch so reich ausgestattet, daß sie in dieser einfarbigen Pracht Bewunderungswürdiges zu erzeugen vermag.

Schumann fand die edelsten, die ergreifendsten und zugleich unschuldvollsten Töne für die Worte seiner Heldin; er traf den einschneidenden Ausdruck der Zerknirschung in Golo's ruchlosem Beginnen und schildert die schwarze Unthat brütende Margarethe in dämonischen Harmonien durch Entfesselung des ganzen mächtigen Orchesterstroms. Zu diesen von einander grundverschiedenen Typen der Oper tritt das mittelalterlich ritterliche Element Siegfried's, rein musikalisch betrachtet, in treffender Charakteristik hinzu. Wenn schon durch diese vier in sich abgeschlossenen, von einander musikalisch ganz abweichenden Gestalten die Bezeichnung einer einseitigen Erfassung des vorhandenen Stoffes hinfällig ist, so wird sie ganz zu verwerfen sein, wenn man die Chöre in ihren wirkungsvollen Contrasten vernimmt. Man vergleiche den Abzug der Krieger in seiner soldatisch-marschartigen Rhythmik mit den rohen, ja brutalen Ausbrüchen der Knechte, die im Schloßhofe, angefeuert von dem Hexenweib, ihr wüstes nächtliches Zechgelage feiern; man unterscheide die frommen Klänge des Eingangschors mit dem, leider gekürzten, Schlußgesange der Oper, der dieselbe fromme kirchliche Weise mit einem anmuthsreichen Gesange der erfreuten Schloßbewohner in höchst kunstvoller Arbeit zu einem Doppelchor verbindet. Hierher gehört auch die weit ausgesponnene, zugleich wirkungsvollste Scene des Werks, das lebendige Schluß-Ensemble des dritten Actes, das sich in der abenteuerlichen und unheimlich aus-

gestatteten Hütte Margarethens abspielt, ein musikalisches Tongemälde, reich an mysteriösen Gegensätzen durch lieblichsten romantischen Ausdruck und unheildrohende Kraft unter Anwendung glänzender, gewaltiger Orchestermittel.

Dies Alles gilt freilich nur vom rein-musikalischen, nicht vom dramatisch-musikalischen Standpunkte. Dramatisch und bühnengerecht tritt die Musik nur in vereinzelten Stellen auf. Aber es bleibt der Bewunderung genug übrig, wenn man erwägt, wie Schumann, der den Brettern gänzlich fremd war, von diesem ihm unbekannten Terrain herab durch den reinsten Ausdruck seiner sympathischen, tief empfundenen Musik die Zuhörer bewegen konnte. Viele Feinheiten, hier vorzugsweise dem Orchester zuertheilt, das durchgängig von symphonischer Noblesse zeugt, durchziehen die Partitur in mannigfachster Weise. Es sind dies aber zugleich so feine seelische Züge — und hier rächt sich der lyrisch-epische Stoff —, daß sie in dem Rahmen eines großen Opernhauses als allzu subtil gegliederte Filigranarbeit sich äußerst unscheinbar ausnehmen. Selbst die Ouvertüre, ein längst unangezweifeltes hohes Kunstwerk des Meisters, schien mir aus diesem Grunde, aus dem tiefen Orchesterraume des Opernhauses heraufklingend, von dem vornehm geistreichen Eindruck, den sie auf mich im Concertsaal stets machte, einzubüßen, obgleich ich nicht umhin kann, die Ausführung derselben als vollendet zu bezeichnen. Nicht erklärlich, ja auffällig ist mir die Absicht Schumann's (und eine Absicht muß man einem so echt künstlerisch erwägenden Componisten stets unterlegen), warum er dem an und für sich schönen und weihevollen Eingangschor „Erhebet Herz und Hände voll Andacht himmelan", der unter allem Schaugepränge des Katholicismus, unter dem Flackern geweihter Kerzen, Angesichts eines segnenden Bischofs und im Beisein von Priestern, Mönchen und Ministranten gesungen wird, eine decidirt protestantische Färbung verliehen hat. Man glaubt, einen frommen Einsegnungs-Choral zu hören. Daß Schumann diesen katholisch-psalmodischen Ton äußerst prägnant treffen konnte, hat er evident anderweitig bekundet.

Sämmtliche Darsteller waren sichtbar von ihren keineswegs leichten Aufgaben erfüllt und legten ein schönes Zeugniß ab, wie hoch auch ihnen, die dem Componisten aus mehr als einem Grunde ferner stehen, die Bedeutung Schumann's gilt. Ich nenne besonders: Fr. Mallinger (Genoveva), Frl. Brandt (Margarethe), Hrn. Ernst (Golo) und Hrn. Betz (Siegfried). Auch die kleineren Partien waren durch erste Kräfte besetzt. Das Orchester unter Eckert's Leitung leistete durchweg Ruhmwürdiges. Erfreulich war die lebhafte Theilnahme von Seiten des höchst distinguirten Publicums, so daß die Repertoirefähigkeit des Werkes als gesichert anzusehen ist.

Nicht weniger als für die Vorführung der „Genoveva" sind wir der General-Intendanz zu Dank verpflichtet für die Inscenirung von Byron's „Manfred", jener hoch bewunderten und vielfach angefochtenen Schöpfung, die auf Schumann's tief sinnende Natur so mächtige Anziehungskraft ausübte, daß er in der besten Zeit seines Schaffens seine künstlerische Stärke daran erprobte. Er soll die Composition unmittelbar nach der „Genoveva" in Angriff genommen und schnell vollendet haben.

In keinem Werke Schumann's, sei es aus der früheren oder späteren Epoche, wirbeln verborgene Leidenschaften unheildrohender in scharf gezeichneten Umrissen auf, als in dieser Musik; Leidenschaften, die im Aufgebot gewaltiger Orchesterstürme sich, finsteren Gewalten gleich, auf Leben und Tod bekämpfen, bis endlich der Tod, den heiß ersehnten Frieden bringend, Sieger wird. Die Ouvertüre, das Spiegelbild von Manfred's innerer Zerrissenheit, gibt Kunde, daß dieser Tod nicht so leicht erkämpft; ununterbrochenes Ringen nach unmöglichem Wissen, nach Vergessen einer unausgesprochenen Schuld bezeichnet den trostlosen Pfad, der unter unsäglichen Seelenschmerzen zum Ziele führt. Solche Motive durchziehen das große Einleitungswerk in der faßlichen Form einer Ouvertüre, die ein Wunderwerk harmonischer Architektonik und unvergleichlicher Instrumentation ist. Die Sprache der einzelnen Instrumente in diesen, durch den Wechsel heftigster Empfindungen ungestüm aufgewühlten Ton-

massen ist eine überraschend neue, kühne und doch so verständliche, weil sie so überzeugend wirkt. Man höre die Bratsche mit ihrer unheimlich nagenden Figur, die Bässe in ihren unsteten rhythmischen Rückungen, die ehernen Schicksalssprüche in den lang ausgehaltenen Accorden der Blechinstrumente; man vernehme das ganze aufgewühlte Tonmeer in seiner unwiderstehlich anziehenden und das Herz mächtig erschütternden Sprache, um sich klar zu werden, daß Schumann in dieser Ouvertüre eine Vollendung seiner Künstlerschaft erreicht hat, wie in verwandten Compositionen nur Beethoven.

Das Auftreten der von Manfred citirten Geister veranlaßte Schumann, die drei ersten Musiknummern des ersten Actes, den „Gesang der Geister", „Erscheinung eines Zauberbildes", ein kurzes, überaus anmuthiges Stück, und den Schauer erweckenden „Geisterbannfluch" zu componiren. Dieser Act, dem am wenigsten Musik zugefallen, schließt nach allen wilden Ausbrüchen Manfred's mit der sympathischen Melodie der Hirtenschalmei in wohlthuend beruhigender Weise. Aus dem zweiten Acte nenne ich die melodisch-graciöse Zwischenactsmusik, den mit aller orchestralen Pracht ausgestatteten Geisterchor und die „Beschwörung der Astarte", eine melodramatische Composition, welche rührende, holdselige Töne anschlägt und als eine der echtesten Perlen Schumann'scher Muse und deren meisterlicher Charakteristik anzuführen ist. Besänftigend, wie mit Balsam für wunde Herzen, schließt das Schauspiel mit dem von Schumann der Dichtung hinzugefügten „Requiem aeternam", das in seiner ernst- und zugleich mildtönenden Melodik und seinem kunstvollen Bau als Doppel-Canon einen versöhnend schönen Ausgang bildet. Aeußerst sinnreich und compositorisch genial nehmen die Schlußaccorde des Gesanges, endliche Heilung verkündend, noch einmal das tief ergreifende Motiv der Astarte auf, das bei ihrer Beschwörung und dem Ausruf: „Manfred! Lebe wohl!" so unwiderstehlich anzieht und das als Hauptgedanke die Ouvertüre durchpulst.

Das Publicum, mit der Musik aus einzelnen Concerten schon einigermaßen vertraut, zeigte sich für die dargebotene kostbare Gabe äußerst dankbar und verfolgte jede einzelne Nummer mit sichtlicher Spannung und gesteigertem Interesse bis zum späten Schlusse. Große Anerkennung gebührt dem Capellmeister Radecke, der das schwierige Werk in durchweg Schumann'schem Geiste leitete.

Die Königliche Oper hat sich nun ihrer Schuld entledigt, indem sie die beiden für die Bühne berechneten Werke unseres großen deutschen Meisters in der würdigsten Gestalt vorführte; nun fehlen uns noch zwei kirchliche Compositionen, die wir beanspruchen können, die Messe und das Requiem. An Herrn Prof. Stockhausen, als an den berufensten Interpreten, ergeht die Mahnung, sich dieser eigenartigen Compositionen zu bemächtigen!

Unser Bericht über die musikalischen Ereignisse der Opernsaison würde unvollständig sein, wollten wir des Sternes nicht Erwähnung thun, welcher sich über dem unscheinbaren Musentempel von Kroll erhob, um schließlich ganz Berlin mit seinem Glanze zu erfüllen. Wie einst Liszt und Jenny Lind ihren Weltruhm in Berlin begründeten, so wird auch Frl. Etelka Gerster, die neunzehnjährige Ungarin, Schülerin der Frau Marchesi, von hier den Anfang ihrer Triumphe datiren müssen. Sie kam mit der italienischen Operngesellschaft im Februar als eine gänzlich Unbekannte zu uns, und sie verließ uns im April als eine gefeierte Sängerin ersten Ranges. Sie wird die Erinnerung an Berlin stets in dankbarem Herzen bewahren; aber auch wir müssen ihr für ungewöhnliche Kunstgenüsse dankbar sein. Was die jugendliche, durch Anmuth und Bescheidenheit gleich ausgezeichnete Künstlerin bot, was sie mit vielleicht nie zuvor wahrgenommener Leichtigkeit uns entgegentrug, war geradezu bewunderungswürdig. Spielend gelingen ihr die schwierigsten Aufgaben ihrer Kunst; gleichviel ob diatonische oder chromatische Scalen, ob sie auf-, ob sie abwärts gehen. Wol selten hat eine so junge Sängerin bei ihrem ersten Auftreten dem Hörer jenes Gefühl der Sicherheit mitgetheilt, welches das Attribut des absoluten Könnens ist.

Wenn Etwas die Betrachtung einer so tadellosen, überaus glänzenden Leistung zu stören vermöchte, so wäre es das Bedauern, daß ein so reiches Talent sich ausschließlich der italienischen Oper, und zwar der musikalisch am Leichtesten wiegenden Gattung derselben zugewandt hat. —

Halten wir nun auf dem Gebiete der Concerte Rundschau, so haben wir mit einer Aufführung des Bach-Vereins zu beginnen, welche unter Leitung seines gegenwärtigen Dirigenten, des Herrn Prof. Bargiel, am 9. Januar in der Singakademie stattfand.

Der Verein, vor mehr als zwanzig Jahren durch G. Vierling in's Leben gerufen, verfolgte den Zweck, denjenigen Werken Seb. Bach's, die damals noch weniger gekannt waren, in Berlin einen festeren Boden zu gewinnen. Er studirte diese und verwandte Werke sorgfältig ein und legte in seinen Aufführungen ein rühmendes Zeugniß seines echten Strebens ab. Aber, merkwürdig genug, trotz der soliden und reinsten Basis prosperirte der Verein bis in die jüngste Zeit hinein nur wenig. Die Theilnahme, die er fand, knüpfte sich mehr an den jeweiligen Dirigenten, als daß sie sich der Sache selbst zuwendete. Da die Mitgliederzahl eine nicht bedeutende, und ihre Leistungsfähigkeit bisweilen wol in Frage gestellt sein mag, so hat der Dirigent, wenn eine Aufführung in Sicht genommen, nicht geringe Noth; und es wäre, unter solchen Umständen, nicht zu verwundern, wenn, Angesichts des festeren Bestandes der beiden großen Gesangvereine Berlin's, dem Dirigenten des Bach-Vereins endlich die Laune verginge. Die in Rede stehende Aufführung jedoch zeigte Nichts davon; sie hatte ihren Schwerpunkt in der Mitwirkung der Frau Clara Schumann, die nach längerer Abwesenheit von hier mit regenerirter Kraft inneren und äußeren Ausdrucks das G-dur-Concert Beethoven's bewunderungswürdig spielte. Die übrigen Nummern bestanden aus einer Cantate und Arie von Bach, der eine Novität, der 13. Psalm für Chor und Orchester von Bargiel, vorausging.

Wie alle Compositionen des feinfühligen Tondichters den Stempel eines gediegenen Wissens an sich tragen, eines Wissens, dem die Verflechtungen eines complicirten Contrapunkts nichts Fremdes sind, so schreitet auch dieser Psalm auf dem Kothurn eines strengen Satzgefüges einher. Es ist eine durchweg anerkennenswürdige, künstlerisch werthvolle Arbeit, im Ausdruck wahr und voll tröstlicher Hoffnung, die Harmonik ungesucht, die Melodik klar, fließend und faßlich. Aber ob mit allen diesen Eigenschaften und Vorzügen ein neuer Standpunkt gewonnen? Das Geleise dieser componirten Psalmen ist nachgerade etwas ausgetreten; der viel befahrene Weg geht fast nie über den üblichen Eingangschor, die etwas billige recitative Form, die sich allmälig aufthürmenden Fugen hinaus. So viele Schönheiten der Bargiel'sche Psalm auch aufweist: einige geniale Uebertretungen des Hergebrachten würden doch höchst annehmbar gewesen sein. Um nur Eins zu erwähnen, so greife ich gleich den an und für sich schön empfundenen Anfang des Psalmes heraus. Eine Chorstimme beginnt etwa vier Tacte hindurch in langsamem Tempo mit den Worten „Herr, wie lange willst du meiner so gar vergessen". Kaum ist das letzte Wort verklungen, so erräth der auf Contrapunkt einigermaßen geübte Zuhörer bereits die Absicht des Componisten, daß jede der übrigen Stimmen nach und nach in behaglicher und bequemer Breite, jede in ihrer Tonlage, „Herr, wie lange willst du meiner so gar vergessen" nachsingen werde. Dies sichere Voraussbestimmen eines Zuhörers zeugt eben nicht für die Neuheit des ihm Gebotenen. Ich sollte meinen, daß auch Compositionen mit biblischem Stoffe von neuen und eigenartigen Gesichtspunkten ausgehen könnten. Vorzuziehen wäre freilich, man ließe die viel zersungenen Psalmen überhaupt ruhen.

In der richtigen Erkenntniß dieser mißlichen Lage hat Vierling den früher ebenfalls häufig gewandelten Weg verlassen, um uns mit einem umfangreichen Kunstwerke „Der Raub der Sabinerinnen", Dichtung von Arthur Fitger, zu erfreuen. Das Textbuch bekundet eine geschickt administrirende Hand, die dem Componisten selbst in den spröderen Theilen des Gedichtes entgegenkommt. Wenn auch einige Längen mit unterlaufen und, wie in der zu weit ausgesponnenen Duett-Scene

zwischen Annius und Claudia und in der bald darauffolgenden beobachtenden Position der Claudia, den Fluß einigermaßen beeinträchtigen, so entschädigen doch in reichem Maße die ungemein lebendig und im Sinne des jugendlichen Römerthums treffend geschilderten oder erfundenen Scenen und Intriguen, die dem Raube unmittelbar vorangehen. Verwunderlich ist es, wie dem gebildeten und versgewandten Verfasser zwei störende Reime „Aug'" — „Hauch" und „Helden" — „zerschellten" entschlüpfen konnten.

Bierling, der mit diesem, einen Concertabend ausfüllenden Op. 50, so viel mir bekannt, sein an Ausdehnung größtes Werk geschaffen hat, zeigt hier auf's Neue, daß die höchste Kunst des Satzes nicht nur durch biblische Texte hervorgerufen werden kann. Wie kunstvoll und spannend gestaltet sich gleich die Orchester-Einleitung, die auf einem hier überaus zutreffenden Basso ostinato, die unwandelbare, starre Unbeugsamkeit der Römer zeigend, einher schreitet und zugleich in origineller Weise glorificirt! Es dürfte die Entscheidung keine leichte sein, wenn die Frage aufgeworfen würde, ob dem „Wagenrennen", einem dahinbrausenden, übermuthsvollen, schneidigen Doppelchor, oder dem „Ringkampf", ebenfalls einem Doppelchor von wuchtiger Kraft der Vorzug gebühre. Obgleich die Worte zu diesen beiden Chören im erzählenden Tone auftreten, so hat der Componist, dem die musikalische Wirkung allein maßgebend war, hier die einzig zulässige Ausdrucksweise, die rücksichtslos dramatische angewendet. Diese Chöre bilden die Hauptzierden des ganzen Werkes. Der Schlußchor des ersten Theiles, den Raub schildernd, überbietet sie nicht, obgleich in demselben die Abschiedsworte der fortgeschleppten Sabinerinnen „Leb' wohl, o Vaterland!" durch ihre innige Erfassung tief bewegen. Der zweite Theil leidet namentlich in den Sologesängen, die wol Anziehendes bergen, indessen nicht auf der glänzenden Höhe der Chöre stehen, durch zu breites Ausspinnen, und der Schlußchor bleibt in seiner etwas formalen Haltung hinter den anderen des Werkes zurück. Der Componist leitete seine Schöpfung selbst und erntete Anerkennung in reichster Fülle. Der Stern'sche Gesangverein, die erste Berliner Vereinskraft, leistete in den schwierigen und anstrengenden Chören, wie man es stets erwarten darf, Außerordentliches, während die Symphonie-Capelle in der Begleitung der Sologesänge zuweilen einen etwas zu robusten Ton anschlug; wo sie indessen mit ganzer Kraft arbeiten konnte, war sie vollständig gerüstet am Platze. —

H. Krigar.

Volkswirthschaftliche Rundschau.

Die Steuerverhältnisse im preußischen Staate.

Das Gefühl von Mißbehagen und Unzufriedenheit, welches, hervorgerufen durch Ursachen verschiedener Art, seit geraumer Zeit in vielen Schichten der Bevölkerung herrscht, scheint noch immer nicht einer besseren Stimmung, einer größeren Zuversicht auf Hebung der wirthschaftlichen Uebelstände Raum machen zu wollen. Die Industrie, welche nach dem französischen Kriege einen gewaltigen Aufschwung genommen, erstrebt nach jähem Sturz vergeblich wieder regelmäßigen, fruchtbringenden Betrieb; Gewerbe, die noch vor Kurzem zahllosen Arbeitern reichlichen Verdienst gewährten, müssen von Tag zu Tag, den Umsatz ihres Geschäftes einschränkend, die Löhne schrittweise herabsetzen. Die in der arbeitenden Classe wachsende socialistische Richtung ist ein Merkmal ungesunder, heilungsbedürftiger Zustände. Der Ackerbau krankt fortdauernd in Folge der Lohnanschwellung der letzten Jahre; die Arbeiter, welche den hohen Löhnen der Fabrikplätze nachgegangen, finden nicht so leicht den Rückweg zu der ungewohnt gewordenen ländlichen Thätigkeit.

Bemerkenswerth ist dabei, daß, wenn auch die gewerbliche und ackerbautreibende Bevölkerung sich an tausend Stellen über mangelnden Fortschritt ihres wirthschaftlichen Gedeihens beschwert, gleichwol der Nationalwohlstand im Ganzen sich unverkennbar auf einer Höhe befindet, auf welcher er seit Jahrhunderten in Deutschland nicht mehr gestanden hat. Allenthalben sind die Sparcassen, sowie die Volksbanken gefüllt mit dem angesammelten Vermögen kleiner Leute; die arbeitenden Classen erfreuen sich einer Lebenshaltung, die erheblich gegen die in früheren Jahrzehnten erreichbare absticht. Unter den Industriellen und Capitalisten haben Manche schweren Verlust erlitten, Manche sind gänzlich zu Grunde gegangen; im Allgemeinen aber ist breitere Wohlhabenheit, größerer Reichthum vorhanden als zu irgend einer früheren Zeit. Das lebhafte Interesse an dem Kunsthandwerk, das Ausschmücken unserer Wohnungen und anderer dem Bedürfnisse dienenden Dinge mit den Erzeugnissen künstlerischer Thätigkeit aller Art sind Zeichen einer verfeinerten Cultur, die ein reichliches Maß äußerer Mittel zur ersten Voraussetzung hat.

Die Quelle des Mißbehagens kann daher nicht in einem absoluten Mangel an äußeren Gütern gesucht werden; vielmehr geht die Entstehung desselben auf eine Anzahl anderer Umstände zurück, welche die verschiedenen Classen der Bevölkerung in verschiedenartiger Weise bedrücken und das durch die Menge der vorhandenen materiellen und intellectuellen Kräfte erleichterte wirthschaftliche Emporblühen einschränken und behindern.

Unter diesen Umständen übt die gegenwärtige Vertheilung der von Reich, Staat, Gemeinde und Kirche erhobenen Abgaben nicht gerade den kleinsten Einfluß aus. Wer die Parlamentsverhandlungen dieses Jahres verfolgt hat, weiß es, wie oft der

Ruf nach Steuerreform erklungen ist; der jetzige Reichstag ist durch die Steigerung der Matricularbeiträge erregt worden; nichts ist wahrscheinlicher, als daß in kurzer Frist die Steuerreform geradezu die brennende Frage unseres politischen Lebens werden wird. Denn die Vertheilung der Steuern nimmt bei den stets wachsenden Ansprüchen des modernen Culturstaates für den wirthschaftlichen Zustand des Landes eine täglich gesteigerte Bedeutung an. Die blutig errungene Einheit des Vaterlandes zu bewahren, erscheint kein Opfer zu groß; aber auch in der inneren Verwaltung treten fortdauernd vermehrte Anforderungen auf, denen offen zu widersprechen ein Gebildeter kaum mehr wagt. Wasserleitung, Canalisation, Beleuchtungs- und Badeanstalten werden in großen Städten als selbstverständliche Dinge begehrt und bewilligt; Schulgebäude, die allen Anforderungen der Gesundheitspflege entsprechen, sollen im kleinsten Gebirgsdorfe geschaffen werden; Lehrer, Beamte und Geistliche, die vor wenigen Jahren kaum den kümmerlichsten Lebensunterhalt genossen, sollen, allen wirthschaftlichen Sorgen entrückt, ein freies und würdiges Dasein führen. Je mehr alle diese Ansprüche steigen, desto lebhafter wird der Wunsch, daß die sich mehrenden Lasten in einer gerechten, der Leistungsfähigkeit des Einzelnen entsprechenden Art und Weise Vertheilung finden; daß Niemand zu einer Leistung gezwungen werde, die das Maß seiner Fähigkeit überschreitet.

Da die Mehrzahl der Staatsangehörigen nur den nothwendigsten Lebensunterhalt zu erringen im Stande ist und verhältnißmäßig wenig zu den öffentlichen Lasten beitragen kann, so muß der Staat, um die für seine Zwecke erforderlichen Mittel zu erlangen, die zu höherer Leistung Befähigten zu größeren Abgaben anhalten. Nur innerhalb des Staates vermag der Einzelne die höchste seinen Anlagen entsprechende Entwickelung zu finden; für Alle ist daher das Vorhandensein des Staates grundsätzlich von gleicher Bedeutung, aber auch von gleicher Nothwendigkeit; und es erscheint nur gerecht, von jedem Staatsbürger jede Leistung, zu der er befähigt und die im Interesse des Staates nothwendig ist, zu verlangen. Auf gleich Befähigte sollen die Lasten zu gleichen Theilen gelegt, unter ungleich Befähigte in gerechter Abstufung im Verhältniß zu der größeren oder geringeren Leistungsfähigkeit vertheilt werden. Die unendliche Mannigfaltigkeit der persönlichen Verhältnisse macht freilich die Vertheilung nach diesen Grundsätzen zu einer ungemein schwierigen Aufgabe; denn die Leistungsfähigkeit ist nicht nur zu bemessen nach dem Geldbetrage des jährlichen Einkommens, sondern auch nach den Quellen, welchen dieses Einkommen entspringt und nach den individuellen Verhältnissen des Einkommensbesitzers selbst. Immerhin muß es der feste Zielpunkt eines gerechten Steuersystems sein und bleiben, bei Vertheilung der öffentlichen Lasten lediglich den Maßstab persönlicher Leistungsfähigkeit anzulegen.

Während der letzten zehn Jahre haben sich politische und wirthschaftliche Umwälzungen größter Art vollzogen, die Steuergesetzgebung ist dagegen im Wesentlichen stehen geblieben: kann es Wunder nehmen, daß sich bei Verschiebung so vieler für die Steuerverhältnisse wichtiger Verhältnisse mannigfaltige Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten ausgebildet haben, welche große Theile der Bevölkerung in drückender Weise belästigen und in ihrem wirthschaftlichen Fortschreiten hemmen?

I.

In Preußen wird unter dem Namen der Classensteuer und der classificirten Einkommensteuer von dem jährlichen Einkommen einer jeden Haushaltung eine Abgabe in der Art erhoben, daß ein höheres Einkommen einen entsprechenden höheren Steuerbetrag zu zahlen hat; nur beschränkt kommt auch der Grundsatz zur Anwendung, daß ein höheres Einkommen zu einem größeren Steuersatze heranzuziehen ist, als dem zahlenmäßigen Mehrbetrag des Einkommens entsprechen würde. Während nämlich ein Einkommen von 420 Mark nur 0,55 Procent seines Gesammtbetrages als Steuer abzugeben hat, muß z. B. ein solches von 1501 Mark

2 Procent und ein Einkommen von 3000 Mark 2,4 Procent als Steuersatz auf sich nehmen; die höheren Einkommensbeträge sind dagegen sämmtlich dem gleichmäßigen Steuersatz von 3 Procent unterworfen. Nun ist es aber deutlich, daß gerade bei den kleineren Einkommensbeträgen die Leistungsfähigkeit von Stufe zu Stufe nicht in dem Maße wächst, um die angegebene Progression des Steuersatzes zu rechtfertigen. Ein Einkommen von 2000 bis 3000 Mark gewährt einem Hausstand immer nur die Mittel zu ganz eingeschränkter Wirthschaftsführung; größte Sparsamkeit ist unbedingtes Erforderniß; breiterer Lebensgenuß ist ganz unmöglich, selbst für Unterricht und Erziehung kann nur das Nothdürftigste gewährt werden. Die Erübrigung von baarem Gelde für Zwecke, die außerhalb der nothwendigsten Lebensbedürfnisse liegen, ist unter solchen Einkommensverhältnissen stets mit größerer oder geringerer Unbequemlichkeit verknüpft; in den Einkommensstufen von 420 bis 3000 Mark kann die größere Leistungsfähigkeit der höheren Stufe durch individuelle Verhältnisse aufgehoben, ja in das Gegentheil verkehrt sein; ein unverheiratheter Arbeiter, der 500 Mark verdient, kann viel leichter 2 Procent seiner Einnahme auf Steuern verwenden als ein Arbeiter, der 1500 Mark verdient, hiervon aber eine Frau und sechs Kinder ernähren muß. Es wird daher vielfach die Progression der Classensteuersätze als Härte empfunden, und in der That muß es als ein außerordentlich starkes Ansteigen der Steuersätze betrachtet werden, wenn das Durchschnittseinkommen der ersten Stufe von 540 Mark 0,55 Procent, das der siebenten Stufe von 1575 Mark ungefähr den vierfachen Satz, nämlich 1,9 Procent, zu tragen hat. Die Anwendung gesteigerter Steuersätze ist eigentlich nur bei höheren Einkommensbeträgen zulässig, die einem ganzen Hausstand ein breites und bequemes Auskommen gewähren, und auch für Luxusausgaben, sowie zur Ersparung von Theilen des Einkommens Raum bieten. Unter solchen Verhältnissen kann ohne Beschwerde eine größere Summe für Steuern verausgabt werden, ohne daß ein Glied des Hausstandes hierunter zu leiden hätte. Die Möglichkeit wächst in fortschreitender Weise mit dem Steigen des Einkommens; immer mehr wird es zulässig, die Leistungsfähigkeit ausschließlich nach dem Jahreseinkommen ohne Rücksicht auf individuelle Verhältnisse zu bemessen. Bei Einkommensbeträgen von 5000, 10,000, 20,000 Mark und höheren Summen können allerhand erschwerende persönliche Verhältnisse vorhanden sein, ohne daß die Belastung des höheren Einkommens mit einem gesteigerten Steuersatz sich zu einer empfindlichen Härte zu gestalten braucht.

Die Personalsteuer des preußischen Staates sucht also die gesteigerte Steuerfähigkeit bei solchen Individuen, welche im Verhältniß zu ihrer höheren Einnahme entweder gar keine oder doch nur eine sehr unerhebliche gesteigerte Leistungsfähigkeit besitzen. Diejenigen dagegen, welche recht wohl einen progressiv gesteigerten Steuersatz tragen könnten, bleiben auf einem mäßigen Steuerfuße stehen, selbst wenn sich die Einkommensbeträge zu einer ganz außerordentlichen Höhe erheben.

Das Schlimmste aber ist, daß die höheren Einkommen sich viel mehr als die niederen der Einschätzung zur gesetzlichen Steuerstufe zu entziehen wissen und daher thatsächlich einen viel geringeren Steuersatz zu tragen haben, als sie nach den vorgeschriebenen Steuerstufen auf sich zu nehmen hätten.

Was ein Tagelöhner, ein Dienstbote verdient, läßt sich mit annähernder Sicherheit feststellen; was der kleine Bauer auf dem Acker zieht, wie viel Vieh er im Stalle oder auf den Wiesen hat, das sind Dinge, die sich nicht verbergen lassen. Auch der Erlös eines kleineren Gewerbes und Geschäftes findet bei den Nachbarn meist eine zutreffende Schätzung. Bei dem größeren Einkommen schwindet dagegen die Möglichkeit richtiger Beurtheilung mit dem Anwachsen der Einnahme in fortschreitender Weise. Die heutige Entwicklung des Verkehrs gibt einem Jeden die Möglichkeit, über große Vermögensobjecte zu verfügen, dieselben umzusetzen und nutzbar zu verwerthen, ohne daß an dem Wohnorte des Steuerpflichtigen irgend Jemand den mindesten Einblick in die Vermögensverhältnisse des reichen Mannes nehmen und das Einkommen desselben richtig schätzen könnte.

Auch der Aufwand, den der Einzelne treibt, kann bei höheren Einkommensbeträgen nur in beschränkter Weise einen Maßstab für den Umfang des Vermögens abgeben; je größer ein Einkommen ist, desto berechtigter ist die Annahme, daß es gar nicht vollständig zum Aufwand gebraucht wird. Es ist möglich, kostspielige Luxusausgaben zu machen, die in der Oeffentlichkeit wenig bemerkt werden; es ist ebenso möglich, von einem großen Einkommen erhebliche Beträge zu sparen, ohne daß sich dies dem Auge eines Fremden zu zeigen braucht. Leicht läßt sich erkennen, ob der Verbrauch einer Haushaltung zwischen 2000 und 3000 Mark schwankt; viel schwieriger ist es zu beurtheilen, ob sich die jährlichen Ausgaben auf 20,000 oder 30,000 Mark belaufen. Insbesondere sind es die Capitalvermögen, welche sehr leicht verborgen werden können und sich einer richtigen Einschätzung zu entziehen pflegen. Oft kommt der Fall vor, daß Capitalisten ausstehende Forderungen kündigen, wenn der Schuldner Miene macht, behufs Offenlegung der eigenen Vermögensverhältnisse die Zinsquittungen des Gläubigers der Steuerbehörde vorzuzeigen und somit dessen Vermögensbestand zu verrathen.

Nicht unerheblich zu der niedrigen Veranlagung der wohlhabenden Classen trägt endlich der Umstand bei, daß dieselben vorzugsweise die Mitglieder der Einschätzungs-Commissionen stellen, und somit in der Lage sind, sehr wirksam einer höheren Einschätzung der größeren Einkommensbeträge entgegenzuarbeiten. Es ist bei den höheren Einkommensstufen äußerst zweifelhaft, in wie vielen Fällen der gesetzliche Steuerfuß wirklich bezahlt wird; je mehr das Einkommen wächst, desto mehr bleibt der Steuerbetrag hinter dem gesetzlichen Steuersatz zurück; statt also bei gesteigerter Leistungsfähigkeit einen progressiv gesteigerten Steuersatz zu nehmen, stellt gerade umgekehrt unsere Einkommensteuer thatsächlich jene Anforderung bei abnehmender Leistungsfähigkeit.

Die ärmeren Classen tragen aber nicht nur verhältnißmäßig sehr viel mehr als die wohlhabenderen zu den Personalsteuern bei, sondern sie sind besonders in den beiden untersten Stufen, welche die Einkommen von 420 bis 660 und von 660 bis 900 Mark umfassen, mit einem ihre Leistungsfähigkeit weit übersteigenden Steuersatz belastet und können denselben nur theilweise wirklich aufbringen. Im Jahre 1875 waren im Ganzen 4,450,906 Personen in den zwölf Stufen der Classensteuer veranlagt, von denen 403,456 wegen Nichtzahlung der Steuer executorisch verfolgt werden mußten; bei 161,531 Steuerpflichtigen hatte die Zwangsvollstreckung gar keinen Erfolg. Von allen Executionen überhaupt entfielen nun 59,32 Procent auf die in der ersten Stufe und 83,42 Procent auf die in der ersten und zweiten Stufe veranlagten Personen; von den fruchtlosen Executionen entfielen auf die erste Stufe sogar 76,8, auf die erste und zweite Stufe zusammen 94 Procent, der Rest vertheilte sich auf die übrigen zehn Stufen. Diese Zahlen lassen klar erkennen, daß Einkommen von weniger als 900 Mark nur mit größter Anstrengung im Stande sind, in baarem Gelde Abgaben zu Staatszwecken zu machen, und daß selbst der niedrige Steuersatz von 0,6 bis 0,75 Procent für solch geringe Einkommensbeträge eine drückende Last bildet.

Die mit den Personalsteuern des Staates verbundenen Härten machen sich aber aus dem Grunde in vervielfachter Weise geltend, weil alle Communalverbände zur Befriedigung der eigenen Bedürfnisse genöthigt sind, sich mehr oder weniger eng an das staatliche Steuersystem anzuschließen.

Die Provinzen haben ihre Umlagen auf die Land- und Stadtkreise nach Maßgabe der in denselben aufkommenden directen Staatssteuern zu vertheilen; in den einzelnen Kreisen erfolgt die Aufbringung des auf sie entfallenden Antheiles gleich den übrigen Kreis- und Gemeinde-Abgaben. Die Kreisumlagen dürfen nach keinem anderen Maßstab als nach dem Verhältniß der von den Kreisangehörigen zu entrichtenden directen Staatssteuern, sowie der Schlacht- und Mahlsteuer, und zwar nur durch Zuschläge zu denselben vertheilt werden; die drei untersten Stufen der Classensteuer können von den Zuschlägen ganz befreit bleiben oder doch zu einem niedrigeren

Procentsatz herangezogen werden. Die Ortsgemeinden endlich sind nicht nur befugt, zu den directen und indirecten Staatssteuern Zuschläge zu erheben, sondern auch selbständige Gemeindesteuern einzuführen und Zuschläge zu den Staatssteuern nach einem anderen Maßstab, als nach dem Verhältniß der Theilnahme an den Staatssteuern, umzulegen.

Die verschiedenen Gemeindeverbände haben nun in den letzten Jahrzehnten von der ihnen gesetzlich gewährten Befugniß den ausgiebigsten Gebrauch gemacht und in vielen Theilen der Monarchie die Zuschläge zu den directen Staatssteuern, und zwar vor allen zu den Personalsteuern, auf eine ganz außerordentliche Höhe getrieben. Zuschläge von 100 Procent bilden in den Städten und auf dem platten Lande das gewöhnliche Maß; Zuschläge von 200—300 Procent kommen sehr häufig vor, und Zuschläge von 400 bis 600 Procent sind gar keine Seltenheit. In Gladbach z. B. betrug 1872 der Communalzuschlag zu einem Einkommen von mehr als 900 Mark 261 1/9 Procent des Staatssteuersatzes; bei einem Einkommen von 3003 Mark absorbirte die vom Staat und Gemeinde erhobene Personalsteuer schon 10,83 Procent des gesammten Einkommens. In Solingen mußten in demselben Jahre bei einem Einkommen von mehr als 900 Mark 493 1/3 Procent der Staatssteuer als Zuschlag entrichtet werden; bei einem Einkommen von 900 bis 1050 Mark betrug der Steuersatz 9,12 Procent des Einkommens, bei einem Einkommen von mehr als 3000 Mark aber 13,56 Procent und unter Zurechnung der Kirchen-, Kreis- und Provinzialbedürfnisse 16,31 Procent. In Dorp wurden in demselben Jahre von einem Einkommen von mehr als 1500 Mark 433 1/3 Procent zu den Staatssteuern erhoben; bei einem Einkommen von mehr als 3000 Mark machte der Steuerbetrag schon mehr als 11,91 Procent des Gesammteinkommens aus. In Iserlohn betrug der Communalzuschlag 310 Procent der Staatssteuer.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um eine Anschauung von den in unseren Städten herrschenden Steuerverhältnissen zu geben; auf dem platten Lande sieht es wenn möglich noch schlimmer aus. In dem ostrheinischen Kreise Gummersbach, welcher eine vorwiegend ackerbautreibende Bevölkerung hat und abseits von den großen Verkehrsstraßen liegt, werden gegenwärtig durchschnittlich in allen Gemeinden 265 Procent Zuschläge zu der Classen- und Einkommensteuer des Staates erhoben. Ganz gleich sind die Verhältnisse in den benachbarten Kreisen. — Wenn ein großer Theil der zu den untersten Stufen veranlagten Personen schon nicht im Stande ist, den vom Staate erhobenen Steuersatz zu tragen, so kann er noch weniger den durch die Gemeinden vervielfachten Betrag dieses Satzes aufbringen; besonders in den Städten hat man die Erfahrung gemacht, daß mit dem System der Erhebung gleichmäßiger Zuschläge zu allen Steuerstufen nicht auszukommen ist, und man hat angefangen, unter Erleichterung der ärmeren Classen die höheren Einkommensbeträge mit einem progressiv steigenden Steuersatz zu belegen. Dabei haben sich, wie obige Beispiele zeigen, vielfach freilich oft schon für kleine Einkommensbeträge recht hohe Steuersätze ergeben. Der Staat wird indeß nicht umhin können, den Gemeinden auf dem betretenen Wege zu folgen und auch die Classen- und Einkommensteuer unter Entlastung der unteren Stufen nach einem steigenden Steuersatz anzulegen. Unter der Voraussetzung, daß es möglich sein würde, das Sollaufkommen der directen Gemeindesteuern durch Zuwendung anderer Mittel überhaupt zu vermindern, ist vielfach vorgeschlagen worden, die untersten Stufen der Classensteuer ganz von Personalabgaben frei zu lassen, die Einkommen von mäßigem Umfange mit einem gelinde ansteigenden Satze zu belasten und erst die größeren Einkommen einer stärkeren Progression des Steuersatzes zu unterwerfen, einer Progression, die selbstverständlich eine feste Maximalgrenze haben muß und nicht zerrüttend in die ökonomische Selbstständigkeit und Fortentwicklung des Einzelnen eingreifen darf. Es findet freilich die Meinung noch immer Vertreter, daß kein Staatsbürger des ehrenvollen Vorrechtes beraubt werden dürfe, von seinem Einkommen mit einer Geldabgabe direct zu den Staatslasten beizutragen; daß auch der Staat das ausgezeichnete Mittel nicht auf-

geben dürfe, durch Erhebung directer Abgaben einem jeden Staatsangehörigen seine Verpflichtungen gegen die Gesammtheit recht greifbar vor Augen zu rücken.

Auf jenes angenehme Vorrecht des Zahlens wird indessen jeder Patriot gern verzichten, der zur Ausübung desselben seinen Rock vom Leibe zu verkaufen genöthigt ist. Die Vertheilung der öffentlichen Lasten aber aus dem Grunde mit Bewußtsein nach ungerechten oder unbilligen Grundsätzen vorzunehmen, blos um den Staatsangehörigen recht deutlich zu machen, daß sie der Gesammtheit gegenüber zu allen möglichen Dingen verpflichtet seien — eine solche Verquickung von politischer Pädagogik und finanzieller Ausbeutung muß als dilettantische Behandlung der Frage zurückgewiesen werden. Der moderne Staat hat so viele andere Mittel, um das politische Pflichtbewußtsein zu wecken, er macht von diesen Mitteln einen so ausgiebigen Gebrauch, daß es wahrlich überflüssig erscheint, in dieser Richtung noch durch ein verkehrtes Steuersystem wirken zu wollen.

Eine Abweichung von den leitenden Principien unseres Steuersystems ist offenbar gar nicht mit den als wünschenswerth bezeichneten Aenderungen verbunden; es wird mit denselben im Gegentheil nur eine entsprechendere Durchführung jener Principien bezweckt. Die progressive Steigerung der Steuersätze, welche bisher ausschließlich bei den unteren Einkommenstufen zur Anwendung kam, sollte statt dessen vorzugsweise bei den wohlhabenderen Classen Platz greifen, da gerade diese Classen befähigt sind, directe Abgaben in zunehmendem Maße zu tragen. Auch dem Grundsatz, daß die nur zum allernothdürftigsten Unterhalt ausreichenden Einkommen steuerfrei zu bleiben haben, wäre damit Rechnung getragen und zwar unter ausreichender Berücksichtigung der starken Entwerthung des Geldes. Die Unbeibringlichkeit so großer Steuersummen in den Einkommen unter 900 Mark gibt einen Fingerzeig zur Auffindung der Grenze, unterhalb welcher die Erhebung directer Abgaben unthunlich erscheint. Man hätte mit der Veranlagung zur Personalsteuer vielleicht erst bei einem Einkommen von 1000 Mark zu beginnen und zwar mit einem mäßigen Satze von 1,5 Procent des Gesammteinkommens; in den folgenden Einkommensstufen ist die Leistungsfähigkeit nur wenig gesteigert; man könnte bis zu einem Einkommen von 5000 Mark mit einer mäßigen Progression fortschreiten und erst bei den höheren Einkommensstufen den Principalsteuersatz von 3 Procent zu Grunde legen, der beim Wachsen des Einkommens eine bedeutendere Progression zu tragen im Stande wäre.

II.

Außer der Classen- und Einkommensteuer erhebt der Staat noch andere directe Abgaben, welche neben und außer ersteren von dem Ertrage gewisser Einkommensarten gezahlt werden müssen und daher eine doppelte Besteuerung derselben bilden; es sind dies die Gewerbesteuern, sowie die Grund- und Gebäudesteuer. Am wenigsten gibt die Gewerbesteuer Anlaß zu Beschwerden, da sie nicht sehr hoch bemessen ist und durchschnittlich nach allgemeiner Schätzung nur 2 Procent des wirklichen Einkommens absorbirt; ein Gewerbtreibender, der einkommensteuerpflichtig ist, muß also im Ganzen 5 Procent seiner Einnahme für directe Steuern abgeben, eine Last, die um so erträglicher ist, da zu der Gewerbesteuer von den Gemeindeverbänden nur wenig Zuschlagsprocente erhoben werden.

Lebhaft sind dagegen die Klagen, welche von den Eigenthümern von Liegenschaften wegen der übermäßigen Anspannung der Grund- und Gebäudesteuern durch Staat und Gemeinde erhoben werden. Verschiedene Umstände tragen dazu bei, daß die Belastung der Immobiliarwerthe durch Steuern sich mit besonders drückender Härte fühlbar macht. Zunächst läßt sich der Ertrag auch von umfangreichen Gebäuden und Gütern mit größerer Sicherheit abschätzen, in Folge dessen die aus demselben hervorgehenden Einkommensbeträge verhältnißmäßig sehr viel richtiger und daher auch sehr viel höher als die Erträge anderer Einkommensarten zu der Personalsteuer herangezogen zu werden pflegen. Der Betrag der Grundsteuer ist ferner durch Gesetz

dauernd festgestellt, der der Gebäudesteuer wenigstens auf eine große Reihe von Jahren unveränderlich normirt, und muß ohne Rücksicht auf Schwankungen im Ertrage, ja sogar ohne Rücksicht auf Hypothekenzinsen, in jedem Jahre von dem Eigenthümer voll bezahlt werden. Abgesehen hiervon ist aber auch der Betrag dieser Steuergattungen an sich sehr hoch, viel höher z. B. als der der Gewerbesteuer. Man nimmt an, daß gegenwärtig die Gebäudesteuer durchschnittlich etwa 4 Procent des Ertrages eines Gebäudes beansprucht, so daß also ein Gebäudebesitzer ungefähr 7 Procent seiner Einnahme mit Einschluß der Einkommensteuer an directen Abgaben dem Staate zu entrichten hat. Die Grundsteuer nahm dagegen nach einer durch den Director des statistischen Büreaus im Jahre 1867 angestellten Berechnung von dem wirklichen Ertrage eines Morgens Ackerlandes durchschnittlich in der ganzen Monarchie 4,606 Procent, in der Rheinprovinz sogar 5,512 Procent in Anspruch. Ein Grundbesitzer in der Rheinprovinz hat also zuzüglich der Personalsteuer $8^1/_2$ Procent seines ganzen Einkommens an directen Steuern zu zahlen.

In den letzten zehn Jahren sind indeß in der ganzen Monarchie und insbesondere in der Rheinprovinz die Erträge der Landwirthschaft ganz bedeutend, vielfach um ein Fünftel, ja um ein Drittel, gefallen, und man geht daher mit der Annahme nicht fehl, daß in den meisten Bezirken dieser Provinz die Grundsteuer allein durchschnittlich 7 bis 8 Procent des wirklichen Ertrages von einem Morgen Ackerland absorbire.

Es liegen mir die Nachweisungen über die Ertrags- und Steuerverhältnisse einer großen Anzahl Güter aus den Regierungsbezirken Cöln und Düsseldorf vor, welche jene Annahme als durchaus richtig zu bestätigen geeignet sind. Besitzungen, welche vorzugsweise aus gutem Ackerland bestehen, müssen an den Staat in der Regel 7 bis 10 Procent des wirklichen Ertrages an Grundsteuern entrichten; nur da, wo geringere Holzung vorwiegt, sinkt der Satz auf 4 bis 5 Procent des wirklichen Ertrages herab.

Ein Gut, dessen Aecker 3000 Mark Ertrag abwerfen und dessen Wohnhaus einen Miethwerth von 300 Mark darstellt, hat unter Annahme eines Grundsteuersatzes von 7 Procent an Grundsteuer 210 Mark, an Gebäudesteuer 12 Mark und an Einkommensteuer 90 Mark, im Ganzen also 312 Mark oder 9,454 Procent des Gesammtertrages, an directen Steuern abzugeben, während z. B. ein Capitalist von gleichem Einkommen nur 90 Mark oder etwa 3 Procent zu entrichten hat.

Man mag die Vorzüge des Grundbesitzes vor anderen Vermögenswerthen so hoch schätzen wie man will, man muß zugeben, daß eine solche Besteuerung nicht nur der Belastung anderer Einkommensarten gegenüber, sondern auch für sich betrachtet ganz außerordentlich hoch ist. Die Entnahme des zehnten Theiles von einem so geringen Ertrag wie 3300 Mark schließt fast mit Nothwendigkeit die Behinderung des wirthschaftlichen Fortschreitens in sich ein; wo aber der Fortschritt aufhört, fängt in der Regel der wirthschaftliche Rückgang an. Und dennoch macht — in der Rheinprovinz wenigstens — die staatliche Steuer noch nicht den Hauptttheil der auf Gebäuden und Grundstücken ruhenden öffentlichen Lasten aus; denn überall erheben die Gemeinden außer den Zuschlägen zu den Personalsteuern auch noch Zuschläge zu der staatlichen Grund- und Gebäudesteuer, und zwar zu einem Procentsatze, der selten unter dem Betrage der Staatssteuer bleibt, dieselbe vielmehr oft um das Doppelte und Dreifache übertrifft.

Erwähnt wurde kürzlich der Fall, daß ein Hausbesitzer in einer rheinischen Stadt, der 7 Procent seines Häuserertrages an Staatssteuern zu zahlen hat, in Folge eines Communalsteuerzuschlages von 500 Procent im Ganzen 42 Procent seines Jahreseinkommens an directen Steuern hergeben muß. Auf dem platten Lande ist gegenwärtig in der Rheinprovinz die Erhebung communaler Zuschläge von 100 bis zu 300 Procent zu der Grund- und Gebäudesteuer ebenso wie zu der Personalsteuer eine ganz gewöhnliche Erscheinung; so werden in dem obenerwähnten ostrheinischen Kreise, außer 265 Procent Zuschlägen zu der Classen- und Einkommensteuer, noch 229 Procent Zuschläge zu der Grund- und Gebäudesteuer für Rechnung der Provinz, der

Civil- und Kirchengemeinden erhoben. Gleiche Verhältnisse walten in den umliegenden Kreisen ob. Die Gesammtbesteuerung eines Grundbesitzers mit einem Einkommen von 3300 Mark stellt sich hiernach folgender Maßen: zu der Staatssteuer von 312 Mark werden an Zuschlägen zu der Einkommensteuer 238,5 Mark, zu der Grundsteuer 480,9 Mark, zur Gebäudesteuer 27,48 Mark, im Ganzen also 1058,88 Mark oder 32,087 Procent des gesammten Einkommens erhoben. Unter den obenerwähnten Gütern aus den Regierungsbezirken Cöln und Düsseldorf sind eine große Anzahl, welche einen derartigen Steuersatz zu entrichten haben; der höchste hier vorkommende Steuersatz ist 37, der niedrigste 11, der durchschnittliche 18 Procent der Gesammteinnahme. Die niedrigeren Stufen finden sich meist nur bei Gütern ganz schlechter Qualität, deren Boden nicht hoch classificirt ist, vor Allem aber in solchen Gemeinden, welche eigenes Vermögen besitzen und daher nur mäßige Steuern zu erheben brauchen.

Gegenüber dem Verlangen der Grund- und Gebäudebesitzer nach gänzlicher oder theilweiser Beseitigung der besonderen Ertragssteuern wird wol behauptet, daß die Grundsteuer eigentlich gar keine öffentliche Steuer sei, sondern den Charakter einer dem Staate zustehenden Rente am Boden habe und daher keine Ungerechtigkeit gegen den Grundbesitzer einschließe.

Diese Anschauung mag für andere Staaten zutreffend sein, für Preußen ist sie es gewiß nicht. Die preußische Gesetzgebung kennt die Grundsteuer nur als öffentliche Steuer, behält sich vor, dieselbe nach Bedürfniß zu erhöhen, und gestattet den Gemeinden, die Grundsteuer in vervielfachtem Maßstabe zu erheben. Dies alles ist aber mit dem Charakter einer Rente völlig unvereinbar. Hätte die Grundsteuer schon seit Jahrhunderten in derselben Höhe im Staate bestanden, so könnte man zugeben, daß dieselbe für die Verhältnisse des Grundbesitzes thatsächlich die Bedeutung einer Rente angenommen habe; dies ist aber durchaus nicht der Fall, da die Grundsteuer nach ihrer heutigen Gestalt und ihrem gegenwärtigen Umfang ein Product der Gesetzgebung der letzten Decennien ist. Auf gänzliche Beseitigung der Grund- und Gebäudesteuer kann indeß keine Hoffnung gewährt werden; einmal werden die finanziellen Verhältnisse eine solche Maßregel nicht als ausführbar erscheinen lassen, und zweitens haben die unbeweglichen Güter so große Vorzüge vor allen anderen Vermögenswerthen, daß deren Inhaber wol als befähigt und verpflichtet gelten können, in verstärkter, freilich gerecht verstärkter Weise zu den öffentlichen Lasten beizutragen.

Immobilien sind durch ihre fast unzerstörbare Dauerhaftigkeit, ihren fast unverlierbaren Nutzungswerth die wünschenswerthesten Besitzthümer; zu allen Zeiten haben sie als die Vermögensgegenstände gegolten, durch welche es allein möglich ist, die wirthschaftliche Sicherheit einer Familie auf längere Dauer zu begründen. Grundbesitz verleiht in den Augen des Volkes Ansehen der Person und ist auch noch heute vielfach mit politischen Rechten verbunden. Den vermehrten Rechten des Grundbesitzes entspricht eine Steigerung der Pflichten; eine Forderung der Gerechtigkeit bleibt es aber, daß diese Steigerung in gewissen Grenzen bleibt und nicht bis zu einer, das wirthschaftliche Fortkommen behindernden Höhe schreitet. Mindestens könnte verlangt werden, daß nicht die Communalverbände den Betrag der staatlichen Grundsteuer in willkürlicher Vervielfachung erheben.

Die Reformen der directen Staatssteuern können überhaupt nur dann zu einer gründlichen Heilung der vorhandenen Mißstände führen, wenn bei der Durchführung derselben gleichzeitig darauf Bedacht genommen wird, die einseitige und übermäßige Ausnutzung einzelner Steuergattungen durch die Gemeindeverbände vollständig zu beseitigen und die vorhandenen Steuerkräfte so zwischen Staat und Gemeinde zu vertheilen, daß jeder Verband die ihm obliegenden Aufgaben erfüllen kann, ohne einzelne Steuerpflichtige mit der ungerechtesten Härte bedrücken zu müssen. Es ist also die Aufgabe, die für öffentliche Zwecke vorhandenen Einnahmequellen entsprechend der Zuschiebung der öffentlichen Lasten auf die engeren oder weiteren Verbände zu vertheilen.

III.

In einem großen Staate geht es aus hundert Gründen nicht an, alle Ausgaben öffentlicher Natur durch ein einheitliches Budget laufen zu lassen. Gegenstände, welche blos für einen kleineren Verband ein ausschließliches oder vorwiegendes Interesse haben, finden, ihrer Bestimmung entsprechend, ihre Erledigung auf dem Budget des örtlichen Verbandes. Freilich bleibt es immer eine schwierige Aufgabe, zu bestimmen, ob diese oder jene Angelegenheit für das Staatsganze oder nur für einen localen Verband von Bedeutung ist. Von ausschließlichem Interesse für einen engeren Bezirk sind eigentlich nur die Gegenstände, welche einzig für gewisse wirthschaftliche Bedürfnisse eines beschränkten Gebietes zu dienen bestimmt sind, wie Wasserleitungen, Beleuchtungsanstalten u. s. w. Umgekehrt ist es nicht schwierig, diejenigen Gegenstände herauszufinden, welche, losgelöst von allem localen Interesse, für das Staatsganze die allgemeinste Bedeutung haben; Niemand wird ein Bedenken dagegen finden, daß die Kosten für Heer, Flotte und Diplomatie, die Ausgaben für die Civilliste und die großen repräsentativen Körperschaften, die Mittel für die Organe der Rechtspflege und der allgemeinen Verwaltung von dem Staate direct aufgebracht und verwandt werden.

Zwischen diesen beiden Gruppen von Gegenständen des allgemeinsten und des beschränktesten Interesses gibt es aber eine Menge von Angelegenheiten — und sie bilden die überwiegende Mehrzahl der öffentlichen Interessen —, welche sowol für einen localen Verband als auch für den gesammten Staat von Bedeutung sind, und bei denen die Frage immer nicht ganz leicht zu beantworten ist, ob die entstehenden Kosten durch die größere oder durch die kleinere Gemeinde getragen werden sollen; ob es sich empfiehlt, eine Theilung der Lasten vorzunehmen, und nach welchem Maßstab diese Theilung gemacht werden muß. Daß eine Gemeinde tüchtige Verwaltungsbeamte besitzt, ist zunächst für sie selbst im höchsten Maße wünschenswerth, jedoch auch für den Staat von nicht geringerer Wichtigkeit. Denn ein sehr großer Theil der staatlichen Geschäfte muß durch die Gemeindebeamten besorgt werden; so beruht auf deren Mitwirkung die Erledigung des Ersatzgeschäftes für das Heer, die Vorbereitung der Wahlen zu den repräsentativen Körperschaften, die Ansammlung von Material für die statistischen Erhebungen des Staates, die allgemeine Polizeiverwaltung und viele andere Dinge. Wenn gleichwol der Staat zur Bezahlung dieser Beamten nur ausnahmsweise wie bei Veranlagung der Staatssteuern Beiträge gibt, so hat dies wol allein in äußeren Zweckmäßigkeitsrücksichten seinen Grund. Bei vielen anderen Gegenständen gleich gemischter Bedeutung leistet der Staat entweder erhebliche Zuschüsse oder gibt auch ganz allein die erforderlichen Mittel her. Die Erbauung von Schulen, Kirchen und fahrbaren Straßen kommt in erster Linie den betreffenden Ortsgemeinden zu Gute; ebenso ist für diese die Anstellung tüchtiger Lehrer und würdiger Geistlicher zunächst von Vortheil. Dennoch gibt auch der Staat für alle diese Zwecke beträchtliche Summen aus, denn auch für ihn haben alle diese Dinge ein unmittelbares Interesse. Zur Besoldung von Lehrern und Geistlichen werden vom Staate jährlich große Zuschüsse geleistet; der Bau von Schulen, Kirchen und Straßen wird durch Gewährung von staatlichen Beihilfen gefördert. Obwol aber die Gemeinden noch in vielen anderen Beziehungen fortdauernd durch staatliche Mittel unterstützt werden, so mehren sich trotzdem, wie wir sahen, die Communalsteuern allenthalben von Tag zu Tag und drohen, besonders in Folge der neueren Einrichtungen auf dem Gebiete der inneren Verwaltung, immer größeren Umfang anzunehmen. Zur Durchführung der Provinzial- und Kreisordnung, welche eine Anzahl Gegenstände auf die Communalverbände übertragen haben, ist zwar eine Beihilfe in Form einer staatlichen Rente gewährt worden; dieselbe ist indeß zu klein und muß durch Gemeindesteuern ergänzt werden. In der Rheinprovinz sind z. B. in diesem Jahre 3 Millionen Mark für die laufenden Bedürfnisse der Provinzialverwaltung und 700,000 Mark zur Verzinsung und Tilgung des für Reorganisation

des Irrenwesens gemachten Anleihens von 10,500,000 Mark durch Steuern aufgebracht worden.

Eine Erhöhung der allgemeinen Verwaltungskosten war unausbleiblich mit jenen neuen Einrichtungen verknüpft, weil die Provinzen zur Verwaltung des Straßennetzes und der ihnen übertragenen Institute sich genöthigt sahen, nicht nur eine aus Berufsbeamten bestehende Centralbehörde einzurichten, sondern auch eine Anzahl Localbeamte anzustellen, ohne daß die bisher mit diesen Verwaltungszweigen betraut gewesenen königlichen Beamten in ihrer Zahl erheblich hätten vermindert werden können. Für die ständischen Beamten ist die Bewältigung der ihnen gestellten Aufgabe aus dem Grunde sehr erschwert, daß ihre Geschäfte sich auf ein ungemein erweitertes Territorium erstrecken, und die provinziale Centralbehörde außer den von ihr ernannten Bau- und Straßenbeamten keinerlei ihr unterstellte Verwaltungsorgane besitzt, durch welche es ihr möglich wäre, mit den von ihr verwalteten Gebieten in näheren Zusammenhang zu treten; nur in Landarmensachen sind Kreis- und Ortsbehörden verpflichtet, den Requisitionen der Provinzialbehörde Folge zu leisten. Ob sich die Provinzen nicht besser mit einer Erweiterung der Competenz des Landtages und der Errichtung eines aus Laien bestehenden Provinzialausschusses begnügt, die Erledigung der laufenden Verwaltungsarbeiten dagegen wie bisher den staatlichen Behörden überlassen hätten, muß die Zukunft lehren. Mit der allseitig gewünschten Einführung der Selbstverwaltung in Provinz, Kreis und Gemeinde brauchte wenigstens die Einrichtung eines aus Berufsbeamten bestehenden provinziellen Regierungskörpers nicht nothwendig verbunden zu sein. Unter Selbstverwaltung versteht man bei uns die Verwaltung communaler Angelegenheiten durch Laien, welche dazu durch das persönliche Vertrauen der Bezirkseingesessenen berufen werden. Bei dem großen Umfange unserer Provinzen aber und der dem entsprechenden Bedeutung der Verwaltungsobjecte muß die Verwaltung nothwendig durch Berufsbeamte besorgt werden, welche bekanntlich nicht durch das Vertrauen der Bevölkerung berufen, sondern nach Maßgabe ihrer technischen Befähigung durch die höchste Provinzialbehörde angestellt werden. Die Einführung einer so ausgebildeten Provinzialgemeindeverwaltung in den preußischen Provinzen kann daher nicht zur Verstärkung des Princips der Selbstverwaltung, sondern nur zur Belebung eines Provinzialparticularismus führen, welcher in den älteren Provinzen des Staats glücklicherweise bisher wenig Boden gehabt hat. Die Frage ist um so wichtiger, da voraussichtlich Körperschaften von dem Umfange unserer Provinzen, einmal ausgestattet mit weitgehenden Budgetrechten des Provinziallandtages, geführt durch eine festorganisirte ständische Regierungsbehörde, oft lebhaft zusammengehalten durch das Bewußtsein engerer Stammesverwandtschaft, dahin streben werden und dahin streben müssen, das ihnen zugewiesene Geschäftsgebiet zu erweitern, damit aber auch den Umfang der Provinzialabgaben zu vermehren. Der jüngste von der Provinz Preußen ausgegangene Wunsch, es möge gestattet werden, die Provinzialdotation nicht nur für Straßenbau, sondern auch für Eisenbahnzwecke zu verwenden, war ein Symptom des in jener Richtung gehenden Strebens.

Trägt man aus politischen Rücksichten kein Bedenken gegen die zunehmende Bedeutung der großen Gemeindeverbände, so bleibt es doch unter allen Umständen ein Gebot der Nothwendigkeit, durch systematische Vertheilung aller Steuerkräfte auf Staat, Provinz, Kreis und Gemeinde Härten und Ungleichartigkeiten von der Vertheilung der öffentlichen Lasten nach Möglichkeit fernzuhalten.

Für den Steuerzahler als solchen ist es ja völlig gleichgültig, ob der Staat oder die Gemeinde die Abgabe erhebt und verwendet; für ihn ist die Besteuerung stets eine Schmälerung des persönlichen Vermögens für öffentliche Zwecke. Provinz, Kreis, Gemeinde sind integrirende Bestandtheile des Staates; wollte man dieselben als Privatgenossenschaften losgelöst aus dem Zusammenhang mit dem allgemeinen Staatsinteresse betrachten, so würde man weder die wahren Interessen des Staates noch jene der Gemeinde zu fördern im Stande sein. Müssen doch die Gemeinden viele ihrer Mittel direct für Staatszwecke verwenden. Nur wenn man alle öffentlichen

Angelegenheiten aus dem Gesichtspunkte des allgemeinsten öffentlichen Interesses beurtheilt, wird man mit wirklichem Erfolg für das Wohl der kleineren wie der größeren Verbände arbeiten können. Die Steuerpolitik des Staates muß sich daher in der Ausnützung der Steuerkräfte so einrichten, daß den Gemeindeverbänden Raum bleibt, daneben die für die eigenen Bedürfnisse erforderlichen Mittel ohne übertriebene Erschöpfung einzelner Steuerquellen aufbringen zu können.

Gegenwärtig sind den Gemeinden nur solche Steuerarten zugewiesen, welche gleichzeitig auch vom Staate in Anspruch genommen werden; daher kommt es, daß viele Personen jährlich den vierten, den dritten Theil, ja beinahe die Hälfte ihres Einkommens an directen Steuern hergeben müssen; daß sich die vom Staate für gewisse Einkommensarten angeordnete Doppelbesteuerung, nämlich die Ertragssteuer von Grundstücken, Gebäuden und Gewerben, zu einer vier-, sechs- und achtfachen Besteurung ein und desselben Einkommens gestaltet. Der Staat erhebt an Grund- und Gebäudesteuern 56½, an Gewerbesteuern 18, an Classen- und Einkommensteuer 71½, an diversen directen Steuern 4½, im Ganzen also 150½ Millionen Mark an directen Steuern; dagegen werden an Zöllen und indirecten Steuern für den Bedarf des Staates 30, für den des Reiches 180, im Ganzen also 210 Millionen Mark innerhalb der Grenzen der preußischen Monarchie aufgebracht. Da nur noch wenige Städte indirecte Abgaben auflegen und die große Masse der Gemeinden zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse directe Steuern erhebt, welche sich eng an die staatlichen Steuern anschließen und deren Betrag meistens ganz bedeutend übertreffen, so muß offenbar die große Mehrzahl der Steuerpflichtigen unverhältnißmäßig mehr zu den öffentlichen Lasten auf directem als auf indirectem Wege beitragen und zwar in einem solchen Umfange, daß dadurch das wirthschaftliche Fortkommen vieler Berufs- und Erwerbszweige gehindert und gestört wird. Eine Vermehrung der Einnahmen aus indirecten Abgaben ist daher ganz unabweisbares Bedürfniß. Allerdings fallen indirecte Steuern, wenn sie auf allgemein nothwendige Verbrauchsgegenstände gelegt werden, in erster Linie ganz besonders den ärmeren Classen zur Last; trotzdem aber hat man nicht zu fürchten, daß dieselben bei der früher erörterten Erleichterung der directen durch eine angemessene Vermehrung der indirecten Abgaben zu leiden haben würden. Bei den niederen Einkommensstufen ist es nicht so sehr die Höhe des Steuersatzes, als die Form der Erhebung desselben, welche einer Abgabe einen mehr oder weniger beschwerlichen Charakter gibt. Es ist unter allen Umständen lästig von einem kleinen Einkommen, das vielleicht nur zum geringeren Theile aus einer Geldeinnahme besteht, an einem bestimmten Tage bestimmte Geldbeträge für die Steuercasse bereit zu halten; der Geldmangel am Fälligkeitstermine veranlaßt leicht den Verkauf der wenigen Vermögensstücke zu niedrigem Preise und bewirkt somit eine unverhältnißmäßige Verschlechterung der Vermögenslage. Die indirecten Steuern dagegen, welche in kleinen, kaum berechenbaren Beträgen auf den Consumtionsartikeln des gemeinen Mannes liegen, machen sich in einer viel weniger lästigen Weise fühlbar, da sie niemals die augenblickliche Aufwendung eines Geldbetrages erheischen, sondern sich täglich durch eine verschwindend kleine Consumtionsersparniß decken lassen. Man kann um so unbedenklicher zu einer Vermehrung der indirecten Abgaben schreiten, wenn gleichzeitig eine größere Entlastung der untersten Einkommenstufen von directen Abgaben stattfindet.

Für die Gemeindeverbände ist es unthunlich, in dieser Richtung vorzugehen, da die Erhebung indirecter Gemeindeabgaben auf dem platten Lande auf große Schwierigkeiten stößt, die ausschließliche Erhebung derselben in den Städten aber zu einem ungleichartigen Steuersystem führen würde. Zweckmäßiger erscheint es, die Gemeinden auf die Ausbeutung directer Steuern zu beschränken, den Einnahmezuwachs aber durch Vermehrung der indirecten Steuern dem Staate zu überweisen.

Wenn das Reich auf die Erhebung von Matricularbeiträgen verzichtete und hierfür durch Vermehrung der indirecten Abgaben Deckung suchte, so würde das Budget des preußischen Staates um etwa 50 Millionen Mark erleichtert, dagegen der inner-

halb Preußens für das Deutsche Reich an indirecten Abgaben aufzubringende Betrag um die gleiche Summe erhöht werden; wenn ferner der preußische Staat den bisher für den eigenen Bedarf erhobenen Betrag an indirecten Steuern um etwa 25 Millionen steigerte, so würden im Ganzen innerhalb Preußens statt 210 Millionen in Zukunft 285 Millionen durch indirecte Abgaben aufgebracht werden müssen; der Staat aber brauchte von den bisher für seinen Bedarf erhobenen directen Steuern im Gesammtbetrage von 150 Millionen nur noch 75 Millionen für sich vorzubehalten und könnte den gleichen Betrag den Communalverbänden zur selbständigen Ausnützung überlassen. Die Gemeinden wären alsdann in der Lage, zu der dem Staate verbleibenden Quote directer Steuern noch 135 Millionen oder 180 Procent Zuschläge zu erheben, ohne hierdurch den Gesammtbetrag der directen Abgaben über den der indirecten hinaufzutreiben. Es liegt nahe, dem Staate den Verzicht auf die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer vorzuschlagen, weil alsdann wenigstens die Vervielfachung dieser eine Doppelbesteuerung bildenden Steuergattungen durch Gemeindezuschläge in Wegfall kommen könnte.

Grundstücke, Gebäude und stehende Gewerbe haben von vielen localen, durch die Gemeindeverbände zu besorgenden Einrichtungen einen ganz besonderen Nutzen, und es ist daher nicht mehr als billig, daß sie zu deren Kosten auch vorzugsweise Beiträge leisten. So bestimmt die Kreisordnung vom Jahre 1872, daß zu Kreisabgaben für Verkehrsanlagen die Grund- und Gebäudesteuer sowie die vom Gewerbebetrieb auf dem platten Lande aufkommende Gewerbesteuer der Classe A. I. mit einem höheren Procentsatz als zu den übrigen Kreisabgaben herangezogen werden dürfe. Vielfach wird auch vorgeschlagen, jene Steuergattungen bei Ueberweisung an die Gemeinden umzugestalten und den Ertrag von anderen unbeweglichen Werthen, ähnlich wie den von Grundstücken und Gebäuden, zu besteuern, mögen diese Werthe von Natur vorhanden sein, wie Steinbrüche, Wassergefälle, Bergwerke und Wälder, oder in dauernden Einrichtungen zu gewerblichen Zwecken bestehen, wie Mühlen und Fabriken. Gewerbe, welche nicht mit unbeweglichen Objecten in Verbindung stehen, würden eine besondere Gewerbesteuer zu zahlen haben.

Neben den Einkünften aus den Ertragssteuern würde den Gemeinden die Erhebung von Zuschlägen zu der staatlichen Einkommensteuer gestattet bleiben, jedoch nur unter engstem Anschluß an das staatliche Steuersystem selbst. Es geht nicht an, daß innerhalb des Staatsgebietes der eine Verband die Steuersätze mit Progression, der andere ohne Progression veranlagt; daß hier Progression in starkem, dort in schwachem Maße zur Anwendung kommt; daß gewisse Einkommensstufen vom Staate als steuerunfähig ganz freigelassen, von den Gemeinden dagegen mit hohen Sätzen zur Steuer herangezogen werden. Die Aufstellung eines Steuersystems, die Abgrenzung von Steuerstufen und Steuersätzen kann unmöglich in jeder Beziehung auf rein sachlichen Erwägungen beruhen, sondern muß sich zum Theil auf willkürliche Abmessungen gründen; ebenso wie ein Einkommen von 419 könnte man auch ein solches von 420 Mark noch ganz steuerfrei lassen; die Zahl 419 als Grenze der Steuerfreiheit ist blos deshalb genommen, weil man eben eine Zahl auswählen mußte. Bei dem engen Zusammenhang, in welchem Staats- und Gemeindesteuern stehen, muß aber nicht nur diese Willkür in einheitlichem Sinne für alle Steuerverbände nach gleichen Grundanschauungen ausgeübt werden, sondern es muß überhaupt das Communalsteuersystem auf denselben Principien ruhen, wie das Steuersystem des Staates. Durch staatliches Gesetz ist zu bestimmen, für welche besonderen Zwecke einzelne Steuerquellen vorzugsweise ausgenützt werden dürfen, und in welchem Verhältniß Anspannung der verschiedenen Steuergattungen untereinander zu bleiben hat. Bei gleichzeitiger Ausbeutung derselben Steuerkräfte durch Staat und Gemeinde ist darauf zu achten, daß die Zuschläge die Principalsteuer nicht allzusehr übersteigen. Die Einschätzungscommissionen haben große Neigung, in solchem Fall die Staatssteuer möglichst niedrig zu veranlagen, um die Kräfte der Steuerzahler für die Gemeindezuschläge zu sparen. Im Interesse einer gerechten und gleichmäßigen Steuer-

vertheilung liegt es aber alsdann, eher den Ertrag der Staatssteuer durch Einführung eines höheren Steuersatzes zu vermehren und die größere Einnahme zur Deckung von Gemeindebedürfnissen, sei es durch reichlichere Dotation der Provinzen und Kreise, sei es durch ausgiebigere Unterstützung armer Gemeinden zu verwenden.

Will man mit Erfolg für die Erhaltung des vorgeschriebenen Gleichgewichts zwischen den verschiedenartigen Steuergattungen sowie zwischen den Abgaben des Staates und der Gemeinde Sorge tragen, so genügt es nicht, für die Communalsteuern gewisse Maximalgrenzen festzustellen und deren Ueberschreitung von der Erlaubniß der Centralbehörden oder der gesetzgebenden Factoren abhängig zu machen; es ist vielmehr nöthig, in jedem Jahre bei Aufstellung des Staatshaushaltes eine Uebersicht über den Gesammtbetrag der von Staat und Gemeinden erhobenen Steuern zu geben und je nach den Bedürfnissen der Gemeinden die Erträgnisse der verschiedenen Staatssteuergattungen höher oder niedriger in Voranschlag zu bringen. Nur auf diese Weise wird es gelingen, die übermäßige Belastung einzelner Einkommens- und Erwerbsclassen dauernd zu vermeiden, und einen Jeden, entsprechend seiner Leistungsfähigkeit, zu den öffentlichen Lasten heranzuziehen.

F. von Sybel.

Literarische Rundschau.

David Friedrich Strauß' gesammelte Schriften.

Gesammelte Schriften von David Friedrich Strauß. Nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt. Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen von Eduard Zeller. Bonn. Emil Strauß. Bd. 1 und 2. 1876.*)

Wie tief Strauß in unser aller geistiges Leben eingeschnitten hat, davon wird die Geschichte dieser Tage noch lange zu erzählen wissen. Zweimal, am Beginn und am Ende seines Wirkens, fuhr sein Geist wie ein Sturmwind über unsere Häupter daher. Das erste „Leben Jesu" beschloß die romantisch-speculative Aera mit einem Angriffe, zu dem es deren eigene, beste Waffen entlehnte. Der „Alte und der neue Glaube" übersetzte, sieben und dreißig Jahre später, die Dogmen einer neuen, in der Stille herangewachsenen Weltauffassung aus der Sprache der Schule in die der Gebildeten. In beiden Fällen wurde die Masse der Leser mächtig erregt; in beiden erhoben Zunft und Partei sich wie ein Mann gegen den verwegenen Störer ihrer Kreise. Orthodoxe und Rationalisten, Reactionäre und Demokraten haben ihn wetteifernd beschimpft. Lange galt ein Angriff auf Strauß in Deutschland als sicherste Empfehlung zu schneller Beförderung, und noch heute scheint diese Ueberlieferung nicht ausgestorben, wie Brochuren, Vorträge, Bücher in Menge vermuthen lassen.**) Und

*) Die Ausgabe ist auf eilf Octavbände im Preise von 5 Mark der Band berechnet. Die ersten beiden bis jetzt vorliegenden Bände enthalten „Vermischte Schriften" biographischen, literar- und kunsthistorischen und politischen Inhalts. Der dritte und vierte Band wird „Das Leben Jesu für das deutsche Volk" enthalten, der fünfte Band die Schriften „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte", „Die Halben und die Ganzen", „H. S. Reimarus". Im sechsten Bande wird „Der alte und der neue Glaube mit Nachwort als Vorwort" die theologischen Schriften beschließen. Dann werden die größeren Biographien sich anreihen, nämlich „Ulrich von Hutten mit der Vorrede zu den Gesprächen" (Bd. 7), „Chr. D. Fr. Schubart's Leben in seinen Briefen" (Bd. 8 und 9), „Christian Märklin", „F. G. Klopstock" (Bd. 10), endlich „Voltaire" (Bd. 11). Die streng theologisch-wissenschaftlichen Werke, das erste Leben Jesu, die durch dasselbe veranlaßten Streitschriften und die Dogmatik sind, wie man sieht, vorläufig ausgeschlossen, ebenso die Biographie Frischlin's. Möge die von E. Zeller in der Vorrede eröffnete Aussicht auf eine vervollständigende Fortsetzung sich bald verwirklichen.

**) Nicht gehört in diese Literatur der kürzlich erschienene erste Band von Hausrath's (in Heidelberg) „Strauß und die Theologie seiner Zeit". Des Verfassers Bemühungen um die Vermittlung zwischen dem wissenschaftlich-protestantischen Bewußtsein und der kirchlich-protestantischen Ueberlieferung werden freilich nicht allgemein befriedigen können, z. B. wenn er über das

zwischen diesen Ausbrüchen (1835 und 1872) liegt ein volles Menschenalter reichhaltiger, aber keineswegs immer erfolgreicher Thätigkeit. Der weltberühmte Kritiker wird 1839 von dem „freien Volke" des Canton Zürich stürmisch zurückgewiesen: von demselben Volke, unter welchem seine Weltanschauung freilich jetzt die meisten Anhänger zählt. Ein nochmaliger Versuch mit öffentlichem, persönlichem Wirken, (diesmal auf der politischen Bühne) endigt nicht besser. Der Verfasser des „Leben Jesu" fällt 1848 bei der Bewerbung um einen Sitz in der Paulskirche durch, und in der württembergischen Kammer kann er sich nicht halten. So zu sagen Arm in Arm mit Wolfgang Menzel, dem von ihm einst so übel zugerichteten Gegner, läßt er die Schmähungen der „Volksmänner" über sich ergehen, bis Ueberdruß und tiefe Verstimmung ihn zum Rücktritt bewegen. Inzwischen war bekanntlich auch der Mann, der Familienvater nicht glücklich gewesen; die gewagte, im Jahre 1842 mit Agnese Schebest geschlossene Künstlerehe hatte nach vier Jahren mit Trennung geendigt. Während dieser Zeit lag ihm „die Wissenschaft so fern, wie dem Schiffbrüchigen die Bewirthschaftung seiner Güter am Lande." Wol, meint er, habe er Allotria getrieben, die Strafe verdienten. „Aber, weiß Gott, die Strafe war eine solche, als wollte der Lehrer dem Allotria treibenden Schüler Arme und Beine zerschlagen." Aber nicht nur die Sandbänke alltäglichen Familienelends und die Klippen der herrschenden, resp. theologischen und demagogischen Autoritäten umringten die Bahn dieses kühnen Entdeckers. Auch der Fahrwind der öffentlichen Meinung unter Stimmungs- und Gesinnungsgenossen blieb ihm nicht gleichmäßig günstig. Und das war wol das Schwerste. Wie mußten die Stimmungen, die Interessen sich verschoben haben, wenn der Verfasser des Lebens Jesu, der Dogmatik, so vieler glänzender Streitschriften und einer Reihe biographischer Kunstwerke, zum Theil ersten Ranges (schon waren die reizenden Aufsätze über Ludwig Bauer, 1847, über Schubart, A. W. Schlegel, Immermann, 1849, geschrieben), wenn dieser Meister der Kritik, der Dialektik, des Styls, der biographischen Kunst im Jahre 1850 nur mit Mühe einen Verleger für seinen „Märklin" fand, und mit diesem schönen Denkmal der Freundestreue und der Heimathsliebe dem rohen Spotte einer pietätlosen Literatenkoterie (in München) verfiel! Die nächsten Jahre, freilich die der tiefsten Reactions-Ebbe, bringen keine Besserung. Die kleinen ästhetischen Arbeiten über Freiherrn von Uexküll, über die schwäbischen Maler Eberhard Wächter und Schick, finden wenig Beachtung; Frischlin dringt (1855) nur in die Kreise der Fachmänner; selbst Hutten (1857) wird mehr gelobt, als gekauft und gelesen. Dieses Meisterstück biographischer Kunst hat nicht einmal eine zweite Auflage erlebt, noch weniger natürlich die kleinen Schriften der nächsten Jahre, die Aufsätze über Spittler und Reimarus (1860). Erst mit der aufsteigenden Nationalbewegung der „neuen Aera", ihren Erfolgen und Kämpfen, kommt auch die von Strauß beherrschte Gedankenströmung wieder in Fluß. Das „Leben Jesu für das deutsche Volk" (1864) nahm mit den neuen, unterdessen von der „Tübinger Schule" geschmiedeten Waffen den Kampf wieder auf. Es fand enorme Theilnahme in Deutschland, Frankreich, England. Aber schon die Ausfälle gegen Schenkel und den Protestantenverein (1865) erlahmten an der veränderten Zeitstimmung, die mehr auf Neubau und Umbau als auf Zerstörung ging. „Man wollte mich nicht mehr lesen," klagt Strauß noch 1867, „warum sollte ich schreiben?" Da ergriff denn (im Frühling 1870) im „Voltaire" seine gereifte Kraft die glücklichste Aufgabe. Aber das Entzücken, mit

---

Dogma vom historischen Gottmenschen mit der kühnen Wendung hinwegschlüpft, „der Glaube an die Wirklichkeit des Ideals" bilde einen wesentlichen Inhalt alles sittlichen Bewußtseins. Aber die Analyse von Strauß' Charakter, Entwicklung, Leistungen ist ebenso gerecht, als gründlich und gut geschrieben; und die Schilderungen des religiösen und philosophischen Lebens während der zwanziger und dreißiger Jahre sind in hohem Maße lehrreich und anziehend. Auch wer auf den Protestantenverein nicht schwört, wird das Buch mit Genuß und Nutzen studiren.

welchem die Lesewelt dieser Musterbiographie entgegen kam, wurde durch die Aufregung überboten, mit welcher gegen das zwei Jahre später (1872) veröffentlichte monistische, antichristliche Glaubensbekenntniß die publicistischen Vertreter fast aller Parteien sich in Protestationen ergingen, während das Publicum, die „Wir" des Verfassers, allerdings Auflage um Auflage verschlang. Und seitdem geht diese seltsam gemischte, vielgestaltige Wirkung ihren Gang weiter. Strauß bleibt die Zielscheibe der Zionswächter aller Farben und Schattirungen; aber seine Bedeutung für die denkenden, geistig mitlebenden Zeitgenossen ist dabei in sichtlichem Wachsen. Nicht daß man überall zustimmte, weder dem Philosophen noch dem Politiker; und auch dem Menschen gegenüber will es zu einem reinen Cultus seines Genius noch nicht kommen. Dieser schärfste der Kritiker wird seinerseits die Kritik, zumal die des Gemüths, schwerlich entwaffnen. Strauß hat eben Nichts vom Propheten, Nichts vom Schulen- und Sectenstifter. Sein „Neuer Glaube" ist kein verführerisches System; deswegen könnten die Wächter des „alten" nur ruhig schlafen. Schon der aristokratische Zug der Strauß'schen Denker- und Künstler-Religion macht nach dieser Richtung hin das Aufgebot des gläubigen Landsturms überflüssig. Desto unwiderstehlicher aber und tiefgreifender wird täglich der Einfluß des Schriftstellers auf den geistigen Arbeitsproceß unsers Volks. Ich wüßte seit Lessing kaum einen zweiten zu nennen, der in dem Grade zum Selbstdenken zwänge, sich, vornehmlich allerdings nach der intellectuellen Seite hin, so krafterweckend erwiese, wie dieser philosophische Theolog, der, wie manche der zünftigen Fachgenossen meinen, sich „im Dilettantismus zersplitterte", oder doch, wie er selbst klagt, im Grunde nur ein Vogel war (nomen et omen!), „der wol laufen und die Schwingen regen, aber nicht fliegen konnte."

Der Ausspruch findet sich in den, jetzt zum ersten Mal gedruckten „Literarischen Denkwürdigkeiten", welche die vorliegende Ausgabe der gesammelten Werke eröffnen und die ersten 80 Seiten des ersten Bandes füllen. Strauß begann mit diesen Aufzeichnungen im Februar 1866, in Darmstadt, als seine Tochter Georgine ihn mit dem ersten Enkelchen beschenkt hatte. „Denn," meint er, „einem Großvater zieme es, sein Haus zu bestellen." Zwischen dem 9. und 22. Februar jenes Jahres wurden die Erinnerungen von den Vorstudien zum ersten „Leben Jesu" bis zum Erscheinen der Schrift „Die Halben und die Ganzen" niedergeschrieben, also von 1831 bis 1865. Dann berichtet eine erste Fortsetzung, aus München, vom 19. bis 21. November 1867, nach einem ziemlich melancholischen Rückblick auf das bisher Erreichte, über die Vorarbeiten zum „Voltaire". Wieder in Darmstadt, vom 15. bis 17. Mai 1872 wird weiter die Entstehung und die Wirkung des „Voltaire" und der an dies Werk anknüpfende Briefwechsel mit Ernst Renan besprochen; und am 27. November 1872 bildet ein lateinischer Brief an einen nicht genannten „Stadtpfarrer F." über Bedeutung und Zweck des „Alten und neuen Glaubens" den Schluß. Alles Weitere hat uns die letzte Krankheit des V. entzogen, die ihn im Sommer 1873 ergriff und am 8. Februar 1874 seinem Leben ein Ende machte. Aber auch so lassen die „Denkwürdigkeiten" für Den, der zu lesen weiß, wenig Unerklärtes in der Lebensarbeit und Lebensführung des unvergeßlichen Mannes. Die beiden unterscheidenden Züge seiner schriftstellerischen Erscheinung, die volle, rückhaltslose Aufrichtigkeit und die virtuose, dialektische Kunst kommen in vollstem Maße dieser Selbstschilderung zu Gute; und durch den sonstigen, von E. Zeller sehr tactvoll und umsichtig zusammengestellten Inhalt der beiden ersten Bände werden die von Strauß sauber und fest gezogenen Grundlinien des Bildes auf's beste belebt. Um diese kleinen Schriften, wie sie hier übersichtlich zusammen stehen, meinte Strauß, „habe sich Niemand gekümmert." Das trifft, so weit die Kritik und die Fachgenossen gemeint sein könnten, durchaus nicht zu. Aber das große Publicum hat die einzeln aufsprühenden Funken des Strauß'schen Genius allerdings nicht so beachtet, wie sie es nach Inhalt und Form verdienten. Um so mehr mag hier ein Wort vergönnt sein über das Bild des Mannes, wie es aus den Denkwürdigkeiten und der vorliegenden Sammlung hervortritt.

Strauß spricht in seiner schriftstellerischen Generalbeichte von der Wärme und Stärke seines Gefühlslebens, an welcher seine Gegner bekanntlich vielfach gezweifelt haben. „In diesem Stücke," meint er, „bin ich mir bewußt, daß tieferer Gemüthseindrücke, innigerer Empfindung und Mitempfindung kaum ein Dichter fähig sein könnte." Und gewiß, es gehört ein volles Maß orthodoxer Herzenshärtigkeit dazu, um Angesichts der hier gesammelten Zeugnisse und Bekenntnisse daran zu zweifeln. Sehen wir zunächst von der ästhetischen Feinfühligkeit ab, die Rede und Dichtung, Malerei, Plastik, Musik mit gleicher Wärme erfaßt — auch die rein ethische Seite der Empfindung, das liebevolle Eingehen in die fremde Persönlichkeit, eine aus vollem Herzen strömende, nicht erzwungene Gerechtigkeit auch dem Fremdartigen, vielleicht selbst Antipathischen gegenüber, ist in vollem Maße vorhanden und wirksam. Mit seinem Tacte hat Zeller in diesem Sinne die Erinnerungen „an meine gute Mutter", die beiden Grabreden vom 11. April 1858 und vom 24. Juni 1861, sowie die Aufsätze über Justinus Kerner an die Spitze der Sammlung gestellt. Sie zeigen uns in dem berühmten, schneidigen Schriftsteller vor Allem den Menschen; und die Aufsätze des zweiten Bandes über den frommen, idealistisch-romantisch angehauchten Maler Eberhard Wächter, über G. Schick, den lebens- und siegesfrohen, so früh vom Schicksal getroffenen Künstler, über den alten Schauspieldirector Jacob Winter ergänzen diesen Zug in erfreulicher Weise. Besonderen Werth wird man dabei auf die Anhänglichkeit an die Jugendfreunde, an die schwäbische Heimath, an das Vaterland zu legen haben: Züge, die bei herzlosen Verstandesmenschen bekanntlich immer zuerst fehlen. Mit welcher herzlichen Freude verweilt das Auge des „gottlosen" Kritikers auf seinem frommen Justinus Kerner, dem wunderlichen, aber grundguten Geisterbanner von Weinsberg! Wie innig wird Ludwig Bauer behandelt, der anmuthig-naive, aber für äußeres Glück und äußere Erfolge leider zu weich angelegte Märtyrer selbstloser Pflichttreue! Freilich, das muß gleich gesagt sein, von eigentlicher Empfindsamkeit, von überschwänglich-zärtlichem Ueberfließen ist dabei Nichts zu spüren. Ob Strauß am Confirmationstage seiner Tochter das Bild der entschlafenen eigenen Mutter entwirft, ob er am Sarge des Bruders, des Freundes das Wort nimmt, ob er die dahin gegangenen Zeugen und Genossen seiner Jugend heraufbeschwört: immer meidet er, was auch nur entfernt an Phrase erinnern könnte. Ein klares, ruhiges Licht, ohne vergrößernde und färbende Strahlenbrechung, ergießt sich über alle diese Bilder. Dieser Instinct des Maßes, weit entfernt ihn zur Prosa zu verurtheilen, wäre denn nun vielmehr gerade dem Dichter zu Gute gekommen. Aber ein anderer Umstand, wie die „Denkwürdigkeiten" vollkommen unbefangen ausführen, erwies sich hinderlich. Wir meinen nicht jene Beimischung klugen, hie und da an Härte streifenden Welt- und Geschäftssinnes (auch eine Stammeseigenthümlichkeit), welche weder Schriften noch Leben des großen Kritikers verleugnen. Strauß, es ist wahr, zeigt oft genug einen stark entwickelten Eigenthums- und Ordnungssinn. Er erwirbt, er hält zusammen. Er nimmt die Pension des Volkes von Zürich, das seine Wahl rückgängig macht, seine Dienste nicht mag; und wie eifrig er bemüht gewesen war, die Stelle mit gutem Gehalt zu erlangen, das zeigt seine von Hausrath mitgetheilte Correspondenz mit Hitzig zur Genüge. Er plädirt wiederholt für die Todesstrafe und — für den unverantwortlichen König. Er hat einen Abscheu vor gewaltsamen Volksbewegungen. Alle diese shakespeare'schen und goethe'schen Züge hätten weder den Dichter, auch kaum den Reformator gehindert. Aber eine andere Schranke stand ihm entgegen und erwies sich als unübersteigbar. Strauß, wie die „Denkwürdigkeiten" mit gewohnter Klarheit und Aufrichtigkeit ausführen, war mangelhaft organisirt für die sinnlich-geistigen, die eigentlich künstlerischen Wechselbeziehungen mit der Außenwelt. Schon seine Kurzsichtigkeit erschwerte ihm alle Beobachtung; und noch mehr hinderte eine gewisse, freilich urdeutsche und ächt schwäbische, Scheu vor der Gesellschaft. Es geht in dieser Hinsicht ein Zug von — soll das Wort gewagt sein? — nun, von kleinbürgerlichem Aristokratismus durch seinen Charakter, wie eben das Bewußt-

sein eigenen, bedeutenden Werthes, verbunden mit dem Gefühl einer immerhin das Wesentliche nicht gerade schädigenden, aber doch vorhandenen und lästigen Schranke ihn erzeugt. Man weiß sich viel zu gut für die aufdringliche Masse, aber man fühlt auch, daß man die Kraft nicht haben würde, sie zu beherrschen. So zieht man sich in seine Eigenart zurück und meidet den vollen, freilich auch trüben, Strom des Lebens. Es geht dieser Zug deutlich und klar durch das Leben des „schwäbischen Lessing", und wenn wir nicht irren, ist dies der schwache Punkt in der Vergleichung mit seinem norddeutschen Geistesverwandten. Lessing durchbricht als Student die enge, theologische Standessitte, erwirbt auf dem Fechtboden, in der Reit- und Tanzschule, und gar hinter den Coulissen einen Ruhm, der seinem ehrenwerthen Vater und seiner sehr tugendhaften Schwester manche unnütze Sorge macht. Friedrich David Strauß hält sich schon in Tübingen fern von allem lärmenden, zerstreuenden Treiben. Im engsten Kreise, wo seine überlegene Eigenart unbedingt respectirt wird, sucht er seine Erholung. Und aus dieser bescheidenen und doch wieder sehr selbstbewußten Zurückgezogenheit ist er niemals herausgetreten: wie er denn in den „Denkwürdigkeiten" ausdrücklich klagt, daß er, bei aller Sehnsucht, das Leben doch nie recht genossen und gefaßt und gerade deshalb die Helden seiner Biographien am liebsten unter den warmblütigen Stürmern und Drängern gesucht habe. Ueberall, in Berlin, Tübingen, Stuttgart, Ludwigsburg, Heilbronn, München, Weimar, Köln, Heidelberg, Darmstadt, wo nur immer er sein literarisches Nomadenzelt aufschlägt, bewegt er sich in engsten, ausschließlichen Kreisen. Wie anders Lessing, der sich von Berlin auf und davon macht, um mitten im Kriegsgewühl, unter Officieren, Weltleuten, Geschäften, Zerstreuungen aller Art seine fruchtbarsten Studien zu machen, von den Menschen zu lernen, was in den Büchern nicht zu finden war. Und als Strauß einmal einen ähnlichen Versuch macht: wie ist es ihm bekommen! Wir erwähnten schon oben den tragikomischen Ausgang seines politischen Anlaufs. Es war vornehmlich das schroffe Urtheil über Robert Blum, „den ganz gewöhnlichen Wühler", der dem Faß den Boden ausschlug. In der That, Nichts natürlicher. Was hatte der stille, gesammelte Denker, was hatte diese reinliche, durch und durch intellectuelle, nüchtern-vornehme Natur mit dem warmblütigen, lärmenden Tribunen gemein! Aber auch ohne dies war Strauß für politische Erfolge nicht angelegt. „Meiner ganzen Natur, meiner Ueberzeugung nach," sagt er in den Denkwürdigkeiten, „mußte ich hier gegen den Strom schwimmen, und zwar gegen einen sehr reißenden, „wilden Strom. Das wäre schon gut gewesen, wenn ich nur Flossen gehabt hätte, „mich gegen den Strom zu halten. Allein, was ich längst wußte, bekam ich hier „peinlich zu erfahren: daß ich kein Redner sei." — Strauß kein Redner? Er, von dessen akademischen Vorträgen seine ehemaligen Schüler mit Entzücken erzählen? Dessen Grabreden Muster der Gattung sind? Er, dessen Predigten die besten Hoffnungen weckten? Und doch! Die eigentliche Probe des Redners bleibt die Improvisation, die augenblickliche Herrschaft über alles Material und alle Kraft zur Hervorbringung einer sofortigen, bestimmt gewollten Wirkung. Und dabei setzt der Redner nicht nur seinen Geist ein, sondern vor Allem seinen Willen, seinen Charakter, seine ganze Person. Er thut seinen Zuhörern Gewalt an, benutzt jeden Umstand, gießt seine Seele in die Versammlung. Geistesgegenwart, Feinfühligkeit für den inneren Rapport mit den Hörern sind Hauptbedingungen der Wirkung. Und da eben fehlt es Strauß. Er hatte, wie er erzählt, seine Predigten stets auswendig gelernt, seine akademischen Vorträge nach Landessitte gelesen. So machte er es denn auch in der Kammer und mußte bald merken, wie er „gegen die seichtesten Gesellen, denen aber die Gabe der Improvisation, der Replik zu Gebote stand," den Kürzeren zog.

Es ist anderen Schriftstellern und Poeten, z. B. Gustav Freytag, bei parlamentarischen Versuchen bekanntlich nicht besser gegangen. Ein Gattungsgesetz ist die Sache deswegen nicht, wie Lamartine, Victor Hugo, Benjamin Constant, Bulwer, Macaulay ꝛc. beweisen. Aber die Grenzen der bestimmten Begabung, die Strauß zu Theil geworden war, hat er sehr gut gefühlt und bezeichnet. Gewiß, er war kein

Dichter, so herzig seine, jetzt im Freundeskreise circulirenden Gedichte uns anmuthen mögen. Noch weniger war er zum Agitator, zum Volksredner, zum Parteiführer und Sectenstifter geboren. Dafür aber ist er ein belehrender, anregender, Leben und Kraft weckender Schriftsteller gewesen, wie kaum einer unter den Zeitgenossen: ein rechter magister Germaniae im Sinne des neunzehnten Jahrhunderts, eine „pädagogische" Natur in des Wortes idealer Bedeutung. Wie beklagt er selbst in sicherer Selbsterkenntniß jenes neidische Schicksal, welches ihn in der Blüthe der Kraft, im ersten Anlauf von der akademischen Lehrthätigkeit ausschloß! „Jede neue Erwägung und „Erfahrung," schreibt er noch 1867, „gibt mir von Neuem schmerzlich zu erkennen, „welch' unersetzlichen Schaden mir meine Entfernung vom akademischen Lehrstuhl im „Jahre 1835 und die vereitelte Zurückführung auf denselben im Jahre 1839 zugefügt „hat." Er habe weder die schöpferisch quellende Urkraft gehabt, die auch ohne Anlaß und persönliche Wechselwirkung immer schafft, noch den geduldigen Gelehrtengeist, der auch ohne Rücksicht auf das Schaffen immerfort arbeitet. So mußte denn ein Mittelweg gesucht, den Umständen abgetrotzt werden; und Strauß fand ihn mit dem Instinct des echten Talents und ist auf ihm dann mit durchschlagendem Erfolge bis zum Ende gewandelt. Der belehrende, zum Denken anregende, dialektisch entwickelnde Vortrag in künstlerischer, auch sinnlich packender Form — das ist sein Gebiet. Er betritt es mit jenem kühnen Anlauf, der die von Hegel geformte Methode gegen eine Hauptposition der Hegel'schen Weltanschauung in's Gefecht führt und damit die Epoche der romantischen Wissenschaft endgültig schließt. Was die Geschichts- und Literaturstudien der ganzen romantischen Generation geübt hatten, an Homer, an den Nibelungen, an den Mythologien aller Völker, das hatte Hegel in seiner Dialektik systematisch gestaltet, indem er die Erscheinungswelt als die Evolution des absoluten Geistes erklärte und den Einzelgeist, das Individium, in der Strömung des Volks- und Weltgeistes aufgehen ließ. Davon zog Strauß im „Leben Jesu" einfach die letzte Consequenz gegen die einzige Ueberlieferung, welche der Meister aus guten Gründen verschont hatte. Neu war in dem Buche weder Princip noch Methode, wol aber die Kühnheit, die verzweifelte Aufrichtigkeit, und die vollendete, durchschlagende Form. Aehnlich ist „Der alte und der neue Glaube" nur die schneidige und rückhaltslose Aussprache einer Weltanschauung, die in dem neuen Bündniß zwischen den Naturwissenschaften und der synthetischen Speculation seit zwei Jahrzehnten herangewachsen war: in Bezug auf dialektische Durchbildung, auf philosophische und künstlerische Reife den beiden großen Werken, dem ersten und zweiten „Leben Jesu" nicht ebenbürtig, aber um so packender vielleicht für die Masse der Leser. Und dazwischen liegt dann jene von Strauß selbst und von seinen Gegnern wol als dilettantisch bezeichnete Thätigkeit, in der seine Natur am reinsten zum Ausdruck kommt und deren Meisterwerke die theologisch-philosophischen Schriften überleben dürften. Aus einer bunten Reihe von Essays, Kritiken, Biographien setzt sie sich zusammen: gewiß nicht ohne Mitwirkung äußerer, zufälliger Anregungen bei der Wahl der Gegenstände. Aber ein doppelter Familienzug erhebt das scheinbar Zusammenhangslose dennoch zu der Würde eines echten Lebenswerkes. Zunächst die von Gerechtigkeit und menschlichem Mitgefühl getragene Freude am Einzelleben, an der concreten Erscheinung, in der der Poet dem Dialektiker das Gleichgewicht hält. Dann die unverbrüchliche Hingabe an den Cultus des befreienden Gedankens. Wie schön und bestimmt sprechen die „Denkwürdigkeiten" über den ersten Punkt sich aus: „Was mir zu Gebote stand, „die Gabe der lebhaften Vergegenwärtigung, des warmen Mitgefühls, der plastischen, „Gemüth und Phantasie des Lesers anregenden Darstellung, das konnte hier noch „ganz anders, als bei meinen theologischen Arbeiten zur Anwendung kommen. Und „was ich bei diesen geübt hatte, die Fertigkeit der kritischen Sichtung, der imma„nenten, dialektischen Entwickelung des Stoffs, davon war auch im biographischen „Fache sehr wohl Gebrauch zu machen." Gewiß! Der Hutten, und vor allen der Voltaire, vielleicht das Meister- und Musterstück deutscher Biographie überhaupt, haben es gezeigt. —

Die von Strauß ausgegangenen theologischen Einwirkungen werden sicher einst nur noch in der Geschichte der Wissenschaft zu suchen sein. Das erste „Leben Jesu" ist ja bereits von der Tübinger Schule überholt worden, deren Ergebnisse das „Leben Jesu für das deutsche Volk" sich aneignet. Die „monistische" Weltanschauung des „Neuen Glaubens" ist viel zu flüchtig und oberflächlich ausgeführt, um bleibende Bedeutung zu gewinnen. Am 19. November 1867 spricht Strauß von dem Plane, wie von dem „Leben Jesu", so auch von der Dogmatik eine möglichst populäre Umarbeitung, gleichsam ein letztwilliges Glaubensbekenntniß eines Denkenden unserer Tage, zu geben. Aber diese Aufgabe sei so schwer, daß er an ihrer Lösung verzweifle. Nun, dies Bekenntniß dürfte durch den „Neuen Glauben" kaum widerlegt sein. Wenn da die Natur, das belebte All ausdrücklich als das Einzige, Ewige, Allumfassende auf den Thron gesetzt wird, und wenn dann doch die Sittenlehre in dem Satze gipfelt, „daß der Mensch kein bloßes Naturwesen sei, sondern über das blos Natürliche hinauswachsen müsse," so wird einiger Zweifel an der Einheit und Klarheit des Systems wol erlaubt sein. Was aber fortwirken wird, wenn diese ganze dogmatische Naturphilosophie einst bei ihren Vorgängerinnen ruht, das ist die bildende, anregende, erquickende Kraft der Strauß'schen Darstellungsweise. Dieses liebevolle Versenken in den Gegenstand, dieses feste Ergreifen der concreten Anknüpfungspunkte, diese Belebung des starren Materials, diese keusche Anmuth der Sprache, vor Allem aber die rückhaltslose, ehrliche Hingabe an die Macht des der Seele entquillenden Gedankens werden schöpferisch wirken, so lange man deutsch liest und deutsch schreibt. Es ist ein gewaltiges Ding um einen ehrlichen Mann, dem es gegeben ist, zu sagen, wie er's meint. In diesem Sinne ist, Strauß gegenüber, der Vergleich mit Lessing vollkommen berechtigt. Es bleibt nur zu wünschen, auch wol zu hoffen, daß diesem mächtigen, kritisch-dialektischen Anreger und Lehrer *unserer* Uebergangszeit eine ähnliche schöpferische Thätigkeit folgen möge, wie sie vor hundert Jahren unsere Väter erlebten.

Die vorliegende Sammlung aber, welche dem freilich ohnehin unvergeßlichen Manne das würdigste Denkmal errichtet, sei Allen, welche den Muth der Ueberzeugung verstehen und lieben, die Zucht des Gedankens nicht fürchten und für den Zauber der guten Form empfänglich sind, von Herzen empfohlen.

F. Kreyssig.

Wir schließen an diese Besprechung folgendes Gedicht, welches jener oben bereits erwähnten, freilich nur auf den Kreis seiner persönlichen Freunde beschränkten Gabe der Erinnerung von und an David Friedrich Strauß gewidmet ist:

Geistergrüße.

1872.

Um Mitternacht im Holz ein Krach —
Auf spring' ich, sind Gespenster los?
Mein Arbeitspult eine Rippe brach,
Aus heiler Haut und ohne Stoß!
Wie kann das aber möglich sein?
Vielleicht — gewiß! Jetzt fällt mir's ein.
Kurzum, ich las beim Lampenlicht
Das Allerneu'ste ganz erpicht,

Von alt und neuen Glaubens Werth,
Was mir der Autor selbst verehrt.
Da reißt es an der Schelle draußen.
Wer kommt mir noch so spät in's Haus?
Und wie ich öffne, tritt herein
Er selber, David Friedrich Strauß —
Ein selt'ner Fall! Was kann das sein?
„Mit meinem Buch nur wieder her!
Es kommen künftig andre mehr,
Sie kriegen's wieder, denn schon druckt
Die Presse mir zum zweiten Mal
Der Exemplare Tausendzahl,
Die in drei Wochen ward verschluckt.
Doch das ich Ihnen reichte dar,
Es war mein letztes Exemplar,
Und so — ich brauch's für Den und Den
Aus alter Zeit — nun, Sie versteh'n!
Ihn zu vergessen war ein Streich —!
An Ihrem Pulte schreib' ich gleich,
Und trag' das Päckchen selbst zur Post,
So hat er's früh zur Morgenkost."

Er schrieb. Und waren's Zeilen nur,
Vielleicht auch sie eine Flammenspur,
Gleichgültig, ob den alten Herd
Der Menschheit lodernd sie verzehrt.
Er schrieb, war fertig, packt d'rauf ein,
Und spricht: „Könnt' ich zugegen sein,
Wenn mein Herr Pfarr sich morgen kreuzt
Vor'm Kerzlein, das ich ihm geschnäuzt!
Was brauchen Sie sich d'ran zu worgen,
Sie als Poet? Grüß' Gott, bis morgen!"

Er ging. Ich aber stand und sann,
Und sah mir Tint' und Feder an,
Dazu mein braun lackirtes Pult,
Das heut' erfahren starke Huld.
Mein gut Gestell! so dacht' ich, hast
Ertragen wirklich du die Last?
Du, nur gewöhnt an leichten Kiel
Und flüchtiges Phantasienspiel? —
Da kam der Krach um Mitternacht.
Mein gut Gestell, ich hab's gedacht,
Die Geisteswucht war dir zu schwer,
Dir wurde angst noch hinterher!
Da klafft der Riß! — Ei was, als Leim
Benutz' ich flickend Reim um Reim,
So hältst du mir noch manches Jahr
Für meiner Geister flücht'ge Schaar!

1876.

Und siehe, nach dem vierten Jahr,
Wie klang noch einmal wunderbar
Ein Geistergruß mir in das Haus,
Ein Gruß von David Friedrich Strauß!
Er, dessen Aug' indeß sich schloß,
Ließ uns zurück, was sein Gemüth
Wie Unsereins in Verse goß.
Und was im Stillen ihm erblüht,
Sagt sein Gedenkbuch,*) d'rin bewegt
Sein menschlich Herz sich liebend regt.
Der Geistgewalt'ge, sturmgewohnt,
Dem vor dem Schrei der Welt nicht graute,
Der, schonend nicht und nicht geschont,
Des eignen Funkens Blitz vertraute,
Den einen Dämon sie gedacht,
Des Hasses Schlund, des Bösen Schacht:
Der singt in leicht gefügtem Reim,
Im Innersten der Brust daheim,
Verachtend, wie die Welt ihn sieht,
Für Kinder, Enkel, Gruß und Lied!
Von Jugendglück, von innrem Streit,
Von Leidenschaft und bittrer Zeit,
Von friedlich ruhigem Genuß
Erklingt's in strömendem Erguß!

Im Aufruhr einer ganzen Welt,
Die ihn umtobte grimmgeschwellt,
Stand einsam er, und einsam blieb
Er mit dem reinsten Lebenstrieb,
Der, still gehütet, liebevoll
Und Liebe suchend ihm entquoll,
Und wahr und offenherzig spricht
Sein Wesen zu uns im Gedicht.
Was einsam ihm die Stunde gab,
Wir hören's nur aus seinem Grab,
Ergreifender, wenn es uns sagt,
Was des Gewalt'gen Brust zernagt,
Und was, dem Kampfessturm entrückt,
Ihn still erhoben und beglückt.

Otto Roquette.

*) Poetisches Gedenkbuch von David Friedrich Strauß. Gedichte aus seinem Nachlasse, für die Freunde ausgewählt und als Manuscript ausgegeben von dem Sohne. 1876.

Ratzel's Städte- und Culturbilder aus Nordamerika.

Städte- und Culturbilder aus Nordamerika. Von Friedrich Ratzel. 2 Theile. Leipzig, F. A. Brockhaus; 1876.

Der Verfasser hat bekanntlich im Auftrage der „Kölnischen Zeitung" 1873 und 1874 die nordamerikanische Union bereist und aus seinen Berichten für dieses Blatt das oben angezeigte selbständige Werk herausgegeben. Dasselbe empfiehlt sich durch unbefangene Beobachtung und meist sachliche Berichterstattung, ein Vorzug, welcher den wenigsten Reisebeschreibungen über die Vereinigten Staaten nachgerühmt werden kann. Wohlthuend berührt zudem die Abwesenheit jeder tendenziösen Färbung und das verhältnißmäßig geringe, nur gelegentlich sich einschleichende Schwelgen in hohlen Zukunftsphantasien, welche sich in den gewöhnlichen neueren amerikanischen Reisewerken, wie z. B. in der oberflächlichen fünfbändigen Leistung der Herren Wagner und Scherzer, der schlechtesten sui generis, so störend breit machen. Was Ratzel erzählt und dabei gut erzählt, ist wirklich und lebendig; was er beschreibt, hat er selbst gesehen oder erlebt und verdient vollen Glauben. Vielleicht würde es den Werth seines Buches noch erhöht haben, wenn er die oft lose angehängten statistischen Angaben ganz ausgelassen hätte; denn einmal können sie nicht erschöpfend sein, dann aber lesen sie sich meistens so trocken, wie Auszüge aus dem amtlichen Census oder einem statistischen Handbuche, und ermüden mehr, als sie anziehen.

Dagegen sind Ratzel's Naturschilderungen einfach, anschaulich und klar (z. B. die Einfahrt in die New-Yorker Bay und die Landschaft am Hudson, die Lage von Richmond und San Francisco), das völkerverbindende Moment des Wassers ist im Geiste unserer neueren philosophisch-geographischen Schule überall richtig charakterisirt (Bedeutung, Staaten- und Fluß-Gebiet des Mississippi, Lage von New-Orleans und die Küste des Stillen Oceans). Sodann ist der Inhalt und das Ziel der amerikanischen Entwicklung fast immer richtig angedeutet, die Bemerkungen über den Süden sind gerecht und einzelne ausführliche Erzählungen, wie die Unterredung mit dem deutschen Waffenhändler und Holzschneider in Richmond, äußerst wahr und zugleich charakteristisch für die Stimmung und Stellung einer großen Zahl von Deutsch-Amerikanern (Referent hat ähnliche Unterhaltungen mit demselben Manne gehabt). Endlich aber sind die Beobachtungen des Verfassers über das Streben der amerikanischen Frauen nach einer höhern Stellung im Leben und ihre Bildung resp. Verbildung, sowie der dadurch bedingte fördernde und verderbliche Einfluß auf die Gesellschaft psychologisch fein begründet und thatsächlich wahr. Kurz, das Buch bietet, so skizzenhaft sein Charakter auch sein mag, eine solche Fülle von belehrenden Thatsachen, verständigen Aussprüchen und geistreichen Winken, daß es überall zum Vergleichen und Denken anregt und jedem deutschen Vergnügungsreisenden, welcher von Hamburg oder Bremen aus den heutzutage fashionablen Ausflug nach New-York, Niagara-Falls, Chicago, Salt Lake City und San Francisco unternimmt, mit dem besten Gewissen als angenehmer Begleiter empfohlen werden kann.

Nachdem ich hiermit den Vorzügen des Werkchens die verdiente Gerechtigkeit habe widerfahren lassen, will ich mich ebenso unbefangen über seine Lücken und Mängel aussprechen. Ratzel faßt seine Aufgabe zu sehr vom Touristenstandpunkte auf, von welchem aus er nicht in den Kern der Dinge eindringt, sondern lieber leicht und angenehm plaudert. Er fühlt das selbst, indem er sich in der Vorrede entschuldigt, daß er die socialen Zustände, die Städteverwaltung, die Presse, die Stellung der Deutschen in den Städten nur gestreift habe; indessen kann man diese nachträgliche Entschuldigung doch nicht gelten lassen. Wer eine Culturentwicklung zeichnen will, darf einige der wesentlichsten Grundzüge, welche die Untermalung der Charakteristik bilden, nicht bei Seite liegen lassen und statt dessen nur gelegentliche Pinselstriche anbringen, weil er sonst ein falsches Bild, namentlich nicht die rechte Perspec-

tive liefert. Ebenso wichtig, wenn nicht wichtiger als Schulen, und sonstige Anstalten, Gesundheitsämter, Märkte und Zeitungen, sind die innere und äußere Verwaltung einer Stadt, die Elemente und der Charakter ihrer Bevölkerung, für den deutschen Leser speciell aber die Stellung der Deutschen in den Städten, sowie ihre Bedeutung für die Entwicklung des Landes. Im Ganzen gelingt dem Verfasser die Beschreibung der jungen Niederlassungen und Städte im Westen besser als der im Osten blühenden älteren Handels- und Hafenplätze. Der Grund scheint mir einfach darin zu liegen, daß hier die Verhältnisse schon verwickelter sind und die Anfänge nicht so klar zu Tage treten, während man im Westen einer noch so jungen Entwicklung gegenübersteht, daß man sie entweder mit Händen greifen oder beim ersten besten Einwohner leicht ermitteln kann. Aus diesem Grunde ist z. B. Cincinnati besser als New-York, Chicago besser als Cincinnati, Denver City besser als Chicago geschildert, und aus demselben Grunde sind auch seine Culturbilder besser als die Städtebilder, weil sie mehr in der lebendigen Gegenwart wurzeln und weniger eine geschichtliche Vertiefung verlangen. Der Verfasser ist eben mit der politischen und ökonomischen Entwicklung und der Geschichte des Landes wenig oder nur sehr oberflächlich bekannt; aus dieser Unkenntniß aber folgen seine Trugschlüsse, unbegründeten Voraussetzungen und seine mit unterlaufenden Zukunftsphantasien.

Ich will mich in dem Folgenden mit Herrn Ratzel in zwei Punkten auseinandersetzen, um an ihnen meinen theilweisen Widerspruch gegen seine Auffassung zu begründen und einzelne seiner Ausführungen zu widerlegen, näher zu motiviren oder auf ihr richtiges Maß zu beschränken. Zunächst also will ich hervorheben, daß der Verfasser einen falschen Maßstab an die Bedeutung der amerikanischen Städte für die nationale Entwicklung und das geistige Leben des Volkes legt.

In Europa bringen allerdings die Städte das Größte, Beste und Eigenthümlichste ihres Landes zur vollsten Geltung und sind die Mittelpunkte jedes Culturfortschrittes. In Amerika ist das bisher nicht der Fall gewesen. Mit einziger Ausnahme von Boston, welches in dieser Beziehung ganz eigenartig dasteht und diese seine Eigenart bis vor Kurzem unversehrt bewahrt hat, werfen die amerikanischen Städte wenig oder gar kein geistiges Gewicht für die Entwicklung des Landes in die Wagschale. Es ist deshalb nicht zu viel gesagt, daß dessen Geschichte ziemlich dieselbe geworden sein würde, wenn man sich die Städte zu gewöhnlichen Handelsfactoreien herabgedrückt denkt. In Europa ist die Stadt ein einheitlich geschlossenes Gemeinwesen, welches vermöge des nationalen Bewußtseins der gleichen Abstammung und Sprache, wenn nicht Religion, der überlieferten Anschauungen und Sitten, kurz vermöge seiner inneren Zusammengehörigkeit und derselben allgemeinen Interessen, einen mehr oder minder lebendigen Gemeingeist aus sich heraus erzeugt und je nach seiner Größe, Geschichte und Stellung zum Staat nach bestimmt begrenzten Interessen verwaltet wird. Selbst in der größten deutschen Stadt, in Berlin, hat der massenhafte Zuzug der außerhalb seiner Mauern geborenen, ihrer großen Mehrzahl nach deutschen Bewohner den Charakter und die Verwaltung der Stadt nicht zu verwischen vermocht. Trotz der einander vielfach widerstreitenden mächtigen Interessen sind genug einigende Punkte vorhanden, welche den Namen eines städtischen Bürgerthums zur Wahrheit machen.

Eine amerikanische Stadt dagegen ist ihrem Ursprunge nach ein Ort, an welchem sich eine größere oder kleinere Anzahl von Handwerkern, Gewerbetreibenden und Kaufleuten zur Betreibung ihrer Geschäfte niedergelassen und Häuser, Waarenlager, Straßen und Docks erbaut hat. Diese aus allen Staaten der Union, häufig aus allen Ländern der Welt durch ihr Interesse zusammengeführten Atome hält zunächst Nichts zusammen als der Gelderwerb. — Die Anlage dieser Niederlassungen ist meistens eine Privatspeculation, häufig ein Fehlschlag und selten ein Erfolg. Man fordert zur Gründung einer Stadt auf wie zur Betheiligung an einer Lotterie. Die Chicagos sind das große Loos, die meisten Städtchen kommen als Nieten heraus. Man fährt die letzteren weg gleich einem Stück Hausrath, wie Ratzel das auch von Cheyenne

berichtet. Als ich 1852 am mexicanischen Golfe statt der auf der Karte groß gedruckten Stadt Velasco nur ein paar elende Hütten fand, belehrte man mich, daß man vor etwa zwölf Jahren fast die ganze Stadt nach dem besser gelegenen Galveston gefahren habe. Als ich im Herbst 1858 zwischen Winona und St. Paul an einem sumpfigen Arm des Mississippi an's Land stieg, um eine neugegründete Stadt zu suchen, deren Namen mir entfallen ist, fand ich unmittelbar am Lande ein einzelnstehendes Haus, welches an zwei seiner Ecken die Straßenbezeichnung Jackson Avenue und Tenth street trug. Die Straßen 1—9 standen freilich nur auf dem Papier, und ich bezweifle, ob später sie oder noch neue Avenues hinzugekommen sind. Wenn von hundert derartigen Versuchen und Nestern eines emporkommt, so ist das ein hoher Procentsatz. Jeder Staat hat höchstens einige Städte, bei welchen sich aus günstigen äußeren Verhältnissen ein gesunder Kern entwickelt und allmälig zum starken Baume heranwächst. Die älteren Städte des Ostens stehen zwar ihren europäischen Schwestern an Solidität und Pracht ihrer Bauten und öffentlichen Anlagen nicht nach, übertreffen sie sogar oft durch ihre Eleganz und ihren Comfort; indessen haben sie keinen so ausgeprägten nationalen Charakter, können ihn auch nicht haben, und unterscheiden sich auch wieder so sehr untereinander, daß der Fremde sie kaum als demselben Volke angehörig erkennen wird. So kann New-York nur deshalb die größte amerikanische Stadt genannt werden, weil es in den Vereinigten Staaten liegt. Volle fünfzig Procent seiner Einwohner sind Fremdgeborene. Als irische Stadt ist es größer als Dublin, als deutsche folgt es, wenn nur die Bevölkerungsziffer berücksichtigt wird, gleich auf Hamburg; alle Nationen der Welt, sogar Chinesen und Japanesen, sind hier vertreten; Griechen haben hier ihre Capelle, Spanier und Portugiesen, Schweden, Polen und Böhmen ihre Zeitungen; kurz, New-York ist eine große internationale Karawanserei, ein Wallenstein'sches Lager, und das einzige gemeinsame Band, welches die ungleichartigen Elemente seiner Bevölkerung umschlingt, ist die Sucht nach Erwerb und Reichthum. Von einer solchen Bevölkerung wird man keine Früchte erwarten wollen, wie sie die großen Städte Europa's zeitigen. Der geistige Fortschritt des Landes wird deshalb von New-York auch durchaus nicht im Verhältniß zu seiner Größe und seinem Reichthum gefördert. Es leben dort allerdings vortreffliche Gelehrte, hervorragende Männer auf allen Gebieten des Wissens und Könnens, man findet dort auch edle Bürgertugend und hochherzige Gesinnung; allein sie sind ohnmächtig gegenüber den Massen, deren verworfenste Glieder so viel zählen, wie die tüchtigsten Männer. Wer nach New-York kommt, kann sich dort bilden und auf allen Gebieten des Lebens lernen; indessen „das Beste und Eigenthümlichste des amerikanischen Volkes", wie Herr Ratzel meint, bringt es durchaus nicht zur vollen Geltung. Hätte dieser der Verwaltung der Stadt, ihrer Entwicklung und Geschichte mehr Aufmerksamkeit geschenkt, ehe er nach Amerika kam, so würde er sicherlich ein anderes Urtheil gefällt haben. Bei seiner Ankunft dagegen konnte er es nicht erfahren, denn einmal wissen die wenigsten New-Yorker selbst Etwas davon, und diejenigen, welche vielleicht mit dem Unterlauf des dortigen öffentlichen Lebens bekannt sind, sagen schon aus falschem patriotischem Stolze dem Ankömmling Nichts davon, weil sie diesem möglichst imponiren wollen. Was New-York an der östlichen Küste, das wird mit der Zeit San Francisco an der westlichen, das ist zum Theil schon Chicago im Innern, das ist überhaupt der Typus der emporstrebenden amerikanischen Stadt.

Die folgenden Bemerkungen über New-York als die zweitgrößte Metropole des Weltverkehrs haben den Zweck, eine andere Lücke in den Beobachtungen und der Darstellung des Verfassers nachzuweisen. Alles, was in New-York mit dem Handel in Beziehung steht, ist groß, weltumfassend, kühn gedacht und ebenso gut durchgeführt. In dieser Seite seines Wesens erschöpft sich aber auch seine Bedeutung für die Vereinigten Staaten und die civilisirte Welt. Nach London ist New-York die größte Handelsstadt der Welt, für den Kaufmann also eine wahre Hochschule. Wer aber nicht Kaufmann oder Geschäftsmann ist und mittelbar oder unmittelbar vom Handel

und Geschäft leben will, der bleibe von New-York weg, der denke sich, ehe er sich in diesen Maelstrom stürzt, die an amerikanischen Fabriken gewöhnlich angebrachte Inschrift auf einem Riesenbanner zwischen Long Island und Staaten Island ausgespannt: „No admittance except on business!“ Denn New-York gehört ausschließlich dem Kaufmann. Dieser hat Verbindungen mit der ganzen Welt, deren Handelsemporien ihm mit dem unterseeischen Draht Tag und Nacht Bericht erstatten. Er ist einer der bedeutendsten Factoren der amerikanischen Cultur- und Völkerentwicklung, bestimmt die Politik des Landes und übt seinen Einfluß auf den ganzen Continent aus. So gründet er neue Städte oder vernichtet bereits bestehende und führt Krieg oder schließt von Wallstreet aus Frieden, wie z. B. in Centralamerika, wo ihrer Zeit die „Dampfschiffkönige“ Vanderbilt und Garrison, um sich das Handelsmonopol nach Californien und dem stillen Ocean zu sichern, amerikanische Abenteurer unter Walker in's Land riefen, Regierungen stürzten und neue einsetzten.

Aber wie ist nun New-York das geworden, was es ist? Die Antwort auf diese Frage, welche eine große geschichtliche Fernsicht eröffnet, bleibt uns das vorliegende Buch ganz schuldig.

Die Vorausbestimmung New-York's zu einer hervorragenden Handels- und Weltstadt war bis zum Anfang dieses Jahrhunderts durchaus nicht so unbedingt erkannt, ja selbst von den bedeutendsten Männern des Landes nicht so geahnt, als Herr Ratzel annimmt. Verschiedene Ereignisse, darunter große, in der Politik des Landes begangene Fehler und Irrthümer, mußten erst zusammentreffen, ehe New-York die große Handelsmetropole des Continents werden konnte. Obschon bereits 1623 gegründet, blieb es doch bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts eine unbedeutende Stadt mit kaum 30,000 Einwohnern und mit verhältnißmäßig nur geringen maritimen Beziehungen. Bis zur amerikanischen Revolution war selbst Charleston ein viel besuchterer Hafen als New-York. Der Grund für diese anscheinende Anomalie lag einmal darin, daß damals die Ausfuhr Charleston's viel bedeutender war, dann aber darin, daß man zu jener Zeit noch glaubte, man könne den Golfstrom nur in südlichen Breitegraden durchschneiden, so daß man erst von Savannah und Charleston aus der Küste entlang nach den nördlichen Häfen fuhr. Unter diesen war bis zum Jahre 1820 Philadelphia dem günstiger liegenden New-York bedeutend überlegen, weil es den natürlichen Markt für ein besser angebautes und bevölkertes Hinterland bildete. Nun hat New-York zwar einen der vortrefflichsten Häfen des Landes, ja der Welt; aber es ist noch lange nicht der tiefste und geräumigste der atlantischen Küste. Abgesehen von Newport in Rhode Island, welchem die leichte und directe Verbindung mit dem Inland fehlt, streitet Norfolk in Virginien mit New-York um den ersten Rang, ja übertrifft es vermöge seiner natürlichen Vorzüge. Ziemlich nahe am atlantischen Ocean gelegen, durch die Vorgebirge Charles und Henry geschützt, nie zufrierend, ist Norfolk nicht ein einzelner Hafen, sondern eine ganze Reihe von Häfen, wie Portsmouth, Gosport und die gegenüber liegenden Rheden, mit dem herrlichsten Ankergrunde für die tiefgehendsten Schiffe, für alle Flotten der Welt, ja zugleich beherrscht es die Chesapeakebay, jene herrliche, 200 englische Meilen tief in's Land einschneidende, 4—40 Meilen breite Bucht, in deren Bereich die fünf Staaten Pennsylvanien, Delaware, Maryland, Virginien und North Carolina liegen, und in deren Gewässer mehrere große, bis tief in's Land hinein schiffbare Ströme, wie der Susquehannah, Potomac und James River, münden. Beinahe gleich weit von Maine und von Florida entfernt, erschließt die Chesapeakebay zugleich den fruchtbarsten und besten Theil der Vereinigten Staaten, den eigentlichen Garten des Ostens. Will man sich ein ungefähres Bild von der Lage und Bedeutung dieser großartigen Wasserfläche machen, so lege man die rechte Hand auf den Tisch, mit dem kleinen Finger nach Oben, und den Daumen, möglichst weit von einander gestreckt, nach Unten. Während der kleine Finger in seiner Richtung zum Ballen der Hand den Susquehannah, der Goldfinger den Potomac, der Mittelfinger den Rappahannock und der Zeigefinger den James River bedeuten, bezeichnet die Spitze des Daumens die Lage von Norfolk

und der Rücken der Hand selbst bis zum Ansatz an das Gelenk die Chesapeakebay. Wenn nun Norfolk trotz dieser undergleichlichen Lage nicht die gebietende Handelsmetropole des Continents geworden ist, so können es nur künstliche, von den Menschen geschaffene Hindernisse an der Einnahme der ihm von der Natur gebotenen Stellung gehindert haben.

In der That ist dem so, denn die Sklaverei hat Norfolk nicht aufkommen lassen. Der natürliche Schwerpunkt der Union lag, wie dies durch ihre geographische Lage und größere Fruchtbarkeit bedingt war, in den Mittelstaaten Pennsylvanien, Maryland und Virginien mit ihren westlichen Fortsetzungen bis nach Missouri. Zur Entwicklung ihrer bedeutenden Hilfsquellen gehörte in erster Linie die Einwanderung. Diese hielt sich aber den genannten, mit Ausnahme von Pennsylvanien, auf die Sklaverei gestützten Staaten fern, da freie und unfreie Arbeit sich nicht nebeneinander vertragen. So wandte sich denn nothgedrungen der Hauptstrom der europäischen Einwanderung in den entfernter gelegenen, viel rauheren und mühsamer zu bebauenden Norden und Nordwesten. Michigan, Wisconsin und Minnesota z. B. würden heute noch, wenn nicht Territorien, so doch nur unbedeutende, kaum in die Peripherie der Civilisation getretene Staaten sein, wenn die Sklaverei die natürlichen Voraussetzungen nicht auf den Kopf gestellt und Virginien, Maryland, Kentucky 2c. zu Sklaven züchtenden Staaten erniedrigt hätte. Unter ihrem Zurückbleiben im wirthschaftlichen Wettlauf mußte natürlich auch Norfolk dahinsiechen und froh sein, daß es als Kriegshafen der Vereinigten Staaten sein kümmerliches Dasein fristen konnte.

Dieser große wirthschaftliche Proceß vollzog sich nicht in bestimmt wahrnehmbaren Uebergängen, er läßt sich deshalb auch nicht nach Jahr und Tag genau fixiren; aber man kann sagen, daß er mit der Ausdehnung der Dampfschifffahrt und mit der Annahme des Missouri-Compromisses zu Gunsten des Nordens entschieden war. In New-York erkannten denkende Politiker, wie Clinton, und große Kaufleute, wie namentlich der Deutsche Astor, die großen Vortheile der Lage ihrer Stadt und legten mit der Besonnenheit gereifter Erfahrung, aber zugleich mit dem Ungestüm jugendlicher Eroberer zu Anfang der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts den Grund zu der, seitdem mit jedem Jahre mächtiger entwickelten Größe der „Empire City". Die erste Veranlassung und Hauptursache ihres großen Aufschwunges lag allerdings, wie das Herr Ratzel auch in einem, freilich sehr kurzen Satze erwähnt, darin, daß Clinton durch die Erbauung des Erie-Canals (1817—1825) die erste wohlfeile Verbindung zwischen dem atlantischen Ocean und den großen Seen herstellte und durch dieses bedeutende Werk New-York zum besten Einfuhrhafen und Ausfuhrhafen nach und aus dem Innern des Landes erhob. Fortan konnte die Ansiedlung des Nordwestens methodisch in Angriff genommen und durch billigere, regelmäßigere und schnellere Beförderung der großen Stapelartikel des Landes der Handel mit dem Westen nach New-York gezogen werden. Von den südlicher gelegenen Haupthäfen des Landes hatte New-Orleans seine Baumwolle, Charleston seinen Reis und Indigo, Richmond und Baltimore waren die Mittelpunkte für die Tabacksausfuhr, während Philadelphia den größten Theil des Küstenhandels und der europäischen Einfuhr monopolisirte. New-York stand hinter ihnen allen zurück und mußte erst im Kampfe mit ihnen seinen Handel aufbauen. Erst zog es Oel und Thran, dann den Taback, später den Getreideexport und die californische Goldausfuhr in sein Bereich, ja fast jedes Jahr brachte — Dank der Umsicht und Energie seiner Kaufleute! — einen neuen Exportartikel, so daß die europäischen Rheder New-York immer mehr allen anderen atlantischen Häfen vorzogen, weil sie hier immer sicher auf lohnende Rückfrachten rechnen konnten. Mit den Exporten stiegen auch die Importe, und beide vermitteln ein stets wachsendes Geld- und Wechselgeschäft, die Anhäufung inländischer und fremder Capitalien, welche durch ihre Vorschüsse im Laufe der Zeit auch den größten südlichen Stapelartikel, die Baumwolle, nach New-York zogen. Heutzutage kann im Süden die Tabacks- und Baumwollenernte, im Westen die Getreideernte gar nicht mehr mobil gemacht werden, wenn New-York nicht das Geld

dafür schickt. Alle Versuche von New-Orleans, St. Louis oder Chicago, sich dieser Oberherrschaft zu entziehen, mußten bisher und müssen stets an der Capitalarmuth der Ackerbaustaaten scheitern. In natürlicher Folge des täglich zunehmenden Handels, der Leichtigkeit und Sicherheit im Schiffsverkehr und der besseren Verbindungen mit dem Innern zog New-York denn auch bald mehr Einwanderer an, als sämmtliche übrigen Häfen der Union zusammengenommen und bildete wieder den natürlichen Markt für die Bedürfnisse und Erzeugnisse der jetzt mehr als zehn Millionen zählenden ländlichen Bevölkerung des Nordwestens. Zur Zeit steht seine Bedeutung und Suprematie so fest, daß die vereinigte Capitalkraft Englands und Amerika's sie zu vernichten kaum im Stande sein würde.

Die Entwicklung New-Yorks ist also, wie ich bewiesen zu haben hoffe, weder „unerklärlich noch wunderbar" (I. S. 20), sondern die Wirkung von ganz natürlichen Ursachen.

Schließlich möchte ich mit dem Verfasser noch über einen Punkt rechten. In einem seiner aus Boston, December 1873, datirten Reisebriefe, den er nur theilweise in die vorliegende Sammlung aufgenommen hat, sagt er in einem Rückblick auf die Geschichte der Grafschaft Essex in New-York und den 1859 von dem Staate Virginien gehängten John Brown:

„Wenn ich diese Geschichten las oder hörte, oder selbst an die Orte kam, fügte sich ihrem natürlichen Interesse immer noch das besondere an, daß ich sie gleichsam hinter die lückenhafte, manchmal schwer zu verkörpernde, fast schattenhafte Urgeschichte unseres eigenen Volkes zu bringen suchte, damit sie vielleicht durchschienen und da und dort ein Licht hinwürfen. Wie mit der Natur gekämpft wird, welche Charaktere sich da als die werthvollsten erweisen, was dem Geist und Gemüth in solchem Leben angeeignet wird — dies und vieles Andere hat, ganz unabhängig von der Culturstufe, auf der es erscheint, für alle Zeiten Bedeutung, weil es das Resultat der Berührung zweier nur langsam und im Wesen sehr wenig sich ändernden Dinge: der äußeren Natur und der Natur des Menschen, darstellt. Ich glaube, daß Männer wie Victor Scheffel (dessen Rufnamen übrigens Joseph ist) oder Gustav Freytag hier ungeahnte Bereicherung der Quellen finden würden, aus denen sie uns schon so manchen lieben Schatten der Vorzeit getränkt haben, daß er vor unseren Augen zum Erstaunen wandelte und sprach. Mögen sie kommen und schauen — es ist ein tüchtiges Geschlecht hier vorhanden, dessen Thun nicht poesielos; wenn sie auch keine Märchen erzählen oder Volkslieder singen, nicht viel von Spuk und Träumen mehr halten, so haben sie doch starke Herzen und Seelen, manchmal sogar bedeutend große. Und die Natur steht noch aufrecht."

Ich meine, Scheffel und Freytag brauchten nicht zu einem, seit fast anderthalb tausend Jahren von uns getrennten Volke zu gehen, um Licht in unsere „lückenhafte, fast schattenhafte Urgeschichte" zu werfen. Unsere eigenen Landsleute, welche die der Grafschaft Essex benachbarten Theile des Staates New-York, das Gebiet des Mohawk und Schoharie, zuerst besiedelt und gegen Indianer, Franzosen und Engländer mannhaft vertheidigt haben, scheinen Herrn Ratzel gar nicht bekannt zu sein. Er muß offenbar von Weiser, Herkheimer, Schell und unzähligen Anderen nie gehört haben, denn sonst würde er nicht auf die Nachkommen der Puritaner verweisen, um bei ihnen zu suchen, was die deutschen Ansiedler im Kampfe mit den Elementen Großes geleistet haben. Will der Verfasser also lernen, wie die auf sich selbst angewiesene und vertrauende Kraft des Germanen glückliche Gemeinwesen geschaffen und lebenskräftige Staaten mit gegründet hat, so schöpfe er lieber aus erster Quelle und lese die Geschichten der namentlich im vorigen Jahrhundert unternommenen deutschen Ansiedelungen in den Vereinigten Staaten.

Friedrich Kapp.

---

v. **Johann Anton Leisewitz.** Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im XVIII. Jahrhundert. Von Gregor Kutschera von Aichbergen. Wien, Gerold's Sohn. 1876.

Das Studium der neueren deutschen Literaturgeschichte hat sich seit einiger Zeit vorzugsweise der Genieperiode des vorigen Jahrhunderts, dem sogenannten Sturm und Drang zugewendet. Hettner's klare und schöne Darstellung mochte Manchen zu näherer Ausführung reizen, und das Beispiel eines jungen vielversprechenden Literarhistorikers Erich Schmidt (seit kurzem Professor in Straßburg), welcher den Verfasser der „Kindesmörderin", Heinrich Leopold Wagner, in einer Monographie neu an's Licht stellte, hat mehrfache Nachfolge gefunden. Auch der frühverstorbene Autor der vorliegenden Schrift stand unter dieser Anregung. Er hat seinen Gegenstand mit großer Gründlichkeit erledigt und über den Verfasser des „Julius von Tarent" Alles zusammengebracht, was ihm Archive und Bibliotheken bieten mochten. Eine seltsame Persönlichkeit wird uns vorgestellt: der „Julius von Tarent" machte den Dichter berühmt, der productive Trieb war aber so schwach in ihm, daß dies seine einzige Schöpfung blieb. Kutschera stellt bezeichnende Aeußerungen aus Tagebüchern zusammen: Leisewitz sammelt, beobachtet, setzt die Feder an, zweifelt, verwirft, sucht neue Anregung, nutzt sie nicht aus; es bleibt Alles Fragment. Höchst interessant ist ein Besuch in Weimar: Goethe zeigt in seinem Betragen die größte Simplicität; preist das Glück seiner Einsamkeit im Gartenhäuschen; sagt über die deutsche Nation ein wahres Wort: „Wenn man ihnen eine Blume zeigt, so fragen sie gleich: riecht sie? kann man Thee davon trinken? dürfen wir es nachmachen?"

v. **Bibliothek deutscher Curiosa.** II. u. III. Band. „Nachtwachen von Bonaventura". Lindau und Leipzig, Wilh. Ludwig. 1877.

Der erste Theil dieses Unternehmens, dem wir den besten Fortgang wünschen, brachte eine sorgfältige und geschickte Auswahl aus Meißner's einst so viel gelesenen „Skizzen". Der vorliegende Band erneuert in zierlichem Schwabacher Druck eine 1805 erschienene, fast ganz vergessene Schrift, welche, wie R. Haym (die romantische Schule S. 636) mit Recht bemerkt, zu den geistreichsten Productionen der Romantik gehört. Ob der Verfasser Schelling sei, will Haym nicht entscheiden. Der ungenannte Herausgeber des gegenwärtigen Abdruckes versichert es bestimmt, ohne die Sache jedoch definitiv zu erledigen. In Schelling's Entwickelung läßt sich das Werkchen wol einordnen. Wie in Schelling's bekanntem Gedichte „die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning" werden hier düstere Bilder des Todes entrollt; man erinnert sich leicht, daß der Naturphilosoph um diese Zeit sich der praktischen Philosophie zuwandte, daß er das Böse in der Natur zu erforschen suchte, wozu er vor allem den Tod rechnete, daß er die Geschichte als eine große Tragödie ansehen wollte, die auf der Trauerbühne dieser Welt aufgeführt werde. Das Motiv des Todtentanzes wird in dem Buche selbst mehrmals angerufen; Selbstmord in verschiedenen Gestalten, Wahnsinn, Ehebruch, Brudermord, ein Freigeist, der einem Pfaffen auf dem Todtenbette standhält, eine Nonne, die lebendig eingemauert wird: diese und andere furchtbare Vorstellungen treten uns entgegen. Der Kirchhof ist bevorzugter Schauplatz. Auch die obligate Zigeunerin fehlt nicht. Aber hinter dem ordinären Apparat der Romantik stehen tiefe Gedanken; die Darstellung ist nirgends trivial; Poesie, Kunst, Staat, Philosophie, die irdische und die Geisterwelt erschöpfen das Interesse des Autors nicht; das Ganze aber erzählt der Held, ein zum Nachtwächter gewordener Dichter, im Tone von Hamlet's Philosophiren. Der Adoptivvater dieses Helden ist ein Schuster, der an Hans Sachs und Jacob Böhme, die großen poetischen und philosophischen Schuster, sich anlehnt. Ein anderer armer Poet erhängt sich, da er für ein Trauerspiel „die Welt" keinen Verleger gefunden hat. Der Prolog des Hanswurstes wird daraus mitgetheilt: er entschuldigt sein Auftreten damit, daß nach Doctor Darwin (Erasmus D., Großvater von Charles D.) eigentlich der Affe der Vorredner und Prologist des ganzen Menschengeschlechtes sei; und er, der Narr, sei doch immer noch besser als ein Affe. — Ein Roman von J. A. Feßler „Bonaventura's mystische Nächte" (1807) hat mit der vorliegenden Schrift wenig oder nichts gemein.

x. **Neue Essays.** (Letters and social aims) von R. W. Emerson. Autorisirte Uebersetzung mit einer Einleitung von Julian Schmidt. Stuttgart, August Berthold Auerbach. 1876.

R. W. Emerson gehört neben Washington, Irving, Bancroft und Longfellow zu den liebenswürdigsten, für uns Deutsche namentlich sympathischsten Vertretern amerikanischer Bildung. Er ist Idealist, freilich specifisch amerikanischer, oder sagen wir angelsächsischer Idealist. Es fällt ihm nicht ein, die sinnliche und verstandesmäßige Grundlage zu verkennen, auf der alles praktische Gedeihen und Gelingen ruht. „Das Weltall „treibt keinen Scherz mit uns, sondern tritt uns „ernst und fest gegenüber als der Wohnsitz der „Gesundheit und des Lebens. Trotz aller Begeisterung des Poeten und Verzückung des Frommen „macht auch der am meisten zur Einbildungskraft und Abstraction geneigte Mensch nie „ungestraft einen Fehler in diesem Punkt — „er versucht weder seinen Ofen mit Wasser zu „heizen, noch trägt er eine Fackel in eine Pulvermühle, noch faßt er sein wildes Schlachtroß „beim Schwanz. Man sollte einen solchen Verstoß weder an Andern vergeben, noch bei sich „selber dulden". Aber indem der praktische Yankee-Prediger (Emerson war früher Prediger einer Unitarier-Gemeinde, etwa der äußersten Linken des Protestantenvereins vergleichbar) den Thatsachen und dem Verstande ihr Recht läßt, erkennt er sie nicht als das Höchste und Endgültige an. Die Natur ist ihm überall Symbol und Offenbarung des Geistes. Die moderne, kritische Wissenschaft, wenn sie Schritt für Schritt die Vielheit der Erscheinungen auf die Einheit des Wesens, des Grundgesetzes zurückt führt, wird ihm zur lebendigen Offenbarung des Urgeistes, des Göttlichen. Aber sein begeisterter Monismus hat einen mystischen Zug, ist von der Ahnung des Göttlichen, Absoluten beseelt und durchwärmt. So ist ihm denn auch das

Wort, die Sprache kein Werk des Zufalls oder des combinirenden Verstandes, sondern die nothwendige und unmittelbare Offenbarung des hinter und über der Erscheinung waltenden Lebens, und darum auch die sinnliche Kraft der Rede der Maßstab ihres dichterischen Werthes. Es geht, kein Wunder bei dem Landsmann und begeisterten Verehrer Shakespeare's, ein wahrer Cultus der Metapher, des symbolischen Ausdrucks durch alle seine Ausführungen über literarische Dinge. Und wie für ihn das Wort von den Dingen geschaffen wird und von ihnen zeugt, so gilt ihm der Mensch, auch der gewaltigste, nur als Vertreter und Ergebniß der in der Gattung, im Ganzen waltenden Gesetze und Kräfte. In diesem Sinne behandelten seine „Representative Men", (wol die bei uns bekannteste seiner Schriften) Plato „den Philosophen", Swedenborg, „den Mystiker", Montaigne, „den Skeptiker", Shakespeare, „den Dichter", Napoleon „den Weltmann" und Göthe, „den Schriftsteller": nicht als historische, persönliche Erscheinungen, sondern als Typen der menschlichen Grundnatur. In derselben Weise handeln die vorliegenden Essay's von Poesie und Einbildungskraft, von Gesellschaftlichen Zielen (speciell von dem Werthe guter Formen und Manieren), von der Beredtsamkeit, von unseren Hilfsmitteln (d. h. von der Entwickelungsfähigkeit der menschlichen Kraft), vom Komischen, von Citaten und Originalität (wir leben Alle zum größten Theile von Erinnerungen und Citaten, die Verfasser der Bibel nicht ausgenommen), von Culturfortschritt, von der Persischen Poesie, der Inspiration, der Größe, der Unsterblichkeit.

Die deutsche Uebersetzung ist, wenn nicht überall, so doch fast immer glatt und verständlich. Die Einleitung von Julian Schmidt ist willkommen, weil sie zu denken gibt.

φ. **Die Technik des Drama's** von Gustav Freytag. Dritte, verbesserte Auflage. Leipzig, S. Hirzel. 1876.

Nur anzeigend braucht dieses bereits zum dritten Mal erscheinenden Buches gedacht zu werden. Abstrahirend von weitläufigen ästhetischen Raisonnements hat der Dichter der „Journalisten" in seiner Technik praktische Regeln über Handlung, Charaktere und Bau des Drama's in anschaulicher, mit Beispielen faßlich erläuternder Darstellung niedergelegt und damit dem jungen Dramatiker die Aneignung der erlernbaren Form wesentlich erleichtert, wie gleichzeitig erstrebenswerthe Ziele für die Ausbeutung seines Talentes gezeigt.

ρ **Lyrisches Taschenbuch.** Gedichte von Karl Schenck zu Schweinsberg. Darmstadt, L. Brill. 1877.

Der frische Hauch der Wälder geht durch diese Gedichte, welche sich nicht durch Mannigfaltigkeit, wol aber durch Tiefe der Stimmung auszeichnen; es waltet in ihnen ein feines Naturempfinden, ohne jede Sentimentalität. Wir können nicht sagen, daß die Form tadellos wäre: Reime wie „Freude" und „Beute" verrathen den Süddeutschen; aber die volle Reinheit und Harmonie des inneren Lebens klingt melodisch durch das Buch. Der Dichter ist vornehmlich im Walde zu Haus; das Rauschen der Wipfel im Morgenroth, das geheimnißvolle Weben und Flüstern in Dämmerung und Mondesglanz besingt er in gar anmuthigen Weisen; aber auch die Lust des Jägers weiß er zu künden, und er müßte nicht der deutsche Mann sein, als welcher seine Persönlichkeit aus seinen Gesängen bestimmt hervortritt, wenn nicht die Liebe zum Vaterland ihn zu den schwungvollsten Strophen begeistern sollte. Ein männlicher Ton charakterisirt die Balladen, deren dichterische Eigenart einigemale ganz vorzüglich getroffen ist.

Wir geben als Probe folgendes Naturbild:

Wol auf die stille Haide
Blitzt hell der Morgenschein;
Der Wald im grünen Kleide
Schaut lachend rings herein.

Die frischen Morgenwinde
Sie spielen in dem Rohr,
Es reckt die scheue Hinde
Den schlanken Hals empor.

Und über'n duft'gen Weiher,
Und über's grüne Thal
Zieht einsam stolz der Reiher
Hinauf zum Sonnenstrahl.

φ. **Die Erde und ihre Völker.** Ein geographisches Hausbuch von Friedrich von Hellwald. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1.—12. Lieferung.

Friedrich von Hellwald hätte seine großen geographischen Kenntnisse, das reiche Material, das ihm als Redacteur des „Auslandes" zufließt, nicht besser und für die Bildung des Volkes heilsamer verwerthen können, als dies durch Herausgabe des angezeigten „Hausbuches" geschieht. Die bis jetzt erschienenen Lieferungen enthalten eingehende Beschreibungen von „Nordamerika" und „Centralamerika und Westindien," die nach einer Einleitung über das Bodenrelief, Geschichte, Bevölkerung, sociale Zustände, geistige und materielle Cultur, Staatsorganisation ꝛc. der einzelnen Territorien der genannten Ländertheile behandeln. Die Illustrationen, die das Werk, theils im Text, theils als Tondruckvollbilder in bedeutender Anzahl enthält, sind ungeachtet des meist kleinen Formats fast ausschließlich wahre Meisterwerke in Zeichnung und Technik des Schnitts; besonders ist dies bei den Bildern landschaftlichen Genres der Fall.

ι. **Sammlung gemeinnütziger populärwissenschaftlicher Vorträge.** 2. Heft. Entdeckungen im Gebiete der geistigen Verrichtungen des Centralnervensystems von Dr. Joseph Raith. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1876.

Die populäre Darstellung so schwieriger und schwankender Verhältnisse, wie sie derzeit noch in unserem Wissen über die Functionen der Nervencentren herrschen, birgt die auch vom Verfasser nicht völlig gemiedene Gefahr, Hypothesen dem Leser als Thatsachen vorzuführen; principiell müssen deshalb derartige Arbeiten als verfrüht bezeichnet werden, selbst wenn sie mit Geschick, wie die vorliegende, zusammengestellt sind. Einige Errata ist Referent gern geneigt, auf Rechnung von Druckfehlern zu schieben. Das Schlußcapitel (Verstand und Geist) ist für pädagogische Kreise, in denen der Vortrag zuerst gehalten wurde, instructiv und beherzigenswerth.

An den Herausgeber der „Deutschen Rundschau“.

Verehrter Freund!

Ich hatte mir vorgenommen, im Anschluß an die allgemeinen Wahlen die politische Lage in der inneren Entwickelung des Reichs zu besprechen. Zu diesem Zwecke hatten Sie mir einen Platz in der „Deutschen Rundschau“ zur Verfügung gestellt, und wie ich erfahre, haben Sie den Beitrag bereits angekündigt. Um so lebhafter bedauere ich, daß ich für jetzt mich verhindert sehe, mein Vorhaben auszuführen. Während ich, dem Drang der Geschäfte entsprechend, einige leitende Betrachtungen kurz zusammenzufassen gedachte, überzeugte ich mich bald nach dem Beginn der Arbeit, daß mannigfache Gesichtspunkte nicht ohne Nachtheil für die Darstellung sich aus dem Zusammenhang lösen lassen, und das Thema erweiterte sich über das Maß hinaus, für welches mir mein parlamentarischer Beruf während des Reichstags Muße gewährt. So sah ich mich genöthigt, die begonnene Arbeit in der Mitte abzubrechen und bis zu den Parlamentsferien zu vertagen. Nun bleibt mir nur noch übrig, Sie, den gewissenhaften Redacteur, um freundliche Nachsicht zu bitten und mir vorzubehalten, daß ich nach vollendeter Arbeit um einen Platz in der „Rundschau“ anfrage.

Mit freundlichen Grüßen

Ihr ergebener

Eduard Lasker.

19, Victoriastr.

Berlin, den 14. April 1877.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Gordon Baldwin.

Novelle
von
Rudolph Lindau.

VI.

Die Verlobung zwiſchen Gordon Baldwin und Fräulein Johanna Leland bildete Tagelang den Hauptgegenſtand des Geſpräches in der amerikaniſchen Colonie. Die jungen Mädchen und Frauen ſprachen davon in der Weiſe, die Johanna vorhergeſehen hatte. Keine von ihnen war auf den Erfolg, den dieſe errungen, eiferſüchtig; ja die Bemerkungen, die ſie darüber machten, zeigten wol hie und da einen leichten Schatten von Ironie. — Den jungen Männern war die Sache ganz gleichgültig. Sie hatten keine Anſprüche auf Johanna's Hand geltend zu machen, und ſie waren geneigt, den Unbekannten aus Yeſſo als einen ſehr muthigen Mann zu betrachten. Sie ſprachen den Wunſch aus, daß es ihm nicht an Kraft gebrechen möge, die herriſche Frau, die er erwählt hatte, zu zähmen. Einige prophezeihten, daß er dem Beiſpiele ſeines Schwiegervaters folgen werde, der das Muſter eines gehorſamen Ehemannes geweſen war; Andere meinten, er ſehe nicht aus wie ein Mann, der geneigt ſei, ſich von irgend Jemand, und wäre es von einer geliebten Frau, am Gängelbande führen zu laſſen. — Die alten Herren und Damen, die nicht daran gedacht oder die aufgegeben hatten, für ihre unverheiratheten Töchter oder Söhne auf Baldwin oder Johanna zu ſpeculiren, waren mit der Verlobung einverſtanden und gratulirten aufrichtig dazu.

Forbes allein, obwol er die wachſende Zuneigung ſeines ehemaligen Gaſtes für Fräulein Leland bemerkt und beobachtet hatte, war von der Mittheilung der Verlobung zwiſchen Baldwin und Johanna betroffen. Er hatte niemals den Entſchluß gefaßt, ſich um die Hand des jungen Mädchens zu bewerben. Er liebte ſie nicht; aber er ſah wol, daß ſie an Schönheit und Klugheit alle anderen unverheiratheten Amerikanerinnen, mit denen er in Berührung kam, überragte. Es war ihm auch keineswegs entgangen, daß er Johanna, obgleich ſie ihn ſtets mit der größten Zurückhaltung behandelt hatte, nicht gleichgültig ſei. Männer ſind in dieſer Beziehung ebenſo ſcharfſichtig wie Frauen und haben eine

große Vorliebe für Diejenigen, denen sie gefallen. Mehr als einmal hatte Forbes sich gesagt, daß, wenn ihm die Lust zum Heirathen noch kommen sollte, er Johanna Leland zur Frau nehmen würde. Er dachte dabei an sie, wie er an irgend ein kostbares Kunstwerk für seinen Hausstand hätte denken können, das nur mit großen Opfern erworben werden konnte, dafür aber auch entsprechende Annehmlichkeiten mit sich bringen würde. „Sie würde gut repräsentiren," sagte er sich; „sie würde sich bei einem großen Diner im Hôtel Forbes als Dame des Hauses, oder auf einem Balle, oder neben mir in der Kalesche vorzüglich ausnehmen." Daß er diesen „werthvollen Gegenstand" möglicherweise nicht bekommen könnte, wenn er ihn erwerben wollte, war ihm ebenso wenig eingefallen, wie ihm der Gedanke kam, daß es ihm unmöglich sein würde, ein schönes Bild, das ihm gefiel, zu kaufen. Es handelte sich nur darum, den vollen Preis dafür zahlen zu wollen. Bis jetzt war ihm Johanna Leland gewissermaßen zu theuer gewesen. Sie war ihm nicht werth, die zahlreichen Annehmlichkeiten eines ungebundenen Junggesellenlebens für sie aufzuopfern; aber er hatte ihr nie ganz entsagt. Sie war in seinem Geiste wie in einem Kaufkatalog als wünschenswerthes Stück „notirt", und er wartete nur auf eine Gelegenheit, auf eine günstige Gemüthsstimmung, um den Handel abzuschließen und den entscheidenden Schritt zu thun. Er hatte niemals in Betracht gezogen, daß Johanna ihm entgehen könne; er hatte keinen der zahlreichen Bewerber um ihre Hand gefürchtet; Baldwin weniger, als zwei oder drei andere, denen das anspruchsvolle, schöne Mädchen einen Korb gegeben hatte. Der „Wilde" war ein guter Mensch; aber das konnte die praktische Landsmännin unmöglich für ihn bestechen; er besaß ein hübsches Vermögen; aber er war nach Forbes'schen Begriffen nicht einmal reich zu nennen. Weshalb hätte Johanna ihn anders behandeln sollen, als sie ihre früheren Liebhaber behandelt hatte? — Und nun hatte sie es doch gethan. Gordon Baldwin war ihr verlobter Bräutigam; sie war für ihn, Georg Forbes, verloren.

Die Sache schmerzte ihn im ersten Augenblick nicht gerade; er empfand nur eine eigenthümliche, unangenehme Unruhe. Er fühlte, daß ihm von nun an Etwas, das zu seinem Leben gehört hatte, fehlen würde. So Manches, worüber er seit langer Zeit nicht nachgedacht hatte, fiel ihm plötzlich ein und trat mit unerfreulicher Lebhaftigkeit vor seine Seele. Er bemerkte auf einmal, daß er nicht mehr ganz jung sei, daß man bereits anfange, ihn wie einen alten Junggesellen zu behandeln. Wenn er in Gesellschaft ging, so forderte ihn die Dame des Hauses nicht mehr wie früher auf, zu tanzen, sondern der Wirth flüsterte ihm mit einem vertraulichen Lächeln zu, er würde im kleinen Salon einen Whisttisch bereit finden. Er machte sich zum ersten Male klar, daß all' sein Reichthum ihm noch keinen Freund gekauft hatte, und daß die Einsamkeit, die ihn früher nie gedrückt, am Ende doch recht unersprießlich sei. Der Gedanke an Thomas Graham, der ihn seit langer Zeit nicht mehr behelligte, tauchte in ihm auf. Wenn er Thomas in seiner Nähe gehabt hätte, so wäre er nicht allein gewesen. Aber zwischen ihm und Jenem lag eine Welt. Sie konnten sich einander nie wieder nähern — Er musterte im Geiste die jungen, heirathsfähigen Mädchen, die er kannte, und fand unter ihnen nicht Eine, die Johanna Leland hätte ersetzen können. Er

zürnte dieser. Es kam ihm vor, als ob sie ihn rücksichtslos, ungerecht behandelt habe. Es existirte seit Jahren ein eigenthümliches, intimes Verhältniß zwischen ihnen; sie hätte dasselbe „kündigen" sollen, wenn sie es abzubrechen wünschte. Er hätte Besseres von ihr erwartet, als daß sie sich einem fremden Menschen „an den Kopf werfe". Aber es war nun geschehen. Er wollte nicht darüber klagen; er wollte gute Miene zum bösen Spiele machen. Er ging zu Baldwin, den er zu Hause fand, und gratulirte diesem in anscheinend herzlicher Weise; von dort fuhr er nach der Avenue Friedland, wo er eine Karte ließ, auf die er mit Bleistift geschrieben hatte: „Beste Glückwünsche". Dann begab er sich wieder nach seiner Wohnung und bemühte sich, sich einzureden, es sei nichts Außerordentliches in seinem Leben vorgefallen. Er gähnte noch mehr als gewöhnlich, fand das Diner, das man ihm in seinem Café vorsetzte, ungenießbar, und erklärte, er werde nicht wiederkommen, wenn man ihn nicht besser bediene; erklärte das Stück, das von den besten Komikern im Palais Royal gegeben wurde, für entsetzlich langweilig und albern; und hielt sich nur kurze Zeit am Spieltisch auf. Vom Club ging er, gegen seine Gewohnheit, zu Fuß nach Hause, um auf den öden Quais frische Luft zu schöpfen und sich müde zu gehen.

Die breite, schöne Promenade längs der Seine, vom Pont Royal bis zum Pont d'Jena, ist des Abends beinahe vollständig verödet. Forbes konnte seinen Gedanken ungestörten Lauf lassen und ging dort eine gute Stunde lang auf und ab. Der stille Ort gefiel ihm, und er kehrte seitdem häufig dorthin zurück. Eine nicht unbedeutende Veränderung mußte in ihm vorgegangen sein, damit er, der bis dahin niemals Träumereien nachzuhängen pflegte, an diesen einsamen Spaziergängen Vergnügen fand. Aber er träumte nun, gerade wie andere, weniger kalte Leute. Er dachte daran, daß sein Leben hätte besser werden können, als es nun zu werden versprach, und daß man uneigennützige Liebe, oder was derselben ähnlich sieht, nicht ungestraft verachtet. Für Thomas Graham, Gordon Baldwin und Johanna Leland war er nicht nur der „reiche" Forbes gewesen; aber er hatte auch bei ihnen Selbstsucht beargwohnt. Und nun war es zu spät, seinen Irrthum wieder gut zu machen. „Zu spät!" Er wiederholte das bittere Wort immer und immer wieder. Er fühlte wol, daß Baldwin ihm die alte vertrauende Zuneigung nicht wieder geschenkt hatte, und daß Johanna niemals wieder für ihn sein konnte, was sie gewesen war. „Ich besitze doch eigentlich herzlich wenig auf der Welt," sagte er sich, „trotzdem ich ein reicher Mann bin."

Es war Sommer geworden. Die meisten Bekannten des Brautpaares waren bereits aus Paris verschwunden oder bereiteten sich darauf vor, nach einem Badeort zu gehen. Auch Forbes' Sommerpläne waren gemacht, und unter gewöhnlichen Verhältnissen würde er bereits auf Reisen gewesen sein. Er hatte es aber nicht gewagt, Baldwin's Einladung zur Hochzeit abzulehnen. Es wurde ihm im Allgemeinen nicht schwer, eine abschlägige Antwort zu geben; wenn er in diesem Falle „Ja" sagte, so geschah dies weniger, um Baldwin gefällig zu sein, als um den Schein zu vermeiden, er sei durch die bevorstehende Verheirathung unangenehm berührt.

Forbes und Fräulein Leland spielten vor den Augen der Welt eine Komödie,

die Jedermann, nur sie selbst nicht, vollkommen täuschte. Forbes heuchelte freundschaftliche, uneigennützige Theilnahme und erbot sich zu mancherlei kleinen Dienstleistungen, die das Wohlbehagen des zukünftigen jungen Ehepaares zum Zwecke hatten. Johanna zeigte nie größere Zufriedenheit mit ihrem Schicksale, als wenn Forbes sich in ihrer und ihres Bräutigams Gesellschaft befand. Aber wenn sich die Blicke von Forbes und Johanna begegneten, so waren dies Blicke bitteren Vorwurfes. Die junge Braut dachte des Abends darüber nach und sagte sich mit einem Gefühl schmerzlichen Triumphes, daß Forbes nun zu spät bereue, was er gethan oder vielmehr unterlassen habe; und Forbes, wenn er, die Hände in den Taschen, den Kopf nachdenklich gebeugt, auf dem einsamen Quai auf- und abging, wiederholte sich mit einem Stolze, der nichts Freudiges, nur Bitterkeit an sich hatte, daß es jahrelang in seiner Macht gestanden habe, den Platz an Johanna's Seite einzunehmen, zu dem Baldwin sich nun emporgeschwungen hatte.

Baldwin und der alte Herr Leland waren die besten Freunde und ganz glücklich. Auch nicht der Schatten eines Verdachtes trübte ihre sichere Ruhe. Johanna hatte Baldwin's Antrag angenommen. Dies war den beiden einfachen Männern der beste Beweis, daß sie Baldwin liebe. Sie verstanden sich schlecht darauf, psychologische Räthsel zu errathen, und vermutheten nirgends ein Geheimniß. Johanna zeigte in ihrem Umgang mit Baldwin zwar nicht die vertrauliche Hingebung, die dieser, in der Theorie, von seiner Braut erwartet hatte; aber er setzte die Zurückhaltung, die sie ihm gegenüber beobachtete, auf Rechnung eines ängstlichen Gefühls weiblicher Würde, und liebte sie ihrer Kälte wegen nur noch mehr. — Der alte Leland war nicht sehr scharfsinnig, und seine Frau hatte ihn nicht durch Zärtlichkeit verwöhnt. Johanna's Haltung, ihrem Bräutigam gegenüber, erschien ihm in jeder Beziehung natürlich und correct.

Die zwei Monate bis zur Hochzeit flogen schnell dahin; und so kam der große Tag und ging vorüber wie alle ähnlichen Tage. Die Trauung fand mit angemessenem Prunke statt. Viele von Johanna's Freundinnen waren von ihrem Landaufenthalte nach Paris zurückgekehrt, um die „schöne Miß Leland" an ihrem Hochzeitstage zu sehen. Sie war in der That sehr schön bei dieser Gelegenheit. Man bemerkte, daß sie blaß aussah und daß ihr Blick mit einer solchen Beharrlichkeit zu Boden gesenkt war, daß nicht ein einziger der Hochzeitsgäste während der ganzen Ceremonie ihre Augen sehen konnte.

Zu dem Frühstück, das nach der Trauung stattfand, war nur eine kleine Anzahl der intimsten Bekannten geladen: darunter Georg Forbes. Sein Auge suchte immer und immer wieder das der Braut; aber es gelang ihm nicht, Johanna's Blick auch nur ein einziges Mal zu begegnen. Sie schien Nichts sehen zu wollen und sah Nichts von dem, was um sie vorging.

Das junge Paar verschwand bald nach dem Frühstück in der geheimnißvollen Weise, welche die Mode seit einiger Zeit eingeführt hat, und war dann mehrere Monate lang von keinem Bekannten mehr gesehen. — Forbes reiste gegen Ende des Monats nach Amerika, wohin ihn, wie er behauptete, wichtige Geschäfte riefen. — Der alte Leland ging nach Trouville, wo er zahlreiche Bekannte antraf, denen er in regelmäßigen Zwischenräumen von acht bis zehn Tagen erzählte, er habe die erfreulichsten Nachrichten von dem jungen Ehepaar,

das eine Hochzeitsreise in Norwegen und Schweden mache und dort so glücklich sei, wie man es von zwei Liebenden erwarten dürfe.

VII.

Herr und Frau Gordon Baldwin waren zu Anfang des Winters von ihrer Hochzeitsreise nach Paris zurückgekehrt und hatten sich in ihrer neuen Wohnung, die in der Avenue de l'Impératrice, einige Hundert Schritte vom Hôtel Forbes gelegen war, niedergelassen. Sie führten dort ein zurückgezogenes Leben und sahen, außer Georg Forbes, nur wenige von ihren früheren Bekannten. Niemand konnte jedoch darüber seine Verwunderung aussprechen. Die jungen Eheleute waren nämlich in tiefer Trauer. Wenige Tage vor ihrer Rückkehr nach Paris hatten sie die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung und, beinahe unmittelbar darauf, von dem Tode des Herrn Leland erhalten. Er war ein schwacher, herzensguter Mann gewesen, der von Allen, die ihn gekannt hatten, betrauert wurde.

Frau Gordon Baldwin, des Verstorbenen einziges Kind, war die Haupterbin seines bedeutenden Vermögens; außer ihr waren verschiedene entfernte Verwandte, sowie auch Freunde und Bekannte mit mehr oder weniger reichen Vermächtnissen bedacht. Der alte, seit Jahren von allen Geschäften zurückgezogene Banquier hatte, nach der Art von Leuten in seiner Lage, die Verwaltung und zukünftige Verwendung des von ihm erworbenen Vermögens bis zuletzt im Auge behalten und darüber in klarer und ausführlicher Weise verfügt. Sein Schwiegersohn, Herr Gordon Baldwin, und „der Sohn seines verstorbenen Freundes Richard Forbes, der Herr Georg Forbes aus New-York, wohnhaft in Paris" waren zu seinen Testamentsvollstreckern ernannt worden.

Ein Passus in dem Leland'schen Testamente hatte die besondere Aufmerksamkeit Baldwin's erregt und war von Georg Forbes mit schwer zu verbergender Verlegenheit vernommen worden. Derselbe lautete folgendermaßen:

„... Ferner eine Summe von 10,000 Dollars, in Worten Zehntausend Dollars, dem Herrn Thomas Lansdale, dem Halbbruder des Herrn Georg Forbes, meines Testamentsvollstreckers, Sohn des verstorbenen Major Thomas Lansdale aus Baltimore und seiner verstorbenen Ehefrau Maria Lansdale, geb. Kellog, ebenfalls aus Baltimore, in zweiter Ehe Frau des Herrn Richard Forbes aus San Francisco und New-York. — Diese Summe von 10,000 Dollars ist Herrn Thomas Lansdale mit dem Bemerken zu übermitteln, daß ich unter allen Umständen sein treuer Freund geblieben bin."

Baldwin warf einen fragenden Blick auf Forbes, als diese Klausel verlesen wurde; aber dieser hielt die Augen auf den Boden geheftet.

„Ich wußte nicht, daß Sie einen Bruder haben," sagte Baldwin, als er eine halbe Stunde später mit Forbes von dem Amerikanischen Consulate, wo das Testament eröffnet worden war, nach Hause fuhr.

„Wir wollen davon ein anderes Mal sprechen," antwortete Forbes. „Die Geschichte meines Bruders ist eine lange und nicht sonderlich heitere Geschichte. Ich bin heute nicht dazu aufgelegt, sie zu erzählen."

Im Allgemeinen erschien Georg Forbes seit seiner Rückkehr von Amerika wenig zum Sprechen aufgelegt. Er war von jeher ein zurückhaltender Mann gewesen; seit Johanna's Verheirathung mit Baldwin war er geradezu wortkarg geworden. Die Reise nach Amerika, die er unmittelbar nach der Vermählung seiner Freunde unternommen, hatte nicht zu seiner Zerstreuung beigetragen. Seine Landsleute waren ihm roh und unliebenswürdig vorgekommen. Die Männer erschienen ihm eingebildet, voll schlecht gerechtfertigten Hochmuths; bei den Frauen und Mädchen mißfiel ihm der ungezwungene, laute Ton in dem Umgang mit Männern. Früher war es ihm ein angenehmer Zeitvertreib gewesen, mit seinen hübschen Landsmänninnen lachen und scherzen zu können. Jetzt fand er ihr Wesen vordringlich, unbescheiden. — Er blieb nur einen Monat in den Vereinigten Staaten und kehrte sodann nach Europa zurück.

Die zehntägige Ueberfahrt von New-York nach Liverpool wollte kein Ende nehmen. Er wünschte einen Sturm herbei, um nur etwas Abwechselung zu haben; aber der Himmel blieb während des Tages blau und rein, während der Nacht wunderbar sternklar, und das Meer lag, in großartiger, erdrückender Einförmigkeit, wie ein ungeheurer Spiegel vor ihm. — Er liebte es, hinten auf dem Verdeck, fern von den anderen Passagieren, allein zu sitzen und in die weiße, tanzende Schaumfurche zu blicken, die sich unabsehbar lang hinter dem davoneilenden Schiffe dahinzog. Er hing nicht etwa einem bestimmten, traurigen Gedanken nach; er dachte nicht etwa fortwährend daran, daß die Freunde, die er auf der Welt gehabt hatte, für ihn verloren seien. Nur undeutlich, vorübergehend, erschienen vor seinem Geiste die Gestalten von Johanna, Gordon und Thomas; aber eine eigenthümliche, dumpfe Unruhe, wie das Vorgefühl eines nahenden, schweren Unglücks, schnürte ihm die Brust zu. — „Was fehlt mir denn?" fragte er sich zornig. „Besitze ich nicht Alles, um glücklich zu sein? Ich bin reich; ich bin noch jung. Ist es mir nicht wie nur Wenigen erlaubt, das Leben zu genießen? Was fehlt mir?" — Er wußte sich keine Antwort zu geben; aber die Brust blieb ihm beengt, und die unklaren, schwarzen Gedanken ließen sich nicht verscheuchen: eine unfruchtbare Vergangenheit, eine leere Zukunft, ein freudenloses Dasein — und ein hoffnungsloses.

Der Sommer war noch nicht vorüber, als Forbes in England landete. London und Paris, wo er sich einige Tage aufhielt, erschienen ihm verödet, tödtlich langweilig. In Paris blieb er achtundvierzig Stunden länger, als er ursprünglich beabsichtigt hatte, um ein großes Bild, das er zufälligerweise bei einem Kunsthändler gefunden, zu betrachten, aufmerksam zu prüfen und schließlich zu kaufen. Er befahl, es sofort nach seiner Wohnung zu schaffen, wo er es an Stelle des schönen, üppigen Rubens, der sein Schlafzimmer jahrelang geschmückt hatte, aufhängen ließ.

Es war ein häßliches Bild, an dem sich sein Auge nun des Morgens und des Abends weiden konnte. Es stellte Seneca dar, wie er blutriefend aus dem Bade steigt und sterbenden Mundes Worte der Weisheit spricht, die ein weinender Schüler niederschreibt. Unter dem grausigen Gemälde standen die Worte: „Taedet tamdiu eadem fecisse." Forbes ließ sich dieselben übersetzen, und als er sie verstand, leuchteten seine Augen auf und er sagte befriedigt und zustimmend:

„Das ist ein gutes Bild, und das ist ein guter Spruch“ — und ohne zu feilschen zahlte er den hohen Preis, den der Kunsthändler für das Machwerk verlangte.

Von Paris reiste Forbes nach verschiedenen Badeorten. Er fand überall dieselben eleganten Herren, dieselben geputzten Damen, dieselben Miethswagen und Boote und dieselben Lohnbedienten, Kellner, Kutscher und Schiffer. Es schien ihm, als ob Alles, was er an einem Orte zu verlassen glaubte, mit ihm reiste, wohin er auch ging. An der Eisenbahn kamen ihm überall die wohlbekannten Portiers mit den bekannten Rufen entgegen; im Gasthofe begrüßte ihn der stereotype Oberkellner mit der stereotypen Verbeugung und führte ihn, nachdem er an Koffer und Dienerschaft den reichen Gast erkannt hatte, in das banale Gastzimmer mit den prätentiösen Mahagony-Möbeln, Sammtstühlen und Vorhängen. Im Lesezimmer lag der zerrissene „Figaro“ und die mit Kaffee oder Thee befleckte „Times“, die er auf der letzten Badestation ebenfalls gesehen hatte. — „Es wird ermüdend, immer dasselbe zu thun, zu sehen, zu hören,“ sagte er sich.

Er kehrte bereits zu Anfang des Monats October nach Paris zurück; aber er ging weniger aus, als dies früher seine Gewohnheit gewesen war; er vernachlässigte den Club ganz und gar, und allabendlich, von zehn bis zwölf Uhr, konnte man ihn auf dem einsamen Quai längs der Seine finden, wo er langsam, das Haupt gesenkt, die Hände auf dem Rücken, auf- und abging.

Eines Abends, bald nachdem das Leland'sche Testament eröffnet worden war, wurde Forbes auf seinem gewöhnlichen Spaziergange von Baldwin überrascht.

„Was machen Sie hier, zu dieser Stunde?“ redete Baldwin ihn an.

Forbes antwortete, daß ihm die Promenade am Wasser, vor dem Schlafengehen, gewissermaßen ein Bedürfniß geworden sei.

„In ganz Paris gibt es keinen ruhigeren Platz als diesen,“ sagte er; „von elf Uhr an ist man hier so ungestört, als wäre man hundert Meilen weit von der großen Stadt. Und doch hat man nur wenige Schritte zu machen, um wieder im lichten, vollen Leben zu sein. Dieser Contrast gefällt mir. Er bereitet mich einigermaßen auf die Einsamkeit vor, die ich, wenn ich nach Hause komme, in meiner Junggesellenwohnung finde. — Aber für einen jungen Ehemann ist dies hier kein Weg. — Was führt Sie bei diesem rauhen Wetter hierher?“

Baldwin ertheilte eine ausweichende Antwort, und mehr um der Unterhaltung eine andere Wendung zu geben, als um seine Neugierde, die nicht groß war, zu befriedigen, entgegnete er:

„Sie sind mir noch Antwort auf meine Frage über Ihren Bruder schuldig geblieben. Sind Sie aufgelegt, heute über ihn zu sprechen? Ich will nicht indiscret sein, aber ich werde Sie in jedem Falle um seine Adresse bitten müssen, da ich ihm mitzutheilen habe, daß mein verstorbener Schwiegervater ihm 10,000 Dollars hinterlassen hat.“

„Sie kennen die Adresse von Thomas Lansdale ebensogut wie ich,“ antwortete Forbes.

„Wie das?"

„Thomas Lansdale und Thomas Graham sind eine und dieselbe Person."

Baldwin war sehr erstaunt; aber er schwieg. Er ahnte wol, daß etwas höchst Peinliches vorgefallen sein müsse, um seinen Associé in Hakodate zu veranlassen, einen falschen Namen anzugeben und ihm, Baldwin, zu verheimlichen, in welchen Beziehungen er zu Forbes stehe. Aber Baldwin wollte sich nicht in fremde Geheimnisse drängen. Was auch in der Vergangenheit zwischen den beiden Brüdern vorgefallen sein mochte, Baldwin fühlte mit vollständiger Sicherheit, daß Graham, den er seit acht Jahren kannte, des Vertrauens, das er ihm geschenkt hatte, würdig sei.

„Es ist eine traurige Geschichte," fuhr Forbes nach einer Pause fort. Er stockte von Neuem und dann sagte er in anscheinend gleichgültigem Tone: „Mein Bruder und mein Vater konnten sich niemals gut vertragen. Mein Vater war sehr streng; Thomas, wie ich ihn persönlich gekannt habe, ausgelassen und leichtsinnig. Es kam häufig zu heftigen Scenen zwischen den Beiden. Zu Lebzeiten meiner Mutter trat diese als Vermittlerin auf; aber bald nach ihrem Tode mußte Thomas unser Haus verlassen. Er machte Schulden rechts und links; nicht so sehr, um sich selbst zu helfen, als um allerhand schlechten Subjecten, die ihn umringten, gefällig zu sein. Das war jedoch nicht das Schlimmste. Er verheirathete sich, ohne das Wissen meines Vaters, mit einer Person, die ihn belogen und betrogen hatte und die der leichtgläubige Narr für eine Heilige hielt. Sie hat viel Unheil angerichtet. Sie ist vor langen Jahren in Noth und Elend gestorben. Je weniger von ihr gesagt, desto besser! Als mein Vater Nachricht von Thomas' Verheirathung erhielt, war er sehr aufgebracht. Er war ein leidenschaftlicher Mann, der sich nicht beherrschen konnte, wenn er zornig war. Er reiste nach Chicago, wo mein Bruder sich niedergelassen hatte, um diesen zu zwingen, das Verhältniß mit seiner Frau wieder aufzulösen. Thomas vergötterte das unwürdige Geschöpf. Die Vorstellungen, die mein Vater ihm machte, brachten ihn außer sich .... Es ist eine furchtbare Geschichte ...."

Forbes hielt inne, um sich zu sammeln. Er hatte die Ruhe, mit der er anfänglich gesprochen, verloren. Seine unsichere Stimme zeugte von tiefer, innerer Aufregung.

„Sie dürfen nicht vergessen, daß ein wirklich verwandtschaftliches Verhältniß zwischen Thomas und seinem Stiefvater nicht existirte .... Mein Vater war ein starker Mann .... Er hatte aus alten Californien-Zeiten die Gewohnheit bewahrt, bewaffnet zu sein .... In Chicago gab es damals kaum einen Menschen, der nicht einen Revolver bei der Hand gehabt hätte .... Mein Vater war von Thomas auf das Empfindlichste gereizt worden .... mein Bruder hatte ihm die Thür gewiesen, hatte Hand an ihn gelegt .... Er wurde verwundet — nicht schwer, Gott sei Dank! — aber er wurde verwundet. — Man unterdrückte die ganze traurige Geschichte; nur einige genaue Bekannte, Leland unter anderen, erhielten davon Kenntniß. — Thomas Lansdale genas von seiner Wunde; mit seinen Verhältnissen ging es schlechter und schlechter; seine Frau zog ihn hinab; doch wollte er nicht thun, was wir Alle mit Recht von ihm verlangten, wollte sich nicht von dem Weibe trennen. Mein Vater starb, ohne

ihn wiedergesehen, ohne ihm verziehen zu haben. Thomas wandte sich darauf an mich. Was konnte ich thun? Ich durfte meinem verstorbenen Vater nicht Unrecht geben. Er hatte nicht Unrecht gehabt .... Und dann hörte ich während langer Zeit Nichts mehr von Thomas Lansdale, bis Sie mir vor fünf Jahren zum ersten Male wieder Nachricht von ihm brachten. — Das ist die Geschichte meines Bruders!"

Baldwin hatte die Erzählung mit keinem Worte unterbrochen und schwieg auch jetzt, nachdem Forbes zu sprechen aufgehört hatte.

„Sie geben mir Unrecht," sagte der argwöhnische Mann. „Sie finden, daß ich hart gewesen bin!"

„Ich glaube nicht, daß ich einem Bruder so lange zürnen könnte, wie Sie es gethan haben," antwortete Baldwin sehr ernst; „Thomas Graham ist ein guter Mann; Jedermann, der ihn kennt, hat ihn lieb."

„Er war nicht immer so still und gut. Er war wild und unordentlich. Zehnmal hat mein Vater seine Schulden bezahlt ...."

„Er ist Ihr Bruder!"

Die Beiden waren an einem Punkte angelangt, wo sich ihre Wege trennten. Baldwin wünschte seinem Begleiter gute Nacht und entfernte sich schnellen Schrittes.

Forbes ging langsam nach Hause. Unbeschreiblich traurig und öde kam ihm seine prachtvolle Wohnung vor. Er begab sich in sein Arbeitszimmer und suchte in einer Kiste, unter einem Wust von alten Papieren, die er in derselben aufbewahrte, bis er ein Couvert fand mit der Aufschrift von seiner Hand: „Nach meinem Tode ungelesen zu verbrennen. Briefe von Th. L." Er las diese Briefe aufmerksam durch. Die strengen Züge seines kalten Gesichtes wurden immer weicher und trauriger. Wie hatte er den rührenden Klagen und Bitten, die ihn jetzt so schmerzlich berührten, widerstehen können? Er legte die Papiere mit einem tiefen Seufzer nieder und blieb lange unbeweglich sitzen.

„Er war mein Bruder," sagte er endlich halblaut, Baldwin's letzte, vorwurfsvolle Worte wiederholend. „Er war mein Bruder — und fremde Leute haben ihn vom Untergange gerettet." — Die Vergangenheit tauchte vor seinem Geiste auf. Er erinnerte sich, als sei es gestern geschehen, des Abends, wo Thomas, in seinem Schlafzimmer von ihm Abschied genommen hatte, um nach dem Tode seiner Mutter das elterliche Haus zu verlassen. Er sah ihn vor sich stehen mit seinem weißen Gesichte, seinen langen, blonden Haaren und seinen großen, blauen, furchtsamen Augen, den Augen seiner verstorbenen Mutter. „Georg," flüsterte Thomas, „Du darfst Deinem Vater nicht sagen, daß ich zu Dir gekommen bin. Er hat es mir verboten. Aber ich habe Dir doch wie meinem Bruder Lebewohl sagen wollen, und er hätte es mir nicht erlaubt. Adieu, Georg. Behalte mich lieb!" Und dann küßte er ihn, und Forbes fühlte seine heißen Thränen; und dann schlich er lautlos fort. — „Er war mein Bruder; er war mein Bruder!" wiederholte Forbes. — Dann erblickte er Thomas, viele Jahre später, in einer Straße von New-York. Er sah elend und abgerissen aus. Es war kaltes, nasses, unfreundliches Wetter. Er trug einen schäbigen, dünnen Anzug, in dem er zu frieren schien. „Seit drei Tagen warte ich jeden Abend

auf Dich," sagte er. „Oh Georg! Höre mich, rette mich, ich bin verloren!" Und er, Forbes, hatte den Muth gehabt, ihm eine abschlägige Antwort zu geben: „Hast Du Dich von Deiner Frau getrennt?" — „Sie ist krank, Georg, hilf mir!" — „Versprichst Du mir, Dich von Deiner Frau zu trennen?" — „Georg, hilf mir! Hilf mir!" — Die Worte schnitten ihm jetzt, nach langen Jahren, in das Herz. Er hatte nicht geholfen. — „Und er war mein Bruder!" Wie ein schwerer Alp lag es ihm auf der Brust. Hoffnungslose Traurigkeit umhüllte ihn wie mit einem dunkeln, eisigen Mantel. Er hätte einen Bruder, einen Freund, eine Geliebte besitzen können: Thomas, Baldwin, Johanna. Er hatte Alles verloren; für immer verloren. Und was blieb ihm? — Ein großes Vermögen. — Und was konnte er damit thun? — Immer dasselbe: sich langweilen. „Taedet tamdiu eadem fecisse."

VIII.

Baldwin hatte dem Gespräche mit Forbes eine andere Wendung gegeben, als dieser eine Anspielung auf das eheliche Verhältniß des Neuvermählten gemacht hatte. Baldwin liebte nicht, davon zu sprechen. Seine Ehe war nicht geradezu eine unglückliche; aber das geträumte Glück hatte er in derselben nicht gefunden. Johanna war als Frau so ruhig und kalt, wie sie als Mädchen erschienen war. Sie zeigte sich nicht etwa mürrisch oder eigensinnig, so daß sie ihm Grund zu klagen gegeben hätte; aber er hörte sie auch nicht lachen, und sie ging still einher, als ob ein geheimes Leid sie drücke. Baldwin grämte sich darüber. Er hatte durch vollständige Offenheit, durch aufmerksame Zärtlichkeit, durch rührende Hingebung ihr Vertrauen gewinnen wollen. Seine Bemühungen waren vergeblich geblieben. Mit der Zeit sträubte sich sein Stolz dagegen, Liebe dort darzubringen, wo ihm Nichts als förmliche Höflichkeit dafür zurückgegeben wurde. Manchmal fühlte er sein Blut in Zorn aufwallen, wenn er das eisige Geschöpf an sein Herz schließen wollte und deutlich erkannte, daß ihm in ihrer Brust Nichts entgegenschlug; aber er kämpfte die leidenschaftliche Erregung nieder und seufzte nur, und gab die kleine trockene Hand wieder frei, die sie ihm willenlos überlassen hatte und die sie willenlos an ihrer Seite wieder niederfallen ließ.

Weshalb war Johanna nicht glücklich? Baldwin that Alles, was er ersinnen konnte, um ihr Freude zu machen. Sie schien es nicht zu bemerken oder nicht zu achten. Ihre Züge belebten sich nie mit einem Ausdruck von Dankbarkeit; kein herzliches Wort kam über die strengen Lippen; und die klugen Augen blickten theilnahmlos auf Alles, was sie umgab. Baldwin war niedergeschlagen, unruhig, traurig.

„Was fehlt Dir, meine liebe Johanna?" fragte er sie eines Abends, als er allein mit ihr vor dem Kamine saß. „Bist Du krank?"

„Mir fehlt Nichts," antwortete sie müde.

„Du verbirgst mir Etwas. Was ist es? Ich habe ja nur einen großen Wunsch, den, Dich glücklich zu sehen."

„Mir fehlt Nichts," wiederholte sie. Sie starrte, mitgeöffneten

Augen in das Feuer, und Baldwin ſah, daß zwei große Thränen in denſelben perlten und langſam auf die blaſſen Wangen niederfielen.

Er ſetzte ſich zu ihr und nahm ſie in ſeine Arme und ſagte mit der Zärtlichkeit einer Mutter, die ein leidendes Kind beruhigen will: „So ſprich doch, meine einzig Geliebte!“ aber ſie wehrte ihn ab und antwortete nur:

„Ich bin etwas angegriffen. — Ich weiß ſelbſt nicht, was mir fehlt. — Laß mich.“

Er ſah ſie forſchend an. „Ich werde einen Doctor rufen,“ ſagte er; „Du biſt krank.“

Sie ſchüttelte ſtumm das Haupt. Die Thränen kamen ſchneller; aber kein Laut entrang ſich ihrer Bruſt.

„Willſt Du mir nicht antworten?“ fragte er noch einmal leiſe und zärtlich.

„Was ſoll ich antworten?“ rief ſie leidenſchaftlich. „Haſt Du mir einen Vorwurf zu machen? Füge ich mich nicht gehorſam jedem Deiner Wünſche? Klage ich je? Was verlangſt Du noch mehr von mir? So quäle mich doch nicht!“

Er ſah ſie erſtaunt an. Dann ſtand er auf und ſagte ſanft: „Ich bin ſehr unglücklich.“ Darauf verließ er das Gemach und begab ſich in ſein Zimmer, das an einem anderen Ende der Wohnung gelegen war. Aber er fühlte ſich dort beklommen. Er nahm ſeinen Hut und verließ das Haus, um friſche Luft zu ſchöpfen und ſeine aufgeregten Nerven zu beruhigen.

Baldwin war ein vernünftiger, praktiſcher Mann, der in ſeinem Leben gegen mancherlei Schwierigkeiten gekämpft und der gelernt hatte, daß man dieſelben nicht überwindet, indem man die Hände ruhig in den Schoß legt und die Dinge, wie ſie eben kommen, über ſich ergehen läßt. Ein großes Uebel, eine drohende Gefahr vermehrten gewiſſermaßen ſeine geiſtigen Kräfte. Er ſah und wägte dann in einem kurzen Augenblicke jeden möglichen Ausweg aus der Noth; aber gegen den Kummer, der jetzt ſein Herz füllte, war er nicht gewaffnet. Er ging lange Zeit rathlos in der ſpärlich erleuchteten Avenue auf und ab, ſich immer und immer wieder fragend, wie er dem unbefriedigenden Verhältniſſe, das ſich zwiſchen ihm und ſeiner Frau gebildet hatte, abhelfen könne.

Johanna war inzwiſchen unbeweglich auf demſelben Platze geblieben. Sie hatte die Thränen von ihren Wangen getrocknet und blickte unverwandt in das luſtig flackernde Kaminfeuer. — Sie hatte eine kurze Zeit lang, unmittelbar nach ihrer Verheirathung, den Verſuch gemacht, Baldwin lieb zu gewinnen. Dies war ihr nicht ſofort gelungen, und ſie hatte den Vorſatz dann ſchnell wieder aufgegeben. Jetzt mißfiel Baldwin ihr. Sie fand ihn tölpiſch, ungeſchliffen. Sein ſchwerer Schritt im Zimmer machte ſie erbeben; ſeine Stimme klang ihr zu laut; ſeine Zärtlichkeit, die ſie nicht zurückzuweiſen wagte, aber nicht erwidern konnte, war ihr peinlich. „Weshalb läßt er mich nicht in Ruhe?“ fragte ſie ſich mit verbiſſenem Ingrimm. „Weshalb quält er mich mit ſeiner Liebe?“ Sie hatte in ihrem Leben nie an etwas Anderes als an ihr eigenes Glück gedacht; auch als ſie den ſchwachen Verſuch gemacht, Baldwin lieb zu gewinnen, hatte ſie nur ihre eigenen Intereſſen berückſichtigt. Sie hatte ſich geſagt, daß es ihr angenehmer ſein würde, mit einem Manne zuſammen zu leben, den ſie lieben

könne, als mit einem solchen, der ihr gleichgültig sei. Das Wohlergehen fremder Menschen kümmerte sie nicht. Baldwin war ihr ein fremder Mensch. — Er war ihr Gatte. — Unglücklicherweise. — Sie verwünschte die Stunde, wo sie ihm in einem Moment des Verdrusses, der Niedergeschlagenheit, der Schwäche erlaubt hatte, sie in seine Arme zu nehmen. Er war kurzsichtig genug gewesen, als sie weinend an seiner Schulter ruhte, an ihre Liebe zu glauben. Ihre Liebe?! Er hatte keine Ahnung davon, wie sie lieben konnte! — Baldwin wurde ihr mit jedem Tage unangenehmer. Sie mußte die Lippen gewaltsam zusammenpressen, um ihrem Unwillen nicht lauten Ausdruck zu geben, wenn er ungestüm die Thür aufriß und sein Schritt im Zimmer hörbar wurde. Sie zuckte zusammen, wenn er sich in einen Sessel warf. Sie fühlte sich schwach, müde, elend. Er war gesund und stark. Sie ärgerte sich sogar darüber. „Forbes hatte ihn richtig benannt," sagte sie sich; „er ist ein Wilder; er hätte eine Wilde heirathen sollen." — Welch himmelweiter Unterschied zwischen ihm und Forbes! Aber diesen wollte sie hassen. Er war an allem Unglück schuld. — Eines tröstete sie: sie sah deutlich, daß Forbes auch unglücklich sei. Sie hätte ihm einen Zaubertrank eingeben mögen; sie wünschte ihm dasselbe stumme, schwere Elend, das ihr das Herz zerdrückte. Und doch erkannte sie seinen leichten, kaum hörbaren Schritt, sobald er sich ihr näherte; und seine gedämpfte, ruhige Stimme war Musik in ihren Ohren. — Sie machte sich bittere Vorwürfe: nicht etwa weil sie in ihrem Herzen treulos war, sondern darüber, daß ihr Stolz sie nicht von ihrer Liebe heilen konnte. „Ich wünschte, er wäre todt, und ich auch, und Alles wäre vorbei," sagte sie vor sich hin.

Sie hörte plötzlich, daß man an der Thür klingelte, und wurde dadurch aus ihren düsteren Träumen geweckt. Es war bereits neun Uhr. Wer konnte zu dieser Stunde kommen? Sie hatte Baldwin fortgehen hören, aber sie wußte, daß er einen Schlüssel der Wohnung mit sich zu nehmen pflegte . . . „Georg Forbes," flüsterte sie. Er war der einzige Bekannte, der sie seit dem Tode ihres Vaters des Abends besuchte; sie war jedoch nie mit ihm allein gewesen; sie wollte nicht mit ihm allein sein. Sie erhob sich, um zu fliehen. — In demselben Augenblick öffnete der Diener die Thür und meldete Herrn Forbes an.

Auf einem Tische in der Mitte des großen Zimmers brannte eine Lampe, deren Licht durch einen Schirm gedämpft war und den Raum in der Nähe des Tisches hell beleuchtete. Außerhalb dieses engen Lichtkreises herrschte im Salon stilles, heimisches Halbdunkel.

Forbes näherte sich Johanna mit äußerer Unbefangenheit und ließ sich auf einem Sessel neben ihr nieder. Er fragte nach Baldwin. Sie antwortete, er sei ausgegangen. Und dann stockte das Gespräch. Die Pause wurde sofort peinlich. Johanna suchte vergeblich nach einem Worte, um dieselbe zu unterbrechen. Endlich räusperte sich Forbes. Seine Stimme klang heiser, als er zu sprechen anfing.

„Es ist mir lieb, gnädige Frau," sagte er, „daß ich Sie einmal, wie in alten Zeiten, ungestört allein sprechen kann. Ich habe Sie um eine Aufklärung zu bitten."

Sie antwortete nicht und blickte unverwandt vor sich hin.

„Gnädige Frau," fuhr Forbes leise und bedächtig fort, „wollen Sie mir sagen, durch welchen Fehler ich mir Ihre Ungnade zugezogen habe?"

Sie erhob den Kopf nicht, aber sie blickte ihn von unten seitwärts an. Er konnte ihr Gesicht, das im Schatten war, nicht erkennen. Er wartete einige Secunden; da sie nicht sprach, nahm er von Neuem das Wort:

„Wir sind jahrelang gute Freunde gewesen — wenigstens habe ich mir das stets eingebildet. Wodurch habe ich Ihr Wohlwollen verscherzt? Sie behandeln mich seit Ihrer Verheirathung wie einen Fremden; ja schlimmer als einen Fremden. Ich habe mich bemüht, Ihre Gunst zu bewahren oder wieder zu gewinnen; aber ich weiß wol, daß mir dies nicht gelungen ist, und ich versichere Sie, daß mich dies tief schmerzt. . . Ich gelte unter meinen Bekannten für einen kalten, herzlosen Menschen. Daraus mache ich mir wenig. Ich verdanke diesen Ruf einfach dem Umstande, daß ich mich nicht von Jedermann habe ausbeuten lassen. Ich gestehe, daß es schwer hält, sich mit mir auf vertraulichen Fuß zu stellen. Es ist nicht meine Art, mein Herz fremden Leuten zu offenbaren. Dies ist das erste Mal in meinem Leben, daß ich über mich selbst spreche: Ich wünsche, daß Sie, gnädige Frau, mich kennen mögen, wie ich wirklich bin. Im Allgemeinen bin ich durchaus kein Freund von vertraulichen Mittheilungen; ich mißtraue Denjenigen, die mich in ihre Geheimnisse einweihen wollen. Ich habe bemerkt, daß Leute, die mich zu ihrem Vertrauten gemacht hatten, regelmäßig gleich nachher Geld von mir borgen wollten. Man weiß, daß ich in dieser Beziehung etwas argwöhnisch geworden bin, und man nähert sich mir nur noch selten. Aber gerade weil ich wenige, ja sehr wenige Freunde besitze, lege ich unbeschreiblich großen Werth auf die Freundschaft Derer, die mich eines aufrichtigen Wohlwollens würdigen. Ich habe Sie früher zu diesen gezählt. Habe ich mich geirrt, gnädige Frau? — Das wäre ein größeres Unglück für mich, als Sie glauben, als ich zu sagen wage."

Seine Stimme war gedämpft, zärtlich, sanft, wie Johanna sie nie gehört. Das Blut floß ihr wie Feuer durch die Adern. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen. Wie konnte der Mann wagen, so mit ihr zu sprechen? Er hatte sie verschmäht, als sie frei war, als sie sich ihm dankbar hingegeben haben würde, wenn er damals um sie geworben hätte. Er war die Ursache ihres Unglücks; er hatte sie zur Verzweiflung getrieben. Und was beabsichtigte er nun? Spottete er ihrer, verhöhnte er sie, oder wollte er ihr namenloses Elend ausbeuten und sie zum Gegenstand seiner, ihrer eigenen Verachtung machen?

Sie blieb stumm. Sie konnte einen Schein von Fassung nur bewahren, wenn sie schwieg.

„Wollen Sie mir nicht antworten, Frau Baldwin . . . gnädige Frau . . . Johanna . . ." Er beugte sich zu ihr; sie fühlte seinen Athem auf ihrer Wange; er wollte ihre Hand ergreifen.

Sie sprang in die Höhe, todtenbleich; sie hob die Hand; und den Arm weit ausgestreckt, mit wahrhaft großer Geberde, zeigte sie ihm stumm die Thür.

Er erhob sich vollständig verwirrt. „Gnädige Frau . . ." stammelte er. Ihr flammender Blick ruhte mit einem solchen Ausdruck leidenschaftlichen Zornes, zermalmender Verachtung auf ihm, daß er nicht weiter sprechen konnte. Unbe-

schreiblich gedemüthigt schlich er lautlos der Thür zu. Sie verharrte, einem Marmorbilde gleich, in derselben herrlichen, drohenden Haltung; und erst als die Thür sich hinter Forbes geschlossen, als er verschwunden war, sank sie ohnmächtig in den Sessel zurück. — Forbes aber eilte mit den Zähnen knirschend die Avenue hinunter. Er kreuzte sich unter einer Laterne, nicht weit von Baldwin's Wohnung, mit einem großen Manne, der sich nach ihm umdrehte, ihm verwundert nachsah und dann seinen Weg langsam fortsetzte.

„Ist Forbes hier gewesen?" fragte Baldwin als er wenige Minuten später in den Salon trat.

Johanna, die vor dem Kamine sitzend ihm den Rücken zukehrte, antwortete nicht. Er näherte sich ihr. Sie saß mit halbgeöffneten Augen und weißen Lippen, einer Leiche ähnlich, da. Er nahm sie in seine Arme und trug sie, als ob sie ein Kind gewesen wäre, in ein anderes kühles Zimmer, wo er sie auf ein Bett niederlegte. Er hatte in seinem Leben viel Kranke und Sterbende gesehen, und verlor jetzt die Fassung nicht. Er erkannte sofort, daß Johanna ohnmächtig sei, und wandte einige einfache Mittel an, um sie wieder zu sich zu bringen. Nach wenigen Secunden schlug sie die Augen langsam auf und sah ihn befremdet an. „Der Elende!" murmelte sie.

„Was ist vorgefallen?" fragte Baldwin beunruhigt.

Sie erkannte den Sprecher, schloß die Augen wieder und wandte den Kopf von ihm ab, als ob sie schlafen wolle.

Baldwin blieb eine Zeit lang, ohne zu sprechen, an ihrer Seite; dann fragte er noch einmal, was vorgefallen sei. Sie antwortete kaum hörbar: „Ich bin müde — ich kann nicht sprechen — laß mich ruhen." Er fühlte sich dieser wirklichen oder geheuchelten Schwäche gegenüber machtlos. Er rief die Kammerjungfer, die im Nebenzimmer saß, ertheilte dieser einige Anweisungen und begab sich sodann auf sein Zimmer. Aber er verweilte dort nur wenige Minuten. Zorn, Argwohn, Eifersucht nagten an ihm. Er hatte Forbes auf der Straße mit verstörtem Gesichte vorbeistürzen sehen, und gleich darauf hatte er seine Frau ohnmächtig zu Hause gefunden. Was war zwischen den Beiden vorgefallen? Er mußte es erfahren; und zwar sofort! Seine Frau konnte oder wollte ihm in dem Augenblick keinen Aufschluß geben. Forbes sollte ihm Rede und Antwort stehen.

Es war ein lauer Märzabend. Die Hausthür stand offen. Der Portier hatte sich einige Schritte davon entfernt und unterhielt sich auf dem Trottoir mit einem Nachbar. Baldwin trat, ohne bemerkt zu werden, auf die Straße. Er ging schnellen Schrittes bis zum „Hôtel Forbes" und beobachtete aufmerksam die Fenster des Zimmers, in dem der Besitzer sich des Abends, wenn er zu Hause war, aufzuhalten pflegte. Als Baldwin sah, daß Alles dunkel war, setzte er seinen Weg fort. — Wenige Minuten später befand er sich auf dem Quai. Dort herrschte eine fast unheimliche Oede. Nirgends war ein Fußgänger zu erblicken. Zur Rechten Baldwin's schossen die durch die Frühjahrsregen geschwollenen dunkeln Wasser der Seine schnell dahin. Zahllose Lichter vom gegenübergelegenen

Ufer und von den Brücken spiegelten sich darin in bewegtem Zickzack. Links erhoben sich, tiefen Schatten verbreitend, die alten Bäume des Cours la Reine. Aus der Ferne ertönte, dumpf und ununterbrochen, das Rollen dahineilender Wagen.

Nachdem Baldwin einige hundert Schritte gemacht und ungefähr die Mitte des Weges zwischen dem Pont de l'Alma und dem Pont des Invalides erreicht hatte, bemerkte er in geringer Entfernung eine männliche Figur, die ihm durch die Dunkelheit bis dahin verborgen geblieben war. Sie lehnte sich über die niedrige steinerne Mauer, welche den Quai nach der Seine hin begrenzt, und schien in den Fluß hinab zu schauen. Baldwin erkannte in der unbeweglichen Gestalt den Mann, den er suchte. Forbes, der den eiligen, schweren Schritt des Nahenden hörte, richtete sich in die Höhe, und gleich darauf standen sich die Beiden gegenüber. Eine Laterne, die nicht weit von der Stelle brannte, spendete Licht genug, um ihre Züge in unmittelbarer Nähe deutlich erkennbar zu machen. Forbes war bleich; Baldwin, von der schnellen Bewegung und dem Sturme, der in ihm tobte, erregt, stand ihm mit glühenden Wangen und blitzenden Augen gegenüber.

„Was haben Sie in meinem Hause gethan?" fragte Baldwin. Er sprach leise, mit einem unheimlichen Beben in der Stimme.

Forbes blickte ihn sprachlos an.

„Was haben Sie in meinem Hause gethan?" wiederholte Baldwin lauter. — Eine Pause von wenigen Secunden. — „Wollen Sie mir antworten? Forbes! Hören Sie mich? Wollen Sie mir antworten?"

„Sie sind zu aufgeregt, um mich zu hören," entgegnete der Andere mit mühsam errungener Fassung; „kommen Sie in meine Wohnung. Beruhigen Sie sich. Ich kann Alles aufklären."

„Ich *will* die Schwelle Ihres Hauses nicht wieder übertreten. Sie sollen mir *hier* Red' und Antwort stehen! Sofort!"

Forbes wich unwillkürlich einen Schritt zurück. Baldwin packte ihn an beiden Schultern. „Sie entkommen mir nicht! Antwort! Antwort!"

Baldwin war ein starker Mann. Die Leidenschaft gab ihm riesige Kraft. Er schüttelte Forbes wie einen leichten, leblosen Körper. „Antwort!" rief er noch einmal in höchster Wuth.

Er sah, den zehnten Theil einer Secunde, ein todtenblasses, schnell zurückweichendes Gesicht, aus dem ihn ein Paar große, schwarze, bis zum Wahnsinn erschreckte Augen anblickten; dann, daß Forbes, den er gewaltsam von sich gestoßen hatte, hintenübertaumelte. Er sah ihn rückwärts gegen die niedrige, scharfkantige Mauer stürzen und mit einem furchtbaren Aechzen niedergleiten; er hörte, wie der Kopf des Fallenden mit einem dumpfen, schweren Schlag gegen die Mauer prallte — und dann war Alles still. Forbes lag auf dem Pflaster neben der Mauer, und Baldwin beugte sich über ihn und blickte forschend in das zuckende Angesicht.

„Forbes!"

Keine Antwort.

Die Augen des Sterbenden öffneten sich im Todeskampfe. — Ein unheim-

liches Gurgeln in der Kehle — ein kurzes, krampfhaftes Recken und Stoßen der Glieder — und dann auf einmal vollständige, unbewegliche Ruhe — Ruhe des Todes.

Baldwin blickte wild um sich. Zwei, drei Secunden stand er unschlüssig; dann erwachte in ihm der besonnene Geist, der ihm in großer Gefahr zur Seite stand. Er erkannte seine Lage mit vollständiger Klarheit. Er vernahm das Rollen eines schweren Wagens und sah zu seiner Rechten, hundert Schritte von der Stelle, wo er stand, die rothe Laterne eines Omnibus. In wenigen Sätzen war er auf der entgegengesetzten Seite des Quai, im Schatten der Bäume des Cours la Reine.

Der Wagen fuhr vorbei, ohne anzuhalten; aber von der Invaliden-Brücke her näherten sich jetzt zwei Fußgänger. Es war so still, daß Baldwin sie sprechen hören konnte.

„Was ist das?" fragte der Eine, als sie dicht bei der Leiche angekommen waren.

„Ein Betrunkener."

Sie beugten sich nieder.

„Schaffe einen Sergent de ville herbei; ich warte hier; der Mann ist todt!"

Einer der Fußgänger lief in der Richtung der Place de la Concorde davon. Baldwin schlug den entgegengesetzten Weg ein, und seinen Schritt so sehr wie möglich beschleunigend, sorgsam jedoch, die Aufmerksamkeit Derer, die er überholte, nicht zu erwecken, erreichte er in kurzer Zeit seine Wohnung. Es war kaum eine halbe Stunde verflossen, seitdem er dieselbe verlassen hatte. Der Portier ging, eine kurze Pfeife rauchend, vor der offenen Thür auf und ab. Baldwin, der ihn bereits aus einiger Entfernung erblickte, machte es möglich, in das Haus zu treten, ohne von dem Manne bemerkt zu werden. Er stieg geräuschlos die Treppe hinauf, öffnete vorsichtig die Thür des Vorzimmers und gelangte von dort, ohne Jemand angetroffen zu haben, in seine Stube. Dort entledigte er sich schnell seines Ueberrockes, ergriff eine Zeitung, die auf dem Tische lag, entfaltete diese und warf sich dann neben dem Kamine in einen Sessel. — Und nun erst, nachdem er Alles gethan, um die Spuren der frischen That hinter sich zu verwischen, um die drohendste Gefahr zu beseitigen, gestattete er sich über das, was soeben geschehen war, nachzudenken.

Tausend Gedanken bestürmten ihn, aber nicht in wüster Verwirrung. Die Ereignisse stellten sich seinem Geiste in logischer Ordnung dar, so daß er dieselben mit ruhiger Besonnenheit abwägen konnte: Forbes hatte seine Frau beleidigt; diese hatte ihn, und keinen Anderen, als einen „Elenden" bezeichnet. Er, Baldwin, war in seinem vollen Rechte gewesen, sich über den Auftritt Auskunft verschaffen zu wollen. Von Johanna hatte er sie nicht erlangen können; er konnte sie nur bei Forbes suchen. Dieser hatte verweigert, ihm Rede und Antwort zu stehen. Er hatte ihn zwingen wollen zu sprechen; er war zornig gewesen; aber selbst in seiner Wuth hatte er nie die Absicht gehegt, Forbes zu tödten. Unwillkürlich hatte er ihn von sich gestoßen. — Aber Forbes hatte nun aufgehört zu leben; wer konnte für seine, Baldwin's, Unschuld zeugen? Wenn er sich als den unmittelbaren Urheber dieser unfreiwilligen Tödtung entlarvte, so mußte er sich dem Urtheile fremder, argwöhnischer Richter unterwerfen, die seine

wahrheitsgetreue Darstellung des Vorfalles für Lug und Trug halten und ihn, einen Unschuldigen, wie einen gemeinen Verbrecher behandeln und bestrafen würden. Nichts verpflichtete ihn, sich dieser Gefahr auszusetzen. Sein Gewissen machte ihm keinen Vorwurf; er hatte nichts Böses gewollt. — Sollte er sich nennen? Sollte er auftreten und sagen: „Meine Hand hat jenen Mann erschlagen!“ Sollte er seinen Namen bösartigen Commentaren und Verdächtigungen preisgeben? Nein! Das wollte er nicht. Er wollte im Gegentheil Alles thun, was in seinen Kräften stand, um ein solches unverdientes Unglück von sich abzuwenden.

Er besann sich jetzt auf alle Einzelheiten, die der That unmittelbar vorangegangen und gefolgt waren. Niemand hatte sein Fortgehen und sein Wiederkommen bemerkt; er war nur kurze Zeit abwesend gewesen. Es war undenkbar, daß der Verdacht der Tödtung auf ihn fallen werde. „Niemand weiß, was ich gethan habe,“ sagte er sich, nachdem er lange, immer und immer an Dasselbe denkend, dagesessen hatte, „und Niemand soll es erfahren.“

In demselben Augenblicke hörte er heftiges Klingeln an der Thür, und gleich darauf lautes Sprechen im Vorzimmer. Sein lauschendes Ohr vernahm deutlich, daß der Name „Forbes“ mehrere Male ausgesprochen wurde. Er setzte die durch einen Schirm bedeckte Lampe schnell auf einen niedrigen Tisch, so daß sein Gesicht im Schatten war, und dann wartete er einige Secunden mit gespannter Aufmerksamkeit. Gleich darauf wurde die Thür zu seinem Zimmer schnell aufgemacht, und Forbes' alter Kammerdiener trat herein. Baldwin's Bedienter, der ihm auf dem Fuße folgte, blieb neugierig auf der Schwelle stehen.

„Nun, was gibt es?“ fragte Baldwin ruhig.

„Man hat meinen Herrn todt nach Hause gebracht. Er ist ermordet worden.“

Baldwin sprang mit leicht gespielter Bestürzung in die Höhe, um dem Unglücksboten zu folgen. Er richtete verschiedene Fragen an ihn, wie er es gethan haben würde, wenn er von dem Vorfalle keine Kenntniß gehabt hätte, und langte nach wenigen Minuten eiligen Laufens athemlos vor dem Hôtel Forbes an. Die Thür des Hauses war weit offen, aber von zwei Polizisten bewacht. Die beiden Angekommenen legitimirten sich und gelangten, ohne weiter aufgehalten zu werden, in das Schlafzimmer des Verstorbenen. Dort, auf dem Bette, lag die halbentkleidete Leiche. Daneben standen drei Personen, die sich Baldwin in wenigen Worten als ein Doctor, ein Polizeicommissarius und dessen Assistent zu erkennen gaben. Der Beamte, auf dessen Gesuch Baldwin als ein Freund des Verstorbenen herbeigerufen war, erzählte jenem, was ihm bis jetzt von dem Vorfall bekannt geworden war: Zwei Herren waren vor ungefähr dreiviertel Stunden, von einem Sergent de ville begleitet, zu ihm gekommen, um zu melden, daß sie auf dem Quai, zwischen dem Pont de l'Alma und dem der Invaliden, eine Leiche gefunden hätten. Die Identität derselben sei sofort constatirt worden, da der Verunglückte eine Brieftasche bei sich getragen, die außer einer nicht unbedeutenden Summe Geldes seinen Namen und seine Adresse enthalten habe. Der Polizei-Commissarius wünsche nun zu wissen, ob Herr

Baldwin, den der Diener als einen intimen Freund des Verstorbenen bezeichnet habe, irgend welche Aufschlüsse über den tragischen Vorfall geben könne.

Nein, Baldwin wußte Nichts.

„Wann haben Sie Herrn Forbes zum letzten Male gesehen?“ fragte der Commissarius.

„Vor wenigen Stunden,“ antwortete Baldwin. „Als ich gegen neun Uhr nach Hause kam, begegnete ich ihm in der Nähe meiner Wohnung, wo er mich aufgesucht hatte.“

„Was sagte er Ihnen?“

„Er redete mich nicht an. Er erkannte mich in der Dunkelheit nicht und ging schnell an mir vorüber. Ich hatte ihn im Laufe des Tages gesprochen; ich hatte ihm nichts Besonderes zu sagen und hielt ihn nicht an.“

„Hat er Ihrem Diener eine Bestellung für Sie gegeben?“

„Nein; denn sonst würde man mir das jedenfalls gesagt haben.“

„Mit wem hat er in Ihrem Hause gesprochen?“

„Mit meiner Frau.“

„Was hat er dieser gesagt?“

„Das weiß ich nicht. Meine Frau war etwas leidend, als ich nach Hause kam, und ich vergaß darüber, mich nach Forbes zu erkundigen. Er war ein häufiger Gast bei uns. Sein Besuch hatte nichts Auffallendes.“

Die Unterhaltung nahm die Form eines Verhörs an. Baldwin bemerkte dies und war auf seiner Hut. Er nahm sich vor, jede Frage der Wahrheit gemäß zu beantworten und nur Das zu verschweigen, was außer ihm Niemand wußte und Niemand wissen sollte. Er widersprach sich in keiner seiner Aussagen; der Commissär war weit entfernt, ihn zu beargwöhnen, und schloß endlich das Gespräch, indem er sagte, Herr und Frau Baldwin, sowie der Diener, der Herrn Forbes die Thür geöffnet, würden wahrscheinlich im Laufe des morgenden Tages von einem Untersuchungsrichter vernommen werden. Darauf verbeugte sich Baldwin nur und wandte sich sodann an den Arzt, um sich von diesem erklären zu lassen, welche Verletzung den Tod des Herrn Forbes herbeigeführt habe. Er hörte der gelehrten Demonstration des Doctors mit großer Ruhe zu; ja, es kostete ihm keine Ueberwindung, die Leiche genau zu betrachten. Seine ganze geistige Thätigkeit war darauf concentrirt, Nichts zu thun, zu sagen, zu blicken, was ihn verrathen könne. Alles Andere war augenblicklich Nebensache. Wenn er allein war, dann wollte er wieder über das Geschehene nachdenken. Jetzt hatte er keine Zeit dazu; er mußte vor allen Dingen wieder unbeargwohnt aus der Gegenwart der kaltblütigen, aufmerksamen Polizeibeamten sein. Er fühlte undeutlich, daß ihm die Tragweite seiner That augenblicklich noch entgehe, daß ihm noch Unheil als natürliche Folge derselben bevorstehe, daß Blut gesühnt sein will. — Alle diese und ähnliche Gedanken waren noch unklar, formlos, Keimgebilde gewissermaßen. Sie bestürmten ihn; aber er wies sie zurück. Für den Augenblick handelte es sich nur darum, seinen Rückzug zu sichern. Währenddem er darüber nachdachte, wie er dies am besten erreichen könne, hörte er den Commissarius zu seinem Assistenten sagen, daß zwei Polizisten im Hause bleiben sollten, bis man die nöthigen Versiegelungen vorgenommen

habe. Darauf wandte der Beamte sich wieder an Baldwin, um diesen zu fragen, ob er wisse, wo der Verstorbene seine Baarschaften aufzubewahren pflegte. Baldwin zeigte darauf eine Schublade, in der Forbes in früheren Zeiten Geld und Papiere von besonderem Werthe unter Verschluß hielt. Der Commissarius öffnete diesen Kasten mit einem Schlüssel, den er nebst verschiedenen anderen kleinen Gegenständen in den Taschen des Verstorbenen gefunden hatte, und gewahrte eine nicht unbedeutende Summe Geldes in Bankbilleten und Gold. Währenddem er sich damit beschäftigte, dieselbe in Gegenwart der anwesenden Zeugen zu zählen, bemerkte Baldwin ein fünffach versiegeltes Couvert, das mit der Adresse nach unten in dem Geldkasten lag. Er nahm den Brief und las folgende Aufschrift:

„Herrn Gordon Baldwin aus Hakodate, z. Z. in Paris."

„Nach meinem Tode zu öffnen."

„Dies dürften testamentarische Bestimmungen sein," sagte er, sich an den Commissarius wendend; glauben Sie nicht, daß es zweckmäßig wäre, davon sofort Kenntniß zu nehmen?"

Der Beamte gab dazu seine Bewilligung, fügte jedoch hinzu, daß der Brief später dem Untersuchungsrichter vorgelegt werden müsse. Baldwin fand darauf Nichts zu erwidern, und während ihn die Anwesenden neugierig umstanden, erbrach er das Couvert und las folgenden Brief:

„Paris, 26. Februar 186 —.

„Mein lieber Baldwin!

„Ich habe mir vorgenommen, meinem Leben ein Ende zu machen, und wenn Sie diesen Brief erhalten, werde ich meinen Vorsatz ausgeführt haben."

Baldwin stieß einen Ausruf der Verwunderung aus und las dem Commissarius diese ersten Zeilen laut vor.

„Das ist sonderbar," meinte der Beamte. „Nach den Aeußerungen des Doctors hielt ich den Tod ihres Freundes durch Selbstmord für unmöglich."

Baldwin las weiter:

„Ich theile Ihnen dies mit, um irrigen Hypothesen und Nachforschungen über die Ursache meines Todes ein Ende zu machen, und um Sie zu bitten, allen unnützen Lärm darüber zu unterdrücken. Ich habe stets vermieden, Aufsehen zu erregen, und mein letzter Wunsch ist, daß mir gestattet sein möge, ruhig und still, so unbemerkt wie möglich, aus dem Leben zu entkommen. Ich habe alle Maßregeln getroffen, um die Erfüllung dieses Wunsches zu erleichtern. Mein Testament ist auf dem amerikanischen Consulate deponirt und von einem erfahrenen Juristen so aufgesetzt worden, daß keine Streitigkeiten über meine Hinterlassenschaft entstehen können.

„Der Grund, weshalb ich mich tödte, ist einfach: ich langweile mich. Dies ist, Ihrer Meinung nach, kaum ein Unglück zu nennen. Sie können sich eben keinen Begriff davon machen, wie unerträglich Langeweile mit der Zeit werden kann. — Taedet tamdiu eadem fecisse. Es ist der einzige lateinische Spruch, den ich kenne; diesen verstehe ich trotz aller Gelehrten: Es wird ermüdend, so lange Dasselbe gethan zu haben; zu wissen, daß man, so lange man lebt, Dasselbe thun wird, und daß dieses Selbe schaal und unersprießlich ist.

„Ich habe oftmals bedauert, Ihnen vor Jahren den Dienst, um den Sie

mich damals ersuchten, nicht erwiesen zu haben. Verzeihen Sie mir. — Erwirken Sie auch, daß Thomas mir verzeiht. — Ihrer Frau habe ich wissentlich nie Unrecht zugefügt. Ich hoffe, daß sie meiner manchmal und in Freundschaft gedenken wird.

„Nachdem ich von Ihnen, von Frau Baldwin und von meinem Bruder Abschied genommen habe, bin ich mit der Liste Derer, die allein mir im Leben nahe standen und von denen ich Abschied nehmen will, fertig. Wie arm bin ich reicher Mann gewesen! Sie, Baldwin, waren mein bester Freund, — und wie wenig waren Sie mir Freund! — Thomas war mein einziger Bruder, — und seit Jahren war er todt für mich und ich für ihn. — Johanna Leland ist Ihre Frau. — Eine Frau, die einen Anderen geheirathet hat, ein Bruder, der verschollen ist, und ein Freund, dem ich gleichgültig bin — das ist Alles, was mein Leben füllen sollte. Es war zu wenig!

„Ich bin in diesem Augenblicke weder aufgeregt noch traurig. Eine tiefe Ruhe, wie ich sie seit langer Zeit nicht mehr gekannt habe, erfüllt meine Brust. Der Gedanke, daß ich, sobald es mir gefällt, die Last des Lebens niederlegen kann, gibt mir neuen Muth. Vor einer Viertelstunde noch, als ich mich niedersetzte, um Ihnen zu schreiben, war es meine Absicht, mich heute Abend zu tödten. Jetzt, da ich bestimmt weiß, daß ich mich tödten werde, daß ich alle Vorrichtungen zum letzten Acte meines Lebens beendet, daß ich diese letzte That vollziehen kann, sobald es mir gefällt, jetzt fühle ich die Kraft, noch einige Tage weiter zu experimentiren. Vielleicht passirt mir noch etwas Neues. Ich kann es ruhig abwarten. Ich habe Nichts mehr zu verlieren und Nichts mehr zu fürchten. Gesättigt bis zum Ueberdruß und hoffnungslos stehe ich an der Grenze meines Lebens. Und nun habe ich dieselbe überschritten.

„Georg Forbes."

Der Commissarius war inzwischen damit beschäftigt gewesen, das gezählte Geld zu versiegeln. Er legte den Brief dazu; dann zog er sich bedächtig die Handschuhe an, bemerkte, daß es spät geworden sei, gab seinem Assistenten noch einige Instructionen und verließ das Haus gleichzeitig mit Baldwin. Von diesem nahm er vor der Thür Abschied, nachdem er ihm gesagt hatte, er werde morgen in aller Frühe im Hôtel Forbes sein und bäte Baldwin, sich dort ebenfalls einzufinden. Darauf schlug er den Rockkragen in die Höhe, steckte die Hände in die Taschen und machte sich in kurzem Trab auf den Weg nach seiner Wohnung. Baldwin ging unterdessen die Avenue de l'Impératrice hinunter. Vor seinem Hause blieb er einige Minuten nachdenklich stehen, dann klingelte er und trat hinein.

IX.

Der letzte Wunsch, den Forbes in seinem Briefe an Baldwin ausgesprochen hatte, war erfüllt worden. Man hatte seine Leiche in aller Stille bestattet. Die Pariser Blätter hatten des Vorfalles nur in discreter Weise Erwähnung gethan. Die Nachforschungen der Polizei über die Ursache des Todes waren erfolglos geblieben. Die Aussagen der Aerzte constatirten, daß die Idee, Forbes habe sich das Leben genommen, ausgeschlossen bleiben müsse. Auf der anderen

Seite war es schwer, an ein Verbrechen zu glauben, da man in den Kleidern des Verstorbenen eine nicht unbedeutende Summe Geldes vorgefunden hatte, und da Niemand auch nur andeuten konnte, daß Forbes unter seinen Bekannten einen erbitterten Feind gehabt habe.

Baldwin's Diener hatte ausgesagt, daß Forbes an jenem verhängnißvollen Abend der Frau Baldwin gegen neun Uhr einen kurzen Besuch abgestattet habe; der Bediente hatte nichts Auffallendes in seinem Wesen bemerkt. — Frau Baldwin erklärte, daß sich Herr Forbes, als sie ihm mitgetheilt, Baldwin sei nicht zu Hause, bald wieder entfernt habe. Auch ihr war in seinem Wesen Nichts aufgefallen, woraus sie schließen könnte, daß ihm damals eine Gefahr drohte. — Aus den Aussagen der beiden Herren, die den Leichnam gefunden hatten, konnte man feststellen, daß Forbes zwischen zehn und ein Viertel nach zehn Uhr gestorben war. Wo er die letzte Stunde seines Lebens verbracht hatte, blieb ein Geheimniß. — Ein Polizeisergent endlich bezeugte, daß, als er gegen zehn Uhr den Pont de l'Alma passirt habe, ein offener Wagen in schnellem Galopp auf dem Quai vorübergefahren sei. Ob dies eine Privatkutsche oder eine Droschke gewesen, konnte nicht ermittelt werden. Die Doctoren, der Polizeicommissarius und der Untersuchungsrichter einigten sich darauf in ihrer Meinung dahin, daß Forbes sich in diesem Wagen befunden habe, daß er herausgesprungen sei, weil er gefürchtet, daß die Pferde durchgingen, und daß er bei dieser Gelegenheit den Tod gefunden habe. — Diese Erklärung befriedigte alle Welt; die Nachforschungen schliefen ein, und das Ereigniß war bald darauf so gut wie vergessen. Zwischen Baldwin und seiner Frau allein erhob sich dasselbe wie ein unheimlicher Schatten.

Baldwin fühlte, sobald er mit Johanna allein war, daß ihr Blick, furchtsam und mißtrauisch, wie der einer Gemißhandelten, ihn auf Schritt und Tritt verfolgte. Selbst der leichte Schein von Vertraulichkeit, der früher noch zwischen ihm und ihr existirt hatte, war nun verschwunden. Sie gingen schweigsam, gedrückt neben einander her, ein Jeder mit einem Geheimniß und einem Argwohne im Herzen. Er hatte noch nicht gewagt, sie zu fragen, was in ihrer letzten Zusammenkunft mit Forbes vorgefallen war. Das Wort stockte ihm in der Kehle, sobald er den Namen des Mannes, der von seiner Hand gefallen war, in ihrer Gegenwart aussprechen wollte. Seine alte Unbefangenheit war dahin, und er fühlte, daß er sie nie wieder gewinnen könne, daß er fortan, unter einer drückenden Last gebeugt, den Weg durch ein beängstigtes Leben bis zum Grabe wandern müsse. Ein Gefühl, daß er bis dahin nie gekannt hatte, Furcht beschlich ihn. — Wenn sein Geheimniß doch noch herauskäme? Wenn die Sonne die dunkle That an den Tag brächte? Er schauderte bei dem Gedanken. — Er wollte von Paris fort; er wollte Beschäftigung suchen; harte Arbeit sollte ihn zerstreuen, ermüden, sollte ihm Schlaf geben, der ihn seit jenem unheilvollen Tage floh. Er sehnte sich nach Yesso zurück, unter die harmlosen Insulaner, die ihm vertrauten, die von Dem, was in Paris vorgefallen war, Nichts wußten, niemals Etwas erfahren würden. Er wollte den forschenden, feindlichen Blicken seiner Frau entgehen, die ihn verfolgten, peinigten. Er hatte

nie in seinem Leben die Augen vor Jemand niedergeschlagen, und nun wagte er sie in Gegenwart seiner eigenen Frau nicht mehr zu erheben. Es war unerträglich.

Baldwin hatte gleich nach dem Tode von Forbes an Thomas geschrieben, um ihm das plötzliche Ableben seines Bruders zu melden und ihn aufzufordern, den Besitz des großen Vermögens, das ihm derselbe hinterlassen hatte, anzutreten. Nun kam ihm der Gedanke, er wolle nach Hakodate gehen, währenddem Graham von dort abwesend sei, um die Leitung des gemeinschaftlichen Geschäftes zu übernehmen. Er fürchtete sich vor Thomas ebenso wie vor Johanna. Er malte sich bereits das Wiedersehen mit seinem alten Freunde aus. Wie konnte er ihn anblicken, wenn er ihm die Fabel vom Tode seines Bruders erzählte? Er sah im Geiste die Augen Graham's, die vertrauend, liebevoll die seinigen suchten. Und er sollte vor diesen ehrlichen Augen lügen und heucheln? Der Angstschweiß stand ihm auf der Stirn, wenn er daran dachte. Nein! lieber noch wollte er Johanna's Argwohn als Thomas' Vertrauen ertragen. — Er faßte den Entschluß, sofort nach Hakodate abzureisen. In diesem Falle war er beinahe sicher, seinen Freund zu vermeiden, da dieser, nach Empfang der Nachricht vom Tode seines Bruders, die Reise nach Europa wahrscheinlich sofort angetreten hatte.

Er wartete, nachdem er sich dies Alles überlegt hatte, bis es dunkel geworden war. Er schämte sich vor sich selbst, derartige Vorsichtsmaßregeln zu treffen; aber Das, was geschehen, zwang ihn dazu. Als die Lampe auf dem Tische stand, suchte er sich einen Sitz aus, auf dem er dem Lichte den Rücken zukehrte, und dann sagte er zu Johanna, die ihm bleich und stumm, hellbeleuchtet und ohne Verlegenheit gegenüber saß:

„Thomas Lansdale wird nach Empfang meines Briefes Hakodate verlassen haben. Einer von uns Beiden, er oder ich, muß aber dort sein, um unsere gemeinschaftlichen Interessen zu überwachen. Ich werde deshalb in kurzer Zeit nach Japan zurückkehren. Willst Du mich dorthin begleiten, oder ziehst Du vor, hier zu bleiben?"

Sie antwortete darauf nicht, sondern richtete selbst eine Frage an ihn: „Sie wollen Paris verlassen?"

„Ich muß es."

„Ich dachte es mir wol."

Er gab sich Mühe, überrascht zu erscheinen, und fragte: „Wie kommst Du auf den Gedanken?"

Sie zuckte verächtlich die Achseln.

„Wie kommst Du auf den Gedanken?" wiederholte er. Er machte eine große Anstrengung und hatte den Muth, sie anzublicken.

„Frage mich nicht. Du weißt es."

Ihre Stimme hatte einen eigenthümlichen, drohenden Klang. Er fühlte sich unbeschreiblich gedemüthigt, aber er wagte nicht, Aufklärung von ihr zu verlangen. Er fragte noch einmal: „Willst Du mit mir nach Japan kommen?"

„Nein!" antwortete sie; und nach einer kurzen Pause setzte sie nachlässig hinzu: „Ich erwarte in wenigen Tagen einen Brief von meiner Tante Alice. Ich habe mich entschlossen, in Zukunft mit ihr zu leben."

Also dahin war es gekommen! Sie wußte, daß er keine Macht mehr über sie habe, daß er es nicht wagen würde, seine Rechte über sie geltend zu machen. „Ich verstehe Dich nicht," sagte er leise; „aber ich will Dich nicht hindern, Das zu thun, was Dir am besten gefällt. Ich habe, seitdem ich Dich kenne, nie etwas Anderes, als Dein Glück gewollt."

Er sprach diese letzten Worte mit unendlicher Traurigkeit aus, und er fühlte, daß ihm die Augen feucht wurden. Womit hatte er das furchtbare Elend, unter dem er litt, verdient? Wenn Jemand es verschuldet hatte, so war es Johanna, deren Lieblosigkeit sein Mißtrauen erweckt und deren halbbewußtloser Ausruf über Forbes seinen Zorn erregt hatte. Der Gedanke an eine Schmach, die seiner Frau zugefügt war, hatte ihn bestürmt, als er Hand an Forbes gelegt. Sie vor allen menschlichen Kreaturen hätte ihm verzeihen, ihn trösten sollen; aber gerade sie war es, die ihn am meisten peinigte. Er bedeckte sich das Gesicht mit der Hand und weinte. Er war seit Forbes' Tod ein anderer Mensch. Seine alte Energie hatte ihn verlassen. Er war schwach und reizbar geworden. Johanna sah seine Thränen und Leiden, aber war dadurch nicht gerührt. Sie saß ihm kalt und regungslos, wie versteinert, gegenüber, die mißtrauischen Augen unverwandt auf ihn gerichtet. Endlich erhob er sich und sagte leise:

„Du bist sehr hart und ungerecht, aber ich will darüber nicht klagen. Vielleicht kommt der Tag, wo Du bereuen wirst, meine Liebe verkannt und mich von Dir gestoßen zu haben. Dann rufe mich, und ich werde zu Dir eilen. Jetzt will ich gehen."

Er verließ langsam das Zimmer. Sie sah ihm nach, ohne ein Wort zu sprechen; aber ihre stummen Lippen bewegten sich und nannten ihn lautlos: „Mörder!"

Baldwin war sicher, daß er seiner Frau gegenüber nicht verrathen hatte. Sie konnte Nichts von der blutigen That wissen; aber sie ahnte dieselbe. Er fühlte, daß seine Ruhe dahin war, selbst wenn Johanna ihn nicht beargwohnt hätte. Ihr unverdientes Vertrauen wäre nicht weniger unerträglich gewesen, als ihr Mißtrauen. Eines nur hätte ihn mit seinem Schicksal aussöhnen können: wenn er sich seiner Frau offenbart, wenn diese seine Schuldlosigkeit erkannt, sein Unglück bemitleidet und dasselbe mit ihm getragen hätte, — ja, dann hätte er in ihrer Gegenwart Trost und Frieden gefunden. Aber Johanna's Blicke wiesen sein Vertrauen streng zurück. Er mußte sein Geheimniß allein tragen, so unerträglich schwer es auch war.

Baldwin benutzte den nächstfolgenden Tag, um seine Angelegenheiten in Paris in geschäftsmäßiger Weise zu ordnen. Dann bereitete er sich zur Abreise vor, ohne von Johanna durch ein Wort oder einen Blick unterbrochen zu werden. Sie sah ihn kommen und gehen, als wäre sie taub und stumm. Zwei Tage nach der letzten Unterredung trat er am Abend im Reiseanzuge in ihr Zimmer, um von ihr Abschied zu nehmen. Seit mehreren Stunden bereits fürchtete er diesen Augenblick; er ging schnell vorüber. Sein Herz war so gepeinigt, daß ihn die Kälte Johanna's nun kaum noch schmerzte. Sie reichte ihm nicht die Hand, und als er sich vorbeugte, um sie zu umarmen, wich sie lautlos einen Schritt zurück.

„Lebewohl, Johanna!“ sagte er, und in flehendem Tone setzte er hinzu: „Auf Wiedersehen!“

Sie nickte stumm. Er zauderte noch eine Secunde, und dann, als er sah, daß die eisigen Züge sich nicht erwärmten, wandte er sich ab. Es wäre besser für ihn gewesen, vor dem strengsten Richter gestanden zu haben, als vor dieser Frau, die ihn nie geliebt hatte, die in ihm die Ursache all' ihrer Leiden erblickte, und der er nun verhaßt und furchtbar war. Sie hatte ihn an jenem Abend, als sie, die Nerven krankhaft gereizt, still auf ihrem Bette lag, fortgehen und wiederkommen hören. Sie wußte, daß er zur Stunde von Forbes' Tode auf der Straße gewesen war. Der Umstand, daß er dies verheimlichte, hatte zuerst ihren Argwohn erregt; sein Trübsinn, seine augenscheinliche Befangenheit hatten dies Gefühl in ihr bestärkt. Seit ihrer letzten Unterredung mit Baldwin, seitdem er, der starke Mann, in ihrer Gegenwart geweint hatte, war sie ihrer Sache sicher. „Er ist ein Mörder,“ sagte sie sich. Doch wollte sie nicht als Klägerin gegen ihn auftreten. Auch sie hatte ein Geheimniß zu wahren; es war am sichersten geborgen, wenn sie schwieg.

Wenige Tage nach Baldwin's Abreise kam Johanna's Tante, Fräulein Alice von Montemars, in Paris an. Diese ältliche Dame, die Schwester von Johanna's Mutter, war ein kluges, armes Fräulein. Tante Alice erkannte schnell, daß sie sich einen ruhigen Lebensabend sichern könne, wenn sie ihre reiche Nichte an sich zu fesseln verstände. Sie ließ sich keine Mühe verdrießen, um sich angenehm, nützlich, unentbehrlich zu machen, und es gelang ihr, einige Wochen, nachdem Baldwin gegangen war, Johanna zu überreden, mit ihr nach Südfrankreich, ihrer Heimath, zu ziehen, und sich dort in einem freundlichen Badeorte, am Mittelmeere, niederzulassen.

X.

Baldwin hatte den größten Theil der Reise von Paris nach Hakodate zurückgelegt und befand sich nun seit einigen Tagen in San Francisco, wo er die Abfahrt des großen „Pacific-Mail-Steamer“ abwartete, welcher den Dienst zwischen Californien und China versieht. Er wollte mit diesem Dampfboote nach Yokohama fahren; dort durfte er hoffen, über kurz oder lang eine gute Gelegenheit nach Hakodate zu finden.

Baldwin hatte sich in New-York und Chicago und zuletzt in San Francisco nach Thomas Lansdale und Thomas Graham erkundigt; — er wußte nicht, unter welchem Namen sein Freund reisen würde; — aber er hatte nirgends Auskunft über ihn erlangen können. Thomas schien keinen der genannten Orte passirt zu haben. „Er wird die Reise über China, Indien und Egypten gemacht haben,“ sagte sich Baldwin. „Desto besser! Nun bin ich ganz sicher, ihm nirgends zu begegnen.“ Das Herz war ihm schwer, wenn er daran dachte, daß er fortan Diejenigen, die er am meisten auf der Welt liebte, Johanna und Thomas, meiden müßte; aber er machte sich mit dem Gedanken vertraut und konnte ihn ertragen. — Er fühlte sich ruhiger und muthiger, seitdem er Johanna verlassen hatte. Er wußte sie wohlgeborgen und sorgte nicht um sie. Wenn sie ihn geliebt hätte, würde sie ihm gefolgt sein; aber sie liebte ihn nicht, hatte

ihn nie geliebt. Sie war falsch gewesen, als sie ihm ihre Hand gereicht und feierlich versprochen hatte, sie wolle ihm bis zum Grabe treu zur Seite stehen, im Glück und Unglück „for better and for worse“. — Sein Unglück selbst hätte sie nicht von ihm entfernen sollen. Er hatte Grund, ihr zu zürnen; sie dagegen hatte ihm Nichts vorzuwerfen; gegen sie hatte er sich nicht vergangen. Es that ihm wohl, Johanna in seinem Herzen anklagen zu können und sich selbst, ihr gegenüber wenigstens, unschuldig zu wissen. Seine Rechnung mit ihr war zu seinen Gunsten abgeschlossen. Er war ihr Gläubiger. Er vergab ihr ihre Schuld. — Aber anders stand es mit Thomas. An diesem hatte er sich schwer versündigt. Er konnte ihm nicht unter die Augen treten, wenigstens nicht jetzt; — nach langen Jahren vielleicht. Es war gut,. daß Thomas die Reise nach Europa über Indien angetreten hatte, daß eine Begegnung mit ihm nicht zu befürchten war.

Baldwin verließ San Francisco am 1. Juli und langte zweiundzwanzig Tage später in Yokohama an. Die drei Wochen stillen Lebens auf dem großen stillen Ocean hatten wie eine wunderbare Arznei auf sein krankes Herz gewirkt. Er war noch immer unfähig, einen freudigen Gedanken zu fassen; aber die peinigende Angst, die in Paris an ihm genagt hatte, war verschwunden.

In Yokohama bewillkommneten ihn einige alte Bekannte. Sie fragten, sobald sie seiner ansichtig wurden, was ihm fehle, was sein Haar grau gemacht habe. Er antwortete, er sei krank gewesen, und gab der Unterhaltung schnell eine andere Wendung. Er erkundigte sich nach Graham. Man war in Yokohama seit zwei Monaten ohne directe Nachrichten von Hakodate. Niemand konnte ihm sagen, ob Graham nach Schanghai oder Hongkong gereist sei. Das Dampfboot „Osakka“, so berichtete man ihm, würde in wenigen Tagen nach Hakodate abfahren und dann Briefe aus dem Norden mit zurückbringen.

Der Capitän der „Osakka“ war gern bereit, Baldwin als Passagier mitzunehmen. Dieser konnte demnach seine Reise nach kurzem Aufenthalte in Yokohama fortsetzen und langte bereits am 3. August an seinem Bestimmungsorte an.

Während das Schiff vor der Stadt im Hafen manövrirte, um eine geeignete Stelle zum Ankern zu finden, näherten sich zahlreiche Boote, in denen chinesische und europäische Kaufleute saßen, die am Bord der „Osakka“ Briefe oder Nachrichten in Empfang nehmen wollten. Baldwin erkannte unter den Nahenden sein eigenes Hausboot und darin einen jungen Engländer, Namens Howell, der seit längerer Zeit als Buchhalter in seinem Geschäfte thätig war. Wenige Minuten später trat Baldwin ihm an der Landungstreppe entgegen. Howell wich erstaunt einen Schritt zurück, als er seinen Chef gänzlich unerwartet vor sich stehen sah. Dann schüttelte er ihm die Hand, und gleich darauf fragte er besorgt, ob Herr Baldwin krank gewesen sei, oder sich noch unwohl fühle. Baldwin erwiderte dasselbe, was er seinen Freunden in Yokohama gesagt hatte; dann fragte er, wann Graham abgereist sei.

„Herr Graham ist in Hakodate,“ antwortete Howell, „und Sie werden ihn in einer Viertelstunde sehen. Er empfing vor einigen Wochen einen Brief von Ihnen und faßte damals in der That den Entschluß, nach Europa zu gehen;

aber vor der Abfahrt des Schiffes besann er sich eines Andern. Er hat Ihnen seitdem zweimal geschrieben; Sie haben sich mit seinen Briefen gekreuzt; dieselben können erst vor einem Monat in London angekommen sein."

Howell beschäftigte sich darauf damit, das Gepäck seines Principals in das Hausboot tragen zu lassen. Dieser hatte einige Minuten Zeit, um seine Gedanken zu sammeln. Das Zusammentreffen mit Graham war nun unvermeidlich geworden; Baldwin mußte sich darein fügen. Er konnte vorläufig Nichts thun, als abwarten, welchen Lauf die Ereignisse nehmen würden. Er stieg, anscheinend ruhig, in sein Boot; Howell setzte sich zu ihm, und die Beiden erreichten bald darauf den Quai, wo sie an's Land stiegen. Viele Japanesen begrüßten Baldwin, der so lange Jahre in ihrer Mitte gelebt hatte. Diejenigen, die ihn genau genug kannten, um ihn anzureden, richteten alle dieselbe Frage an ihn: „Sind Sie krank gewesen, Herr Baldwin?" —

Graham saß lesend in seinem Zimmer. Er sprang mit einem Ausruf freudiger Ueberraschung in die Höhe, als sich die Thür öffnete und Baldwin's wohlbekannte Stimme ihm „Guten Tag, Thomas!" zurief. Aber gleich darauf wich er erschreckt zurück und sagte: „Es ist ein Unglück passirt, Baldwin! Um Gotteswillen, was fehlt Ihnen?"

Baldwin fühlte Etwas in der Brust und in der Kehle, was ihn einige Secunden lang sprachlos machte. Dann antwortete er: „Es ist mir nicht gut gegangen, Graham; aber davon wollen wir später sprechen. Wie kommt es, daß Sie nicht abgereist sind? Ich wähnte Sie auf dem Wege nach Europa, und bin hierher gekommen, um Ihren Platz auszufüllen."

Thomas konnte die Augen nicht von Baldwin abwenden. Er musterte ihn mit der forschenden Zärtlichkeit einer Mutter, der ein Kind krank nach Hause gebracht wird.

„Gordon, was fehlt Ihnen?" sagte er sanft und bittend. „Ich kann nicht ruhig sein, bis ich es weiß."

Er nahm Baldwin's rechte Hand zwischen seine beiden Hände und blickte ihn lange an. — Das war der vertrauende Blick, vor dem Baldwin sich gefürchtet hatte!

„Ich habe mich von meiner Frau trennen müssen," antwortete dieser, die Augen zu Boden schlagend.

„Mein armer Freund!"

Eine lange Pause trat ein. Baldwin bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Armer Freund!" wiederholte Graham.

Baldwin fühlte auf Einmal, daß er, um sich frei zu machen, den Namen seiner Frau einem Verdachte preisgegeben hatte. Nein, das durfte nicht sein! Die unglückliche That hatte ihm sein ganzes Glück gekostet. Er klagte nicht darüber. Blut muß gesühnt werden! Aber seine Ehre, seine Selbstachtung sollte ihr nicht geopfert werden! Er durfte keine Feigheit begehen, den Verdacht des selbstverschuldeten Unglücks nicht von sich auf Johanna wälzen. Er ließ die Hände auf die Kniee sinken und sagte leise, fragend:

„Graham, Sie sind mein Freund?"

„Ja, das bin ich. Ich habe Niemand auf der Welt, als Sie. Sie können mir Alles anvertrauen, was Ihnen das Herz schwer macht, und ich will thun, was ich kann, um Ihnen zu helfen.“ Er zauderte einen Augenblick, und dann setzte er feierlich hinzu: „So wahr mir Gott helfe!“

Vor dem Fenster des Zimmers, in dem sich die beiden Freunde befanden, breitete sich der weite Hafen von Hakodate aus. Schwere Junken, mit braunen, viereckigen Segeln, und zahllose Fischerboote wiegten sich auf der schwarzblauen, weißgekämmten Fluth. Baldwin richtete die Augen auf dies große Bild, und ohne seinen Freund anzublicken, erzählte er, mit tonloser Stimme, die Geschichte seines Unglücks. Er klagte Forbes nicht an, er wußte ja nicht einmal, daß dieser sich an ihm vergangen hatte; er versuchte auch nicht, sich selbst zu entschuldigen. Er sagte, er sei aufgeregt, zornig gewesen; er habe, ohne zu wissen, was er thue, Forbes von sich gestoßen und dieser sei gefallen. — „Ich beugte mich über ihn und sah ihn sterben. Ich sehe ihn in diesem Augenblicke vor mir, sterbend, von meiner Hand!“

Er hielt inne, und zum ersten Male, seitdem er zu sprechen angefangen, blickte er furchtsam in das Gesicht seines Freundes. Dieser, leichenblaß, hielt die Augen zu Boden geschlagen.

„Niemand außer Ihnen weiß, was geschehen ist,“ fuhr Baldwin fort; „ich war mein Bekenntniß Niemandem schuldig, außer Ihnen. Ihnen habe ich mein Geheimniß, habe ich mich selbst ausgeliefert, und Sie können mit mir thun, was Sie wollen: ich bin in Ihrer Hand. Bin ich schuldig, so will ich jede Strafe, die über mich verhängt wird, ruhig dahinnehmen. Bin ich unschuldig, so sprechen Sie mich frei und erlösen sie mich von der Qual, die ich nicht länger ertragen kann ... Sieh', wie elend ich geworden, Thomas! Habe Mitleid mit mir! Ich habe Unsägliches gelitten.“

Eine schwere Pause.

„Ich habe Niemanden auf der Welt, als Sie!“ sagte Thomas endlich.

In seinen Augen leuchtete das alte, volle Vertrauen, die alte Liebe; und Baldwin konnte diesen Blick nun ruhig ertragen. Wie mit Johanna, seiner Schuldnerin, so hatte er nun auch mit Thomas, seinem Gläubiger, abgerechnet, und dieser hatte ihm seine Schuld vergeben. Er athmete tief auf. Er war wieder frei.

Johanna lebt abwechselnd in Südfrankreich und in Paris, eine junge, reiche, gefeierte Wittwe. Sie ist sehr fromm geworden, von jener eisigen Frömmigkeit, welche Leute im ganzen Lande berühmt, im engen Bekanntenkreise gefürchtet macht. Ihr Haus ist musterhaft gehalten; die Dienerschaft zittert vor ihr, obgleich sie niemals schilt; kein Armer wagt es, sich ihr zu nahen; aber der Name von Frau Gordon Baldwin prangt mit großen Beträgen auf allen Subscriptionslisten für barmherzige Zwecke. Ihre Wohlthätigkeit ist jedoch ebenso frei von Eitelkeit, wie von Mitleiden. Sie beschenkt Schulen, Hospitäler, Armenhäuser, nicht etwa um genannt und gerühmt zu werden, sondern weil sie es für ihre Pflicht hält, wohlthätig zu sein, und diese Pflicht nur erfüllen kann, indem sie berufsmäßigen Philanthropen größere Summen zur Vertheilung unter

Hilfsbedürftige zur Verfügung stellt. Es ist ihr unmöglich, sich für die Leiden des Einzelnen zu interessiren. Sie kann nur an ihre eigenen Leiden denken, und um diese zu lindern, gibt sie der leidenden Menschheit. Sie ist nicht schlecht; sie hat in ihrem Leben nie etwas positiv Strafbares verübt, — und sie hat auch nie uneigennützig etwas Gutes gethan. Um fremde Menschen hat sie sich nie bekümmern können. Die Natur hat ihr die Möglichkeit, dies zu thun, versagt. Sie ist sicherlich nicht zu bewundern, aber sie ist kaum zu tadeln. Herzensgute Menschen, wie es deren ja auf der Welt gibt, werden sie vielleicht bedauern.

Thomas Lansdale hat sich in New-York niedergelassen. Hunderte von Armen segnen ihn. Jeder Hilfsbedürftige, der ihn gesehen, verläßt ihn getröstet. Das letzte Unglück, Baldwin's Tod, hat den weichherzigen Mann noch mitleidiger gemacht. Er schenkt oft Unwürdigen; aber er fährt fort, nach bestem Ermessen wohlzuthun. Argwohn kennt sein vertrauendes Herz nicht. — Es ist besser, von Vielen getäuscht zu werden und Vielen zu helfen, als Allen zu mißtrauen und allein zu stehen.

Gordon Baldwin ist bald nach seiner Rückkehr nach Hakodate wie ein Held gestorben. Er hat den Tod gefunden, als er, um die Mannschaft eines strandenden Schiffes vor sicherem Untergange zu retten, schwimmend eine Leine an das Ufer trug und dabei gegen einen Felsen geschleudert und zerschlagen wurde. Er hat danach noch sechs Stunden gelebt, lange genug, um zu erfahren, daß die Mannschaft gerettet, daß er sein Leben nicht unnütz preisgegeben; lange genug, um getrost zu sein, daß er Forbes' Tod gebüßt und gesühnt habe. Die Mitglieder der fremden Gemeinde von Hakodate haben während seiner Agonie das Sterbehaus umstanden. Die Frommen haben inbrünstig für ihn gebetet, und die Ungläubigen um ihn geweint. — Thomas Lansdale hat ihm die Augen zugedrückt. Sein liebevoller, vertrauender Blick, den Baldwin einst gefürchtet, ist der letzte Trost des Sterbenden gewesen.

Und so sind sie Alle wohlgeborgen: Forbes und Baldwin sind todt und haben Ruhe. Zwei Menschen, Johanna und Thomas, denken noch an sie und wissen, daß mit ihnen Etwas begraben ist, was zu ihrem Leben und Glücke gehörte, und nicht wieder ersetzt werden kann. Sonst ist es, als ob sie nie gewesen wären. — Thomas hat den Schmerz um den verlorenen Freund nicht überwunden; aber er ist nicht unglücklich. Er wird von Einigen betrogen, ausgebeutet, sogar verspottet, von Vielen verehrt und geliebt. Er thut Gutes und wird Gutes thun, bis an sein Ende. — Johanna lebt zurückgezogen, wie auf einer einsamen, kalten Höhe, und ist auf dem Wege, sich den Ruf einer Heiligen zu erwerben.

Düsseldorfer Lehrjahre.

Von

Johann Wilhelm Schirmer.

Ein autobiographisches Fragment.

Vorwort.

Im Sommer 1863, dem letzten seines Lebens, begann J. W. Schirmer, der berühmte Landschaftsmaler der Düsseldorfer Schule, während eines einsamen Badeaufenthaltes in Langensalza, Erinnerungen aus seinem Leben, und zwar zunächst aus seiner Lehrzeit in Düsseldorf und aus den ersten Jahren seiner künstlerischen Selbständigkeit aufzuzeichnen. Dieses Manuscript ist bereits mehrfach bei biographischen Skizzen, welche kurz nach seinem Tode erschienen, benutzt worden, so von E. Frommel im christlichen Kunstblatt 1864 und von Andersen in seinem Werke „Maler-Stecher der Neuzeit". Als mir selbst die Aufzeichnungen kürzlich von der Familie mitgetheilt wurden, als Material für eine kurze Darstellung von Schirmer's Leben, die in einem biographischen Lexikon erscheinen soll, machte mir dieser schmucklose, aufrichtige und anziehende Bericht des Künstlers einen so nachhaltigen Eindruck, daß ich eine Veröffentlichung für wünschenswerth hielt. Die Erlaubniß, eine solche zu veranlassen, wurde mir in freundlicher Bereitwilligkeit ertheilt.

Dem, was der Künstler selbst sagt, war nichts weiter hinzuzusetzen, auch Anmerkungen waren kaum nöthig, denn die Verhältnisse und die Persönlichkeiten, von welchen die Rede ist, sind hinreichend bekannt. Einige Flüchtigkeiten des sprachlichen Ausdrucks, die dem Verfasser bei erneuerter Durchsicht gewiß selbst aufgefallen wären, glaubte ich ändern zu dürfen. Wenige Stellen sind um bestimmter Rücksichten willen ausgelassen worden.

Die Lebendigkeit, Anschaulichkeit und Frische, mit denen Schirmer erzählt, versetzen uns mitten hinein in diese Jahre, welche für das deutsche Kunstleben der neuesten Zeit bedeutungsvoll geworden sind. Wir sehen, wie froh und tüchtig er selber strebt, bis ihm die Theilnahme eines edlen Meisters und väterlichen Leiters den rechten Weg erschließt, wie sich dem jungen Maler im Zusammenhang mit den künstlerischen Fortschritten auch eine neue Welt der Bildung erschließt, wie mit dem Talent sich auch der

Charakter entwickelt, bis er endlich den Muth hat, einem damals in Düsseldorf noch kaum angebauten Kunstgebiete, der Landschaftsmalerei, sich zuzuwenden, und hier, ohne eigentliche Leitung, sich wieder ganz auf sich selbst verlassen muß. Aber die Aufzeichnungen haben nicht nur durch die Aufschlüsse Werth, die sie über Schirmer's eigene Entwicklung geben, sondern sie enthalten wichtiges Material für die Geschichte der Düsseldorfer Schule überhaupt, über die Zustände, welche bei dem Weggange von Cornelius bestanden, über den durchschlagenden Erfolg, den Schadow's solide Methode erzielte, und über das begeisterte Schaffen und Streben der jungen Kräfte, von denen mehrere bald zu den beliebtesten Künstlern des Vaterlandes gehörten.

Wenige Wochen vor seinem unerwarteten Tode hatte Schirmer begonnen, seine Selbstbiographie zu vervollständigen, indem er eigenhändig seine Erinnerungen aus den Kinderjahren niederschrieb. Diesen Theil zu veröffentlichen, hielten wir nicht für angemessen. Er ist, seiner ganzen Fassung nach, mehr für die eigenen Angehörigen des Künstlers als für weitere Kreise bestimmt. Nur die wesentlichen, thatsächlichen Angaben, welche dieses zweite Manuscript enthält, und welche der Darstellung seiner Lehrjahre als Einleitung dienen können, schicken wir voraus.

Johann Wilhelm Schirmer war am 5. September 1806 zu Jülich geboren. Sein Vater, Johann Gottlob Schirmer, stammte aus Grünberg in Schlesien, war ein Buchbinder seines Handwerks, hatte viele Jahre in Wanderungen zugebracht, in Stuttgart sich mit Wilhelmine von Breitschwerdt, der Tochter eines Hofadvokaten, verheirathet und sich bald darauf, 1798, in Jülich niedergelassen. Den Vater schildert Schirmer als einen rechtlichen, bis zur Aengstlichkeit gewissenhaften Mann, treu in seinem Beruf, heiter im geselligen Kreise, vor Allem aber als ein tief religiöses Gemüth. Arbeitsamkeit unter vielfachen Entbehrungen war in der Familie zu Hause. Unter französischer Herrschaft lebend, hielt der Vater doch die glühende Liebe zu seinem Geburtslande Preußen fest. „Den süßesten Theil seiner Erinnerungen" nennt Schirmer seine Mutter, welche Pflichttreue und Milde, klaren Verstand und tiefes Gemüth verband. Wie der Knabe innig an ihr hing, so war sie auch die Erste, die sein Talent wahrnahm und Vertrauen in dasselbe hatte. Sie pflegte von ihm zu sagen: „Laßt mir nur das Wilhelmle, es ist mein Professor in der Malerkunst."

Seit dem Jahre 1813 erhielt Schirmer in der reformirten Volksschule Unterricht. Damals erlebte er die Schrecken des Krieges und die Belagerung Jülich's durch das Heer der Verbündeten, endlich den Anfall des Landes an Preußen. Sein künstlerischer Trieb war früh hervorgetreten, in erster Kindheit war ein Tuschkasten seine ganze Freude gewesen, eine Zeitlang hatte er auch etwas Zeichenunterricht bei einem Ingenieur gehabt. Aber davon, daß ein Künstlerstand existire, daß man einem solchen Lebensberuf sich unter günstigen Umständen widmen könne, hatte er keine Ahnung. Nach seiner Confirmation trat er bei seinem Vater als Buchbinder förmlich in die Lehre, kehrte aber in allen Freistunden zum Zeichnen zurück, copirte Kupferstiche und machte auch einige Versuche in der Kunst des Radirens.

Ein dunkles Gerücht, daß es in Düsseldorf eine Malerakademie gebe, war endlich doch zu ihm gedrungen. Eines Tages, nachdem die eigentliche Lehrzeit um war, kam ein Geschäftsfreund seines Vaters, ein Buchbinder Severin aus Düsseldorf, in die Werkstätte, sah die Zeichnungen des Knaben und erzählte bei der Gelegenheit, daß seine Tochter bei Professor Kolbe auf der Akademie male. Dieses Wort fiel wie ein Funke in die Seele des jungen Menschen, er setzte bei dem Vater durch, daß dieser ihn zu Herrn Severin nach Düsseldorf gebe, auch dieser willigte ein, und so gelangte er auf den Platz, an welchem seine fernere Entwicklung sich entscheiden sollte.

Hier beginnt dann Schirmer's eigene Erzählung, sie bricht plötzlich ab, nachdem von den ersten durchschlagenden Erfolgen in Düsseldorf die Rede war. Etwa seit 1828 stand er als ein anerkannter Künstler, als der eigentliche Landschaftsmaler der Düsseldorfer Schule da. Durch seine charaktervolle und poetische Auffassung deutscher Waldlandschaften hatte er zuerst Eindruck gemacht. Reisen zu künstlerischen Studien erweiterten seine Anschauung, neben der heimischen Landschaft wandte er sich dann der südlichen zu. Im Jahre 1854 wurde er als Director der neugegründeten Kunstschule nach Carlsruhe berufen, wo er den Rest seines Lebens zubrachte und wo dann auch die idealen Landschaften mit biblischer Staffage entstanden, in denen er wieder einen neuen künstlerischen Weg betrat. Hier starb Schirmer am 11. September 1863.

Alfred Woltmann.

I.

1825—1828.

Es war Anfang März des Jahres 1825, als ich, begleitet von einem meiner früheren Jugendgenossen um 6 Uhr Morgens die Vaterstadt Jülich verließ, um in Düsseldorf, dem endlichen Ziel aller meiner Wünsche, die dortige Kunstakademie zu besuchen.

Mit etwa dreißig Thalern in der Tasche, die nothwendige Wäsche und Kleidungsstücke in einem geräumigen Tornister auf dem Rücken, den Wanderstab in der Hand, gingen wir fröhlich in den frischen Morgen hinein.

Die heißen mütterlichen Abschiedsthränen und der ernste väterliche Segen, ließen mich ahnen, daß nun andere Zeiten, als die bisher durchlebten, eintreten würden. — In Fürth, einem Dorfe halbwegs Düsseldorf, wurde eingekehrt, um bei einem Glase Bier die verschiedenen Eßwaaren zu probiren, mit denen die herzliebe Mutter meine Taschen so gut versorgt hatte, daß ich meinem Reisegefährten noch reichlich mittheilen konnte. Derselbe hatte das Sattlerhandwerk erlernt und wollte, eine mehrjährige Wanderschaft antretend, in Düsseldorf bei einem Verwandten sein erstes Nachtquartier suchen.

Nachdem wir uns hinreichend gestärkt und gerastet hatten, setzten wir unsern Weg auf der breiten Heerstraße fort und gelangten endlich Nachmittags 4 Uhr bei Neuß an den Rhein.

Die mich noch immer umschwebenden Heimathsgefühle, die Gestalten meiner lieben Eltern und die Erinnerungen an alles Wohl und Wehe der Vergangenheit zerfielen nun mit Einemmale und als wir die fliegende Brücke betraten, die

uns auf das rechte Rheinufer nach Bilk übersetzte, traten die gewöhnlichen Beschäftigungen der Phantasie ein, die Ueberlegungen, die sich auf das Zunächstliegende, Nothwendige beziehen: Wo konnte Herr Severin wohnen? Wie sollte ich wohl empfangen werden? Mein entzündetes Auge, mein graues Röckchen, der schwere Tornister genirten mich einigermaßen, und die eintretende Dunkelheit der Nacht war mir in mancher Hinsicht schon recht, obgleich ich die Statue des Kurfürsten Johann Wilhelm, welche den Marktplatz Düsseldorf's ziert, gern deutlicher gesehen hätte. Doch hier trennten sich die beiden jungen Landsleute, und nun war ich mutterseelenallein in der fremden großen Stadt ohne irgend eine Kunde von dem Orte meiner nächsten Bestimmung. Das auf dem Markte liegende Rathhaus lud mich ein, Straße und Hausnummer der erst kürzlich von Düren nach Düsseldorf übergesiedelten Familie Severin zu erkunden, nachdem ich erst einige Vorübergehende, natürlich vergeblich, darum befragt hatte. Hier erfuhr ich dann die Adresse und ein gefälliger Mann, den ich unterwegs ansprach, führte mich an Ort und Stelle.

Die elf Stunden Wegs hatten mich stark ermüdet, und erschöpft trat ich in den Familienkreis, dessen Haupt, Herr Severin selbst, mir nur von einmaligem Sehen in Jülich bekannt war. Die kränkelnde Mutter und die freundlichen Kinder, zwei Töchter und zwei Söhne, nahmen mich auf's Herzlichste an die Hand, nachdem ich eintretend gesagt hatte: „Ich bin der Schirmer," und als bald darauf Herr Severin von der Werkstätte herabeilte, um mich zu bewillkommnen, wurde mein beklommenes Herz nach und nach leichter; denn die Leute waren gar freundlich und herzlich mit mir. Nachdem ich meine bescheidenen Habseligkeiten in der Nähe des mir angewiesenen Bettes placirt (ich theilte nämlich das Schlafzimmer mit den Söhnen des Hauses, die noch das Gymnasium besuchten), und mein Abendessen verzehrt hatte, begab ich mich todtmüde von körperlichen Strapazen und von Beklommenheit zur Ruhe, und versank bald in festen, erquicklichen Schlaf. —

Am andern Morgen besah ich mir die einzurichtende Buchbinderwerkstätte, das vorhandene Werkzeug, die bereits eingesandten Bestellungen, ordnete Einiges, und notirte das Fehlende. Nach dem Frühstück wurde endlich mein künstlerischer Heißhunger vorläufig dadurch gestillt, daß ich durch die älteste Tochter des Hauses, Schülerin des Professor Kolbe, über die allgemeinen Verhältnisse, die zu mir in Beziehung stehen würden, instruirt wurde. Ich bewunderte ihre Arbeiten, welche außer einigen Copien, aus Familienporträts bestanden und mir ganz außerordentlich wohlgefielen. Alle anderen Interessen vergessend, hatte ich nur einen Gedanken, ein Verlangen: sobald wie möglich als Eleve in die königliche Kunstakademie aufgenommen zu werden; für das Uebrige wollte ich dann schon einstehen. Die gute Severin eröffnete mir dann, daß sie mich sofort mit auf die Akademie nehmen wolle, um mich — man denke sich meinen freudigen Schreck — ihrem Lehrer, dem Professor Kolbe, als meinem zukünftigen Meister vorzustellen. In meinem Sonntagsrock ging ich stolz neben meiner Wohlthäterin beim Markt mit der Kurfürstenstatue vorüber und betrat mit heiliger Scheu die Akademie und bald darauf das Atelier des Professor Kolbe. Dieser, ein kleiner, verwachsener, plumper Mann, frug mich nach vorhergegangener Präsen-

tirung rasch und freundlich, ob ich Maler werden wolle. Diese Frage sofort beantworten zu sollen, bestürzte mich derart, daß ich ihm mit offenem Munde den Bescheid schuldig blieb; es wäre ja Vermessenheit gewesen, mit einem Ja zu antworten. Ich stotterte nur so etwas von: „Wenn es möglich ist, so etwas einmal wirklich zu werden —" und starrte dabei auf eine für mich damals wunderbar schöne Copie der Titianischen Venus der Dresdener Galerie, die Kolbe, unlängst vollendet, in seinem Atelier aufgestellt hatte. „Nun," sagte er mich anstoßend, „dann gehen Sie zum Inspector Wintergerst und lösen Sie Ihre Karte;" hierbei zog er seine gereinigten Borstpinsel aus der Tasche, meine Begleiterin begab sich ebenfalls zu ihrer Staffelei, und so verließ ich, berauscht von tausenderlei Eindrücken, das Zimmer, um sofort den Inspector Wintergerst aufzusuchen. — In diesem Kolbe'schen Atelier befanden sich damals außer einigen Porträts ein Studienkopf nach Goethe und ein angefangenes lebensgroßes Bild, die ganze Figur des Dichters darstellend, im landschaftlichen Hintergrund der Vesuv mit dem Golf von Neapel; Goethe steht im Mantel mit abgeworfenem Hut schreibend am Meeresufer. Wie wunderbar und wirkungsvoll im Ganzen es mir auch erschien, so wollten mir doch die unter der Manteldraperie hervorguckenden Pantalons nicht recht gefallen.* Doch das lag natürlich an mir und nicht an dem unfehlbaren Meisterwerke.

Bei der später erfolgten Ausstellung dieses Bildes auf dem Düsseldorfer Galeriesaale hatte ich dasselbe widrige Gefühl des Unpassenden. —

Inspector Wintergerst ging freundlich ein auf meinen Wunsch, die Elementarclasse vorläufig nur Nachmittags von zwei Uhr an besuchen zu dürfen; denn ich mußte ja zur Erfüllung des mit Herrn Severin eingegangenen Contractes einen halben Tag Bücher binden, wofür ich dann freie Kost und Quartier erhielt. Es trat jedoch bald Mangel an Aufträgen ein, und ich erledigte die kleineren Bestellungen Morgens von 5 bis 8 Uhr, erhielt dafür Logis und Frühstück und mußte dann Mittag- und Abendbrod aus eigenen Mitteln bestreiten. Der erste Thaler meines Vermögens war für die Lösung der Eintrittskarte ausgegeben, und glücklich wie noch nie in meinem siebzehnjährigen Dasein stolperte ich sofort in einen Zeichenmaterialladen, um mir Papier, Brett, Kohle ꝛc. einzukaufen. Doch jetzt mußte ich nach Hause, um endlich das Falzbein zu ergreifen und den Schlaghammer zur Hand zu nehmen; er war zwar an materiellem Gewicht leicht, weit leichter als der im Vaterhause, aber wie schwer wurde es mir, ihn nach diesen Eindrücken zu handhaben! —

Als zum Mittagessen gerufen wurde, versuchte ich verstohlen die neu gekaufte und noch eingewickelte Kohle, und schrieb damit, weil mir's gerade so einfiel, memento mori an die Thür. —

Mit unbeschreiblichen Gefühlen, endlich der Vorhalle meines Paradieses nahen zu dürfen, betrat ich den andern Tag die Elementarclasse, woselbst Inspector Wintergerst täglich Morgens von 8—9 Uhr und Nachmittags von 2—3 Uhr Unterricht ertheilte. Es befanden sich hier, als Originale zum Copiren, contourirte Köpfe aus Raphael's Disputa und ausgeführte Blätter aus Raphael's Spasimo u. a. m. — Ich begann natürlich mit den einfachsten Anfängen.

Unter dieser kunststrebenden Elementarjugend waren einige Westphalen, die, freundlich und behilflich gegen mich, mein nächster Umgang wurden: Sprick, Heithecker und Kemper aus Bielefeld. Sie waren bereits mit Probearbeiten für die Gypsclasse beschäftigt, und ich erstaunte über ihre vollendete Behandlungsweise, vorzüglich über Sprick, welcher den kreuztragenden Christus aus dem Spasimo copirt hatte. Ich nahm mir diesen jüngeren Freund zum Vorbild, da er, noch nicht sechzehn Jahre alt, mir schon so weit überlegen war; bald nachher trat er dann auch in die Gypsclasse und den Modellsaal ein.

Während ich so abwechselnd mit Bücherbinden und Zeichnen den Tag zubrachte, begegnete ich zuweilen dem Director der Akademie, Peter Cornelius, welcher, eben mit dem Carton der Zerstörung Troja's für die Glyptothek in München beschäftigt, mit dem größten Theile seiner Schüler noch einige Monate nach meiner Ankunft in Düsseldorf zubrachte, jedoch bereits, zu unserm großen Schmerze, anfing, seine Uebersiedlung nach München anzuordnen. Unter diesen Schülern waren es die Maler Herrmann und Götzenberger (mit Cartons für die Aula zu Bonn beauftragt), Stürmer und Stilke (für Koblenz und Schloß Heldorf, Besitzung des Grafen Spee, arbeitend), Kaulbach (an einem bei ihm bestellten Altarbild, Madonna mit musicirenden Engeln, beschäftigt), Ruben (Carton einer Kreuzigung), E. Förster, Abt, Gassen, Eberle und Andere, die vorzugsweise als seine Schüler bezeichnet wurden, während einige Wenige, unter denen besonders Schorn genannt werden kann, von der technischen Praxis der Malerei des Professor Kolbe angezogen, eine anticornelianische Richtung einschlugen. — Das rege poetische Leben dieser Künstler, die, einer Zeit angehörend, wo die Jugend noch erfüllt vom Schenkendorf'schen Geiste war, in Nibelungen- und Faust-Poesien, in Gesang und Musik schwelgten, die deutsche Tracht mit langem Haar und Baret zur Schau tragend, machte einen gar gewaltigen Eindruck auf mich, und von nun an stand es fest, daß ich dermaleinst ein Genosse dieser herrlichen Jünglinge werden mußte, koste es auch, was es wolle.

Natürlich ging es jetzt mit dem Bücherbinden immer schlechter, es fiel mir unbeschreiblich schwer, auszuhalten, und endlich, im Juni, faßte ich ein Herz und — löste mich in Frieden von der Familie Severin, um mich nun, wenn auch mit leichtem Geldbeutel, mit desto freudigerem Muthe der Kunst ganz hinzugeben.

Eines Morgens — ich hatte bereits meine Probearbeit: den Marienkopf aus dem Spasimo, abgeliefert, — trat Inspector Wintergerst nach seiner Correctur in die Classe, und lud sie im Namen des Herrn Directors ein, seinen nunmehr vollendeten obenerwähnten Carton anzusehen. Mit heiliger Scheu traten wir in den Saal, wo Cornelius mit einem Stück Kohle in der Hand die Treppe bei Seite schob, damit wir den Eindruck des Ganzen haben sollten. Er nickte uns freundlich zu und erklärte uns die bedeutungsvollen Figuren der Gruppe. Mit der schließlichen Aufmunterung: rastlos zu streben, reichte er uns zum Abschied die Hand, und wir gingen, trunken von unbeschreiblichen Eindrücken, in die Elementarclasse zurück. Hierselbst zu Worte gelangend, schien es uns zu näherem Verständniß des Cornelius nothwendig, den Homer zu lesen, und rasch in die naheliegende städtische Bibliothek eilend, verlangten wir die Ilias, nachdem wir die dort aufgelegten Werke des Cornelius, Nibelungen und Faust, noch-

mals rasch durchflogen hatten. Heithecker wurde nun einstweilen zum Vorleser ernannt.

Mittlerweile waren die Osterferien herangekommen, und schon seit längerer Zeit waren zuweilen trübe Stunden über mich gerathen, in denen ich immer an meine lieben Eltern denken mußte, an Jülich mit seinen einsamen Wiesen und Wäldern, an den Fluß (die Roer) mit seinen Fischen und an alle die tausend Gedanken, die mich dort auf den einsamen Spaziergängen begleitet hatten. So gut und so herzlich, wie die Mutter mich mit ihrem treuen Auge ansehn konnte, so war doch Niemand mehr in der Welt, und die Mutter und den Vater mußte ich deshalb, wenn auch nur auf einen oder zwei Tage zu Ostern sehen. Doch — was sollte ich ihnen denn nun Erfreuliches zeigen? ich hatte ja noch nichts; ich wußte nicht einmal, ob ich überhaupt den Weg fortsetzen könne, den ich eben erst betreten hatte. So unterdrückte ich denn mein Heimweh und — Ostern ging vorüber, ohne daß ich die Heimath wiedergesehen.

Während der Fetienzeit übte ich das Miniaturmalen auf Elfenbein, versuchte Porträts in Schwarzkreide zu zeichnen, unter andern auch mein eignes aus dem Spiegel, was ich dann im Triumph statt meiner den geliebten Eltern zusandte. An freien Abenden und Sonntagen erfreuten wir uns wohl an Spaziergängen in die Umgegend Düsseldorf's. Der Bilkerbusch, ein herrlicher Wald, grenzte damals fast unmittelbar an Oberbilk und die Kölner-Straße; Düsselthal war gleichfalls mit Wald umgeben; sehr anziehend aber war vor Allem die schwer zu findende Neanderhöhle bei Erkrath, die jedoch als eine großartige phantastische Unternehmung für die Zukunft aufgespart wurde.

Unter die in gleichem Verhältniß wie ich stehende Jugend gehörten die damaligen Lithographen Hosemann und Sonderland, Kupferstecher Pflugfelder und Andere, welche jetzt entweder spurlos verschwunden, gestorben oder verdorben sind. Dann gesellten sich zwei Oldenburger zu uns, welche als Gehilfen bei dem damaligen städtischen Decorationsmaler Pose in Düsseldorf arbeiteten; ferner die Gebrüder Willers, von denen der Aelteste später ein ausgezeichneter Landschaftsmaler wurde, der andere, ein Schüler Kolbe's, als Porträtmaler und Zeichenlehrer wieder nach Oldenburg zurückkehrte. Pflugfelder arbeitete damals an einer großen Platte nach einem Transparent von Cornelius, welches der Meister zur Vermählungsfeier des Kronprinzen Friedrich Wilhelm für das Rathhaus erfunden, und das seine Schüler ausgeführt hatten.*) — Pflugfelder hatte nun zu Pferde in altdeutschem Costüm, die Mappe mit der betreffenden Zeichnung hinter sich, das Land durchzogen, um Subscribenten zu sammeln. Es gelang ihm, binnen eines halben Jahres gegen dreitausend Unterschriften zusammenzubringen, worauf er die Zeichnung in vier Monaten auf die Platte kratzte. Eine greuliche Arbeit in jeder Beziehung, die nur dazu diente, das Mißverständniß und die Abneigung gegen die durch Cornelius eingeführte monumentale Kunst allgemeiner zu verbreiten. — Doch einstweilen erfreute sich Pflugfelder des leicht erworbenen Verdienstes und trug in seinem

*) Ueber diese Arbeit, „ohne Zweifel das roheste Blatt, welches in unserem Jahrhundert entstanden ist", vgl. Springer, Im Neuen Reich, 1875, I, S. 447. A. W.

Leichtsinn Manches bei, den Ton meiner damaligen Umgebung gerade nicht zu einem empfehlenswerthen zu machen. — Wir durchzogen mit Gesang und klingenden Guitarren Tag und Nacht die Stadt und das Land, und der Chorus der Freiheits-, Burschen- und Trinklieder wurde so laut, daß die Polizei, endlich darauf fahndend, zur Arretirung der ärgsten Schreier schreiten mußte, um Ruhe für den friedliebenden Bürger zu schaffen. — Zum Glück war der Mangel an Mitteln ein permanentes Hinderniß, welches unsern cynischen Sympathien gebieterisch entgegentrat. Keiner hatte etwas, wenn auch bei Einigen, wie bei Pflugfelder nach Vollendung seiner Platte, dafür momentan gesorgt war. So konnte man es nur monatlich einmal wagen, einen Biercommers abzuhalten, wobei selbstverständlich jeder Theilnehmer betrunken werden mußte. — Später wurde auf den Spaziergängen der Genuß der sauern Milch in Flingern ein harmloses Labsal für die singlustigen Kehlen.

Wilhelm Preyer und Jakob Lehnen, unsere beiden kleinen Freunde, darf ich nicht vergessen hier zu nennen. Der erstere wollte damals Historienmaler werden und versuchte einen Carton aus dem Buch Tobias zu zeichnen. Lehnen zeichnete nach Gyps und wußte noch nicht, was er werden wollte. Doch daran dachten wir ja damals Alle nicht. Man hatte die Schüler von Cornelius als Vorbilder vor Augen, und vorerst strebten wir darnach, einen guten Act und Draperie zeichnen zu lernen, dann galt es eine Composition zu entwerfen, nach welcher ein Carton gezeichnet werden konnte, und dann war man, wenn überhaupt Talent vorhanden, unserer Meinung nach fähig, die größten Aufträge anzunehmen und auszuführen, wie wir solche Arbeiten in Koblenz, Bonn und Helldorf vor Augen hatten. Zuweilen tauchten wohl Besorgnisse in mir auf, daß, wenn ich nun nicht so glücklich sein sollte, Bestellungen al fresco zu erhalten, das Oelmalen nicht so leicht zu erlernen sein möchte. Der bei den Cornelianern in Mißcredit stehende Professor Kolbe hatte unter Gérard seine Schule gemacht, und seine Malerei übte auf uns junge Leute einen ungleich besseren Eindruck als die gequälten Versuche des Einen und des Andern aus der Cornelianischen Schule. Doch trauten wir unserem eigenen Urtheil darin nicht, sondern hielten uns an die Aussprüche unserer Autoritäten, obwohl es uns oft Ueberwindung genug kostete. Wir zweifelten selbst nicht daran, daß die auf der Düsseldorfer Galerie noch befindlichen Rubens'schen Bilder so abscheulich manierirt seien, daß sie höchstens als Warnungstafeln einer ganz verfehlten Richtung vergangener Zeiten der Mühe des Besehens werth wären.

Als Cornelius mit dem größeren Theil seiner Schüler im Sommer Düsseldorf verlassen hatte, stieg bei uns die Autorität des Professor Kolbe, und die zuerst empfundene Lust an Farbenpracht und Malerei verdrängte die uns mehr oder weniger octroyirte monumentale Kunst, welche meistens durch Allegorien oder historische Repräsentationen und Schlachten das Haus Wittelsbach verherrlichte, indeß auch ferner als Carton oder Zeichnung noch höchst imposant auf uns einwirkte. Aber eine ganz andere Seite der Kunst bemächtigte sich unser immer mehr und mehr: nämlich diejenige der Malerei, bei welcher das Auge, trunken von der Schönheit der Farben und Formen, gar nicht danach fragt, was das Bild eigentlich vorstelle, sondern immer nur an dem schönen Wie bezaubert haften bleibt.

Ich erinnere mich aus dieser Zeit eines neuen merkwürdigen Eindrucks, den einige ausgestellte Genrebilder von C. Schulze aus Berlin auf uns Alle machten. Derartiges, frisch aus dem unmittelbaren Leben Genommenes, war für uns noch nie dagewesen, nie dargestellt worden. Kosaken im Schneegestöber oder herbstliches Nebelwetter mit Hühnerjagd, bei welcher der gammaschirte Jäger in den Sumpf hineinpatscht; so etwas gemalt zu sehen, war uns wunderbar, merkwürdig; denn das so nahe Liegende, was Jedem täglich selbst begegnen, und Jeder selbst erfahren konnte, als Motiv zu einem Bilde zu wählen, das lag uns noch zu fern. Wir hatten einstweilen volle Arbeit, in der Gypsclasse Act zu zeichnen, und waren der Meinung, daß alles Uebrige sich zur Zeit schon finden würde.

Zu den Hauptvergnügungen des Sommers gehörte auch das Baden im Rhein. Wir badeten gewöhnlich gegenüber der Akademie, an welchem Platze sich aber eine höchst gefährliche Stelle für Nichtschwimmer befand. Als einziger Schwimmer warnte ich zwar immer meine westphälischen Freunde und machte sie auf die plötzliche Tiefe hinter der Sandbank aufmerksam; dennoch blieb dieselbe immer unser Tummelplatz, wo dann von Allen mein liebster Freund Kemper der Ausgelassenste war. Es steht mir noch lebendig vor Augen, wie ich ihn einmal vom Strom gefaßt, dem Ende der Sandbank zutreiben sah; mein Hilferuf kam zu spät, meine Kraft reichte nicht aus, ihm entgegen zu arbeiten: „Hilf mir!“ hörte ich ihn noch rufen, worauf er dicht vor mir in die Tiefe ging und trotz alles Suchens nicht wieder zum Vorschein kam. „Kemper ist ertrunken!“ hieß es. „Es kann nicht sein, er muß wiederkommen!“ Ach, seine Kleider lagen da, aber er kam nicht wieder. Wir entschlossen uns endlich, schweren Herzens nach Hause aufzubrechen. — Die Leiche meines Freundes wurde zwei Tage nachher bei Uerdingen aufgefischt und begraben.

Es war der erste Todesfall, den ich erlebte, er blieb mir unvergeßlich.

Die königliche Kunstakademie zu Düsseldorf wurde damals durch ein Lehrer-Collegium von sechs Personen mit Einschluß des Directors geleitet. Diese waren: der nun abgereiste Director Peter Cornelius, Kolbe, Professor und Lehrer der Gyps- und Malclasse, Thelott, Professor und Lehrer der Kupferstecherclasse, Schäfer, Professor und Lehrer der Architekturclasse, der Sonntags- (Handwerker-) Schule und der malerischen Perspective für die Akademie, Mosler, Professor für den Vortrag der Kunstgeschichte mit praktischem Commentar des Kupferstich- und Handzeichnungscabinetes, zugleich Lehrer in der Elementarclasse und Secretär der Akademie, und endlich Wintergerst, Inspector und Lehrer in der Elementarclasse. Alle, außer Professor Schäfer, wechselten wöchentlich ab im Stellen und Corrigiren des Acts, welcher im Wintersemester bei Licht von fünf bis sieben Uhr Abends und im Sommer während der Nachmittagsstunden von vier bis sechs Uhr stattfand. — Die diesem Collegium vorgesetzte Mittelbehörde, das Curatorium, war zusammengesetzt: aus dem Regierungspräsidenten von Pestel, dem Consistorialrath Dr. Kortüm, Director des Gymnasiums, dem Geheimrath Jakobi und einem Regierungssecretär. Die höchste und entscheidende Behörde war das königliche Ministerium für Cultus- und Unterrichts-Angelegenheiten in Berlin, der Minister war damals von Altenstein in Berlin. Die Dotation der Akademie war ein Geheimniß für

die Direction; dieselbe hatte ihre Anträge an das Curatorium zu stellen und seitens des Inspectorats die Liquidationen der laufenden kleinen Ausgaben einzusenden. Diese bezogen sich auf: a. Modellgelder für den allgemeinen Act, b. für Reparaturen und Utensilien, c. für Heizung. Der Inspector und Secretär, sowie selbstverständlich der Akademiediener, hatten ihre Dienstwohnungen im Gebäude selbst, welches damals bei der äußerst geringen Elevenzahl von etwa zwanzig bis dreißig Schülern hinlänglich Raum bot für die Classen sowohl als für die Privat-Ateliers der Professoren. Das Honorar betrug vierteljährig einen Thaler mittels Lösung einer Karte; für den Inspector ein permanenter Aerger, indem gerade dieser Thaler bei einem großen Theil der Eleven gewöhnlich bis Ende des Schuljahres hängen blieb, wo dann wohl gar mit Relegation gedroht werden mußte, um desselben endlich habhaft zu werden.

Der Stipendienfonds für Inländer bestand aus etwa 600—800 Thalern und wurde nach Beurtheilung der nach Eröffnung des Schuljahres abgehaltenen Lehrerconferenz vom Director bestimmt und beim Curatorium in Motivirung beantragt. Diese Stipendien konnten bei befriedigenden Vorlagen in jährlichen Summen von 50—100 Thalern drei Jahre hintereinander ertheilt werden. — Der Unterricht war in drei Classen eingetheilt: a) Elementar- oder dritte Classe. b) Gyps- und Mal- oder zweite Classe. c) erste Classe für die selbständigeren Eleven, welche, frei vom Honorar, von dem Director geleitet ward. Um in letztere zu gelangen, genügte es, die Gypsclasse mit bescheidenen Leistungen absolvirt und eine Composition, natürlich in stilisirten Linien, über irgend einen historischen oder religiösen oder poetisch-allegorischen Moment in Figuren dargestellt zu haben. Auch im Actmodell wurde schon strenge darauf gehalten, die Natur zu stilisiren. Die Folge davon war denn auch, daß ein ähnliches Porträt, sowohl in Zeichnung, noch viel mehr aber in Malerei, zu den größten Seltenheiten gehörte. Ja, wenn die Zeichnung nach dem modellstehenden Unterofficier mit seinem Schildwachenkopf zufällig an die Natur erinnerte, so wurde dies als ein Mangel an Talent angesehen. Die Jugend war dergestalt auf den sogenannten cornelianischen Stil eingeschult, daß man mitleidig den bedauerte, der, in die Hände des Professor Kolbe gerathen, von Wirkung oder Farbe sprach. Die Schablone der Chrimhild für die weiblichen und die des Sigfried für die jugendlich männlichen Köpfe, des Hagen für die Intriganten und des Attila für trauernde Könige u. s. w. war maßgebend und entschied über das Talent. — Natürlich lag dieses Resultat nicht in der Absicht der Lehrer.

Cornelius, den ich erst später, in reiferen Jahren kennen lernte, hatte zu wenig Interesse und Zeit, sich um die Kunstpädagogik in der Vorbereitungsclasse seiner Akademie zu bekümmern, und Wintergerst, ein lieber gemüthlicher Schwabe, der nur zuweilen seine Inspectionsaugen machte, wenn wir zu sehr gelärmt oder einem Gypsabguß ein Leid zugefügt hatten, war erst seit kurzer Zeit angestellt worden. Heiliger Respect übrigens beherrschte mich, als ich in feierlicher Stimmung die Gypsclasse betrat, und noch scheuer und stiller wurde es mir um's Herz, als ich die Anfänge im Actsaal machen durfte.

Der augenfällige Unterschied im Wesen der Künstlerjugend von heute und

damals kann unmöglich allein in der freieren Pädagogik unserer Zeit seinen Grund haben; oft genug ist mir in jetziger Zeit das geringe Interesse der jungen Leute beim Betrachten besserer Leistungen, als sie selbst zu liefern im Stande sind, aufgefallen; hört man aber erst die Bemerkungen über solche besseren Leistungen, so beziehen sich dieselben in der Regel nur auf Nebendinge, die Hauptsache bleibt gewöhnlich unberührt. Umgekehrt war es damals. Innerhalb der durch die bestehenden Verhältnisse geschaffenen Vorurtheile imponirte uns vor allem erst dasjenige, was uns selbst fehlte. War dieses positiv Bessere anderer Leistungen, sei es in Composition oder auch nur in der schönen Behandlung derselben, durchgreifender Art, so legte man keinen Werth darauf, irgend einen Makel aufzusuchen; man entschuldigte eher, und begeistert vom Eindruck des Ganzen gab man sich dem erhebenden Gefühl hin, auch etwas Derartiges schaffen zu wollen; man eilte dann nach Hause und griff dort beim trüben Lampenschein zum Stifte, um mit unbeschreiblicher Lust seine Ideen auf's Papier zu bringen. Vereinigungen zum Zwecke des Componirens gab es mehrere und wie glücklich war man, wenn unser lieber Wintergerst beim Vorzeigen unserer Geistesproducte uns durch seine Beachtung aufmunterte.

Nachdem ich nun einige Köpfe in der Gypsclasse gezeichnet und nach der in der Elementarclasse geübten Schraffirmethode auf oberflächliche Wirkung ausgeführt hatte, durfte ich ganze Figuren erst im Contour, dann aber in der nämlichen Manier zeichnen und bald wurde mir die schwierige Aufgabe, die Gruppe des Laokoon in kleinem Maßstabe auf weißem Papier mit schwarzer Kreide sauber auszuschraffiren.

Professor Kolbe besaß nunmehr, nachdem Cornelius nach München übergesiedelt war, in der Classe unbegrenzte Autorität, und seine an sich höchst oberflächliche und mangelhafte Correctur wurde, wo sie nicht gar zu abgeschmackt erschien, mit aller Pietät acceptirt. Unter andere Eigenthümlichkeiten, welche ihn als Lehrer für die Gypsclasse geradezu unmöglich machte, gehörte seine kleine, verwachsene Gestalt. Sein Horizont war mindestens einen Fuß tiefer als der des Schülers, und so traf es sich natürlich, daß die Verkürzungen und Ueberschneidungen des plastischen Originals sich ihm ganz anders darstellten als uns. Wir griffen daher zu einem verzweifelten Mittel, ihn zu täuschen, indem wir eine schwache Andeutung seiner Striche, welche regelmäßig unter unser Höhenmaß gesetzt wurden, in dasselbe hineintrugen und über der geltenden Linie einen halbgelöschten Contour zogen, um ihn glauben zu machen, es sei dieses der von ihm gestern corrigirte zu hohe Umriß gewesen. Gewöhnlich gelang es zum Scandal der Jugend. Das Wesen der Ausführung behandelte er mit derselben Rohheit. Daß hierbei von einem tieferen Eingehen in Behandlung der Flächen ebenso wenig Notiz genommen wurde, wie vorher von der Feinheit der Ueberschneidungen im äußeren Umrisse sowie der Verhältnisse des wunderbaren Baues der Vorbilder, versteht sich von selbst; geschweige denn, daß von Auffassung des Geistes der Antike überhaupt die Rede war. So wurde denn die ganze Sache mehr als eine Pflichtabsolvirung von Lehrer und Schüler aufgefaßt und abgemacht, um so schnell wie möglich den Borstenpinsel mit dem Kreidestifte zu vertauschen.

Schon nach zwei Monaten durfte ich mir Oelfarben nebst Pinsel und

Palette kaufen, um grau in grau die herrliche Antike zu schänden. Jetzt wurde nur auf Pinselführung gesehen, und wenn diese rohesten aller Anfänge in einigen Büsten abgebüßt waren, dann endlich kam man zum ersehnten Copiren mit Farben. Zugleich durfte man während der Sommerzeit nach dem Act malen und hoffte dann bald ein Porträt unternehmen zu können. Die Palettenschablone wurde uns vom Professor gezeigt; sie bestand aus zweimal fünf gemischten Farben mit Weiß und gebranntem Ocker, Weiß und Blauschwarz nebst Zusatz von Neapelgelb für die Schatten, die übrigen Farben Zinnober (Lack sehr selten), Dunkel- und Goldocker, grüne Erde, nach Vermalung der Mosaik-Anlage hineingesetzt, und dann war der Kopf fertig. Es läßt sich nicht verkennen, daß die rein materielle Anwendung einer an sich ganz gesunden Malweise gute Früchte getragen haben würde, wenn wir auch nur entfernt geleitet und zweckmäßig dazu angehalten worden wären, es aus allen Kräften so gut wie möglich zu machen; doch wir gingen ja schon mit dem Zeichnen irre, und da wir Alle in ziemlich gleichem Schulalter standen, lernten wir auch von einander nichts; wir suchten es einer dem andern nur an Schnelligkeit zuvorzuthun, und die früheren Ideale von cornelianischer Stilisirung, Composition, Cartonzeichnerei, lagen als ein nunmehr glücklich erkannter Irrthum weit hinter uns. — Inspector Wintergerst und Professor Mosler mit ihren classischen Kunstanschauungen waren hintenangesetzt, zum Theil dadurch, daß Letzterer in seinem Schaffen uns ganz und gar unbekannt blieb und der Erstere „altdeutsch“ malte. Effect mußte ein Bild machen und das verstanden die Franzosen besser. Professor Mosler, welchem nunmehr als Vicedirector und Secretär die Akademieverwaltung provisorisch übertragen war, hielt am Sonnabend Nachmittag von 2 bis 4 Uhr einen Vortrag über Kunstgeschichte; doch dieser erging sich bei seiner Gediegenheit derart in trocknem Detail, daß wir nur kamen, weil wir mußten, und uns dann mit dem Theil der Stunde entschädigten, in welchem die betreffenden Kupferstiche und Handzeichnungen vorgelegt wurden. Guter, lieber Mosler! wie wenig waren wir damals im Stande, Deine vortrefflichen Studien zu erkennen und zu würdigen! Doch auch Deine Zeit sollte noch kommen und, wenn auch nur von Wenigen, sollte doch die gerechte Anerkennung Deiner vielfachen Verdienste nicht ausbleiben.

Inspector Wintergerst, dessen Hochzeitsfest die ganze akademische Jugend in einem Ausflug nach Gerresheim mitgefeiert, kannte meine an Existenzmitteln so sehr beschränkte Lage; er wollte mir wohl und wandte mir die Wiederholung einiger Copien nach einem schlecht gemalten Porträt zu, womit ich mir im Ganzen sechs Thaler erwerben sollte. Freudig ging ich darauf ein und durfte meine Staffelei auf den Saal stellen, in welchem Kaulbach eben sein Altarbild vollendet hatte. Jetzt malte er sein eigenes Porträt aus dem Spiegel. Hier sah ich nun eine Behandlung, welche in jeder Weise sich von der Kolbe'schen unterschied. Es war eine Art Miniaturmalerei mit kleinem Haarpinsel und sehr flüssig, glatt und dünn aufgetragener Oelfarbe, flach modellirt, mit scharfem Contour umzogen. Raphael's Bildniß mochte ihm vorgeschwebt haben, ich mußte wenigstens immer an den bekannten Kupferstich denken. Ebenso erging es mir mit der Anordnung seines Altarbildes, welches mich an Peruginische Nach-

bildungen erinnerte. — Für letzteres sollte er dreißig Thaler erhalten, obschon er es zwei Jahre lang auf der Staffelei gehabt hatte. Es hieß, er habe der Prinzeß Friedrich von Preußen und einigen andern vornehmen Leuten Stunden zu geben, womit er seine und seines Bruders Existenz bestritt; dann aber habe er auch einen unglücklichen Vater zu unterstützen, wodurch er genöthigt sei, sehr sparsam zu leben. Da mir nun in dieser Hinsicht ein gleiches Loos zu Theil ward, so ahmte ich ihn nach, indem ich mit zwei Silbergroschen mein Mittagessen und mit zwei Silbergroschen Frühstück und Abendbrod bestritt, von fünf Uhr Morgens bis sieben Uhr Abends an der Staffelei saß, und mich dabei als ein junges Genie glücklich wie im Paradiese wähnte, wenn mich nur nicht immer so sehr gehungert hätte! Kam ich an einem Bäckerladen vorüber, so sah ich das schwarze Brod an mit dem innigsten Wunsche, mich einmal so recht satt daran essen zu können; dann aber waren ja die Farben und das Papier noch, auf Abschlag wenigstens, zu bezahlen, ich ließ also meine Begierden unterwegs und war meiner Pflichten eingedenk. Meinen hungrigen Magen tröstete ich damit, daß es stark auf die Ferien, damals den 15. September beginnend, zuging, und dann sollte mich die mütterliche Küche mit all ihren Leibspeisen entschädigen; doch vorher mußte ich ja noch eine große Copie nach dem schönen Bilde aus Rubens' Schule, Venus und Adonis, wenn auch nur die beiden Hauptköpfe, vollenden.

Endlich (September 1825) war es so weit, daß ich meinen Koffer packen und auf die Post geben konnte; ich nahm meinen Ziegenhainer zur Hand und nun ging es nach Hause! Mit welchem Selbstgefühl, mit welchen Hoffnungen! Nicht mit einem König würde ich getauscht haben, als ich im deutschen Rock mit langem Haar und sprossendem Bart in weiten leinenen Pumphosen in das Thor meines lieben Jülich einzog. Nach wenigen Minuten flog ich in die geöffneten Arme meiner lieben Eltern, die, mich im ersten Augenblick nicht recht erkennend, sich an mein Aussehen gar nicht gewöhnen mochten. Die Mutter meinte immer, der arme Junge sei schrecklich mager geworden, und der Vater wollte gleich den Barbier kommen lassen; doch ich war selig, und triumphirend breitete ich meine Arbeiten vor dem neugierigen Kreis meiner Angehörigen und Freunde aus. Bald ward ich als ein Wunderknabe mit meinen Zeichnungen aufgesucht, und es eröffneten sich auch einige Aussichten auf bezahlbare Bestellungen.

Die Ruhe nach den ersten Lorbeeren wurde dadurch versüßt, daß ich meine einsamen Waldplätzchen aufsuchte, im Roerflüßchen badete und die benachbarten Dörfer durchstreifte. Zu Hause mußte ich dem Vater erzählen über die Akademie und wie ich mir meine Zukunft ausgedacht habe. Meine Mutter, mit inniger Liebe mir ihr Vertrauen ausdrückend, wiederholte nur das, womit sie mich schon in frühester Jugend getröstet hatte, ich würde einmal ein Professor der Malerkunst werden.

Jedoch das zwecklose Umhertreiben behagte mir nicht auf die Dauer; ich begann daher bald Porträts zu zeichnen, in Miniatur auf Elfenbein zu malen und sogar mich in Oelfarben zu versuchen.

Obgleich nun diese ersten Proben meiner Geschicklichkeit schwach und mir selber unleidlich vorkamen, so machten dieselben doch zweien meiner Jugend- und Heimathsgefährten Lust, sich ebenfalls der Kunst zu widmen. Raveaux, der

später in den Jahren 1848 bis 1849 als Deputirter in Frankfurt und Stuttgart agitirte und einige Jahre danach starb, begab sich unter meine Aegide; der zweite, L. Rausch, folgte etwas später nach.

Mit etwa siebzig Thalern in der Tasche begaben wir uns im October nach Düsseldorf, woselbst wir uns ein Zimmer für vier Thaler mietheten und das Uebrige so einrichteten, daß wir mit acht Thalern monatlich auskamen. Ich setzte das Copiren nach Originalen der der Akademie angehörigen kleinen Sammlung fort; Raveaux begann in der Elementarclasse zu zeichnen, da jedoch kein Erfolg sichtbar und wegen Mangels an Talent auch kein Interesse vorhanden war, so verließ er Düsseldorf gegen Weihnachten und begab sich nach Cöln zu seinen Verwandten.

Das für mich allein zu theuere Zimmer kündigte ich nun auf und miethete ein kleines Gemach ohne Ofen für drei Thaler. Da bald darauf eine sehr empfindliche Kälte eintrat und ich zu Hause, während der Weihnachtsferien, mein Porträt aus dem Spiegel à la Kaulbach angefangen hatte, so bemerkte ich bald, daß mit den erstarrten Fingern auch die Farben meines Kopfes sich veränderten und mir abwechselnd violett, gelb und blau erschienen; es entstand dadurch unter fortwährenden Fieberschauern ein gar sonderbares Bild. Das einzige Mittel, um mich wieder zu erwärmen, bestand darin, daß ich mich stundenweise in's Bett verkroch, denn einen Mantel hatte ich noch nie besessen, doch auch das half nicht viel. Bereits hatte die magere Kost meine Taille wieder schlank gemacht, obgleich lieb Mütterchen sie rund herausgefüttert hatte. Da wurde ich zum Glück mit einem Graveur bekannt, der mit seiner kleinen Familie, Frau und Töchterchen, nebenan wohnte. Dieser, Namens Prein, malte unter anderm auch Miniatur-Wappen für die Postwagen u. drgl., und da er meine Dürftigkeit bald kennen lernte, gab er mir zuweilen einige Wagen ab, die ich dann mit Eifer unter seinem Namen anfertigte.

Das preußische Wappen mit den wilden Männern, die es unter dem Hermelin halten, der herrliche Adler mit dem Namenszug des Königs prangten bald von meiner Hand, schön gefirnißt, auf den gelblackirten Diligenzen, die das Land durchflogen.

Auf der Akademie wurde am Tage fleißig copirt, und ich hatte die Unverschämtheit, ein dort befindliches Bild von Rottenhammer, „das Urtheil des Paris", anzufangen. Das Bild, nach der bekannten Raphael'schen Composition durch Rottenhammer etwas stark verniederländert, war nicht übel in der Farbe, und ich versprach mir viel dabei zu lernen.

Abends wurde wie gewöhnlich von fünf bis sieben Uhr im Actsaal nach dem nackten männlichen Modell gezeichnet. Obgleich nun durch die Abreise des Director Cornelius und der meisten seiner Schüler der Saal nicht sehr zahlreich besucht war, so entstand doch gewöhnlich an dem Tage (Montag), an welchem das Modell gestellt wurde, ein tumultuarisches Reißen um die Plätze. Hierbei entspann sich ein Streit zwischen Kaulbach und dem Zwerg J. Lehnen, in Folge dessen Kaulbach mit seinem Bruder im Frühjahre 1826 Düsseldorf verlassen mußte, um nach München überzusiedeln.

Der Frühling (1826) war gekommen und die Sonne goß wieder ihre

wärmenden Strahlen auf uns herab. Der schöne Hofgarten, der Grafenberg, der vom Eise befreite Rhein, Alles war heiter, und wer sollte da Sorgen haben! Zu dem Allem kam noch, daß in diesem Jahre das große niederrheinische Musikfest (das achte, wenn ich nicht irre) in Düsseldorf abgehalten werden sollte. Schon seit Jahren hatte ich von diesem wunderbaren Feste vernommen und harrte nun in höchster Spannung der Dinge, die ich hier unmittelbar würde erleben können. Dreimal war ich schon im Theater gewesen, und zwar waren es die Opern: Freischütz, Zauberflöte und Figaro's Hochzeit, die mich zu der jedesmaligen Auslage von fünf Silbergroschen für einen Galerieplatz verleitet hatten. Doch welchen Ersatz erhielt ich dafür! Zum erstenmal in meinem Leben hatte ich ein Orchester gehört. Die himmlische Musik des Freischütz hatte in mir die Schauer des in frühester Jugend gelesenen Gespensterbuches von Apel und Lauer mit allem Liebes-Wohl und Wehe wieder wachgerufen. — Der wunderbare Papageno mit seinem Vogelkorb, so real in seinen Begierden und doch so märchenhaft ideal in seinem ganzen Dasein; der tugendhafte Prinz mit seinen Prüfungen, endlich die Majestät des Sarastro und die Königin der Nacht! Die ganze Oper war ja wie ein Wundermärchen, deren Melodien ich von Kindesbeinen an gekannt und nun endlich wirklich erlebt hatte. Und dann der Figaro, in welchem der Page statt des Herzens der Gräfin das meinige eroberte, was jedenfalls harmloser war, da es bei der poetischen Erregung meiner Phantasie blieb; ich hatte ja noch nie die Sprache der Liebe so verklärt, so himmlisch schön singen gehört, als sie dieser liebliche Junge ausdrückte.

Der Musikdirector Eschborn hatte einigen Ruf, wie denn überhaupt die Düsseldorfer darauf hielten, immer einige Berühmtheiten auf ihrer Bühne zu haben. Nach ihm kam Marschner dorthin und man wandte sich behufs einer durchgreifenden Baureparatur des Theaters an den zu seiner Zeit berühmtesten Baumeister Weinbrenner nach Karlsruhe, um gleich nach dem Musikfest seine Arbeit zu beginnen.

Aber das Musikfest sollte noch etwas ganz Außergewöhnliches bringen. Gegen sechshundert Menschen sollten hierbei mitwirken, und zwei Oratorien und eine Symphonie sollten aufgeführt werden. Das zu erleben, war gewiß ein Glück! Aber wie es erreichen? Vier Thaler für die Eintrittskarte zu bezahlen, konnte mir nicht im Traume einfallen, es mußte daher abgewartet werden, was die Gelegenheit darbot.

Meine Verhältnisse hatten sich mittlerweile etwas gebessert, und ich konnte es wagen, mit meinem neuen Freunde M. Radermacher, dem Sohn eines Kutschers aus Bonn, in ein passables Quartier zu ziehen, wo wir mit neun Thalern Kost und Logis bezahlten, die Bedienung, Kleiderreinigen und Stiefelputzen selbst besorgten und in einem Bette schliefen. Zugleich wohnten in diesem Hause noch einige junge Leute aus Bonn und eine Schauspielerin, Mdme. Barnim, welche ich in Miniatur zu malen hatte. In der Woche vor Pfingsten wurde ein besonderes Zimmer hergerichtet für einen zu erwartenden berühmten Violinspieler aus dem Conservatorium im Haag, der vom Comité dort einquartiert war; also bis zu uns in's Haus ging die Tragweite dieses Wunderfestes. Die Thüren des Theaters waren beständig geöffnet, und eine Menge

Balken und Bretter wurden hineingeschafft zur Errichtung eines Orchesters, wozu der ganze Bühnenraum dienen sollte. An allen Ecken hörte man klopfen und hämmern, und ich konnte mir's nicht versagen, einmal hineinzuschauen in diesen Kunsttempel. Da tauchte plötzlich ein Gedanken in mir auf; wie wäre es, wenn ich an den Tagen, wo die Hauptproben begannen, Morgens in aller Frühe mit den Handwerkern durch die geöffneten Thüren hineinschlüpfte und mich bis zum Beginn der Probe in irgend einem verborgenen Winkel versteckte, um dann mit dem bezahlenden Publicum zusammen gleiche musikalische Genüsse zu theilen. Der Eintritt zu den Generalproben mußte nämlich durch Vorzeigung des Concertbillets oder mit zehn Silbergroschen Eintrittsgeld erkauft werden.

Donnerstag vor Pfingsten begann also mein erstes niederrheinisches Musikfest, indem ich mich um sechs Uhr Morgens, einige Brödchen in der Tasche, mit den Arbeitsleuten hineinschlich, um dann den ganzen Tag hier zu verweilen.

Gegen 8 Uhr erschienen die Concertgeber, die Pulte füllten sich nach und nach, und mit Verwunderung sah ich, daß Herr Severin mit seinen Söhnen, welche ich für ausgezeichnete Dilettanten auf der Geige gehalten hatte, an den letzten Pulten in dem kaum zu überblickenden Orchester ihre Plätze nahmen, welche geschickten Leute mußten sich also hier einfinden, um die berühmtesten Tonstücke der Welt auszuführen! Als fertig gestimmt war, erschien zuerst Ferd. Ries, ein Schüler Beethoven's und berühmter Clavierspieler, an dem Dirigentenpulte; eine Symphonie von ihm sollte zuerst gespielt werden. — Doch anfangs war ich sehr erstaunt, daß der Ton dieses großen Orchesters lange nicht so stark klang, als ich mir's vorgestellt hatte, und erst nach und nach bekam ich einigen Begriff von der Intensivität vorzüglich der Streich-Instrumente. Achtzehn Contrebässe mit dem entsprechenden Verhältniß der Cello's, Bratschen und Geigen rührten sich hierbei.

Melodien und Harmonien rauschten an mir vorüber; doch außer dem Gefühl eines unendlichen Wohlbehagens verstand ich nichts von dem ersten Satze dieser Symphonie; wie denn überhaupt nur der darin enthaltene Marsch mir länger in der Erinnerung blieb. Doch muß ich erwähnen, daß mir im Charakter dieser Musik eine gewisse Analogie mit dem Aeußeren ihres Autors auffiel. Ferd. Ries aus Bonn sprach in vaterländischer, etwas platter niederdeutscher Zunge, sein Kopf mit starken Augenbrauen und perückenhaftem, dickem Haar hatte nichts Geistreiches, und seine Commando's, seine Art zu dirigiren, schienen mir mehr einen kameradschaftlichen als einen vornehm imponirenden Charakter zu haben; das Alles kam mir in seiner Musik auch so vor; manchmal mußte ich an das bekannte „Hopp Marjännchen, hopp Marjännchen, laß die Püppchen tanzen", denken. Wie anders, als Louis Spohr, diese gewaltige Gestalt, nach dem Schluß des letzten Satzes den Tactirstab ergriff. Sein Oratorium, „Die letzten Dinge", begann, und wie gewaltig griff es ein! Zum erstenmal in meinem Leben erfuhr ich hier die Wirkung eines Chors von 360 Stimmen, welche, von einem Riesenorchester getragen, einen so gewaltigen Eindruck bei mir hervorbrachten, daß ich die Thränen nicht zurückzuhalten vermochte. Die abwechselnden Soli, die Nuancirungen der Einzelstimmen, kurz Alles zusammen wirkte so überwältigend, daß ich nach dem Schluß der Probe, gar nicht wissend,

welcher Stoff hier dargestellt worden war, den Kopf so voller Baßgeigen hatte, daß ich in's Freie lief und die halbe Nacht im Hofgarten zubrachte. Den andern Morgen Früh wieder am Platze, ging es mir noch immer bunt durcheinander, bis endlich nach und nach etwas Nüchternheit eintrat; ich fing nun an zu sondern, und das nun von Ries dirigirte Werk, Händel's Messias, trat mir in klaren Umrissen vor die Seele.

Zudem hatte der gute Heithecker ein Textbuch angeschafft und ich machte mir denn ein Bild von der Sache, die ich immer schlechtweg Oratorium nennen hörte. Die herrlichen Alt-Soli von Frau von Beckerath aus Krefeld, Sopran von Frau Musikdirector Kufferath aus Utrecht, Tenor von Assessor von Worringen, der Baß von Pillwitz gesungen, blieben nun schon haften, und ich konnte sie mir zu Hause sogar vorsingen, ebenso die mächtigen Chöre.

Schon seit Jahren hatte ich keine Empfänglichkeit mehr für die Predigt in der Kirche, sei es aus Unwissenheit dessen, was die Kirche überhaupt bezweckt, sei es aber auch, daß die damals in Düsseldorf fungirenden Prediger zu wenig dazu beitrugen, mein Interesse zu erwecken. Aber hier griff das von der wundervollen Musik getragene Bibelwort so kräftig bei mir ein, daß ich mir gelobte, ein besserer Mensch zu werden, und mit den allerbesten Vorsätzen eines enthusiasmirten Herzens nahm ich mit Schmerzen am Samstagabend neun Uhr Abschied von meinem ersten Pfingst- und Musikfest. Die Festtage vergingen; die fremden Gäste durchwogten die Stadt und den Hofgarten; doch mir waren alle diese Herrlichkeiten versagt. Nur durch Berichte erfuhr ich, daß am Dienstag ein drittes Concert zum Besten der Griechen aufgeführt worden war, in welchem sich mehrere Sänger und Virtuosen einzeln hatten hören lassen; am meisten beklagte ich es, Spohr nicht gehört zu haben, der an diesem Abend so wundervoll gespielt haben sollte, wie man es noch nie gehört hatte. — Mittwoch reisten die Fremden ab, und Düsseldorf und die Akademie zogen wieder ihre Alltagskleider an.

Als ich Morgens auf meinen Saal kam, die vertrocknete Palette zu putzen, verbreitete sich die Nachricht, der neu ernannte Director W. Schadow sei plötzlich angekommen und wolle die Akademie besichtigen; ein Donnerschlag für uns; wir liefen zusammen und erwarteten mit großer Spannung, welchen Eindruck die Persönlichkeit des neuen Directors auf uns machen würde.

Gegen Mittag endlich durchschritt er, uns flüchtig grüßend, in Begleitung Mosler's den Saal, um in die Galerie zu gehen. Wir sahen uns verdutzt an und wußten nichts Anderes zu sagen als: „Ein schöner, feiner Mann, der neue Director." „Er malt aber altdeutsch!" rief Einer, „und ich habe gehört, er wäre zu Rom ein paar Jahr in einem Kloster gewesen und hat Kapuziner werden wollen!" sagte ein Anderer; ein Dritter meinte, der gefiele ihm gar nicht, da sei der Cornelius doch ein ganz anderer Kerl, der wäre nicht so vornehm gewesen, daß er uns nicht einmal ordentlich angesehen hätte, wie der Schadow; „er ist ein Berliner", sagten zuletzt Mehrere, und damit war es Mittag geworden, und wir gingen Alle zum Essen.

(Fortsetzung folgt.)

Die literarische Bewegung zur Zeit Karl's des Großen.

Von

Adolf Ebert.

Nirgends zeigt sich die innige Wechselbeziehung zwischen der Literatur und dem politischen Leben klarer und bedeutender, als in dem Zeitalter Karl's des Großen. Hand in Hand mit der Wiederherstellung des Weltreichs geht die der Weltliteratur: denn auch diese war, wie jenes, untergegangen. Ja, die literarische Cultur überhaupt schien um die Mitte des siebenten Jahrhunderts im ganzen Abendlande erloschen.

Da ist es denn ein germanisches Volk, welches das erlöschende Licht wieder entzündet und von Neuem zu einer kräftigen Flamme nährt, die bald das ganze Abendland erleuchten sollte. Fern im äußersten Norden des einstigen Weltreichs ergreifen die noch nicht lange zum Christenthum bekehrten Angelsachsen die römisch-christliche Bildung, die aus dem Süden und Osten ihnen gesandt wird, mit dem Wissens- und Wahrheitseifer der Germanen und der ganzen Frische einer begabten jugendlichen Nation. Mönche aus Tharsus und Afrika sandte ihnen Rom als ihre Lehrmeister in den Wissenschaften. Vortreffliche Schulen werden gegründet, an deren Spitze bald Angelsachsen selbst stehen. Trotz der weiten Entfernung unternahmen ihre gelehrten Kleriker fortwährend Fahrten nach Italien und Rom, um ihre Bibliotheken wie ihre Kenntnisse zu ergänzen. Italien war noch reich an Büchern wie an Wissenschaft, namentlich an der aus dem Alterthum überlieferten profanen, aber sie war dort eine unproductive. Der Angelsachsen Studien dagegen trugen reiche Früchte. Mit ihnen traten die Germanen zuerst in den Kreis der Weltliteratur wahrhaft ein, um von da an für längere Zeit sogar die Führung zu übernehmen. Die literarische Productivität der Angelsachsen war keine geringe, was nicht blos ein so fruchtbarer und bedeutender Autor als Beda zeigt: denn wie Viele von ihnen in Versen und Prosa sich versuchten, lassen uns namentlich die erhaltenen Briefe erkennen. Eigenthümlich und beachtenswerth aber ist, daß bei diesen Germanen von Beginn auch die Frauen den regsten Antheil an den gelehrten Studien

nehmen, die Nonnenklöster darin hinter den Mönchsklöstern nicht zurückstehen; und ebenso merkwürdig ist, daß das nationale Element auch in dem lateinischen Schriftthum der Angelsachsen, und sogleich im Anfang, nicht selten einen auffallenden Ausdruck findet, wie in der eigenthümlichen Rhetorik, der Anwendung der Alliteration und der von der Langzeile ausgehenden metrischen Theorie. Es ist dies nicht blos ein Einfluß des nationalen Genius, sondern einer bereits vorhandenen Nationalliteratur, deren Alter sich auch hierdurch beurkundet.

Unter den angelsächsischen Schriftstellern in lateinischer Sprache erscheint auch der Apostel der Deutschen, der heilige Bonifatius. Durch ihn und seine angelsächsischen Schüler und Schülerinnen wurde die römisch-christliche literarische Cultur zugleich mit dem Christenthum selbst zuerst in das Innere von Deutschland verpflanzt. Noch wichtiger aber war der indirecte, vorbereitende Einfluß dieses Angelsachsen auf die Restauration der Weltliteratur. Denn die Christianisirung Deutschlands war die erste Voraussetzung der Herstellung eines germanischen Weltreichs; eine zweite die innige Beziehung des arnulfingischen Hauses zu dem Papstthum: und auch diese wurde ja durch Bonifatius vermittelt.

Was also sich unter Pipin nur vorbereitete, wurde durch seinen großen Sohn Karl zur Vollendung gebracht. Sogleich in den Beginn seiner Alleinherrschaft fällt das in seinen Folgen bedeutendste Unternehmen Karl's, die Eroberung des Langobardenreichs (774). Diese Eroberung legt den Grund zu dem germanisch-römischen Imperium, und sie gibt zugleich zu den literarischen Bestrebungen Karl's die erste Anregung. Als König der Langobarden wurde Karl mit der Zeit der Herrscher von Italien. Erst als er jenen Titel führt, nennt er sich auch Patricius der Römer. Jetzt erst erhält diese Würde, die er schon lange besaß, für ihn eine gewichtige Bedeutung. Sie bedeutete in der That nunmehr nicht blos Schutzherr der römischen Kirche, sondern Herrscher des römischen Gemeinwesens. — Andererseits läßt sich mit Recht behaupten, daß das hohe Bildungsstreben, welches die ächt germanische, universell angelegte Natur Karl's erfüllte und in seinem ganzen späteren Leben nie erlosch, seine erste mächtige Anregung in Italien empfangen hat. Karl's wissenschaftliche Ausbildung war in seiner Jugend eine sehr geringe gewesen, ganz entsprechend dem Darniederliegen der literarischen Cultur im Frankenreiche: denn welche Lücken in seinen Kenntnissen hatte er später auszufüllen! Wie mußte er sie nun empfinden, als er den langobardischen Hof kennen lernte, die feine Civilisation der langobardischen Großen, wovon ein hervorragendes Beispiel in dieser Zeit die Gönner des Paulus Diaconus, des Desiderius Tochter Adalperga und ihr Gemahl Arichis, sind. Bei den Langobarden blühte noch die germanische Hofschule: um so leichter allerdings, als in dieser Heimath der antiken Cultur die Ueberlieferungen des grammatischen Unterrichts und die Laienschule nie aufgehört hatten; auch die mannigfachen Verbindungen mit Byzanz hatten dort förderlich gewirkt. Karl's inneres Bildungsbedürfniß wurde für ihn schon als König der Langobarden zur äußeren Nothwendigkeit, doppelt aber bei den vielfachen Beziehungen, die er als solcher zu Rom hatte. Aber es ist auch keine Frage, daß die Denkmäler der Kunst des Alterthums, namentlich seiner Architektur, in Italien einen tiefen Eindruck auf ihn machten. Davon zeugen die Bauten, die er in der Heimath

nach den Vorbildern und Vorschriften der Alten aufführen ließ und selbst mit Werken antiker Kunst schmückte, Säulen und Mosaiken, die er von Rom und Ravenna nach Deutschland schaffte.

In Italien war es, wo Karl 781 die Gelehrten gewann, welche seine Hofschule wieder herstellen und die literarische Bildung der Angelsachsen und Italiener in sein fränkisches Reich verpflanzen sollten, in das politische Centrum des neuen Weltreichs, so daß von eben der Stelle, von wo die Initiative der politischen Bewegung im Abendlande ausging, auch die der literarischen erfolgte, die erst dadurch zu einer universellen Wirkung gelangte. Er selbst aber war auf dem einen wie auf dem anderen Gebiete die letzte treibende Kraft. Ihm sollte denn auch vor Allen diese Bildung, die er verbreiten wollte, zu gute kommen. Er berief damals den italienischen Grammatiker Petrus von Pisa und den gelehrten Magister der Schule von York, den berühmtesten der Angelsachsen, Alcuin, dem er in Parma begegnete; dazu gewann er den Diacon Paulus, Warnefried's Sohn, aus altem, edlem langobardischem Geschlechte. Die beiden Erstgenannten wurden Karl's eigene Lehrer, Alcuin aber zugleich das Haupt der Hofschule und der Rathgeber Karl's in den Angelegenheiten des Unterrichts wie der Kirche, im Dogma und Cultus.

Diesem Manne hat die abendländische Cultur ungemein viel zu verdanken; ein besseres Werkzeug für die Ausführung seiner Absichten hätte Karl nicht finden können. Alcuin war zwar kein Genie, nicht reich an neuen, fruchtbaren Ideen, wol aber ein bedeutendes Talent von großer universeller Bildung und vielseitigen Interessen. Zunächst war er ein vortrefflicher Schulmeister, der wie kein Anderer berufen war, die Unterrichtsmethode der Angelsachsen nach dem Continent zu verbreiten. Und was hier nicht ohne Bedeutung war, die Angelsachsen verstanden sich auch auf den Laienunterricht und in den höchsten Kreisen, denn seit der Einführung des Christenthums hatten gerade die Vornehmsten bei ihnen den größten wissenschaftlichen Eifer gezeigt. Der erste berühmte Autor und Lehrer der Angelsachsen, Aldhelm, war selbst aus königlichem Geschlechte und hat eine Abhandlung über antike Metrik für einen König von Northumberland geschrieben. — Es sind uns noch mehrere Compendien Alcuin's erhalten, die er für die Hofschule oder auch für Karl selbst verfaßt hat. Sie sind in dialogischer Form, katechismusartig, aber so, daß der Lernende frägt, der Lehrende antwortet. Diese Form ist offenbar eine alt überlieferte angelsächsische, wie das vorhin erwähnte Werk Aldhelms zeigt, welches in eben derselben verfaßt ist. Aldhelm hat unter den Angelsachsen diese Form zuerst dort angewandt, er motivirt sie damit, daß sie die Klarheit der Auseinandersetzung fördere, während Alcuin in einem seiner Compendien als Grund ihrer Anwendung Erleichterung des Gedächtnisses angibt; beide Motive waren sicher zugleich maßgebend. Alcuin weiß nun diese Form sehr geschickt dem Unterricht am Hofe anzupassen. Seine Grammatik war für jüngere Schüler bestimmt; mit ihr begann ja der wissenschaftliche Unterricht. Sie ist in der Form des Gespräches zweier Schüler mit einander und mit dem Magister verfaßt. Die Schüler sind ein fünfzehnjähriger Sachse und ein vierzehnjähriger Franke. Unter dem Sachsen ist selbstverständlich (obgleich nicht Jeder dies erkannt hat) ein Angelsachse zu verstehen, wie sich ja

die Letzteren selbst so nannten. Der jüngere, der weniger gebildete, der Franke, frägt, der ältere, der Sachse, antwortet. Der Magister hilft — abgesehen von der Einleitung — nur nach, in schwierigen Fällen, namentlich wo die Grammatik in das Gebiet der Dialektik hinüberstreift, wie bei Begriffsbestimmungen. Dieser wissenschaftlichen Conversation ist aber eine gewisse dramatische Lebendigkeit verliehen, die sicherlich nach dem Leben copirt ist und die freiere Bewegung der Hofschule abspiegelt. Scherze der Schüler werden eingeflochten, durch welche selbst die Unterrichtsmethode ironisirt wird. „Nun hast du wol genug vom Nomen," ruft einmal der Sachse, und der Franke erwidert: „Ich hätte es wol, wenn nicht die Schnacken, die in dem Hause des Magisters schwirren, mir die Ohren mit Fragen angefüllt hätten." — Die Dialektik und Rhetorik Alcuin's sind aber zunächst für Karl den Großen selbst geschrieben, denn der Dialog wird hier zwischen ihm und dem „Magister" (Alcuin) geführt. Wie mir aus dem Eingang der Rhetorik hervorzugehen scheint, sind sie zum Zweck der Repetition des mündlichen Unterrichts, auf welchen in ihnen auch direct und indirect hingewiesen wird, und zugleich wol zu einer weiteren systematischen Ausführung desselben verfaßt. Hier frägt Karl und Alcuin antwortet, wobei er dieselben höfischen Formen zu beobachten weiß, als in seinen Briefen an den König.

Noch ein merkwürdiges kleines Lehrbuch Alcuin's ist zu erwähnen, das zunächst für Pipin, den Sohn Karl's, geschrieben ist. Es ist ein Handbüchlein für „Denkübung" möchte man sagen, zur Schulung des Scharfsinnes und Witzes verfaßt, indem von verschiedenen dem Menschen sehr nahe liegenden Objecten und Begriffen, wie von dem Körper und seinen Gliedmaßen, dem Leben und Tod, den Elementen, den Gestirnen, den Jahreszeiten u. s. w. eine witzige oder scherzhafte Definition in einem Bild oder einer Metapher gegeben wird, z. B.: „Was ist die Zunge?" Eine Geißel der Luft. „Was ist der Nebel?" Die Nacht am Tage, die Mühe der Augen. Aber auch: „Was ist der Tag?" Die Anregung zur Arbeit. An solche Fragen des Schülers mit Antworten des Lehrers, welche die Natur von Räthseln haben, schließen sich Fragen des letzteren selbst, die wirkliche Räthsel sind und aus einer lateinischen Sammlung des späten Alterthums stammen. Auch für den ersten Theil des Werkchens hat eine antike Schrift dem Alcuin den Weg gewiesen und zum Theil das Material geliefert.

Diese Art von Denkübung war angelsächsisch national: das Räthsel war bei den Angelsachsen ungemein beliebt und wurde von Anfang an in ihrer Literatur, auch der lateinischen, mit Vorliebe gepflegt; so hat schon Aldhelm eine Räthselsammlung verfaßt, so Bonifatius und noch ein paar Andere vor diesem; auch in angelsächsischer Sprache haben sich manche erhalten. Alcuin theilte in vollem Maß diese nationale Liebhaberei, an der Karl der Große selbst viel Vergnügen fand, welcher so geschickt, wie Keiner seines Hofes, die Räthsel seines Magisters zu lösen wußte.

In jenem für einen Prinzen geschriebenen Lehrbüchlein Alcuin's erscheint also die Wissenschaft bereits im Dienste der Gesellschaft. Alcuin, der nichts weniger als ein Pedant war, der die Freuden der Tafel und des Bechers nicht verschmähte, wußte die literarische Bildung aus der Schule in die Gesellschaft des Hofes zu übertragen. Was man von einer an Karl's Hofe gegründeten

Akademie gesagt hat, ist in der That nichts Anderes gewesen. Die in der Schule Alcuin's gebildeten Franken, die Angelsachsen, die ihm als Gehilfen aus der Heimath gefolgt waren, einzelne andere gelehrte und poetisch begabte Männer, wie einen Theodulf, vereinte zugleich mit Karl und seiner Familie an seinem Hofe dasselbe lebhafte Streben weiterer geistiger Ausbildung; sie traten damit in einen vertraulicheren Verkehr, der sie über die Schranken des Standes und des Lebensberufs hinwegsehen ließ, indem sie sich gegenseitig besondere Namen beilegten als Merkmal und Zeugniß eines solchen gemeinsamen Strebens, das ein Band von freundschaftlichem Charakter werden mußte. So hieß in diesem Kreise Karl selbst David, in Erinnerung an den frommen königlichen Sänger und Krieger, so Alcuin Flaccus nach Horaz, Angilbert, Karl's Schwiegersohn, Homerus, der in technischen Künsten wohl erfahrene Einhard Beseleel nach dem kunstreichen Ausschmücker der Stiftshütte, Theodulf Pindar u. s. w. Aber auch aus den Dichtungen Virgil's, vornehmlich seinen Eclogen, finden sich Namen entlehnt; andere wieder sind bei diesen ältesten Humanisten, ebenso wie bei den späteren des 16. Jahrhunderts, nur lateinische Uebertragungen: so wurde Arno, der innigste Freund Alcuin's, einst auch sein Schüler (er war Abt von St. Elno, dann Erzbischof von Salzburg) Aquila, so der angelsächsische Begleiter Alcuin's Wizo Candidus genannt. Auch Frauen dieses Kreises führen solche, wenn man will, akademische Namen, wie Karl's Schwester Gisela, die Freundin der Bücher, Lucia, Karl's gelehrte Base Gundrad Eulalia, Karl's Tochter Rotrude Columba hieß. Und daß auch Frauen solche Namen erhielten, zeigt recht den ganz gesellschaftlichen Charakter dieser Sitte, welche auch, was man bisher wol übersah, eine Ueberlieferung der Angelsachsen war, wie schon Aldhelm in dem oben erwähnten Werke den König Alfred von Northumberland Acircius nennt. Als den ersten Grund solcher Namensänderung bezeichnet Alcuin (Ep. 199 ed. Jaffé) die „Familiarität", und verweist auf Christus selbst, der Simon Petrus nannte.

Die Literatur, die sich nun in diesem Kreise entwickelte, unterscheidet sich doch zum Theil ganz wesentlich von der älteren christlich-lateinischen. Während diese von der Kirche ausgeht, geht sie, nach dem Vorgang der Angelsachsen, vielmehr von der Schule aus, wie bei den späteren Humanisten. In der Beziehung schließt sie sich im Frankenreiche selbst zunächst an die Dichtung des Venantius Fortunatus, des merovingischen Hofdichters, an, des letzten Poeten von Bedeutung dort vor dem karolingischen Zeitalter; er war als gelehrter Laie, in den grammatischen Schulen seiner Heimath Italien gebildet, nach Frankreich eingewandert. Dieser Ausgangspunkt der karolingischen Literatur ist aber von der größten Wichtigkeit: so hat in ihr die Dichtung von vorn herein ein besonderes formales Interesse, zum Theil auch dasselbe allein, so daß nicht selten die Vorwürfe rein prosaische sind, Styl und Vers allein das poetische Moment bilden. Und dieser Herkunft aus der Schule entsprechend, nimmt sich diese Dichtung weit mehr, als dies die ältere christliche im Allgemeinen und selbst Fortunat that, die classischen Werke des Alterthums, namentlich die des Virgil und Ovid, vor Allem die Aeneis und die Eclogen, sowie die Tristien zu Vorbildern, von denen selbst manche Einzelheiten geradezu copirt werden. Dem Inhalt aber nach hat diese Dichtung großentheils schon einen weltlichen Charakter, wie sich

auch selbst Laien unter den Autoren finden; ja ebenso wie die Wissenschaft aus der Schule in die Gesellschaft sich einführte, begegnen wir in dieser Dichtung bereits den ersten Anfängen einer Hofpoesie und einer nationalen Epik mit politischen Tendenzen.

Auch auf dem Felde der literarischen Production ging Alcuin sehr einflußreich voran und in vielseitigster Thätigkeit. Seine Bibelcommentare, so wenig originell sie sind, wurden durch die Art ihrer Compilation aus den verschiedensten Kirchenvätern das Muster für die Folgezeit, zunächst für die umfangreichen Werke seines Schülers Raban. Aus beiden haben ja auch der Verfasser des Heliand und Otfried geschöpft. — In seiner Schrift über die Tugenden und Laster, die Alcuin auf den Wunsch des Markgrafen der Bretagne Wido verfaßte, gibt er ein Laienbrevier mit besonderer Rücksicht auf das Amt des Grafen. Diese praktische Tendenz verleiht dem Buche seine Originalität. Die kleine Schrift über das Wesen der Seele zeigt, so wenig eigenthümlich ihr Inhalt ist, ein großes Geschick, auch Frauen für philosophische Betrachtung zu interessiren. Das moralische Moment bildet nämlich durchaus den Schwerpunkt, und es wird auch der Beistand der Dichtung vom Verfasser nicht verschmäht, indem die Gedanken der Abhandlung am Schlusse in einem Gedichte zum Lob der Seele recapitulirt werden. Dies Schriftchen war auf den Wunsch der Gundrad verfaßt und erwachsen aus Gesprächen, die Alcuin mit ihr geführt hatte; auch wieder ein Beweis, wie die Wissenschaft das gesellschaftliche Leben jenes Hofes durchdrang.

Obgleich Alcuin kein dichterisches Genie besaß, hat er doch auf dem Felde der Poesie noch anregender gewirkt. Er gab zu einer rein weltlichen Dichtung, theils einer gesellschaftlich höfischen, theils einer episch nationalen, die Anregung. Sein bestes poetisches Werk, das er noch in York, also in jüngeren Jahren, geschrieben (es ist in 1657 Hexametern verfaßt), führte den Titel: „Von den Vätern, Königen und Heiligen der Stadt York." *) Dies ist seinem Inhalt wie seiner Composition nach der erste Vorläufer der dem Epos nahe verwandten mittelalterlichen Reimchronik. Wenn auch Alcuin darin die Geschichte des Erzbisthums York gibt, so beschränkt er sich doch keineswegs auf dieselbe. Zunächst hat nicht ein kirchliches, sondern ein nationales Interesse ihn zu dem Werke getrieben; wie er selbst im Eingang sagt, will er den Ruhm des Vaterlands und der Vaterstadt verherrlichen. Nun kann ihm freilich dieser Ruhm nur ein christlicher sein. Und so beginnt er denn seine Geschichte mit der Christianisirung Northumbriens unter König Edwin, dem ersten Bretwalda (Oberherrscher) der Angelsachsen, 627, und führt sie dann an der Hand seiner Nachfolger bis auf Aldfrid fort, mit dessen Tod, 705, wie Lappenberg sagt, die Geschichte Northumbriens zu verblühen beginnt; erst dann liefert die Reihe der Erzbischöfe den leitenden Faden der Erzählung, welche erst von hier ab von weltlichen Dingen absieht. In dem vorausgehenden Theile dagegen werden zwar vorzugsweise die

*) Der herkömmliche Titel ist ungenau. Daß der Titel der Dichtung: „De patribus, regibus et sanctis Euboricae urbis" lautete, zeigt ihr Schluß selbst, ebenso wie ihr Inhalt. Der Titel ist aber hier besonders nicht ohne Bedeutung.

für die christliche Kirche wichtigen Ereignisse erzählt, aber der Dichter beschränkt sich doch nicht darauf, so wenig wie Beda in seiner Kirchengeschichte, die ihm hier durchaus den Stoff liefert; und selbst unter jenen Ereignissen treten die Kriege mit den heidnischen Königen des Landes ganz in den Vordergrund, und sie gerade bieten Alcuin die Gelegenheit zu lebendigen poetischen Schilderungen, welche den begeisterten Kenner Virgil's in den mannigfachen Reminiscenzen aus der Aeneis, aber nicht minder die Natur des Angelsachsen in der Freude an Kampfbildern zeigen, wie sie ja ihre Nationaldichtung, selbst die geistliche, mit besonderer Vorliebe und großer Wirkung ausmalt.

Hierin liegt die, so viel ich weiß, bisher verkannte literargeschichtliche Bedeutung dieser Dichtung. Eine solche fehlt ganz der Elegie Alcuin's auf die Zerstörung des Klosters Lindisfarne. An die Mönche des Klosters gerichtet, gehört sie dem Kreise der poetischen Epistel an, die als Gelegenheitspoesie Alcuin so häufig cultivirt hat. Der briefliche Verkehr überhaupt war damals unter den literarisch Gebildeten ein recht lebhafter, wie uns namentlich die Correspondenz Alcuin's zeigt, und es wurde Mode, auch die prosaischen Briefe mit ein paar Distichen zu schließen, zuweilen fügte Alcuin aber auch ganze poetische Episteln den prosaischen hinzu. So werden manche von jenen in der Sammlung seiner Gedichte ursprünglich als Annex zu prosaischen Schreiben verfaßt, oder doch abgesandt worden sein. Einige dieser poetischen Episteln Alcuin's sind nun auch an „den süßen geliebten David, die Liebe des Flaccus" gerichtet, namentlich als Alcuin den Hof verlassen, um in Tours eine Musterklosterschule zu gründen, eine Pflanzschule der Gelehrsamkeit für das Abendland. Eines dieser Gedichte schildert uns das wissenschaftliche Leben in der Pfalz, indem sich Alcuin nach dem Stand der Hofschule bei Karl erkundigt und seine Rückerinnerungen mit manchen Scherzen und heiteren persönlichen Anspielungen würzt; noch bedeutender ist ein anderes dieser Gedichte, an Karl bei seinem Römerzuge im Jahre 800 gerichtet: es läßt den Schatten des kommenden großen Ereignisses der Kaiserkrönung schon erkennen. Wird auch Karl hier noch König betitelt, so ist doch von seiner Herrschaft bereits als wie von einer Weltherrschaft die Rede. Wenn dieses Gedicht hohe öffentliche Interessen zum Gegenstand und von der Epistel nur die einkleidende Form hat, so haben dagegen die meisten anderen den privaten Charakter freundschaftlichen und geselligen Verkehrs. In dieser Epistelpoesie — und dies macht ihre allgemeine literargeschichtliche Bedeutung in jener Zeit aus — erscheint die Dichtung als eine rein weltliche, im Dienste der Gesellschaft: sie gerade hatte schon Fortunat mit besonderem Eifer cultivirt.

Auf diesem Felde erwächst denn auch schon in Karl's Umgebung, ja durch ihn selbst inspirirt, eine Art von höfischer Lyrik. Sie erscheint in der Literatur dieses Kreises (die uns offenbar nur in spärlichen Resten überliefert ist)*) durch zwei andere hervorragende Männer desselben vertreten, welche beide Italien ihr

*) Wie wenig ist uns von Alcuin's Lyrik erhalten, der er doch den Namen Flaccus verdankte! (Vgl. Theodulf's Carm. l. III, 1 v. 131 f. und 3 v. 315.) Und was von Einhard's Gedichten? Und von wie manchen Dichtern sind uns nicht einmal die Namen überliefert (s. Theodulf's Carm. l. III, 3).

Vaterland nannten, beide Repräsentanten der ihm eigenthümlichen grammatischen Bildung. Der berühmtere von ihnen ist aber seiner Herkunft nach wieder ein Germane. Es ist der oben genannte Langobarde Paulus, gewöhnlich zugleich mit dem zum Beinamen gewordenen Titel Diaconus genannt, der trotz seiner lateinischen Bildung und seines klerikalen Standes das Bewußtsein seiner germanischen Nationalität sich bewahrte und ihm in dem lebensfrischen Gemälde, das er von der sagenreichen Vorzeit seines Volkes in seiner Langobardengeschichte entwirft, einen unvergänglichen Ausdruck gab.

Die Dichtkunst selbst scheint die erste Annäherung zwischen dem fein gebildeten, vornehmen Langobarden und dem Frankenkönige bewirkt zu haben: eine poetische Supplik, worin Paulus mit rührenden Worten Karl um Begnadigung seines Bruders bittet, der in Folge der Theilnahme an einem Aufstande der Langobarden der Freiheit beraubt war. Als Paulus dann Karl folgend an dem fränkischen Hofe längere Zeit verweilte, liebte es Karl, durch das Organ seines Grammatikers Petrus von Pisa mit Paulus poetisch zu correspondiren. Karl gab offenbar den Inhalt an, den sein Lehrer in der Grammatik nur in Verse umsetzte, denn Petrus spricht nicht blos im Namen Karl's, sondern in der Person desselben in diesen an Paulus gerichteten Gedichten, und ebenso sind die Antworten des letzteren dann an den König selbst adressirt. Eine dieser poetischen Correspondenzen ist durch ihre Form besonders merkwürdig und wichtig. Die beiden correspondirenden Gedichte sind nämlich in der populären trochäischen Hymnenstrophe und zwar in rhythmischen, d. h. durch den Accent beherrschten, Versen verfaßt. So sehen wir hier dies Versmaß aus der Kirche auf den Boden der weltlichen Dichtung verpflanzt; allerdings finden sich davon schon früher einzelne Beispiele, hier aber geschieht es von zwei der antiken Metrik wohl kundigen Gelehrten und offenbar in scherzhafter parodischer Absicht;*) der Einfluß der Gesellschaft des Hofes läßt sich darin nicht verkennen. — Ein liebenswürdiger Humor, dem der große Kaiser nicht abhold war, durchzieht diese poetische Correspondenz, da Paulus in den von dem Kaiser angeschlagenen Ton ohne Scheu einstimmt. Auch poetische Wettkämpfe fanden, wie uns ein Gedicht des Paulus belehrt, zwischen den beiden Gelehrten Italiens, und wol auf Karl's Anregung, statt, wie sie auch Räthsel sich in ihren Versen aufgeben und lösen, eine Unterhaltung die ja der Kaiser so sehr liebte. Dergleichen Gedichte erinnern schon, wenn auch entfernt, an das auf dem Boden der ritterlichen Gesellschaft erwachsene Streitgedicht oder Getheilte-Spiel der Provenzalen.

Als eine echt höfische Dichtung wurde auch die Ecloge Virgil's eingebürgert, die, wie bereits bemerkt, in diesem Kreise besonders beliebt war. Wir besitzen ein solches längeres Gedicht, das auch inhaltlich von bedeutendem Interesse ist, von einem jungen, armen Poeten, der durch dasselbe der Gunst Karl's sich empfahl. Er war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Schüler Alcuin's, der auch einmal in seinen Gedichten des Naso, unter welchem Autornamen die Ecloge

*) In derselben Absicht hat solche rhythmische Gedichte auch Alcuin verfaßt, die er dann an Karl's Tafel zum Besten gab, vielleicht auch improvisirte, wie Theodulf bezeugt, Carm. l. III, c. 1, v. 136, wo es von Alcuin heißt: Et solvat numeri vincla favente ioco.

uns überliefert ist, gedenkt. Sie ist in zwei Büchlein getheilt. Zwei Hirtensänger treten auf, ein junger Anfänger, welcher den Dichter selbst vorstellt, und ein alter, ein ruhmgekrönter „Veteran" der Dichtung, der nach einem Hirten Virgil's Micon sich nennt. Jener fordert diesen zum Gesang mit ihm auf, indem er hofft, auch die Gunst des Kaisers zu gewinnen, der schon manche Gabe von ihm gnädig aufgenommen. Dieser sehe von der hohen Burg der neuen Roma (Achen) alle Reiche seinem Scepter unterworfen; die Welt sei in die alte Zeit zurückversetzt, es würde das goldene Rom erneuert, dem Erdkreis wiedergeboren. (So wird hier diese erste Renaissance mit diesem Ausdruck selber bezeichnet.) — Der Dichter nennt aber hier den Kaiser Palemon, nach einem Hirten der dritten Ecloge Virgil's, der von zwei anderen dort zum Schiedsrichter in einem Gesangswettstreit erkoren wird: Karl soll also jetzt ihr „Palemon" sein. Der Alte theilt nicht die Hoffnungen des Jünglings, er meint im Gegentheil, Karl verachte die Gedichte desselben; der Jüngling werde keinen Lohn bei ihm ernten, vielmehr solle er des Schicksals seines antiken Pathen (des Ovid) gedenken. Dagegen weist der junge Sänger auf die Belohnungen hin, die einem Virgil, einem Lucan, einem Ennius im Alterthume geworden: und fände nicht dasselbe in ihrer Zeit statt? Homer (Angilbert), Flaccus (Alcuin), Theodulf und Einhard bezeugen reich beschenkt, daß Karl die Dichtung liebe. Der Alte muß nachgeben, und so beginnt im zweiten Büchlein der idyllische Wechselgesang. Der Alte schildert mit lebendigen Farben die mittägliche Sonnengluth, in der die Bienen fröhlich summen, das Vieh aber des Waldes Schatten aufsucht. Er fordert den Genossen auf, in den nahen kühlen Hain mit ihm einzutreten. Jener antwortet und preist den Alten glücklich, dessen Liedern die Thiere lauschend folgten, selbst die wilden in Frieden, gezähmt durch seine Kunst. So scheint sich schon zu erfüllen, was er mit göttlichem Messer auf der Rinde einer Buche eingeschnitten liest: Friede den Ländern, der Krieg sei ferne. — Die Inschrift sagt die Wahrheit, erwidert der Alte, eine goldene Sonne leuchtet glänzend in der Mitte des Erdkreises, nach allen Richtungen ihre Strahlen ausbreitend; durch keine Wolke verdunkelt, verscheucht sie die Stürme. Ihrer erfreuen sich Saone, Rhone, Loire, Maas und Rhein. Dieses goldene Licht, vom Himmel der Welt gesandt, unterwirft sich die wilden Völker und zügelt unzählige Stämme durch Gesetze, ihm beugt sich der ganze Erdkreis. Der ruchlose Aufruhr flieht, die Waffen ruhen, Bellona knirscht gefesselt in ohnmächtiger Wuth. Eine goldene Regierungszeit ersteht den Lateinern, das hohe Rom sieht seine Triumphe zurückkehren. — Karl ist jene Sonne, die der Welt das goldene Zeitalter zurückführt.

Dies Gedicht, dessen Gang und Inhalt wir kurz, möglichst mit seinen eigenen Worten, skizzirten, feiert also die Wiederherstellung des Imperium, des Weltreichs, durch Karl, und zeigt, welche Hoffnungen man davon hegte, nachdem also „geendigt war die kaiserlose, die schreckliche Zeit"; und diese Hoffnungen mußten durch die gesetzgeberische Thätigkeit, die der neue Kaiser alsbald im Sinne der Herstellung einer Civitas dei — des Gottesstaats des Augustin — entwickelte, sehr wesentlich gefördert werden.

Doch ist das Gedicht sicher erst nach dem Jahre 804 verfaßt, wol aber alsbald danach, spätestens 805, nicht blos aus den von dem verdienstvollen Heraus-

geber Dümmler bemerkten Gründen, sondern weil erst in diesem Jahre 804 die Sachsenkriege ihr Ende nahmen, auf deren Abschluß der Dichter vielleicht mit der Flucht des ruchlosen Aufruhrs hingedeutet hat. Jetzt erst konnte der Friede des Weltreichs gesichert erscheinen.

Auch dies Gedicht zeigt manche Reminiscenzen aus Virgil, ja es ist in seinem zweiten Buche (wie Bährens unlängst nachwies) einer Ecloge eines Nachfolgers Virgil's, des Calpurnius, durchaus nachgebildet, dem auch mehrere Einzelheiten entlehnt sind. Aber auch die Dichtung eines Zeitgenossen ist darin benutzt, eben jenes „Veteranen der Dichtkunst", den der Dichter als seinen Gesangsrivalen unter dem Namen Micon in der Ecloge auftreten läßt. Derselbe verweist dort selbst auf jene seine Dichtung, in welcher er bereits Karl als die die Welt erleuchtende Sonne gefeiert habe. Es ist dies aber ein dem Angilbert bisher gewöhnlich beigelegtes episches Gedicht, dessen Held Karl der Große ist. Ein Gesang davon hat sich erhalten, worin gerade jene Stelle, auf welche Micon Bezug nimmt, sich findet.*)

Diese epische Dichtung ist schon allein dadurch von dem größten literargeschichtlichen Interesse, daß hier an der Stelle eines Heiligen ein weltlicher Held besungen wird, und zwar nach dem Vorbild des Aeneas: wie dieser der erste Gründer des römischen Reiches, so Karl der des neuen Imperium, Karl, der „die zweite Roma" Achen ausbaut. Diese Wendung in der Poesie tritt hier aber um so auffallender hervor, als der Dichter außer der Aeneis die panegyrisch-epische Dichtung das Fortunat über das Leben des heiligen Martin vor Augen gehabt hat. Wie Fortunat seinen Helden als „den gallischen Pharus" feiert, so unser Poet Karl als „den Leuchtthurm Europa's". Was den Inhalt des uns erhaltenen Gesangs betrifft, so schildert der Dichter zuerst, nach einem im Style Fortunat's verfaßten Panegyricus auf seinen Helden, die Gründung „der zweiten Roma" im Hinblick auf den von Virgil geschilderten Bau von Karthago, dann in hübscher idyllischer Weise den Wald und Park bei Achen, wo Karl mit der Jagd sich vergnügt. Eine solche wird dann vom Aufbruch am frühen Morgen an mit den lebendigsten Farben beschrieben, und bei dieser Gelegenheit die Familie Karl's vorgeführt, denn Gemahlin, Söhne und Töchter nehmen an dem Jagdvergnügen Theil. Ein Eber wird aufgespürt und vom Kaiser erlegt. Ein heiteres Mahl in Zelten beschließt den Tag. In der folgenden Nacht aber hat Karl ein Traumgesicht: der Papst Leo erscheint ihm verwundet und zerstümmelt. Karl sendet alsbald Boten nach Rom, die Wahrheit zu erkunden. Die Boten vernehmen denn auch dort das Attentat und geleiten darauf den flüchtig gewordenen Papst auf seine Bitte zu Karl. Die Zusammenkunft des „Königs von Europa" und des „höchsten Hirten der Welt" in Paderborn wird dann noch erzählt, und nach ihr hat man auch gewöhnlich dies epische Fragment betitelt.

*) Es ist hiernach die Autorschaft Angilbert's noch zweifelhafter geworden, als sie ohnehin war; absolut ausgeschlossen wird sie aber hierdurch meines Erachtens noch nicht, trotzdem Naso, wie oben gezeigt, den Angilbert selbst dem Mico als Beispiel der Gunst, die Karl den Poeten schenke, citirt; die eigenthümliche Art, wie dies geschieht, kommt dabei sehr in Betracht.

Auch diese Dichtung enthält eine Menge Reminiscenzen aus den Werken Virgil's (nicht blos der Aeneis), wie aus der genannten Dichtung Fortunat's; trotzdem verdient sie ganz und gar nicht das wegwerfende Urtheil, das nach so vielen ihr früher von Andern gezollten Lobsprüchen, zuletzt Simson in einem sonst recht lehrreichen Aufsatz über sie gefällt hat. Wie wir schon bei Alcuin und Naso sahen, war ein solches Verfahren der Dichter, auch Einzelheiten von ihren Vorbildern abzucopiren, damals herkömmlich und allezeit bei einer aus der Schule erwachsenen Kunst. Der Verfasser jenes epischen Gesanges besaß wahres poetisches Talent, einen reichen Sinn für das Malerische der Schilderung sowie für die Musik des Verses. Die sinnliche Kraft und die ganz weltliche Richtung, welche dieses Poem, ebenso wie die Ecloge des Naso, auszeichnen, künden schon eine neue Literatur der Zukunft in dem neuen Imperium an, die allerdings erst viel später zu einer wahren und vollen Entwickelung reifen sollte. Dies geschah vollkommen erst in den Volkssprachen, freilich Jahrhunderte später, und dann werden auch die Thaten Karl's selbst und die von Sagen umwobene gewaltige Persönlichkeit des großen Kaisers eine Hauptquelle der epischen Poesie. Höchst merkwürdig ist es deshalb, daß bereits zu Lebzeiten Karl's seine Thaten die schon so lange entschlummerte Epik wiedererwecken, und diese Dichtung unmittelbar den Ereignissen folgt. Ist doch die eben betrachtete, wie das Citat aus ihr in der Ecloge Naso's beweist, spätestens vor 805 verfaßt, während jene Zusammenkunft Karl's mit Leo 799 stattfand.

Aber wir haben nicht blos dies eine Beispiel. Viel früher schon, als Karl noch nicht den Gipfel der Macht erreicht, noch nicht im Glanze des Imperium strahlte, sind seine Thaten von zeitgenössischen Dichtern besungen worden. So hat der „Irische Fremdling" (Hibernicus exul), unter welchem Namen uns eine Anzahl Gedichte überliefert sind, die dieser Autor als Jahresgeschenk Karl dargebracht hat, die 787 durch Karl erzwungene Unterwerfung des abgefallenen Tassilo von Bayern besungen, und zwar sehr bald nach dem Ereigniß, denn die Unterwerfung erfolgte im Herbst jenes Jahres, und das Gedicht ist jedenfalls vor dem Sommer des folgenden, wo Tassilo ganz gestürzt wurde, verfaßt; sucht doch der Dichter den Bayernherzog zu entschuldigen, was er nimmer nach Tassilo's Sturze in einem Karl selbst gewidmeten Gedichte hätte wagen können. Leider besitzen wir von dem Gedicht nur zwei Fragmente, die ersten 93 Hexameter und ein paar Verse des Schlusses. Ein Gespräch mit der Muse eröffnet das Gedicht; sie beruhigt den Dichter über den Werth ihrer Gaben, „durch welche die berühmten Thaten der alten Könige glänzen und die der gegenwärtigen den zukünftigen Geschlechtern erzählt werden, ja durch welche der Schöpfer der Welt gepriesen wird." Der Dichter geht dann zu seinem Gegenstand mit der Frage über: „welche Pest den in Allem getreuen Diener befallen, daß er den finsteren Blick seines Herrn verdiente?" Das ist das Gift Satans selbst gewesen, der überall Streit säet. Dieser trägt an dem Friedensbruch die Schuld: er hat das Gerücht von dem Abfall Tassilo's verbreitet. Karl wollte es nicht glauben. Aber das Gerücht schwoll immer mehr an; der König mußte der öffentlichen Stimme Gehör geben. Er versammelt ein Heer, mit dem er über den Rhein setzt; er redet seine Großen an, er erinnert sie an ihre Herkunft von Troja — —

Mitten in dieser Anrede bricht das Hauptfragment leider ab. Der Schluß berichtet die Aussöhnung und das neue Gelöbniß der Treue, welches der Herzog dem Könige darbringt.

Noch eines Dichters jener Zeit haben wir zu gedenken, der auch oft an Karl's Hofe verweilte und zu seiner poetisch-gelehrten Genossenschaft gehörte. Es war der Bischof Theodulf von Orleans; durch ihn ist wieder ein neuer germanischer Stamm in diesem Kreise vertreten: er war ein Gothe, wie er selbst sich in einem Gedichte bezeichnet. In einem anderen macht er uns mit seiner Lieblingslectüre bekannt; da nennt er neben den großen Kirchenvätern und christlichen Encyclopädisten die „ausgezeichnetsten heidnischen Philosophen", neben den bedeutendsten christlichen Dichtern, einem Prudenz und Fortunat, den Virgil und Ovid. Die Mythologie der Alten bietet ihm keinen Anstoß, da er sie für Allegorie erklärt. Die besondere Befähigung des gothischen Stammes, das romanische Bildungselement sich anzueignen, zeigt sich recht an Theodulf. In ihm haben diese classischen Studien eine wahrhaft ästhetische Bildung gereift. Nicht blos bekunden dies in Sprache und Vers seine Dichtungen, sondern auch sein Sinn für bildende Kunst. So ließ er eine prachtvolle Kirche nach dem Muster der Achener Basilika bauen, kostbare, mit Bildern geschmückte Handschriften und kunstvolle Sculpturwerke anfertigen, wie er denn eins seiner Gedichte der sorgfältigen Beschreibung eines solchen, das als Tafelaufsatz und Fruchtkorb diente, gewidmet hat; mit einem Tellurium versehen, sollte es, wie er da sagt, den Geist zugleich nähren, während dem Leibe Nahrung gespendet ward. Seinen Sinn für die Kunst des Alterthums aber zeigt die Beschreibung einer antiken Vase, mit welcher man ihn einmal zu bestechen dachte. Theodulf, der auch als Bischof, und ganz im Sinne Karl's, eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete, den Klerus sittlich und geistig zu heben, die Klosterzucht herzustellen, und Schulen zu gründen, Theodulf trat dem Kaiser besonders nach dem Tode Alcuin's sehr nahe, indem er dessen Stelle als theologischer Beirath zu ersetzen hatte. Er überlebte noch sieben Jahre den Kaiser, um, in die ersten Wirren der Regierung seines Nachfolgers verwickelt, ein trauriges Ende in Haft und Verbannung zu finden.

Die Dichtung des Theodulf schließt sich auch zum Theil, wie die des Alcuin, in ihrer Vorliebe für die Epistel und das Epigramm an die Dichtung des Fortunat an, zum anderen Theil aber in größeren didaktischen Werken an die des Prudentius, so wenig auch der Gothe den Schwung der Phantasie und den rednerischen Pomp des spanischen Romanen zeigt. Auch in Theodulf's Dichtung spiegelt sich die Zeit des großen Kaisers wieder, an dessen politischen, kirchlichen und literarischen Reformbestrebungen der Dichter auch durch die That betheiligt war. So wurde er zum Missus dominicus ernannt, um die Gerichte eines Theils von Südgallien zu revidiren und als höchste Instanz an der Stelle des Kaisers selbst Recht zu sprechen. Als eine Frucht dieser wichtigen Sendung erscheint ein fast 1000 Hexameter zählendes Gedicht, eine „Ermahnung an die Richter", worin die Reise selbst und ihre Resultate geschildert und die dabei gewonnenen Erfahrungen verwerthet werden. Ein Gedicht von großem culturgeschichtlichem Interesse. Ein anderes, das an Karl selbst gerichtet ist, führt uns

mitten in die Gesellschaft des Hofes ein, zur Zeit als eben die durch den Herzog von Friaul eroberten Schätze der besiegten Avaren dort eingetroffen, ihm einen besonderen Glanz verliehen. Der damals abwesende Dichter schildert da das Leben in der Pfalz, wie er es sich im Geiste nach seinen früheren Erfahrungen ausmalt. Mit einem Triumphgesang auf Karl, dessen Lob unermeßlich sei, hebt das Gedicht an. Wie er die Hunnen besiegt, so soll er auch die Araber treffen, wie jene, so diese zum Christenthum bekehren. Auch Cordoba soll seine seit langer Zeit aufgehäuften Schätze dem Frankenkönige zu Füßen legen. So wird auf die ein paar Jahre darauf folgenden Feldzüge hingewiesen, welche die Eroberung von Barcelona krönte. Der Dichter erzählt dann, wie nach Beendigung des Rathes und des Gottesdienstes zu dem festlichen Mahle geschritten wird, wie dem Könige die Söhne den Mantel, die Handschuhe, das Schwert abnehmen, wie die Töchter unter Küssen ihm Blumensträuße darreichen. Nachdem dann der Ankunft der Großen, der Geschäftigkeit des Hofmarschalls, des Tischgebets des Erzkaplans gedacht ist, werden uns die bedeutendsten Persönlichkeiten der Tafelrunde vorgeführt, vor allen die Gelehrten, von welchen wieder Alcuin und ein „Schotte" ganz besonders bedacht sind, jener mit aller Hochachtung, aber nicht ohne Humor, dieser mit beißendem Spotte geschildert. Nach aufgehobener Tafel, bei welcher Wein und Bier nicht gespart wird, werden Gedichte des Theodulf selbst vorgelesen: diese Lectüre verwünscht sammt dem Dichter ein dicker, starknochiger Kriegsmann, der, weil er zu tief in das Glas gesehen, wenn ihn der König huldvoll zu sich ruft, gleich dem Vulcane dahin schwankt, aber mit Jupiter's Stimme donnert; der boshafte Schotte aber, bald an den Vorleser, bald an die Zuhörer sich wendend, wird nicht müde, zu recensiren.

Indeß finden sich auch die höchsten politischen Fragen in Theodulf's Gedichten berührt oder behandelt, so die Stellung Karl's zur Kirche, oder vielmehr über derselben; so mahnt der Dichter von einer Theilung des Reiches ab, wie er denn auch nach Karl's Tode, in zwei merkwürdigen Naturerscheinungen, die er in seinen Gedichten beschreibt, die Bürgerkriege und ihr Verderben voraussieht. So erkennen wir auch hier, wie die Dichtung und die literarische Cultur überhaupt, durch Karl in die höchsten Kreise verpflanzt, den Einflüssen des öffentlichen Lebens sich erschließt. Am bedeutendsten wirkte natürlich, wie wir früher sahen, das welthistorische Ereigniß der Erneuerung des Kaiserthums auf sie ein; aber es läßt sich mit Recht behaupten, daß auch andererseits nicht minder die humanistischen Studien auf das öffentliche Leben influirten, und insbesondere der Gedanke der Wiederherstellung des römischen Imperium unter ihrem Einfluß sich entwickelte. In dieser Richtung wirkte das christlich-römische Alterthum mit dem heidnisch-römischen einträchtig zusammen. Wie Karl's Lieblingsbuch, die „Civitas dei", die erste christliche Philosophie der Geschichte, die Nothwendigkeit des römischen Imperium als des durch Gott verordneten letzten Weltreichs bis zur Wiederkunft Christi motivirte, so sah der gelehrt-poetische Hofkreis, dessen formelle Bildung vor Allem auf Virgil basirte, in Karl schon lange seinen Augustus; vergleicht doch einmal Alcuin, und zwar im Jahre 798, in einem Briefe an Karl sich selbst mit Virgil und Karl mit Augustus.

In den Eis- und Schneeregionen der Hochalpen.

Von

Dr. **Paul Güßfeldt.**

Die Eis- und Schneeregionen der europäischen Alpen sind uns erst in den letzten Decennien allgemein erschlossen worden. Wegen der mancherlei Schwierigkeiten, mit denen das Betreten dieser eigenartigen Welt verknüpft ist, hat nur ein sehr kleiner Theil der Alpenbesucher sich frei und ungehindert in ihr bewegen können. Aber das Interesse für das Hochgebirge und für Hochgebirgswanderungen ist nicht auf jene kleine Zahl beschränkt geblieben, sondern erstreckt sich bereits weithin. Daher erscheint der Versuch verlockend, die eigenen vieljährigen Erfahrungen, Erlebnisse und Anschauungen auf diesem Gebiete zusammenzufassen und mit einem größeren Kreise zu theilen.

I.

Die Vorstellung des Schreckens, die wir seit den ältesten Zeiten mit den Hochalpen verbinden, ist völlig gerechtfertigt. Wer je allein, ohne Führer, ohne Gefährten, dieser ernsten, leblosen Schöpfung gegenüber gestanden hat, wird sich eher bedrückt als erhoben fühlen. In dieses Gebiet muß ich den Leser führen, fort aus den lieblichen Thälern, über grüne Matten hin, hinauf zu den starren Regionen des Eises, des Firnschnees und der in grauser Majestät aufragenden Felsenmassen; — wo das organische Leben fast ganz erstirbt und Nichts übrig bleibt, als das unheimlich stetige Wirken mechanischer Kräfte. Der eigenthümliche Charakter der höchsten Zonen unserer Alpen ist vornehmlich dadurch bedingt, daß sie weit hineinragen in die sogenannte Region des „ewigen Schnees". Da die Luft sich mit der Höhe verdünnt, so kann sie sich dort weniger erwärmen, als die unter gleicher Strahlung der Sonne und gleicher Wärmerückstrahlung des Erdbodens befindliche dichtere Luft der Thäler. Die mittlere Jahreswärme sinkt deshalb mit der Höhe, während die Feuchtigkeit der Luft sich mehr und mehr als Schnee, statt als Regen, niederschlägt; und man gelangt beim Aufsteigen an eine Linie, die sogenannte Schneegrenze, oberhalb deren mehr Schnee fällt, als weggethaut wird. Diesen Schnee bezeichnet ein uralter, schöner Sprachgebrauch als „ewigen Schnee".

Bedenkt man, daß sich die Schneegrenze für den Nordrand der Alpen bei etwa 8000′ hinzieht, daß aber die Kämme der Centralketten sich bis 12,000′, ihre Spitzen bis über 14,000′ erheben, so erhält man ohne Weiteres eine Vorstellung der colossalen Schneemassen, die dem Hochgebirge aufgelagert sind. — Aber die schroffen Bildungen der Felsunterlage lassen es nicht zu, daß der Schnee sich wie eine gleichmäßige, glänzende Decke darüber ausbreite. Es gibt steile Hänge, an denen kein Schnee haftet, oder wo er so lose haftet, daß die geringste Ursache ihn in donnernden Lawinen in die Tiefen schleudert; dann bleibt meist Nichts als eine dünne Decke, die sich unter der Einwirkung der Sonne und späteren Gefrierens in Eis verwandelt, und es entstehen jene steilen und glatten Passagen, die auch den Muthigsten befangen machen. Daher die Mannigfaltigkeit des Anblicks, wo aus den weiten Firnmulden das Felsgebirge aufsteigt, seine dunklen Grate, seine steilen Abstürze den Schnee durchbrechen, und himmelstürmend Nichts über sich dulden, als schwarzblauen Aether. —

Doch diese Verhältnisse lassen sich nur deutlich erkennen, wenn man in das Herz der Hochgebirgswelt vorgedrungen ist. Weitaus der größere Theil der Flächen ist schneebedeckt und, aus der Ferne gesehen, schimmert die Alpenkette im reinsten Weiß. Die Schneemassen müßten sich nun in immer wachsender Menge oberhalb der Schneegrenze ansammeln, wenn nicht aus ihnen die Gletscher sich erzeugten: jene mächtigen Eisströme, welche den umgewandelten Hochgebirgsschnee aus den obersten Thalstufen weit unter die Schneegrenze hinabführen; sie enden da, wo sie im Kampfe mit der zunehmenden Wärme unterliegen, oft inmitten der kräftigsten Vegetation. Wie die Verwandlung des Schnees in Eis vor sich geht, von welchen physikalischen Gesetzen es abhängt, daß die spröde Masse des Gletschers sich in langsamem Flusse bewegt, das tritt aus dem Rahmen unserer Schilderung heraus. Es mag genügen, auf die classische Darstellung hinzuweisen, die Helmholtz in seinen „populären wissenschaftlichen Vorträgen" hiervon gegeben hat.

Die Geschwindigkeit des Eisstromes ist eine zu geringe, als daß sich das Auge unmittelbar davon Rechenschaft geben könnte. Aber da das Eis nicht dehnbar ist, so bilden sich überall, wo einzelne Theile schneller abwärts gleiten, als andere, Spalten und Klüfte. Hieraus erklärt sich die große Verschiedenheit, welche ein Gletscher in seinem Laufe darbietet. Derselbe Gletscher, der in seinen höher gelegenen Theilen zuweilen so ebene Flächen zeigt, daß er ein Tummelplatz für Kinder sein könnte, zerklüftet sich unterhalb und nimmt phantastischere Gestaltungen an, als sie selbst das vom Sturme gepeitschte und plötzlich starr gewordene Meer bieten würde.

Bewegt man sich von der Mittellinie eines Gletschers aus auf das Thalufer zu, so pflegen die Risse zuzunehmen. Der Uebergang zu der Thalwand selbst wird oft durch einen tiefen Schrund, der auf der einen Seite durch die Eiswand des Gletschers gebildet wird, auf der anderen durch die Felswand des Thales, höchst gefahrvoll, wenn nicht unmöglich gemacht, und nicht selten besteht eine der Hauptschwierigkeiten eines Hochalpenmarsches in der Bewerkstelligung eines solchen Ueberganges. — Aber ehe man an den Rand des Gletschers über-

haupt gelangt, hat man jene mächtigen Schuttwälle zu überschreiten, die unter dem Namen der „Moränen" bekannt sind. Sie laufen den Ufern des Gletschers parallel und sind aufgebaut aus den Trümmerstücken, welche von den steilen Thalwänden auf den Firn und das Eis herabstürzen. Was über diese Seitenmoränen fort bis in die Mitte des Gletschers gelangt, wird an seinem Ende abgesetzt und bildet die Stirnmoräne. Die sogenannten Mittelmoränen laufen den Seitenmoränen parallel und sind aus diesen durch den Zusammenfluß zweier Gletscher entstanden.

Im Hochsommer, namentlich nach langer, anhaltender Trockenheit, offenbart sich der Gletscher in seiner ganzen Schönheit, aber auch mit allen seinen Schrecken. Dann verdeckt keine trügerische Schneehülle die tiefen Spalten, und man kann den Blick hinabsenken zwischen bläulich schimmernde Eiswände, die mit wachsender Tiefe ein immer tieferes Blau entgegenstrahlen. Wer nächtlicher Weile, wie ich das unzählige Male gethan, über den Gletscher zieht, findet seine Oberfläche hart gefroren, oft spiegelblank und dadurch für den Wanderer ungemein beschwerlich; in weitem Umkreise herrscht Todtenstille, alle Bewegung scheint gebannt. Eine eisige Luft weht, wenn die Sonne sich erhebt und ihr gelbes Licht auf die bis dahin grauen Flächen wirft. Aber ganz anders gestaltet sich das Bild, wenn man es in den ersten Nachmittagsstunden betrachtet. Dann hat die Sonne ihre Wirkung ausgeübt, die Oberfläche des Gletschers wird körnig, und es bilden sich Eisrinnen, in denen das Thauwasser hinfließt; sie breiten sich wie ein Netz weithin aus, vereinigen sich zu größeren Bächen, die dann in den Spalten verschwinden, oder in trichterförmigen Löchern, die man „moulins" oder Mühlen nennt. Ueberall quillt und strömt es; man hört das Rauschen der Bächlein und das Toben der in die „Mühlen" gestürzten Wasser, oft auch unterirdisches Murmeln, das geheimnißvoll an unser Ohr schlägt. Die kalte Beleuchtung des frühen Morgens hat aufgehört, die Landschaft hat volle, gesättigte Farben angenommen; die Felsenblöcke, die auf dem Gletscher zerstreut liegen, fühlen sich nicht mehr eisig an und laden zum Ausruhen ein. Nur zu gern überlassen wir uns dort unseren Träumereien, schauen hinauf zu den Bergen und folgen in Gedanken dem behenden Lauf des Stromes, der dem Gletscher entquillt und sein belebendes Naß und den aufgewirbelten fruchtbaren Schlamm der zermalmten Gesteine den Thälern und Tiefländern zuführt. Wie brennend die Sonne auch auf diesen ruhen mag, in gleichem Maße läßt sie die unversiegbare Quelle des Gletschers fließen; — wahrlich eine Anordnung, so unmittelbar befriedigend für den menschlichen Geist, wie kaum eine andere in dem Haushalt der Natur.

Aber nicht immer zeigt sich der Gletscher in dem Glanze seiner Schönheit. Wenn Schneestürme über ihn hinwüthen, die blauen Spalten überbrücken, die Berge verhüllen und auch den erfahrensten Führer irre leiten — dann denkt der Wanderer an Nichts, als an seine Rettung aus den sichtbaren und unsichtbaren Gefahren, die ihn umgeben. Auch das geübteste Auge vermag schließlich nicht mehr zu unterscheiden, ob der Schnee auf festem Eise aufliegt, oder nur einen Schlund überbrückt. Manche dieser Schneebrücken ertragen das Gewicht eines Menschen und selbst viel größere Lasten; aber andere sind so locker gefügt, daß der Unglückliche, der sich ihnen anvertraut, hindurchbricht und — wenn er allein

und nicht durch starke Seile mit den Gefährten verbunden ist — hinabsinkt, dem elenden Tode des Erfrierens und Verhungerns preisgegeben.

Wie groß und mannigfach nun auch die Schwierigkeiten sein mögen, welche die Gletscher auf ihrem langen Laufe dem aufwärts- und vorwärtsstrebenden Wanderer entgegenstellen, so muß man doch in ihnen die natürlichen Wege sehen, die zu den Firnregionen und auf die Kämme des Gebirges hinaufführen. Denn eine Umgehung des Gletschers mit Hilfe der ihn einschließenden Felsrücken verbietet sich — wenigstens im Oberlaufe des Gletschers — meist durch deren schroffe Gestalt; und wo die zu große Zerklüftung des Eises ein unüberwindliches Hinderniß, der Uebergang zur Thalwand also eine Nothwendigkeit wird, pflegt der Reisende seinen Zweck nur durch die halsbrechendste Kletterei zu erreichen.

Haben wir den Gletscher glücklich überwunden und statt des Eises körnigen Firnschnee unter den Füßen, so werfen wir prüfend und erwartungsvoll einen Blick auf das vor uns liegende Gebiet. Wir befinden uns in einer höheren Stufe des Thals und stehen den längst aus weiter Ferne bewunderten Bergriesen gegenüber. Sie richten sich ernst und abwehrend aus weiten Schneemulden vor uns auf, unnahbare Majestät umgibt sie. — Eine ermüdende und monotone Wanderung über die sanft geneigte Schneefläche bringt uns an ihren Fuß, und nun beginnt die entscheidende Arbeit. Die Schneehänge, die zur Firnmulde abfallen, sind so steil, daß der Uneingeweihte es für ein phantastisches Beginnen hält, an ihnen hinaufklettern zu wollen. Man prüft die Beschaffenheit des Schnees; drückt sich der Fuß leicht in ihn ein, ohne zu tief einzusinken, so hat man mäßige Arbeit; es bedarf dann nur eines sicheren Trittes, eines unerschrockenen Gemüthes; ist aber die Oberfläche vereist, oder noch schlimmer — liegt eine leichte Decke frisch gefallenen Schnees auf der spiegelglatten Unterlage, dann kann man sich nur mit Hilfe der Axt, durch Einhauen von Stufen, den Weg bahnen. Die körperliche Anstrengung, das Bewußtsein der Gefahr, das Ausgeschiedensein aus der Welt der Menschen und alles Lebenden erhöhen die Empfänglichkeit der Seele für die Eindrücke der umgebenden, erhabenen Wildniß. — Schon kann der Blick hinwegschweifen über Rücken, zu denen er bis dahin aufsehen mußte, und stückweise entwickelt sich das Panorama. Aber noch bleibt viel zu thun übrig. Aus den steil aufgerichteten Schneefeldern, die glücklich nach mehrstündiger Anstrengung überstiegen sind, erheben sich die Felsenabstürze, mit denen die Hauptmasse der zu erklimmenden Spitze gegen die Firnregion abfällt. Jetzt beginnt wieder eine ganz andere Art von Thätigkeit. Der Fuß allein reicht nicht mehr hin, um einen Halt an der fast senkrechten Wand zu gewähren; es bedarf auch der Hand, die nach den kleinen Vorsprüngen und Höckern greift, um das Gewicht des Körpers zu mindern. Hier ist viel weniger auf die Steilheit, als auf die Oberflächenbeschaffenheit des Felsens Rücksicht zu nehmen. Ist er zerklüftet und verwittert, weicht er dem Fuß und der Hand, so ist die größte Vorsicht geboten, und sorgsam muß man an jedem einzelnen Stein rütteln, um zu wissen, ob er auch halten wird. An solchen Wänden, namentlich wenn sie in früher Morgenstunde passirt werden, pflegt es eisig kalt zu sein, und die an dem Felsen herumtastenden Hände leiden alsdann durch heftigen Schmerz. Es ist [illegible], bis zu

welchem Grade die Kälte jede kräftige Willensäußerung lähmt. Man stelle sich die Lage des Wanderers vor, der vor Frost zitternd, mit der Hand den kalten Fels fassend, auf schmalem Vorsprung stehend, der kaum für einen Fuß Platz läßt, tief unter sich den Abgrund sieht, und auf den plötzlich die Schrecken seiner Lage einstürmen! Es wird Nacht vor seinen Sinnen, er weiß keinen Ausweg mehr, und wenn er dennoch gerettet wird, so verdankt er es der Aufopferung seiner Gefährten. Solche Fälle sind vorgekommen; aber auch solche, wo der Ausgang ein unglücklicher war, und wo menschliche Aufopferung und menschliche Verzagtheit ein gemeinsames Grab in der Tiefe fanden.

Endlich befindet man sich an dem Felsrand, greift in den darauf gelagerten Schnee und schwingt sich auf den Grat. — Wie aus einem Kerker befreit, blickt man frei und weit um sich. Auf einer Schneide stehend, zur einen Seite die überwundene Felswand, zur anderen abschüssige Schneefelder, sieht man tief unten neue Gletscher liegen, rings um sich Schnee- und Felskuppen — der scharfe, schmale Grat erhebt sich in schön geschwungener Linie, auf der man den Weg zur höchsten Spitze vorgezeichnet hat. — Mit größter Vorsicht schlägt man Stufen in's Eis, oder stampft solche mit dem Fuße in den Schnee; denn man geht ganz frei wie auf einem Seil, und hat weder Fels noch Schnee, die Hand einzuschlagen, wenn man fühlt, daß man zu gleiten beginnt. Noch einmal treten Felsen aus dem Grat hervor — es sind die Felsen der höchsten Spitze, auf die wir jetzt den Fuß setzen. Ein wundersames und erhebendes Gefühl der Befriedigung belohnt hier den Wanderer. Rein, wie die Lüfte, die er athmet, gestaltet sich sein Empfindungsleben. Jedes unlautere Gefühl der Vermessenheit scheint zu schwinden. Eine ungekannte Energie bemächtigt sich seiner, und aus dem Menschengewirre, das er tief unter sich gelassen, steigen keine Mißklänge mehr zu ihm herauf.

Nichts hemmt den Blick; aber unbegrenzt, wie die Rundsicht ist, empfängt sie doch ihren Stempel von der nächsten Umgebung. Diese tritt nicht, wie beispielsweise beim Rigi oder beim Faulhorn, gegen die ferner gelegenen hohen Ketten zurück, sondern drängt mit der ganzen Gewalt ihrer schroff geformten Massen gegen uns an. Dazu kommt noch das Ungewohnte, daß wir diese wilden Hochthäler, diese in die Tiefe stürzenden Felsmauern, diese steilen Schneefelder, diese weithin gewundenen Gletscher von oben nach unten betrachten, statt, wie sonst, von unten nach oben. Wir könnten uns bedrückt fühlen durch die große Nähe all' der vielgestaltigen Massen; aber der beruhigende Blick in die weite, unabsehbare Ferne setzt uns wieder in's Gleichgewicht. Schimmernde Ketten erheben sich im Hintergrunde; inselförmig steigen sie auf aus einem Luftmeer, das von dunkleren Berglinien getragen wird; sie haben nichts Schreckhaftes mehr für uns, und indem wir den Blick auf ihnen ruhen lassen, erholen wir uns selbst. Das verworren scheinende Bild gestaltet sich zu immer größerer Klarheit; wir unterscheiden einzelne Ketten, einzelne Kuppen, einzelne Felszähne; wir vergleichen die große Verschiedenheit der Gebirgsformen, wir bewundern die Schönheit der Linien in der einen Kette, die kühnen Umrisse in der anderen, kaum glauben wir an ihre große Erhebung, an die Weite ihrer Erstreckung, so harmonisch gegen einander abgestimmt sind die Verhältnisse.

Die höher steigende Sonne und der weite Marsch mahnen den Wanderer zur Rückkehr. Der Schnee ist weich und locker geworden, er strahlt das Licht so weiß und blendend zurück, wie er es empfangen hat. Man muß das Auge durch Blendgläser schützen, die austrocknende Haut durch Einreibung geschmeidig erhalten, Hinterhaupt und Nacken mit einem weißen Tuche bedecken, wenn man den schmerzhaften Einwirkungen dieser Rückstrahlung entgehen will. Ist das Abwärtssteigen mit einem geringeren Aufwand physischer Kraft verbunden, so erfordert es dafür in höherem Grade einen sicheren und muthigen Tritt. Manchen, der furchtlos eine Schneewand erklommen, befällt ein Gefühl der Bangigkeit, wenn er den Abstieg vor sich sieht; aber ein ängstliches Abwägen jedes Schrittes ist nun nicht mehr am Platz. Ist die steile Schneide überwunden, so lassen sich die Felsen, die in der Frühe eine so gefährliche Passage bildeten, zuweilen durch einen längeren Weg über den Schnee umgehen. Dann kann man, wenn das Glück günstig ist, oft mehr als tausend Fuß in unglaublich kurzer Zeit zurücklegen. Indem man niedersitzt, die Beine nach vorn wegstreckt, den kurzen Stock des Gletscherbeils als Hemmschuh benutzt, fängt man an zu rutschen, anfänglich langsam, dann schneller und schneller. Ein Theil des Schnees setzt sich gleichfalls in Bewegung, und bald glaubt man, in einem pfeilschnell dahinschießenden Schneestrom zu schwimmen. Das Vergnügen, das man bei dieser Art der Fortbewegung empfindet, ist unbeschreiblich — vorausgesetzt, daß man seiner Sache sicher ist. Es kann aber geschehen, daß, indem man sich durch Anschlagen mit einem Fuß einen seitlichen Stoß versetzt, der Körper gedreht wird und, statt zu gleiten, zu rollen beginnt. Sofort ist man in eine Wolke aufgewirbelten Schnees eingehüllt, und ohne Macht über die Bewegung wird man willenlos fortgeführt und steuert in erschreckender Geschwindigkeit der Tiefe zu. — So erging es mir im Jahre 1860 an den Abhängen des Großglockner.

Tiefer und tiefer abwärts steigend, betreten wir endlich den Gletscher von Neuem, und der Cirkel unserer Betrachtung schließt sich da, wo das erste Grün der Matten uns lieblich entgegenschimmert, wo der Senne seine Heerde treibt, wo die lebendige Schöpfung uns wieder in sich aufnimmt.

II.

Meine Alpenreisen hatten im Jahre 1859 begonnen und waren im Laufe von sechs Jahren fünfmal wiederholt worden; das Glück hatte mir unwandelbar zur Seite gestanden und meiner Jugend den schönen Wahn erhalten, daß alte Schwierigkeiten zu überwinden seien.

Als daher im Juli 1865 die Kunde erscholl, daß das Matterhorn zum ersten Mal von vier Engländern und drei Führern erstiegen sei, und daß von diesen sieben Männern vier zerschmettert am Fuße des Felsriesen lagen, zweifelte ich keinen Augenblick daran, daß es mir gelingen würde, glücklich durchzuführen, was Andere mit einer Katastrophe bezahlt hatten. Noch in demselben Jahre eilte ich an Ort und Stelle, nachdem ich mich zuvor in einem anderen Theile der Schweiz auf das Rücksichtsloseste zu meinem Vorhaben trainirt hatte.

Das Matterhorn gehört bekanntlich zu den Walliser Alpen, von denen

man sagen darf, daß sie mächtiger entwickelt sind, als irgend ein anderer Theil der Schweizer Alpen. Tausende pilgern jährlich vom Rhonethal aus südlich nach dem kleinen Alpendorfe Zermatt und begeben sich von da aus auf den Riffelberg und den Gorner-Grat. Dort halten sie Umschau auf einen Kranz schneegekrönter Häupter, die sie von allen Seiten umschließen. Dem Monte Rosa steht man gerade gegenüber, — aber wie prachtvoll er auch erscheinen mag, und wie schön sich alle übrigen Berge neben ihm ausnehmen: stets wendet sich der Blick wieder dem Matterhorn zu, das wie ein großes, steinernes Räthsel aus weiten Gletscherbecken isolirt zum Himmel aufragt. So kühn, wie dieser, fast 14000′ hohe Felsenzahn, erhebt sich kein zweiter in der ganzen Alpenwelt, und drohend und abschreckend erscheint er Dem, der vorhat, ihn zu ersteigen. Den Engländern, vor Allem dem kühnen und erfolgreichen Mr. Whymper*), gebührt der Ruhm, sieben Jahre lang an dieser Aufgabe sich versucht und sie endlich gelöst zu haben; aber freilich, mit welchen Opfern! Fast gleichzeitig mit den Engländern gelang es italienischen Führern von der Südseite aus, die Spitze zu erreichen; die Italiener waren schon auf ihrer mehrtägigen Besteigung begriffen, als sie die Flagge der Engländer unverhofft über sich wehen sahen, und während auf der einen Seite des Berges vier Männer mühsam kletternd sich erhoben, stürzten eben so viele auf der anderen in jähem Fall dem Tod in die Arme.

In Zermatt angelangt, ließ ich sofort den alten Führer Peter Taugwalder kommen, der mit seinem ältesten Sohne und Edward Whymper aus der Matterhorn-Katastrophe lebend hervorgegangen war. Dieser Mann hatte auf der Spitze gestanden, er mußte den einzigen möglichen Weg durch die sich aufthürmenden Felsenlabyrinthe kennen, ein hoher Gewinn stand ihm in Aussicht, und dennoch — als ich ihm mein Vorhaben mittheilte, erschrak er heftig, suchte mir abzurathen, und bat endlich flehentlich, ich möchte unterlassen, was nicht gut enden könne.

Die großen Schweizerführer, d. h. die Führer, die nur im Hochgebirge gehen, sind höchst achtbare Männer. Sie verbinden mit einer bewunderungswürdigen Bergkenntniß große körperliche Gewandtheit und Zähigkeit im Ertragen oft übermenschlicher Anstrengungen. Es ist herrlich zu sehen, mit welchem Muth sie sich an die gefährlichsten Passagen machen, mit welcher Opferwilligkeit sie ihr Leben einsetzen, wenn das Leben Anderer bedroht ist.

Der alte Taugwalder war ein viel erprobter Führer, und wenn er abrieth, so hatte er guten Grund. Ich war aber nicht zu dem Zwecke gekommen, mir abrathen zu lassen, und gebrauchte die stets bewährte Drohung, daß ich mir Führer aus Bern oder Chamonix holen würde, um mein Vorhaben durchzusetzen. So verabredeten wir denn in größter Heimlichkeit, von der italienischen Seite aus den Versuch der Ersteigung zu machen, weil der frische Schnee auf der Nordseite keine Chancen bot. Wir zogen über den Gletscher-Paß des Theodul; der jüngere Sohn des alten Taugwalder, der als zweiter Führer dienen sollte, stieß erst auf dem Wege zu uns, damit alles Aufsehen vermieden werde. Im

*) S. darüber Ed. Whymper, Berg- und Gletscherfahrten, autor. deutsche Bearbeitung. Braunschweig, Westermann. 1872.

Val Tournanche wurden die nöthigen Provisionen beschafft und ein Mann gemiethet, der die Decken bis zum ersten Nachtlager tragen sollte. Denn wir hofften in $^2/_3$ Höhe der Pyramide in den Felsen zu nächtigen.

Am 18. September 1865 um 1 Uhr Nachts rückten wir aus; um 8 Uhr Morgens überschritten wir die Schneide zweier Firnfelder, die ein in bodenlose Tiefen abfallendes Kirchdach vorstellten, und betraten damit die eigentliche Pyramide des Matterhorns. Die Kletterei wurde wild und gefährlich, kein Schnee, kein Eis, nur Fels; bereits um 9 Uhr waren die Kräfte des italienischen Trägers vor Furcht dermaßen erlahmt, daß wir ihn zurücklassen mußten auf einer Felsenplatte, wo er weder vorwärts noch rückwärts konnte. Wir theilten nun die Lasten unter uns und kletterten weiter. So ging es bis gegen 3 Uhr Nachmittags, wo wir etwa 1500′ unter der Spitze sein mochten; aber die glatten Wände, die sich nun vor uns aufrichteten, spotteten jedes weiteren Vordringens. Alle Versuche scheiterten; wir mußten umkehren und erreichten unseren Ausgangspunkt um 11 Uhr Abends nach 22 Stunden ununterbrochener Anstrengung. Ich hatte nur den einen Trost, daß kurz nach dem Verlassen der Stelle, an der wir umkehrten, eine donnernde Steinlawine, die sich von der Spitze des Matterhorns losgelöst, über dieselbe hingebraust war, und daß mein Mißgeschick mich vor einem sicheren Tode bewahrt hatte. Aus diesem Grunde wollten auch die italienischen Führer, mit denen ich die Besteigung sogleich wieder aufzunehmen wünschte, in der vorgerückten Jahreszeit Nichts mehr unternehmen und vertrösteten mich auf's nächste Jahr. Aber der Krieg des Jahres 66 und spätere Reisen brachten mich erst im Jahre 1868 wieder an den Fuß des Matterhorns.

Nun versuchte ich es auf der Nordseite und stand am frühen Morgen des 10. August auf der Spitze. Wer dort oben steht, glaubt sich von der Erde losgelöst; der Boden scheint seinen Füßen entzogen; jäh fällt es ab um ihn her, und erst viele tausend Fuß tiefer wird der Blick durch schimmernde Gletscherbecken aufgehalten. Von unten her grüßt das stille Dorf Zermatt, und wendet man den Blick, so sieht man hier die italienischen Berge und dort den Montblanc in vollster Majestät, und wiederum dort die in ihrer Schönheit unerreichte Kette der Berner Alpen. Ueber dem Monte Rosa lagert eine Wolke, und im glänzendsten Weiß erscheint die Cima di Jazzi, erscheinen die Firnfelder, aus denen sie hervortritt.

Von Zermatt aus hatten wir die nach Osten sehende Felswand der Matterhorn-Pyramide erklommen und daselbst in einer Höhe von etwa 11,000′ die Nacht verbracht; wir suchten alsdann den Grat zu erreichen, wo die Ostwand und die Nordwand sich begegnen, und betraten letztere an der Stelle, wo die Felsen einen Ueberhang haben. Hier nun begann die eigentlich große Gefahr. Die Felswände sind glatt, mit einer dünnen Eiskruste überzogen; an kleinen Vorsprüngen für Hand und Fuß fehlt es, kaum klettert man anders als mit aufgelegten Knieen oder mit dem ganzen Körper gegen den Fels gelehnt; dabei ist es erschrecklich kalt. Wer hier anfängt zu gleiten, ist gnadenlos verloren, und Alle mit ihm, die durch ein Seil aneinander gebunden sind; und darin eben liegt eine nicht immer zu beschwörende Gefahr. Ist diese Passage überwunden, so kommt man an zwei steil aufgerichtete Schneefelder, die bis zur Spitze führen.

Auf diesen Schneefeldern that der unglückliche Mr. Hadow im Jahre 1865 einen Fehltritt, stürzte, fing an zu gleiten und zog seine sechs an demselben Seil befindlichen Gefährten mit sich fort; das Seil zerriß vor dem alten Taugwalder, und dadurch wurde drei Menschen das Leben gerettet. Das Abwärtsklettern ging für uns ohne Unfall von Statten, forderte aber das Zusammennehmen aller Kräfte. Bereits um 4 Uhr Nachmittags erreichten wir Zermatt.

Unter der angenehmen Nachwirkung dieser Expedition beschloß ich noch einige andere Unternehmungen und fand den alten Taugwalder bereit, unter Ausschluß irgend anderer Begleitung mein Führer zu sein. Diese Bereitwilligkeit des Mannes, der seit der Matterhorn-Katastrophe hart angefochten blieb, spricht sehr zu seinen Gunsten; denn es handelte sich hier nicht um eine gewöhnliche Hochalpentour, wie etwa der Monte Rosa bietet, sondern um einen der verrufensten Gletscherpässe der ganzen Alpenkette, nämlich um das Alte Weißthor. Taugwalder setzte sich für den Fall eines Mißlingens oder Unglücks weit härteren Vorwürfen aus, als wenn noch andere Führer uns begleitet hätten; und an Leib und Leben wagte er weit mehr, da sein Geschick nur ausschließlich an mein Verhalten geknüpft war. — Für den erfahrenen Bergsteiger liegt aber ein ganz eigener Reiz darin, nur einen Führer zu haben. Man stellt sich dann ganz auf die gleiche Stufe mit ihm, betrachtet ihn als Gefährten, dem man ebensoviel Hilfe schuldig ist, als man von ihm erwartet; man greift selbst energisch in den Verlauf des Unternehmens ein, berät und prüft mit dem erfahrenen Freunde, der in Fällen des Zweifels und der Gefahr die Stimme des erprobten Fremdlings gern hört.

III.

Der Grund, daß die Walliser Alpen sich von dem Gorner Grat bei Zermatt aus wie ein Kranz darstellen, liegt darin, daß die Hauptkette, die von West nach Ost läuft, zwei ebenso mächtige Ketten nach Norden zu aussendet, zwischen denen Zermatt eingebettet liegt. Aus dem Hauptstock erheben sich die Dent d'Hérens, das Matterhorn, das Breithorn, die Zwillinge, der Lyskamm und der Monte Rosa mit seinen 7 bis 9 Spitzen; die eine Seitenkette, welche sich von der Dent d'Hérens abzweigt, trägt die Dent Blanche, das Rothhorn und das Weißhorn, die andere, vom Monte Rosa ausgehende Kette, die Cima di Jazzi, das Rimfischhorn, den Allalin und die Mischabelhörner. — Die genannten dreizehn Spitzen, aufeinander gethürmt, würden die Höhe von fast 56,000 Metern erreichen, ihre Durchschnittserhebung ist also 4300 Meter oder 13240 Par. Fuß. Diese Zahlen werden wol am besten für die Großartigkeit der Verhältnisse sprechen. Die Umbiegung, welche die Hauptkette am Monte Rosa erleidet, bewirkt, daß dieser Berg nach Osten und Süden wie ein gewaltiger Eckpfeiler erscheint und das berühmte Circusthal von Macugnaga bildet. Zu diesem führt von Zermatt aus, hart an der Kuppe der Cima di Jazzi her, der genannte Paß des Alten Weißthor, den selbst nur wenige der großen Führer kennen. Das Thor liegt 3576 Meter oder 11,007 Par. Fuß hoch, und Nichts ist leichter und langweiliger, als es vom Riffelhause aus über den Gorner Gletscher zu erreichen. Erst beim Abstieg nach Italien zu erkennt man, um was es sich handelt. Das

Gebirge stürzt in schneelosen Hängen nach unten, wie eine einzige Felsenmauer erhebt sich der Monte Rosa aus der Tiefe.

Unsicheres Wetter hatte den frühen Aufbruch vom Riffelhause oberhalb Zermatt verhindert, und erst um 12 Uhr Mittags standen wir nach einer unbequemen Wanderung durch den erweichten Schnee auf der Paßhöhe. Dennoch hofften wir noch in derselben Nacht Macugnaga zu erreichen und hatten deshalb unsere Provisionen nur auf einen Tag bemessen. Das Hinabklettern begann, während leichte Nebel gegen uns heraufzogen und den freien Ausblick hinderten. Wir hatten das Gepäck gleichmäßig vertheilt und theilten uns auch sonst ehrlich in die Arbeit, die das Klettern und das Ausprobiren passirbarer Pfade erforderte. Oft mußten wir uns am Seil hinunterlassen, das doppelt um den Fels gelegt und nach dem Gebrauch mit einem geschickten Ruck von unten her wieder losgeschnellt wurde. Das trübe Wetter erschwerte die Orientirung. Wir befanden uns an der linken Wand des Felsenthals, und unsere Aufgabe war, den tief unter uns eingebetteten Gletscher zu erreichen. Wir probirten hier, wir probirten dort — immer vergeblich; wir hatten bereits sieben Stunden in den Felsen geklettert; es fing an zu dunkeln. Unsere Lage wurde mißlich. Aus der glatten Wand trat eine schmale Felsleiste hervor, längs deren ein Uebergang zum Gletscher möglich schien. Ein kleiner Wasserfall schlug gerade auf sie auf. Ich ging voran und mußte langsam, auf allen Vieren kriechend, den Wasserfall über mich ergehen lassen. Der alte Taugwalder folgte. Am Ende angelangt, wollte ich uns durch einen kühnen Sprung aus der Ungewißheit unserer Lage befreien, aber der erfahrenere Führer ließ es nicht zu. Wir kehrten um, und zum zweiten Mal ergoß der Wasserfall seine Fluthen über unsere Kleider und Leiber. Soeben noch erhitzt durch Aufregung und Anstrengung, jetzt bis auf die Haut durchnäßt, fühlte ich mich bald von einer Art Schüttelfrost gepackt. Unsere Vorräthe waren verzehrt, die Nacht hereingebrochen, wir selbst hoffnungslos verirrt, ohne Nahrung, ohne Lager, ohne ein schützendes Dach und ein wärmendes Feuer. Wir verbrachten die Nacht auf einer Felsplatte und sahen den Gletscher gerade unter uns. Unser Schicksal war in der That beklagenswerth. Als der Morgen graute, waren wir dem Erstarren nahe; aber nun führte uns die Verzweiflung. Wir kletterten den Abgrund zum Gletscher hinab, und nach einem Marsche von sieben Stunden erreichten wir Macugnaga mit dem Glockenschlage 12 des 15. August. — Vierundzwanzig Stunden waren gerade verflossen, seit wir die Höhe des Alten Weißthor verlassen hatten.

Es ist wunderbar genug, daß diese furchtbare Nacht ohne alle Folgen an mir vorübergegangen ist. — Denn schon am nächsten Tage begab ich mich über den Monte Moro in das Saas-Thal und kehrte von dort über Zermatt und den Col d'Hérens in's Rhonethal zurück.

IV.

Meine Wanderungen in den Berner Alpen übergehe ich, weil sie nichts Besonderes bieten; höchstens könnte die Ersteigung des Schreckhorns von Interesse sein. Vielmehr führe ich den Leser [illegible] Neuem an die [illegible] der Schweiz

und Italiens, in die Centralkette der Bernina-Alpen und ihre wenig gekannte südwestliche Verlängerung.

Von dem Gebirgsknoten der Maloja aus senken sich nach entgegengesetzter Richtung zwei Thäler ab; das eine ist das Oberengadin mit dem Innstrom, das andere das Bergellthal, dessen Wasser dem Comersee zufließen.

Aus diesen Thälern steigen im Süden die ebenerwähnten Berge auf; sie werden durch den Morettopaß in zwei Gruppen zerlegt, in die eigentliche Bernina-Gruppe, und in die des Monte della Disgrazia; und in allgemeiner Fassung darf man sagen, daß sie sich von der Nordspitze des Comersees bis nach Bormio, zu dem Ursprung der Adda, erstrecken.

Das Engadin hat seine vielbestrittenen Reize. Der kalte, jungfräuliche Hauch, der über diesem Thal und seinen Bergen lagert, zieht an und stößt ab. Ich habe mich oft aus der Ferne in jenes stille Thal zurück gesehnt, mit seinen sanftgrünen Matten, seinen Zirbeltiefern, seinen Seen, seinen weißen Steinhäusern, seinen liebenswürdigen Bewohnern. — Die höchsten Gipfel der Bernina-Gruppe sind der Piz Bernina, der Zupò, der Roseg, der Palii und die Crasta giizza. Ich habe sie sämmtlich erstiegen; ihre Durchschnittshöhe liegt etwas über 12,000′. Die Hauptgletscher der Schweizer Seite sind die des Morteratsch und Roseg, auf der italienischen Seite die von Scerscen und Fellaria*). Am imposantesten ist der obere Theil des Roseggletschers, der Tschirvafirn, der bis an den Centralstock zwischen Piz Bernina und Roseg reicht und von mächtigen Seitenketten begrenzt wird.

Bei allen meinen Unternehmungen war der in Pontresina wohnende Führer Hans Graß mein treuer und muthiger Begleiter. Ich hatte ihn, er hatte mich erprobt bei Gelegenheit der Besteigung des Monte della Disgrazia, wohin wir von Pontresina aus eine mehrtägige Entdeckungsreise unternommen hatten**). Die Folge davon war, daß wir beschlossen, die höchste Spitze des Piz Roseg zu versuchen. Es war bis dahin nur ein einziges Mal einem Berner Führer und zwei bewährten Alpen-Clubisten gelungen, den Gipfel zu erklimmen. Von meiner Besteigung***) will ich hier nur das letzte Stück mittheilen.

Der Piz Roseg besitzt zwei Spitzen (3927 m. = 12,088 P. F., und 3943 m. = 12,137 P. F.), die mit einander durch einen eingesenkten, völlig verschneiten oder vereisten Grat verbunden sind. Wir hatten die niedere oder Schneekuppe am 27. August 1869 des Morgens um 8 Uhr erreicht; sie hatte uns die südöstlich davon gelegene höchste Spitze bisher verdeckt, deren glänzende Eispyramide nun plötzlich vor uns aufragte. — Der Anblick war abschreckend. Statt des erwarteten Schnees sahen wir nur Eis. Ein heftiger Wind, der durch alle Kleider drang, machte uns vor Frost klappern, und Hans Graß rief: „Wenn ich von da gesund herunter komme, gehe ich gewiß nicht wieder hinauf". Der Weg lag haarscharf vor uns. Wir mußten uns einige Fuß unterhalb der Schneide halten und stiegen hinab bis zu dem

*) S. die Ziegler'sche topogr. Karte des Oberengadin, 4 Bl. 1:50,000.
**) S. Jahrbuch des Schweizer Alpen-Clubs Band VIII.
***) S. Jahrbuch des S. A.-C. Band VI.

Punkt, wo dieselbe umsetzt, und als Kante der Pyramide steil aufsteigt. Zur Linken sahen wir in bodenlose Tiefen bis auf die Fläche des Tschirvafirns, zur Rechten auf die Gletscher des Sella-Passes. Ein 50′ langes Seil verband den Führer und mich. Da ein einziger Fehltritt uns rettungslos in's Verderben gestürzt hätte, so marschirten wir niemals gleichzeitig. Während Hans Graß Stufen schlug und sich langsam von mir entfernte, stand ich, das Gletscherbeil in den Schnee gebohrt, das stets gespannte Seil um dasselbe geschlungen, auf jeden Schritt meines Führers achtend. War das Seil zu Ende, so folgte ich vorsichtig nach. Nachdem in dieser Weise das erste Drittel der steilen Kante zurückgelegt war, trafen wir auf bröckeligen Fels, dem eine dünne Eisschicht aufgelagert war. Dies war die schlimmste Stelle; — sie erforderte zwanzig Minuten. Wir waren nun mitten in der Action. Der Gefahr, die hinter uns lag, stellte sich eine gleich große vor uns entgegen; zur Linken stets derselbe furchtbare Eisabgrund, zur Rechten, über die Kante fort, ein noch größerer. Auf blankem Eise stehend, unaufhörlich dem schneidenden Winde ausgesetzt, fürchtete ich, durch Erstarrung die Herrschaft über mich zu verlieren; denn während Hans Graß die Stufen schlug, mußte ich oft minutenlang festgewurzelt an derselben Stelle bleiben. Doch eine angespannte Willenskraft vermag viel und siegte auch über diese drohende, entsetzliche Gefahr. Aber so eigenartig wirkte dieser Kampf mit der Gefahr auf mich ein, so sehr entfesselte er — noch während ich mitten in ihm stand — die Schwingen meiner aufstrebenden Empfindungen, so wunderbar verklärt erschienen mir meine Umgebungen, daß ich wirklich glaubte, die Natur habe ihre großartigsten Offenbarungen dem Unerschrockenen allein vorbehalten. — Nach 1 Stunde und 39 Minuten war die Arbeit gethan, der schwindelnde Grat überwunden; wir standen da, wo wir hatten stehen wollen. Der Aufenthalt auf der Höhe währte $1^1/_2$ Stunden. Am mächtigsten wirkte der Anblick des Piz Bernina, auf der anderen Seite des Abgrunds aufsteigend, zu dem der Piz Roseg abfällt.

Hans Graß und ich pflegten nie eine höhere Spitze zu verlassen, ohne festzusetzen, was demnächst unternommen werden solle. Wir bestimmten den Piz Bernina (4052 m. = 12,474 P. F.) als das nächste Ziel einer größeren Unternehmung. In der That standen wir nach neun Tagen auf seinem Gipfel, nachdem wir ohne Unfall vom Roseg heruntergekommen waren. Nicht so sollte es uns jetzt ergehen.

Der größere Theil der Besteigung war bereits äußerst glücklich verlaufen. Wir hatten Pontresina am Nachmittag des 4. September 1869 verlassen und waren den Morteratschgletscher hinaufgestiegen bis zur Berghütte von Boval, wo wir nächtigten. Am folgenden Morgen waren wir gegen 3 Uhr weiter gezogen und hatten die Spitze des Bernina auf einem ganz neuen Wege um 10 Uhr erreicht. Nach zweistündigem Aufenthalt stiegen wir wieder hinunter und befanden uns gegen 3 Uhr Nachmittags auf dem oberen Theil des Morteratschgletschers, an der Stelle, wo der sogenannte „Gletscherfall" seinen Anfang nimmt. Hier erleidet die bis dahin sanfte Neigung des Eisstromes eine plötzliche Unterbrechung. Der Gletscher senkt sich sehr steil und bildet so einen mächtigen Terrassenabsatz. Er ist bis tief in's Innere von Spalten durchsetzt, durch Schründe zerrissen; auf seiner Oberfläche thürmen sich Eismassen in

den phantastischsten Gestalten auf, unregelmäßige Säulen, Mauern und Pyramiden. Die Wärme eines Sommers bewirkt nun zuweilen, daß diese Eisbildungen an ihrem Fuß stark abschmelzen, ihre eigene Last nicht mehr ertragen können und umstürzen; sie fallen auf andere, die gleichfalls schwach fundamentirt sind, und die ganze Masse setzt sich in Bewegung, Alles mit sich fortreißend, was ihr in den Weg kommt. Man sieht, daß die kleinste Erschütterung unter Umständen hinreichen kann, um eine solche Eislawine zu erzeugen. Wir waren bereits bis in die Mitte des Gletscherfalls eingedrungen und standen an einer Eismauer, die aus einem tiefen Schrunde aufstieg. Es war, als ob uns nun plötzlich eine bange Ahnung durchzuckte, und Hans Graß flüsterte mir zu: „Jetzt machen wir nur, daß wir ganz leise hindurchkommen." Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als von oben her ein Geräusch vernehmbar wurde, das in wenigen Secunden zu einem grauenvollen Donner anschwoll; wir sahen uns entsetzt an, aber keiner sprach — denn jetzt wußten wir unser Schicksal. Da plötzlich beginnt die Eiswand neben mir zu schwanken, Eisstücke fliegen darüber hinweg, vor meinen Augen verschwindet der Führer, und fast in demselben Moment werde auch ich in die Tiefe gerissen. — Ewig lang schien der Sturz; ich fühle mich hin und her geschleudert und plötzlich aufgehalten. Noch lebe ich, kann auf meine Füße springen und greife instinctiv nach den beiden Gletscherbeilen, die mir zur Seite liegen. Ueberall von Eis umgeben, sehe ich mich in einer Gletscherspalte begraben. Da höre ich unter mir eine Stimme; ich schaufle mit den Händen die Eiskörner fort und sehe meinen Führer fest in die Spalte eingeklemmt, die Knie gegen die Brust gedrückt, der Kopf nach unten. Wir waren nicht auf dem Grunde der Spalte; ein Eisvorsprung an der einen Wand hatte unseren Fall aufgehalten.

Mit Aufbietung der letzten Kraft — denn ich war vor Schrecken ganz gelähmt, und hatte eine Rippe gebrochen — befreie ich den Führer aus seiner entsetzlichen Lage; und wir stehen nun beide auf der schmalen Eiskante. — Hans Graß jammert laut um Weib und Kind; da schwindet mir das Bewußtsein und ich sinke in eine Ohnmacht, in der die lieblichsten Träume mich umgaukeln. Erwachend sehe ich in das todtenblasse Antlitz meines Führers, der, über mich gebeugt, mich vor einem weiteren Fall in die Tiefe schützte. Ich fühle eine eisige Kälte; ein scharfes Eisstück hatte den einen Aermel von Rock und Hemd durchschnitten; der Arm war völlig entblößt und blutete. Die Verzweiflung packt uns, und wir nehmen den Kampf mit unserm eigenen Grabe auf. Die untere Wand der Spalte war durch die Lawine zertrümmert worden und hing mit der oberen durch eine säulenartige Eisbildung zusammen; zu dieser konnten wir auf unserm Vorsprung gelangen. Auf meinem Rücken stehend, schlug Hans Graß mit dem geretteten Gletscherbeil eine Stufe, und es gelang ihm, die Eissäule zu erklettern — so ward das Unmögliche möglich. Ich folgte unter großen Schmerzen; denn der Führer zog mit heftiger Gewalt an dem Seil, das über die zerbrochene Rippe fortging. Wir waren gerettet, und nun erst konnte ich mir klar machen, wie viele Umstände dazu hatten beitragen müssen. Der Sturz in die Gletscherspalte konnte uns allein vor der Lawine retten, die über uns fortging, statt uns zu zerschmettern; daß aber ein Eisvorsprung in

der Spalte uns auffing, daß wir nicht beide festgeklemmt wurden, daß keiner von uns ein hilfloser Krüppel geworden, daß die Gletscherbeile, ohne welche ein Entrinnen unmöglich war, neben mir lagen, daß eine Wand der Spalte selbst wieder durch die Lawine zertrümmert war: das ist ein Zusammentreffen von Umständen, welches auch der ruhigen Ueberlegung höchst seltsam erscheinen muß.

Die ernsten Zeiten, welche für uns auf das Jahr 1869 folgten, riefen mich auf ein ganz anderes Feld der Gefahr, und erst im Jahre 1872 betrat ich das Schweizer Hochgebirge von Neuem.

Nach einem kurzen Aufenthalte in den Berner Alpen, den ich zur Besteigung der Wetterhörner und des Schreckhorns benutzte, wende ich mich von Neuem nach Pontresina. — Ich besteige mit Hans Graß die prachtvollen drei Paliispitzen, und dort singt mir der getreue Mann sein altes Lied von der Unersteigbarkeit der Rosegfurkla vor und erzählt mir von den letzten gescheiterten Versuchen. — Wir beschließen, eine Expedition dorthin zu unternehmen, eilen nach Pontresina zurück und treffen alle Vorkehrungen.

Der wildeste und unzugänglichste Theil des Hauptkammes der Bernina-Alpen liegt zwischen dem Piz Roseg und dem Piz Bernina; hier findet sich eine Einsattlung — früher schlechtweg die „Furkla" genannt —, die nach N.-W. mit einer 1000′ hohen Eiswand zum Tschirvafirn abstürzt. — Es handelte sich um die Erklimmung dieser Wand und das Hinabsteigen auf der anderen Seite. — Alle Versuche der besten Führer und unternehmendsten Alpensteiger waren bisher gescheitert, die Unmöglichkeit der Ersteigung schien erwiesen; und dennoch konnte ich dem Reize nicht widerstehen, mich persönlich mit dieser Unmöglichkeit abzufinden *).

Geht man von Pontresina aus den Roseg- und Tschirvagletscher aufwärts, so steht man nach fünf- bis sechsstündiger Wanderung am Eingang eines Firnthals, das sich in $1^1/_2$stündigem Verlauf zu dem Hauptkamm hinaufzieht. Die Großartigkeit dieser Scenerie wird kaum in irgend einem Theil der Alpen wieder erreicht. Zur Rechten hat man die furchtbaren Hänge der beiden Rosegberge, zur Linken die Abstürze der Piz Morteratsch und Piz Bernina; das Auge schweift über ein Chaos von Felswänden und eingekeilten hängenden Gletschern, die hoch oben, wie abgerissen, enden. Ernst und schweigsam erhebt sich aus der fast ebenen Firnsohle die schimmernde Eiswand, welche das Thal so plötzlich zum Abschluß bringt; ganz unvermittelt steigt sie auf in einer Durchschnittsneigung von 60°, einer Höhe von circa 1000′ und einer Breite von 300′, aber in sanft geschwungener Linie setzt sie sich oben gegen den tiefblauen Himmel ab. Vergebens späht das forschende Auge nach einem Wege; in einigen Theilen erscheint der Eishang fast senkrecht, aber der einschließende Fels ist noch unzugänglicher als das eingeschlossene Eis. Nicht genug damit. Etwa 100′ über der Basis zieht sich ein klaffender Schrund quer durch die ganze Breite der Wand; der obere Rand steht so hoch über dem unteren, daß an eine Ueberschreitung nur zu denken ist, wo durch Schneeanhäufung eine natürliche

*) S. Jahrbuch des Schweizer Alpen-Clubs. Band VIII.

Brücke gebildet wird. Eine solche Brücke existirte auch, — aber in welcher Form! Der Schnee stieg in Gestalt einer 40′ hohen Mauer aus dem Schrunde auf, und ehe diese nicht erklommen war, blieb jede Aussicht auf Erfolg ausgeschlossen.

Daß ein Führer die Arbeit des Stufenhauens nicht leisten konnte, war klar. Ich kehrte deshalb noch einmal nach Pontresina zurück und holte dort den Führer Peter Jenny, der als alter Rivale von Hans Graß die Expedition freiwillig mitzumachen gewillt war; beide Führer waren bei dem letzten gescheiterten Versuch engagirt gewesen. Als Träger wurde ein dritter Mann mitgenommen, dessen Muth ich bereits erprobt hatte. So standen wir denn am 12. September mit aufgehender Sonne von Neuem vor der Eiswand. Es war verabredet worden, daß die Führer versuchen sollten, vorzudringen, und daß ich ihnen erst später allein folgte. Denn das Schlagen von Stufen in Eis geht äußerst langsam von Statten; ich hätte, viele Stunden lang, fast unthätig an einer eisigen abschüssigen Fläche stehen müssen, und — abgesehen von aller Gefahr — ist stundenlanges Stehen auf zwei Stufen in ungleicher Höhe für den Körper eine qualvolle Pein.

Die Führer begannen ihre Arbeit. Indem sie sich wie Maulwürfe in den Schnee eingruben, überwanden sie die überhängende Schneemauer und den Schrund; dann stiegen sie gerade auf. Vier Stunden schon hatten sie unaufhörlich die Axt geschwungen, und doch lag nur das erste Drittel der Wand hinter ihnen. Sie standen am Fuße eines kleinen Felskopfes, der inselartig die Fläche der Wand durchbricht, führten ein lebhaftes Gespräch und kamen nicht mehr von der Stelle. Nun machte ich mich selbst auf den Weg und hieß den Träger folgen. Eine fieberhafte Eile trieb mich in die Höhe, und ich hatte weder Zeit noch Stimmung, der Schrecken zu achten, die mich umgaben, und mit jedem Schritte wuchsen.

Ueberraschend schnell erreichten wir die Führer und standen um 11 Uhr 20 Minuten dicht unter ihnen. Hans Graß befand sich hart am Felsen; Jenny hatte versucht, den Felsen auf der Uferseite zu umgehen, aber das nur dünn aufliegende Eis hatte ihn zurückgetrieben. Dennoch stemmte er sich mit wildem Trotz, durch die Gefahr und die schwere Arbeit aufgeregt, gegen den Vorschlag von Hans Graß, auf die Mitte der Wand loszugehen und dann wieder aufwärts zu klimmen. In einem Anfall von Wuth erklärte er, keinen Schlag mehr thun zu wollen; und während wir an der Eiswand klebten, eine einzige unvorsichtige Bewegung uns in's Verderben gestürzt hätte, entspann sich eine erregte und erfolglose Discussion. Der Schlüssel des ganzen Unternehmens lag an dieser Stelle, und dennoch mußten wir umkehren. Angewidert von der eben durchlebten Scene, enttäuscht und erzürnt kletterte ich mit allen meinen Leuten die steile Wand hinab und kam unversehrt mit ihnen unten an. Kein Wort wurde mehr gesprochen; schweigend gingen wir über den Firn und bei den ersten Felsen ließen wir uns nieder. Die ermatteten Führer fielen in Schlaf, und als sie gestärkt erwacht waren, erklärte ich mit allem Nachdruck, daß ich nicht nach Pontresina zurückkehren würde; sie sollten die Hoffnung nicht verlieren und noch einmal versuchen. — Der gute Wille war bei den Männern zurückgekehrt, und

gleich am nächsten Tage versprachen sie, von neuem zu beginnen. Wir verbrachten die Nacht in der nächst erreichbaren Sennhütte und standen am Morgen des 13. September zum dritten Mal vor der Wand.

Der Bann schien nun gelöst. Der Fels in der Eiswand wurde umgangen, und bereits um 11 Uhr befanden sich die Führer in $^4/_5$ der Höhe, und um 11 Uhr 24 Minuten rief mir Hans Graß von oben deutlich vernehmbar zu: „jetzt, meine ich, mögen Sie kommen." — Nun begann für mich die Arbeit, und zum zweiten Mal griff ich die Eiswand an. — Das blanke Eis trat erst oberhalb des Schrundes auf; wegen der unerbittlichen Consequenz auch nur eines Fehltritts mußten die Stufen so groß geschlagen werden, daß sie lochartigen, mit Eiskörnern erfüllten Vertiefungen glichen. Bis zu der verhängnißvollen Felsinsel ging Alles gut; ich kletterte ruhig, ohne Hast, im Tempo eines gewissen Sicherheitsgefühls. Nun aber kam eine furchtbare Stelle, da wo die Stufen horizontal unter dem Felsen her auf die Mitte der Wand zuführten; hier wurde man mit jedem Schritt gewaltsam von dem Eise abgedrängt, und jeder Schritt konnte ein Schritt in's Verderben werden. Die Schwierigkeit war so groß, daß — als sich der Weg wieder umsetzte und gerade aufwärts ging — das Klettern mir wie eine Spielerei erschien. Bei der 240. Stufe hielt ich inne. Der Mittelpunkt der Wand war erreicht; noch arbeiteten die Führer über mir, und pfeifend flogen die Eisstücke an mir vorbei, welche die nimmer ruhende Axt ausschlug. — Mir war, als schwebte ich; eine Art olympischer Ruhe hatte sich meiner bemächtigt, und so ließ ich den Blick nach allen Richtungen schweifen; die glatte Eisfläche schien unter meinen Füßen zu schwinden, — so jäh stürzte sie hinab in den tief unten gähnenden Schrund; aber von oben her leuchtete der Hoffnungsstrahl des Gelingens. Auf der 300. Stufe stehend, sah ich den ersten Führer hinter der Jochlinie verschwinden, gleich darauf den zweiten, bei der 400. Stufe packte ich das Seil, das meine Männer mir von oben her hinabwarfen, zu beiden Seiten richtete sich das Eis senkrecht, aber das Spiel war gewonnen — ein einziger Schritt noch — und ich stand, wo ich nimmer zu stehen hoffen durfte. Das Joch war überwunden.

Wer es hätte mit ansehen können, wie die vier beherzten Männer, die doch soeben noch dem Tode ruhig in's Auge geschaut, nun plötzlich wie Kinder herumhüpften, sich auf die Schulter klopften, sich umarmten, laut jubelten und zu einander sprachen, ohne sich anzuhören, der würde gelächelt haben; vielleicht aber hätte unsere reine Freude der Dankbarkeit ihn mit fortgerissen.

Die Jochschneide liegt etwa 11000 Fuß hoch; eine weite Rundsicht verbietet sich von selbst, wo man von zwei Bergriesen flankirt wird; aber weil das mildernde Moment der Fernsicht fehlt, wirkt die wilde Scenerie um so eindrucksvoller. Der Abstieg nach der italienischen Seite ist kaum minder steil als der Aufstieg; man hat aber ausschließlich mit Fels zu thun. Die kaminartige Schlucht, welche zum Scerscen-Gletscher abfällt, passirten wir in einer Stunde; hier drohte nur die eine Gefahr der Steinschläge oder Steinlawinen, der wir aber glücklich entgingen. In behender Eile stiegen wir über die Gletscher zum Sella-Paß auf und erreichten noch an demselben Abend Pontresina. Ich habe die „Furkla", da sie keinen Namen hatte, in dem darauf bezüglichen Bericht

der Jahrbücher des S. A.-C. „Rosegfurkla" genannt; die Schweizer aber haben mir die Ehre angethan, sie als Pforte nach meinem Namen zu bezeichnen.

V.

Bald nach dieser Unternehmung vertauschte ich den Schnee und das Eis der Hochalpen mit den sumpfigen Niederungen, den dichten Urwäldern und der brennenden Sonne des tropischen Westafrika; aber als ich nach jahrelanger Abwesenheit Europa wieder erreicht hatte, war mein erster Weg zum Hochgebirge, und mit der Ersteigung des Felszahnes der Cresta giizza nahm ich die abgerissene Kette meiner Unternehmungen wieder auf.

Doch ich breche hier die Schilderungen meiner Erlebnisse und Wahrnehmungen ab, so skizzenhaft das aufgerollte Bild auch sein mag. Es kam mir nur darauf an, die Eindrücke zu schildern, welche die unbefangene Naturbetrachtung aus der erhabenen Welt des Schnees und Eises mit sich fortnimmt, und darauf hinzuweisen, um welchen Einsatz dies allein geschehen kann. Ob der Einsatz eines Menschenlebens hierfür etwas zu Kostbares sei, ist eine häufig aufgeworfene Frage. Eine allgemeine Antwort aber läßt sich darauf nicht geben. —

Den Lohn für große, gefährliche Hochgebirgsunternehmungen darf ein Jeder nur von sich selbst erwarten. Wer ihn nicht in sich trägt, der wird sich getäuscht fühlen; er betrete den rauhen Pfad nicht. Wen aber die Begeisterung für die großartige Schöpfung der Hochgebirgswelt, wen die Freude an der Bethätigung körperlicher Kraft, geistiger Zähigkeit, furchtloser Unerschrockenheit hinaustreibt zu jenen unerstiegenen Höhen, den mag man unangefochten seines Weges ziehen lassen. Denn was er einsetzt, ist sein eigenes Leben, und was er gewinnt, empfängt er aus der eigenen Hand.

Berlin vor, unter und nach dem Ministerium Pfuel.

(Juli bis October 1848.)

Aus den bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten des Generals der Infanterie z. D.

Dr. **Heinrich von Brandt.**

III.*)

Einen sehr merkwürdigen Beitrag zur Charakterisirung des Ministeriums bildet die Art und Weise der Behandlung des Angriffs auf die Palais der Minister des Innern und der Justiz am 21. August. Ich hatte an diesem Tage eine kleine Excursion über Land gemacht und war erst Nachmittags heimgekehrt. Noch in meinem Reisecostüm und im Begriff, mich zur Soirée beim Ministerpräsidenten anzukleiden, erfuhr ich den Scandal vor dem Ministerhotel und eilte auch sofort dahin. Die Constabler waren eben im Kampfe mit den Meuterern auf der Rampe begriffen, als ich dort eintraf. Eigentlich war die versammelte Masse nicht groß, und ich gelangte vom Wilhelmsplatz her ohne sonderliche Umstände bis an die Rampe. Die Constabler, von denen mehrere mich erkannten, gestatteten mir ohne Weiteres den Durchgang durch die Chaine, die sie unmittelbar nachdem die Masse überwältigt war gebildet hatten, und ich kroch durch eins der eingeschlagenen Thürquadrate in das Haus, wo ich Alles im buntesten Durcheinander fand. Damen, Herren, Bediente, Alles flüchtete nach dem Garten, um von dort aus das Weite zu gewinnen. Die Gefahr war bereits vorüber, das Volk hatte sich nach den Linden zu zerstreut. Die Soirée hätte ruhig ihren Fortgang haben können; aber Alles war voller Furcht und Angst. Eine Nichte des Ministerpräsidenten, die die Honneurs des Hauses machte, eine liebenswürdige Dame, die zuletzt allein im Salon blieb, hatte ziemlich ihre Ruhe beibehalten. Der Ministerpräsident war lebhaft afficirt. In seiner ganzen Haltung aber zeigte sich der alte Soldat. Er war fest entschlossen, jedem Ereigniß die Stirn zu bieten und eventuell den Kampf in seinem Hotel aufzunehmen. Nachdem alle Welt sich verlaufen, ließ er die Herren Minister zu einer Conferenz zu sich einladen. Sie fanden sich auch alsbald ziemlich zahlreich ein, doch glaube ich, daß Herr Hansemann nicht zugegen war. Der Minister-

*) Man vergl. Heft 7, S. 134 ff.

präsident begann mit einer kurzen Darstellung der Sache, wie sie sich im Verlaufe der Zeit gestaltet, und dessen, was sich endlich vor seinem Hotel zugetragen habe. Jeder der Herren Minister wußte einige Details hinzuzusetzen. Minister Milde theilte ziemlich humoristisch mit, was sich Morgens schon mit den Meuterern vor seinem Hotel begeben habe. Herr Merker erging sich etwas breit über die bei ihm verübten Excesse. Herr Kühlwetter schilderte mit Indignation das Auftreten der rohen Massen unter den Linden und vor seinem Hotel. Der Ministerpräsident endlich resümirte all' diese Scenen, fügte Einzelnes über das hinzu, was man sich vor seinem Hotel erlaubt, und knüpfte daran die Mahnung, Maßregeln zu berathen, um solchem Treiben ein Ziel zu setzen. „Wir blamiren uns vor Europa und der Welt," sagte er unter Anderem; „die Berichte der Diplomaten werden nicht unterlassen, das, was sie selbst erlebt, grell wiederzugeben; die Zeitungen werden über unsere Zustände überall herfallen, und wir werden die Achtung Deutschlands ziemlich einbüßen, wenn wir allem dem nicht ein Ende machen." Man sah, man hörte es dem Ministerpräsidenten an, daß er tief ergriffen, daß er ernstlich gesonnen war, mit Energie einzuschreiten.

Alle Minister waren derselben Ansicht, alle sprachen sich mit derselben Entrüstung aus. Nur Herr von Schreckenstein verhielt sich ruhig; sein Hotel allein war in dem Sturme verschont geblieben. Einige Proletarier, die sich vor demselben zu versammeln begannen, waren von Oberst von Griesheim durch Hinweis auf die Compagnie, die im Innern desselben zur Vertheidigung aufgestellt war, entfernt worden. Als es später zur Berathung über die zu ergreifenden Maßregeln kam, wobei sonst gewöhnlich eine Differenz der Meinungen stattfand, zeigte sich heute keine Meinungsverschiedenheit. Alle pflichteten dem Ministerpräsidenten bei, daß ein Tumultgesetz von Nöthen sei und daß man ein solches sofort einbringen müsse. Minister Milde erinnerte, daß dies allein ohne ein Gesetz gegen die Clubs wirkungslos bleiben werde, und empfahl ein solches gegen diese eigentlichen Herde der Umtriebe, wobei er das Treiben derselben ergreifend schilderte. Wenngleich nicht aufgefordert, meine Stimme abzugeben, bemerkte ich doch, daß ebenfalls auch ein Gesetz gegen die Placate, die Organe der Clubs und aller Unzufriedenen, unerläßlich bleibe, und daß man sich nicht scheuen dürfe, sie eben so gut zu verbieten, wie man in Frankreich seiner Zeit ein Gesetz gegen die Affichen erlassen habe. Der Ministerpräsident wandte sich darauf gegen den Justizminister und fragte ihn, was er dazu meine? Dieser erging sich lang und breit über diesen Gegenstand, ohne jedoch eine bestimmte Meinung zu äußern. Er kam nicht einmal auf den Gedanken, vorzuschlagen, die Placate unterzeichnen zu lassen, wodurch allein schon großen Inconvenienzen vorgebeugt gewesen sein würde. Nachdem man bis über Mitternacht hinaus versammelt gewesen war, lief der Beschluß darauf hinaus, der Justizminister solle die Vorschläge für die drei erwähnten Punkte formuliren lassen, damit man sie des anderen Tages durchzusprechen und unmittelbar darauf der Nationalversammlung vorzulegen vermöge. Herr Merker fügte noch hinzu, daß er einen eigenen Rath für dergleichen im Ministerium habe und daß es derselbe sei, der bis jetzt alle Gesetzesvorschläge redigirt hätte. Man trennte sich nach 1 Uhr. Die Straßen, durch welche ich mit dem Herrn Kriegsminister ging, die Wilhelmsstraße, der Wilhelms-

platz und die Leipzigerstraße, waren durchaus ruhig, unbelebt wie sonst, und die Nachtwächter schlummerten gemächlich ihren herkömmlichen Schlaf. Nichts deutete auf die Aufregung hin, die noch vor wenig Stunden geherrscht hatte. Der Minister war wie immer sehr einsilbig und äußerte nur, daß es ohne Einrücken des Militärs nicht abgehen würde; doch sei der Moment dazu noch nicht gekommen. Ich erwiderte hierauf nur, daß ich Seiner Excellenz Ansicht theile, daß es mir jedoch angemessen scheine, die Lust zum Aufruhr sich nicht weiter fressen zu lassen, weil derselbe dadurch nur kühner und schrankenloser werden dürfte, worin der Minister mir Recht gab. Des anderen Morgens waren alle Fraktionen schon früh versammelt, um über das, was am Abend vorher vorgefallen war, zu berathen. Viele Mitglieder erhielten erst an Ort und Stelle selbst Nachricht von den Excessen; andere, welche davon schon unterrichtet waren, erwarteten, in der Sitzung von den Ministern Näheres zu erfahren. Die verschiedenen Fractionen hatten durchaus keinen Beschluß über irgend eine Maßnahme gefaßt, sie wollten Alles von der Erklärung der Minister abhängig machen.

Ich hinterbrachte dem Kriegsminister diese Absicht, worauf wir vereint nach dem Ministerhotel gingen. Wir waren die Ersten, die eintrafen; wer am längsten auf sich warten ließ, war der Minister der Justiz. Aber man denke sich das Erstaunen Aller, als dieser mittheilte, der Rath, welcher mit der Redaction der Gesetzvorlagen beauftragt sei, ein in diesen Dingen sehr erfahrener Mann, hätte erklärt, daß er in der gegebenen Zeit nicht fähig sei, die Vorschläge zu formuliren, und er, der Justizminister, müsse ihm hierin vollkommen beistimmen. Die Sache sei zu wichtig, als daß man sie übereilen dürfe. Nach dieser Erklärung ließ es sich an den fünf Fingern abzählen, daß aus der ganzen Sache nichts werden würde. Die Ereignisse drängten, so daß eins die Spur des anderen verwischte. Ließ man den frischen Eindruck hingehen, so war auf nichts weiter zu rechnen. Und so geschah es in der That. Als die Minister des anderen Tages in die Versammlung traten, waren Aller Augen auf sie gerichtet. Alle Welt erwartete einen entscheidenden Schritt, eine energische Forderung der unerläßlichen Maßregeln. Aber was geschah? Der Minister des Innern, statt ein glühendes, lebendiges Bild der Vorgänge zu geben, statt die Proclamation, die Tags vorher an den Straßenecken angeschlagen gewesen, zu verlesen und mit einem Commentar zu begleiten, die Gefahr zu schildern, die dem Staate drohte, und die Versammlung darauf aufmerksam zu machen, daß sie durch dergleichen Umtriebe und Excesse selbst gefährdet sei, begnügte sich damit, in einer kühlen Rede seine Ueberzeugung auszusprechen, daß, wie der gestrige Tag bewiesen habe, in Berlin dem Bürger nicht der genügende Schutz seiner Person und seines Eigenthums gewährleistet sei. Der Ministerpräsident trug die ganze Entrüstung seines Innern auf seiner Physiognomie. Er als alter Preuße, als Sohn eines ruhmreichen Geschlechts, fühlte die Erniedrigung seines Vaterlandes mehr und besser als der Neupreuße, der die Zustände desselben mehr mit französischen Augen betrachten mochte. Aber Herrn von Auerswald ging die Erhabenheit der Sprache, ihm ging das Pathos ab, um die Zustände ergreifend darzulegen, daran Betrachtungen ernstlicher Natur zu knüpfen und daraus die Nothwendigkeit energischer Maßregeln herzuleiten. Er blieb bei der nüchternen Art und Weise,

die Dinge zu nehmen, stehen und trug die ganze Sache etwa so vor, wie in einem Regierungscollegio. Die beklagenswerthe Unentschiedenheit des Justizministers hatte ihn vollends der Möglichkeit beraubt, mit einer bestimmten Forderung hervortreten zu können, und so mußte er sich auf die einfache Erklärung beschränken, daß das Ministerium einen Gesetzentwurf zum Schutze der öffentlichen Ordnung und Sicherheit unverzüglich vorlegen werde, mit welchem sich, wie er wünsche, die Versammlung so schleunig als möglich beschäftigen wolle.

Die ganze Vorlage wurde kalt aufgenommen, erhielt bei der Abstimmung über ihre Dringlichkeit aber doch eine entschiedene Majorität. Hätte Herr Kühlwetter verstanden, den inneren Zusammenhang der Sache so recht hervorzuheben, einige ihrer intellectuellen Urheber näher bezeichnet und auf die Gefahren hingewiesen, wenn dem Pöbel die Möglichkeit gestattet werde, sich gegen das Princip der neu eingerichteten Regierung aufzulehnen; hätte er dargethan, daß dies den Kampf der Anarchie gegen die bürgerliche Gesellschaft gut heiße, daß dergleichen den Geist der Ordnungslosigkeit und des Umsturzes heraufbeschwören müsse, der zuletzt alle ordnungsmäßige Gewalt verschlingen und zerstören werde, was unsere Religion, unsere Gesetzbücher ꝛc. Ehrwürdiges und Heiliges hätten, — das Ministerium hätte gewiß Alles erlangen können.

Bei den verschiedenen Commissionssitzungen hatte ich Gelegenheit, einige Parteihäupter kennen zu lernen. Bei einem eigenthümlichen Anlaß sah ich Bucher zum ersten Mal und konnte ihn näher in's Auge fassen. Durch ein Mißverständniß war statt seiner ein Mitglied der äußersten Rechten in die Commission über die sogenannte Habeas-Corpus-Acte, Herrn Waldeck's Lieblingskind, gekommen. Da erschien eines Tages Herr Bucher, mit den nöthigen Beweisen für sich versehen, und reclamirte seinen Platz. Wenngleich die Mehrzahl dem Besitzer offenbar Sympathien bewies, so hatte Waldeck doch genug Tact, jeden der Herren seine Sache plaidiren zu lassen und sie hinterher zur Abstimmung zu bringen. Ich habe nie Jemand mit mehr Talent und Mäßigung sprechen hören, als Bucher bei dieser Gelegenheit. Sein blondes Haar, seine leidenschaftslose Haltung erinnerten mich lebhaft an Bilder, die ich von St. Just gesehn. Bucher war ein rücksichtsloser Nivellirer alles Bestehenden, aller Stände und aller Vermögen, eines der consequentesten Mitglieder der Nationalversammlung und zu jedem Schritt entschlossen, welcher seinem Ziele: „Tugend in den Principien und Bruderliebe in den Einrichtungen", entgegenzuführen schien. Ohne Kenntniß der Gesellschaft, sterilen, juridischen Abstractionen hingegeben, war er der vollkommensten Ueberzeugung, daß das Heil der Welt nur aus einer plötzlichen, energischen und kraftvollen Zertrümmerung des Bestehenden hervorgehen könne. Er half den öffentlichen Widerstand organisiren und verbreitete vorzugsweise den Gedanken dafür — es war besonders sein Gedanke —, die ehrgeizige und turbulente Fraction in der Nationalversammlung zur Ergreifung einer Dictatur zu stacheln. Die ironische Geringschätzung, mit der er die bestehende Gewalt behandelte, mit der er offen seinen Haß gegen die alte Staatsverfassung darthat, und sein Dogma von der Souverainetät des Volkes, durch dessen radicale Chimären er dieses selbst berauschte und zugleich seine Fähigkeit für die Rolle eines Demagogen entwickelte, würden ihn bei einer

längeren Dauer alle seine Anhänger in seinen streng logischen Bestrebungen haben überflügeln lassen. Merkwürdig übrigens bleibt es, daß ein Mann von so glänzenden Fähigkeiten nicht begriff, daß ein bewußtes Temporisiren bis zum Moment, wo die Nationalversammlung alle Gesetze geben und die Execution an sich gerissen haben werde, ihm von selbst die Mittel bieten müsse, seine Ideen in's Leben zu rufen, und daß er mit seltener Hartnäckigkeit dabei stehen blieb, einen Weg zu verfolgen, den weit weniger Befähigte längst als nicht zum Ziele führend erkannt hatten.

Auch Waldeck konnte ich mehrfach beobachten. Als Mann von bedeutender Bildung und unleugbaren juristischen Kenntnissen mußte er als Jurist vorzugsweise einsehen, daß es nur möglich sei, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, wenn man vor allen Dingen in die Grenzen des Gesetzes zurückkehre. Aber Alle fanden Gehör bei ihm, welche die brennenden Fragen der Gegenwart schürten oder Unzufriedenheit anfachten. Seine Ansichten wurden bald Orakelsprüche für die regierungsfeindlichen Parteien, und während er sich seiner Ansicht nach in seinen leidenschaftlichen Bestrebungen mit einer gewissen Loyalität bewegte, riß er die Menge täglich tiefer in's Verderben und war der Mittelpunkt ochlokratischer Tendenzen. Es war eine Zeit, wo nur von ihm die Rede war, er war der gefürchtetste Volkstribun; es hätte vielleicht nur von ihm abgehangen, seine eigene Tyrannei im Namen des Volkes über Berlin zu verfügen. Berlin war von dem Rufe dieses Mannes bis zum Schrecken ergriffen. Und in der That, wenn man sah, wie ehrfurchtsvoll ihn die Menge bei seinem öffentlichen Erscheinen empfing, wie sie ihn mit Aufmerksamkeiten umgab, wie ihn Viele halb bewundernd, halb mit einer Art heimlichen Grauens auf den Straßen grüßten; wenn man ferner gewahrte, wie gewisse unheimliche Gestalten, die man als die Sturmvögel der öffentlichen Scandale und Straßenkrawalle bezeichnete, ihn nach allen Seiten umgaben, ihn gleichsam hüteten oder seine Befehle zu erwarten schienen, so durfte man es der Regierungspartei nicht verdenken, wenn sie sich einigen Besorgnissen über die Absichten dieses Mannes hingab.

So tiefe Wurzel nun auch die Popularität Waldeck's bei der Masse geschlagen hatte, so stieg doch sein Ansehen in der Versammlung nur sehr allmälig, wie dies die verschiedenen Abstimmungen bei der Präsidentenwahl bewiesen. Viele seiner Anhänger im Schoße der Versammlung selbst fürchteten seine Heftigkeit; Andere mochten sehr richtig urtheilen, wenn sie annahmen, daß er, wenn er einmal zur Gewalt gelange, auch mit der entschiedensten Rücksichtslosigkeit zu Werke gehen werde. Daher mochte es denn auch wol kommen, daß viele seiner Freunde und Anhänger seine energischen Kundgebungen gegen die Regierung, die er entweder beherrschen oder gar stürzen wollte, fürchteten und ihn beargwöhnten und überwachten, und es nicht ungern sahen, wenn sein Einfluß in der Versammlung geringer blieb, als der, den er auf die Massen übte. Uebrigens habe ich Waldeck in den verschiedenen Commissionssitzungen stets mit großer Ruhe präsidiren sehen; er zeigte stets viel Achtung für die Meinungen Anderer und ertrug Angriffe auf die eigene, man mochte sie bestreiten oder bespötteln, immer gelassen; er schien höchst gewissenhaft in seinen Handlungen und gab sich manchmal als religiös ergriffen von den großen Bestrebungen für die

Verbesserung der gesellschaftlichen Ordnung. Mir ist er immer wie Einer der Puritaner aus den Zeiten Karl's des Ersten vorgekommen, mit jenem Glauben, der Wunder wirkt, und jenem Ruf unerschütterlicher Integrität, aber ohne die den Hervorragenderen unter ihnen eigene Tiefe, mehr ungestüm als kühn, voller Unruhe und Thätigkeit, auf der Tribüne voll der größten Entschlüsse, aber ohne nachhaltige Energie, zu ungelenkig, vielleicht zu ehrlich, eine parlamentarische Majorität für sich zu gewinnen, und deswegen wol mehr Werkzeug als Werkmeister.

Wer vorurtheilsfrei die Lage der Dinge betrachtete, dem konnte nicht entgehen, daß Waldeck mit der republikanischen, ultra-revolutionären und terroristischen Partei der Nationalversammlung Hand in Hand ging und daß ihm der fanatische Theil der bewaffneten Bürgerwehr vollständig ergeben war; ebensowenig aber, daß die Meinung der ruhigen Elemente des Volks ihm nicht minder abgeneigt war, als ein Theil der Nationalversammlung selbst. Hiezu kam die entschiedenste Abneigung, ja der Haß der sogenannten Junkerpartei gegen ihn, die bereits tiefe Wurzel geschlagen hatte und die ihn auf das heftigste verfolgte. Waldeck und seine Partei durften also mit Gewißheit voraussetzen, bei Fortsetzung ihrer Diatriben und etwaiger Realisirung derselben auf den härtesten Widerstand zu stoßen und die ganze Gehässigkeit dieses Beginnens auf sich zu nehmen. Aber es scheint, als wenn alle diese Betrachtungen ihm und seinem Anhange entgangen wären; als wenn sie geglaubt hätten, vor wie nach durch ihre Clubs und Volksversammlungen die Massen beherrschen und terrorisiren zu können. Sie hatten hiebei aber übersehen, daß ihr moralischer Einfluß nicht über Berlin und einige große Städte hinausreichte, und nicht bedacht, daß die Regierung endlich sich von ihrer Schwäche erholen und von ihrer Kraft Gebrauch machen könne. Diese Auffassung der Dinge war ziemlich allgemein verbreitet und gewann täglich mehr Anhänger.

IV.

Inzwischen war das Ende des Monats herangekommen. Die Minister hatten während dieser Zeit mehrere vertrauliche Conferenzen gehabt. Ich wußte nur im Allgemeinen, daß darin Berathschlagungen über den Stein'schen Antrag gepflogen worden. Erst in der Nationalversammlung selbst erfuhr ich den Inhalt der Erklärung, welche das Ministerium in dieser Angelegenheit gab. Leider ließ dieselbe nirgends die Entschiedenheit und Energie durchblicken, deren es vor allen Dingen bedurfte, um, wie Herr von Unruh in seinen Skizzen mit Recht versichert, dem Ministerium alle Chancen in dieser Frage zu gewinnen. Die Gutgesinnten mußten einen Halt an der Entschiedenheit der Minister finden; diese mußten der Versammlung sagen, daß man freventlich in die Privilegien der Krone eingegriffen habe; sie mußten die Ihrigen ermuthigen, die Gegner schrecken; sie mußten durchschimmern lassen, daß ihnen noch Macht genug bliebe, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, daß das Ministerium den Fortschritt in der Entwicklung constitutioneller Freiheiten repräsentire, während die Bestrebungen eines Theils der Versammlung nur Revolution und Anarchie hervorrufen; daß der constitutionelle Kriegsminister verantwortlich für alle reactionären und

republikanischen Bestrebungen der Armee bleibe; — man mußte ferner damit drohen, eine Proclamation an das Volk zu erlassen, um es über die Bestrebungen der verschiedenen Parteien zu orientiren. Das würde gefruchtet, die Einen auf den rechten Weg zurückgeführt, die Anderen zur Besinnung gebracht haben. Der Erlaß aber war nur eine Art weichen Protestes, der ohne jeden Eindruck blieb.

Uebrigens gingen schon den Septembertagen Andeutungen voraus, daß man des Ministeriums überdrüssig sei. Ich entsinne mich, daß ich in jener Zeit einmal beim Ministerpräsidenten zu thun hatte und im Vorzimmer warten mußte. Ich hörte im Zimmer des Ministers Stimmen ziemlich laut durcheinander reden. Nach einiger Zeit öffnete sich die Thür und es traten mehrere Abgeordnete heraus, auf deren Namen ich mich nicht mehr besinne. „Was denken Sie wol," fragte der Minister, „was die Herren gewollt haben? Sie kommen, mir zu erzählen, daß ich das Vertrauen der Nationalversammlung verloren habe und daß ich daher freiwillig mein Amt niederlegen möchte, um Aerger und Lärm zu vermeiden." „Und was haben Excellenz ihnen geantwortet?" fragte ich. „Nun," entgegnete er, „ich habe ihnen gesagt, daß es wahrlich keine Freude sei, als Ministerpräsident zu fungiren; daß ich nach Pflicht und Ueberzeugung meiner Schuldigkeit nachkäme, daß ich gehen würde, sobald die Versammlung selbst mir ihren Mangel an Vertrauen ausspräche, daß ich es aber gegen meine Ehre halten müsse, mich zurückzuziehen, weil es eine Partei oder einzelne Herren gäbe, die Ministergelüste hätten. Die Herren," fügte er halb scherzhaft, aber etwas leidenschaftlich hinzu, „denken, sie sind allmächtig; das würde eine schöne Garnitur von Ministern geben, da könnten wir nur lieber unser Buch gleich ganz zumachen."

Unter diesen Verhältnissen näherte sich der 7. September. Die Nachrichten aus Holstein, Frankfurt, aus Schlesien, den sächsischen Fürstenthümern, Braunschweig u. s. w. gaben der Bewegungspartei Muth; die Mittheilungen aus Italien und Wien aber belebten das Zutrauen ihrer Gegner, welche anfingen, ihre Hoffnungen auf die Armee zu setzen und laut auszusprechen, daß ein militärisches Einschreiten allein die Ruhe wieder herstellen könne. Am 6. September Abends hatten sich die Minister wie gewöhnlich im Ministerhotel versammelt. Sie waren alle guter Laune, auf Niemandes Gesicht zeigte sich Besorgniß. Herr Milde besonders war an diesem Tage piquanter als je: „Das wird morgen eine schöne Geschichte werden," äußerte er; „passen Sie nur auf, wie sie über uns herfallen werden, wie Jeder sein Gift gegen uns ausspritzen wird; bei einer Porteseuillejägerei, wie sie nun Platz greift, kann kein Ministerium sich halten." Herr Hansemann war ebenfalls ruhig, interessirte sich jedoch in dieser Sitzung besonders für ein Journal, welches er stiften wollte, und welches die Regierungsinteressen lebhafter und entschiedener vertheidigen sollte, als die sogenannten ministeriellen Blätter. Er wollte dazu das Geld aus dem Unterrichtsfonds haben, in welchem sich augenblicklich ein genügender Ueberschuß befinden sollte. Die Minister wollten jedoch darauf nicht recht eingehen und wußten die Sache hinzuhalten, bis die vorgerückte Zeit der weiteren Discussion ein Ziel setzte. Hansemann kam später noch, als das Ministerium bereits zurückgetreten war, auf diesen Gegenstand zurück, der ihm sehr am Herzen zu

liegen schien. Hätte Herr Hansemann, als er das Ministerium bildete, auf die Presse Rücksicht genommen, so wäre sein Plan zweckmäßig gewesen; jetzt, als der Boden unter ihm wankte, damit anzufangen, ließ, gelinde gesprochen, das bekannte „de la moutarde après le dîner" darauf anwenden. Als in dieser Sitzung der Kriegsminister ein paar gleichgültige Worte hinwarf, äußerte der Ministerpräsident zu ihm: „Wollen Excellenz morgen nicht das Wort nehmen? Sie sprechen sich hier stets so klar, so bestimmt aus, und ich bin der Ansicht, es würde einen guten Eindruck machen, wenn Sie sich nur einmal in ähnlicher Art in der Versammlung aussließen." „Das ist ja doch umsonst," entgegnete der Kriegsminister; „da würde man nur Gelegenheit nehmen, uns noch mehr zu insultiren." Niemand erwiderte hierauf ein Wort!

Am anderen Tage sehr früh gingen mir die Nachrichten über die Verhandlungen in den verschiedenen Fractionen zu. Es war daraus kein sicheres Resultat zu entnehmen. Die Einen versicherten, das Ministerium werde bei der Abstimmung über den Stein'schen Antrag eine bedeutende Majorität haben, die Anderen behaupteten das Gegentheil. In der Nationalversammlung selbst herrschte, wie ich mich später überzeugte, dieselbe Meinungsverschiedenheit, je nachdem die Einzelnen für oder gegen das Ministerium eingenommen waren. Ich unterrichtete den Minister von dem, was mir mitgetheilt worden war. Man sah es ihm an, daß er lieber eine Bresche vertheidigt, als in dieser Sache dem Ministerium seine Stimme geliehen hätte.

Wir waren bis dahin bei gutem Wetter stets zu Fuß nach der Nationalversammlung gegangen. Heute, obwol es ein schöner Tag war, ließ der Minister eine Droschke holen. Als wir in der Mohrenstraße angelangt waren, hieß ein Mann den Kutscher anhalten und übergab dem Minister einen kleinen Brief. Der Minister las ihn, sagte mir aber kein Wort über den Inhalt; ich bemerkte auch nicht, daß sich in seiner Art und Weise zu sein Etwas änderte. Vor der Nationalversammlung*) hatte Alles noch eine ruhige Haltung; um die Bildsäulen herum standen zwar einige Gruppen, und man gewahrte einzelne Leute von finsterem, schmutzigem Ansehen, die unter den Bäumen vor dem Hause auf- und abgingen. Doch schien dies noch zu keinen Besorgnissen Anlaß zu geben. Hinter dem Gebäude aber sollen sich bereits größere Ansammlungen von Menschen befunden haben. Die Versammlung selbst bot denselben Anblick, den sie wol sonst vor wichtigen Discussionen hatte. Die Rechte war bereits zahlreich versammelt, ebenso die Centren; die Bänke der Linken waren dagegen noch fast ganz leer, füllten sich dann aber auf ein Mal. Die Mitglieder derselben trugen in ihrer Haltung eine Art Keckheit zur Schau, die sie sonst wol zu cachiren pflegten; sie schienen ihres Sieges gewiß zu sein. Die stenographischen Berichte geben ein klares Bild der Verhandlungen selbst. Ich will mich daher darauf beschränken, einige Specialitäten anzuführen, die bis jetzt wenig oder gar nicht bekannt sind. Als die Discussion über den Antrag Unruh:

„daß das Ministerium das Vertrauen des Landes nicht besitzt, wenn es ferner Anstand nimmt, einen genau dem Sinne des Beschlusses vom 9. August entsprechenden Erlaß an das Heer ergehen zu lassen,"

*) Sie tagte damals noch in der Sing-Akademie. Die Redaction.

geschlossen war, trat ich zum Minister Schreckenstein und fragte ihn, ob er jetzt nicht ein paar Worte sagen wolle; er lehnte es aber mit den Worten ab: „Es ist ja doch Alles umsonst." Unmittelbar darauf gab mir ein Huissier des Hauses einen Wink. Ich trat unbemerkt in das Vestibül und erfuhr hier, daß draußen sich eine große Menge Volks versammle, welches sehr bedrohliche Reden führe. Ich theilte dies dem General Schreckenstein mit, der aber nur erwiderte: „es wird noch besser kommen," und seine unerschütterliche Ruhe beibehielt. Unmittelbar darauf las der Präsident der Versammlung einen Brief des Commandeurs der Berliner Bürgerwehr, des ehemaligen Garde-Artillerie-Capitains Rimpler, folgenden Inhalts vor:

„Die Majorität der Berliner Bürgerwehr hat durch die anliegenden Beschlüsse ihrer Compagnien mich ermächtigt, zu erklären, daß die Bürgerwehr Berlin's in dem durch die Majorität ausgesprochenen Willen der Nationalversammlung den Willen des preußischen Volkes sieht und demgemäß Beschlüsse der Nationalversammlung mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln aufrecht zu erhalten wissen wird. Das unterzeichnete Commando gibt die bestimmte Erklärung, daß es in diesem Sinne mit allen seinen Kräften handeln und die hohe Nationalversammlung schützen wird."

Diese Erklärung glich einem Uebergang aus dem Lager des Königs in das der Opposition. Ich möchte sie in ihrer Wirkung der Desertion der gardes françaises aus Versailles vergleichen. Die Revolution hatte mit einem Male eine bewaffnete Macht zu ihrer Verfügung. Da die Zahl der Furchtsamen immer größer ist, als die der Entschlossenen, so ließ sich die Abstimmung über die verschiedenen Anträge, welche die Parteien noch in petto hatten, voraussehen. Das Manöver der Linken war vortrefflich ersonnen. Der Brief Rimpler's im Verein mit den Massen, die sich vor und hinter der Singakademie gruppirten, ließen keinen Zweifel über das, was sie im Schilde führten. Es war dies eine Art Pronunciamento, das klarer wie die Zeughauskatastrophe und die Krawalle vor den Ministerhotels andeutete, worauf es abgesehen sei. Wie Ludwig der Sechzehnte einst, nach Genehmigung des Lagers unter den Mauern von Paris, so hätte man nach dieser Abstimmung von Berlin sagen können: „Das ist ein Heer von Meuterern von 30,000 Mann, das Berlin regieren wird."

Bei der Abstimmung stellte sich für das Amendement Tamnau:

„Die Nationalversammlung wolle erklären, sie habe bei ihrem Beschlusse vom 9. August die Absicht gehabt, einen ähnlichen Erlaß an die Befehlshaber der Armee herbeizuführen, wie ihn die Minister der Finanzen und des Innern unter dem 15. Juli an die Regierungs-Präsidenten erlassen hätten; sie beabsichtige nicht, die Officiere der Armee zur Darlegung ihrer politischen Gesinnung zu nöthigen oder dem Kriegsminister den Wortlaut des Erlasses vorzuschreiben; sie erachte aber einen derartigen Erlaß, in welchem die Officiere der Armee vor reactionären und republikanischen Bestrebungen gewarnt würden, im Interesse des staatsbürgerlichen Friedens und zur Förderung des neuen constitutionellen Staatssystems für nothwendig."

nicht die Majorität heraus, wenn auch eine starke Zahl (156) dafür stimmte. Das Ministerium hatte sich mit dieser Fassung einverstanden erklärt und der Kriegsminister dazu seine Zustimmung gegeben, aber so leise, daß sie kaum gehört ward. Im Hause herrschte nämlich bereits eine große Unruhe. Die vielen Reden hatten einen Theil der Versammlung erschlafft, ein anderer trug seine Freude offen und laut zur Schau, während die Anhänger des Ministerii ebenso

unverhohlen ihre Indignation an den Tag legten. Hätte der Kriegsminister vor der Abstimmung seine Meinung nochmals energisch in dem Sinne, wie ich bereits erwähnt, ausgesprochen, es wäre möglich gewesen, die noch Schwankenden auf die rechte Bahn zurückzuführen. Aber es war Niemand da, der den Leuten zugerufen hätte: „Ihr reißt die Monarchie Stein für Stein nieder; Ihr glaubt der Fahne der Constitution zu folgen, aber diese habt Ihr längst zerrissen" u. s. w. Eine große Anzahl der Unentschlossenen hatte sich den Unzufriedenen zugesellt, weil man ihnen gesagt, der Hof kämpfe gegen sie, der König wolle nun einmal von der Verfassung Nichts wissen, und die „Camarilla" in Potsdam verhindere jede Vereinbarung, sie bahne im Gegentheil die entschiedenste Reaction an; es sei in letzter Instanz besser, mit den Demokraten, die doch aufrichtig wären, als mit den Aristokraten zu gehen, die zwischen Lügenhaftigkeit und Unentschlossenheit hin und her schwankten, und was des Unsinns mehr. Ich habe solche Aeußerungen im Augenblicke der Abstimmung wiederholt laut werden hören: „Wie kann man anders?", sagten Einige, gleichsam um ihr Votum zu entschuldigen; „treiben uns die Junker nicht zu diesen extremen Schritten? Hat uns das Ministerium durch seine Unentschlossenheit in dieser Sache nicht selbst den Weg angedeutet, den wir einzuschlagen haben?" Und in der That, es war, als wenn jene Partei nach Unpopularität haschte und diese Voraussetzung in künstlicher Verachtung zur Schau trüge. Das Gewichtigste, was an diesem Tage gesagt ward, war die Rede von Bucher, welche einen tiefen Eindruck hinterließ; die Redner der Rechten waren bis zur Unausstehlichkeit langweilig.

Die Abstimmung über das Amendement des Herrn Tamnau — 156 für und 210 gegen dasselbe, wobei 36 Mitglieder fehlten —, verglichen mit der über das des Herrn von Unruh — 38 für und 320 gegen dasselbe, wobei 43 Stimmen fehlten —, beweist ziemlich klar, daß man vielleicht im Stande gewesen wäre, die Zügel noch einmal zu ergreifen. Nach der Abstimmung über das Tamnau'sche Amendement fing es im Saale an, unruhiger zu werden; das Laufen der einzelnen Mitglieder nahm kein Ende; man sah, daß sich irgend Etwas vorbereitete. Ab und zu, wenn die Thüren sich öffneten, hörte man sogar ein dumpfes Getöse und vereinzeltes Schreien. Die Redner wurden nicht mehr gehört. Fünfundzwanzig nach einander waren aufgetreten, als die Debatte geschlossen wurde und es über den Stein'schen Antrag zur Abstimmung kam. Er war folgendermaßen gefaßt:

„Beschließt die Nationalversammlung, daß es die dringendste Pflicht des Staatsministerii sei, denjenigen Erlaß, welchen die Versammlung am 9. August in der 37. Sitzung beschlossen hat, ohne Weiteres zur Beruhigung des Landes und Erhaltung des Vertrauens, sowie zur Vermeidung eines Bruches mit der Versammlung ergehen zu lassen?"

219 Mitglieder bejahten den Antrag, 143 verneinten ihn, — 40 hatten gefehlt. Nach der Abstimmung selbst trat momentan eine beängstigende Stille ein, wie sie großen Katastrophen vorherzugehen pflegt. Die Linke schien über ihren Triumph selbst in Verlegenheit; es kam mir vor, als wisse sie nicht recht, was sie damit zu machen habe. Nach und nach jedoch gewann die Versammlung die alte unruhige Haltung wieder. Als die Majorität entschieden war, gab mir der Kriegsminister einen Wink. „Ich werde nach Hause gehen," sagte er

zu mir; „warten Sie das Ende der Sitzung ab und bringen Sie mir den Bericht darüber.“ Unmittelbar darauf brach er in Gesellschaft von Hansemann auf.

Ich folgte ihnen und schloß mich in der Vorhalle an sie an. Diese war schon von einigen Menschen zweideutigen Ansehens eingenommen, und besonders fiel mir ein Kerl in einem grünen Rocke und einem rothen Bart auf. Er schien alle Herauskommenden sorgfältig zu mustern. Auf dem Platze vor der Singakademie befanden sich viele Menschen, namentlich Jungen von der fliegenden Buchhändlerschaft mit Placaten, doch war es noch kein eigentliches Gedränge. Kurz nach dem Heruntertreten von den Stufen der Akademie umschwärmten die Jungen auch die beiden Minister: „Ach, kaufen Sie mir doch ein Bild ab, sehen Sie hier die sieben aufgehängten Minister,“ und dabei reichten sie den beiden Herren ihre Bilder hin. Anfangs nahmen Beide keine Notiz davon; aber da die Jungen immer stärker drängten, so sagte General von Schreckenstein: „Junge, ich habe kein Geld“; Hansemann aber kaufte zwei Bilder, worauf die Jungen sich entfernten. Doch bald kamen andere und boten Cigarren und „Barrikadenfeuer“ zum Anzünden derselben an. Herr Hansemann rauchte bereits seine Cigarre und beseitigte hierdurch die Dränger, General von Schreckenstein aber ignorirte dieselben. So war man bis zur Ecke des Finanzministerii gekommen, wo ich mich den beiden Herren empfahl und in die Sitzung zurückbegab. Die Abstimmung war hier noch in vollem Gange. Als bemerkenswerth muß es hervorgehoben werden, daß einzelne Mitglieder der Linken, obwol krank, erschienen waren, um ihre Stimmen abzugeben, eine Disciplin, die ich bei den Anhängern der guten Sache nie bemerkt habe.

Es mochte etwa 3 Uhr sein, als mich wiederum einer der Huissiers abrief. Ich fand im Vorsaale den Lieutenant von Kameke,*) Adjutant der 2. Ingenieur-Inspection, in Civilkleidern, der mir sagte, daß sich hinter der Singakademie eine große Menge Gesindel gesammelt habe, welches ganz offen davon spräche, den Kriegsminister bei seinem Heraustreten zu ergreifen und in's Wasser zu werfen. Bald darauf kam ein anderer Officier und theilte mir dasselbe mit. Ich konnte Beide jedoch damit beruhigen, daß der Kriegsminister bereits in Sicherheit sei. Die Sitzung ward gegen 6 Uhr geschlossen. So wie der Schluß derselben und der Beginn für die neue angekündigt worden war, eilte ich der Thür zu; aber das Gedränge an derselben war so stark, daß es unmöglich war, anders als langsam vorgeschoben zu derselben zu gelangen. Man war wie in einer Presse. Mir war dies um so empfindlicher, als ich seit acht Tagen das Fieber und gerade in dieser Sitzung einen starken Anfall desselben auszuhalten hatte. Ich war bis zum Umsinken erschöpft. Im Gedränge war ich hinter einen starken Mann gerathen, an dem ich wie angeleimt saß. Als wir so in die Vorhalle gelangt waren, gewahrte ich den Kerl in dem grünen Rocke wieder. Er stand auf einer Erhöhung, wenn ich nicht irre, auf einer Tonne, und musterte sorgfältig die Heraustretenden. Plötzlich fing er wie ein Besessener an zu schreien: „Es lebe der Graf Reichenbach! Es lebe unser Befreier!“, ein Ausruf, der tausendfachen Widerhall fand. Ich gewahrte Anfangs den Grafen nicht.

*) Der jetzige Kriegsminister.

Aber beim Heraustreten bemerkte ich, daß er unmittelbar vor mir sei. Das Gedränge war so groß, daß wir im eigentlichen Sinne des Wortes getragen wurden. Die Reihen hatten sich rechts und links so geschlossen, daß sie undurchdringlich waren. So ging es den Canal entlang unter den Bäumen fort bis in die Nähe der Bildsäule von Bülow. Hier erst kam man zu Athem, doch ward es mir erst etwa auf der Mitte der Straße möglich, mich aus der Masse herauszuwinden, und zwar in dem Augenblicke, als man die Heroen des Tages in eine Droschke packte, um sie durch die Straßen zu promeniren. Merkwürdig war es, daß das Gebrüll bis zur Bildsäule fast nur Reichenbach galt, von dort ab aber eine entschiedene Wendung für Herrn Stein nahm.

Ich meinerseits war vom Fieber, von der Aufregung und der Hitze so ergriffen, daß ich kaum gehen konnte. Ich schleppte mich bis zu einem der Prellsteine am Opernhause, erholte mich ein wenig und begab mich alsdann in das Finanzministerium. Aber als ich mich nach dem Kriegsminister erkundigte, erfuhr ich, daß er mit Herrn Hansemann gespeist habe und dann weggegangen sei. Mir blieb also nur übrig, meinen Weg nach dem Kriegsministerium anzutreten, eine schwere Aufgabe für Jemanden in meinem Zustande. Erst hinter der Bibliothek in der Behrenstraße fand ich eine Droschke, die mich in meine Wohnung brachte, wo ich ruhen mußte, um Kräfte für meine fernere Aufgabe zu sammeln. Ich konnte mich also erst gegen 8 Uhr zum Kriegsminister begeben. Doch war dieser nach kurzem Verweilen sofort wieder ausgegangen; wohin, konnte Niemand sagen, man vermuthete zu dem Ministerpräsidenten. Auf meine Nachfrage dort erfuhr ich, daß die Minister daselbst eine Conferenz hätten und daß der Ministerpräsident befohlen habe, Niemanden anzunehmen. Dies war gewöhnlich der Fall, wenn ein Beschluß gefaßt werden sollte, welcher directe Verhandlungen zwischen des Königs Majestät und dem Staatsministerium betraf. Ich begab mich darauf in das Kriegsministerium, sah die Sachen nach, die für mich eingegangen waren, und, da der Herr Minister bis gegen 9 Uhr noch nicht zurückgekehrt war, ging ich in mein Quartier. Des anderen Morgens früh ging ich wieder zum Minister und mit ihm in das Staatsministerium, wo sich sämmtliche Minister versammelten. Hier setzten die Herren die Berathung, die sie wahrscheinlich am Abend vorher abgebrochen hatten, fort und erklärten einstimmig, ihre Portefeuilles niederlegen zu müssen. Als Herr Milde zu Herrn Gierke äußerte, daß er bei der schwebenden Frage durchaus nicht betheiligt sei und seine Stellung behalten möge, erklärte Herr Gierke, daß er die Solidarität des Ministeriums schon im Princip für eine zu wichtige Sache halte, um nach dem Rücktritt seiner Collegen auch nur eine Stunde länger im Amte bleiben zu können; er betrachte es zugleich für eine Ehrensache, sich der gemeinsamen Erklärung anzuschließen. Uebrigens zeigte keiner der Herren auch nur die geringste Betrübniß, aus einem Amte zu scheiden, das ihnen der Verdrießlichkeiten so viele bereitete. Der Minister des Innern schöpfte förmlich freieren Athem und schien sichtbar erleichtert. Herr Milde war, wie immer, heiter und munterer Laune und meinte, daß er sich gern zu jedem Dienste für das Vaterland hergeben wolle, wenn nur Aussicht vorhanden wäre, irgend eine Einheit und Förderung herbeizuführen, aber unter den gegebenen Verhältnissen bleibe dies unmöglich.

Herr Hansemann rauchte seine Cigarre und blies große Wolken von sich; es ist möglich, daß ich mich täuschte, aber ihn schien die Wendung am unangenehmsten zu berühren. Der Kriegsminister war schweigsam, wie immer. Der Ministerpräsident zeigte eine edle Zurückhaltung; aber dem Beobachter konnte es nicht entgehen, daß es in seinem Innern kochte. Da ich bemerkte, daß meine Gegenwart überflüssig sei, so bat ich um die Erlaubniß, mich entfernen zu dürfen, und begab mich in die Nationalversammlung. Mir war besonders darum zu thun, den Eindruck wahrzunehmen, den das Nichterscheinen der Minister hervorbringen werde.

Als der Präsident der Versammlung das Schreiben des Ministerpräsidenten vorlas, in welchem derselbe erklärte, die Minister würden nicht erscheinen, weil sie die Resultate der am 7. erfolgten Abstimmung Seiner Majestät mitzutheilen hätten, erfolgte allerdings eine kleine Pause; aber man bemerkte sehr deutlich, daß einem Theile der Versammlung dies ganz erwünscht komme. Dieser schien nicht daran zu zweifeln, daß seine Beschlüsse fortan stets Gehorsam finden würden. Er hatte seine Verbindungen überall, viele Magistrate und Obrigkeiten waren in steter Gemeinschaft mit ihm, und Alles schien darnach angethan, als wenn man es fortan nur mit einer bewaffneten Revolution zu thun habe. Das Wogen der Menge am 7., die Erklärung der Bürgerwehr, das Geschrei bei der Stein'schen Ovation, Alles zusammen genommen hatte den Leuten die Köpfe verdreht. Sie nahmen Ungestüm für Muth, und Keiner schien begriffen zu haben, daß die Macht an sich nur eine momentan wirkende Kraft des Staates ist, sofern sie nicht durch Einsicht geleitet und durch verdienstliche Leistungen und glänzende Erfolge in der öffentlichen Meinung gesichert wird. Es gehörte ihre politische Kurzsichtigkeit dazu, von der Masse, die stets den Mächtigen des Tages schmeichelt und so leicht aufzuregen bleibt, Ausdauer und Beharrlichkeit zu erwarten. Es war aber allen Parteien ganz angenehm, als auf eines Abgeordneten der Rechten Antrag die Sitzung aufgehoben und die nächste für den 11. September anberaumt ward. Was sich während dieser Zeit im Ministerrath selbst zugetragen, ist mir ganz unbekannt geblieben. Ich bekam den General von Schreckenstein fast gar nicht zu sehen. Von Sitzungen im Conferenzsaal war keine Rede, und es ward Alles, was die Herren zu verhandeln hatten, brieflich oder in Specialzusammenkünften abgemacht.

In der Sitzung am 11. erschienen die Minister sämmtlich und der Ministerpräsident erklärte, daß das Ministerium in Verfolg der Verhandlung vom 7. d. Mts. keinen Augenblick gezögert habe, motivirt seine Entlassung nachzusuchen, und daß des Königs Majestät ihnen dieselbe ertheilt habe, mit der Bestimmung jedoch, daß das Ministerium die Geschäfte bis zur Ernennung des neuen Ministerii fortführen solle und daß Herr von Beckerath dieserwegen zu Seiner Majestät berufen sei. Nachdem der Ministerpräsident noch anheimgestellt, die Sitzungen auszusetzen, zog sich das Ministerium zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Die ästhetische Seite der Rechtspflege.

Von
Franz von Holtzendorff.

I.

Die schwierige Frage: was den Begriff und das Wesen des Rechts ausmache? beantwortete der römische Jurist Celsus dahin: „Das Recht ist die Kunstübung des sittlich Guten." Uns ist der Gedanke an eine künstlerische, ästhetische Seite des Rechts nahezu gänzlich abhanden gekommen. Wir erblicken im Rechte eine Reihe nützlicher Geschäftsregeln, philosophischer Grundsätze, wissenschaftlicher Lehren, gesetzgeberischer Maßregeln. In den Augen des classischen Alterthums konnte dagegen die äußere Offenbarung des Rechts wesentlich von der Seite des Künstlerischen angeschaut werden.

Ehe es eine Rechtswissenschaft gab, gab es eine Rechtskunst, deren Grundlage in der antiken Rhetorik überliefert ward. Durch den höchsten Kunststil der gerichtlichen Beredtsamkeit trat die Rechtspflege in eine natürliche Verbindung mit dem gesammten Kunstleben der alten Welt. Aus dem gerichtlichen Vortrag, der einen alltäglichen Wettkampf der leitenden Geister vor den Augen des Volkes darstellte, erklärt sich die frühzeitige Vollendung der griechischen Prosa in der ältesten Geschichtsschreibung. Und nicht unwahrscheinlich ist es, daß aus der rhetorischen Vollendung in Rede und Gegenrede der Sachwalter der dramatische Dialog der griechischen Dichter frühzeitig Vorbilder und Anregungen entnahm. Was das Wesen der dramatischen Dichtkunst ausmacht, schien nach der Denkweise der Römer auch das entscheidende Merkmal des gerichtlichen Verfahrens zu sein: Action.

Nach der erhabensten Auffassung, der Plato Ausdruck gab, soll der echte Redner immer ein rechtskundiger Mann sein; nur von gerechten Männern sollte die Redekunst geübt werden.

Auf ihrer höchsten Stufe stehend, fand die gerichtliche Beredtsamkeit der Griechen und Römer keine Lehrbücher des Rechtes vor. Als eherne Worte, monumental, in stolzer Lapidarschrift, standen die Gebote des Gesetzgebers vor

den Augen des Volkes. In Rednern und Urtheilern selbst erzeugte sich aus persönlicher Einsicht und Kraft das Recht des einzelnen Falles. Die Lehrer der Redekunst waren die ältesten Professoren des Rechts. Aristoteles und seine Nachfolger behandeln in ihren Schriften über Rhetorik auch die Grundsätze der Beweiswürdigung, Beweisführung und Gesetzesauslegung.

Aus der ehemals im großen Stil auf den antiken Volksgeist wirkenden Rhetorik erwuchs nach und nach die Sophistik der Gesetzesdeutelei, aus den Heiligthümern unerschütterter Volksüberzeugung die kleinliche, Alles zernagende Streitfrage, aus den großen Strömungen eines gewaltigen Staatslebens der niedrige Sinn für Spitzfindigkeiten. Die Thatsache einer ungefunden, entarteten, in Sophismen verflachten Rhetorik, der es zum Bedürfniß wurde, in den Kreisen der umstehenden Volksmenge auf den Märkten schnell aufflackernde Erregung hervorzurufen, und die dadurch bewirkte Zersetzung des alten Volksgeistes führten die Nothwendigkeit einer tieferen wissenschaftlichen Betrachtung des Rechts bei Griechen und Römern herbei. Der Festungsbau der römischen Jurisprudenz mit seinen Thürmen und Bastionen, seinen Ringmauern fester Rechtsregeln, hatte in seinem ersten Ursprung die große politische Aufgabe einer wirksamen Vertheidigungslinie gegen den Ansturm jener leidenschaftlichen Gefühlserregungen, durch welche die spätere Rhetorik die richtende Volksgemeinde verdarb.

Das Sinken der alten Beredtsamkeit bezeichnet bei den Römern das Aufkommen der Rechtswissenschaft. In der römischen Kaiserzeit wird das lebendige Wort durch den geschriebenen Commentar zurückgedrängt. An die Stelle der selbständigen, Ueberzeugung wirkenden Kraft des Advocaten tritt das Gutachten der Autoritäten, die Vorführung Ausschlag gebender Namen und Citate. Die Früchte einer reicheren Vergangenheit werden in juristischen Büchersammlungen aufgespeichert; in ihnen wird das Recht zumeist gesucht und gefunden.

Noch lange sieht man in den Schriften der großen römischen Juristen aus dem dritten Jahrhundert nach Christus, in den Werken eines Papinian und Ulpian gelegentlich das letzte Wetterleuchten jener rednerischen Donnerwolken, die Jahrhunderte zuvor über den Markt von Athen und das republikanische Forum zu Rom gezogen waren, oder die fernen Lichtstreifen philosophischer Weisheit. Im Ganzen aber ist die altkünstlerische Seite der Rechtspflege durch logische Schärfe und rein praktische Erwägung verdrängt. Consequenz und Zweckmäßigkeitsregel ziehen ihre mathematisch berechneten, geraden Linien wie Feldmesser des menschlichen Verstandes.

Die Behandlung eines Rechtsstreites im dritten Jahrhundert nach Christus, in Vergleich gesetzt zur alten republikanischen Periode, verhält sich ungefähr wie die mit der Vorsicht des Mechanikers aus Stahlschienen construirte Curve zu den naturschönen Biegungen eines Gebirgsstromes, denen eine Eisenbahnlinie zu folgen genöthigt ist.

Das Zeitalter, in dem Justinian das römische Recht zusammenstellen ließ und in die Form brachte, die es bis auf die Gegenwart behielt, war nicht befähigt, aus großen Marmorblöcken das olympische Antlitz der Themis in colossalen Umrissen zu meißeln. Aber es besaß die Fertigkeit, aus den Trümmerstücken eines vorangegangenen Jahrtausends einen bunten, farbenreichen Mosaik-

boden herzustellen, auf dem die juristische Betrachtungsweise des Lebens sicheren Schrittes einherwandeln konnte.

Wer aus der Vollendung des classisch antiken Volkslebens, aus den Reden des Demosthenes, Isokrates, Aeschines oder Cicero's sich plötzlich in das Corpus juris versetzt, empfängt wahrscheinlich den Eindruck einer Sculpturengalerie, wo auch der verwitterte Torso einer großen Kunstperiode in ein sorgfältig ausgewähltes, der Beschauung dienliches Sonnenlicht gesetzt wird. Wie der abgeschlagene Arm einer zertrümmerten Götterstatue nimmt sich in diesem juristischen Museum der alten römischen Jurisprudenz jener Satz aus: *das Recht ist die Kunstübung des sittlich Guten.*

Auch den alten *Germanen* war die Rechtspflege ein lebendig wirkendes Organ des Volksgeistes, innig verwachsen mit dichtender Einbildungskraft, in ihren Formen ausgestattet mit sinnigen Bildern, feierlich in Rede und Gegenrede. Was die ehernen Sätze auf Gesetzestafeln vor den Tempeln der Griechen und Römer dem Staatsbürger in gewaltiger Aufschrift verkündet, das sagte unseren Voreltern mit zauberischer Wunderkraft das *Rechtssprüchwort*, als uraltes Erzeugniß unserer in epigrammatischer Kürze dichtenden und lehrenden Volksseele. Die vorzüglichsten Beweismittel des altgermanischen Processes waren Gottesurtheil und gerichtlicher *Zweikampf* der Parteien. Durch das *Gottesurtheil* im Beweisverfahren reicht die altgermanische Rechtspflege in das Dämmerlicht der Göttersage, des religiösen Volksglaubens hinein. Im gerichtlichen *Zweikampf*, durch den Rechtsstreitigkeiten bis in das spätere Mittelalter hinein auszufechten waren, verbanden sich die Tugenden der Kraft, der Ritterlichkeit, die für den Schwachen eintrat, mit dem Rechtssinn des Volkes, der da dichtete, daß Recht doch Recht bleiben müsse und auch in dem Schwachen zum Siege gelange. Diese Ritterlichkeit, die für die verleumdete Unschuld eines angeklagten Weibes auf dem Kampfplatze erscheint, das Schwert zieht und für den guten Glauben an das Recht das eigene Leben einsetzt, wirkt in ihrem tief sittlichen Kern als die großartigste Offenbarung der Advocatur im Rechtsleben eines Volkes, zwar nicht in Hinsicht reifer Einsicht, wol aber nach Seiten des Charakters, ebenbürtig dem besten Beispiele rhetorischen Muthes.

Wer vermöchte unempfindlich zu bleiben gegen den Hauch tief poetischen Volkslebens, Angesichts jener uralten Bilder germanischen Rechtslebens: der freie Mann versammelt an geheiligter Dingstätte unter den knorrigen Aesten der weithin schattenden Eiche, entkleidet seiner theuersten Kleinodien, des Waffenschmuckes, um alle seine Vorstellungen über Recht auszuprägen in dem einfachen Wort und Bilde des *Friedens*! des *Friedens*, den Derjenige verwirkt, der sich nach begangener Missethat ungehorsam und feige dem Richter und der Sühne entziehen wird. An der Stätte des Gerichts, das Rächeramt herausfordernd, die Leiche des Erschlagenen, dessen Wunden nach kindlichem Volksglauben unserer Voreltern in der Gegenwart des ungesühnt Schuldigen von Neuem zu bluten beginnen. Unerschöpflich sprudelt in unserem alten Gerichtsverfahren der Dichtkunst und Malerei befruchtende Born der Schönheit.

Diese ästhetische Fülle des altgermanischen Gerichtsverfahrens schwand in der Berührung mit der christlichen Kirche und späterhin unter dem Einfluß des

Römischen Rechts, das seit seiner Wiederbelebung im zwölften Jahrhundert aus Italien vordrang und im fünfzehnten Jahrhundert zum endgültigen Siege gelangte.

Zwar fehlt es der alten christlichen Kirche nicht an den großartigsten, tiefsten Ideen über Sünde, Schuld, Strafe und Sühne. Wie ursprünglich jedem Volksrecht ein Zusatz des Heiligen und Göttlichen eingeboren ist, der erst im Verlaufe der Jahrhunderte sich verweltlicht, geradeso trägt jedes Religionssystem die Grundvorstellungen eines endlichen Gerichts über die Handlungen der Menschen in Unterwelt, Himmel oder im eigensten Gewissen der Menschen mit sich durch seinen geschichtlichen Entwickelungsgang, wobei jedoch Recht und Religion, als große planetarische Himmelskörper im Kosmos der Menschheit, gleichsam entgegengesetzte Bahnen zu durchlaufen scheinen.

Das Recht entkleidet sich in späterer Zeit seiner angeborenen, im Kindesalter strahlenden Formenschönheit, um mehr und mehr in das übersinnliche Gebiet der körperlosen Abstractionen und Begriffe hineinzuwachsen; wohingegen die Anfangs reineren Religionen, deren Stifter in der heiligen Sprache der Bilder und des Wunders redeten, ihrerseits sich irdische Machtzwecke aneignen und die göttliche Gerechtigkeit in die trockenen juristischen Formeln theologisch-scholastischer Casuistik bannen. Das Recht verflüchtigt sich im Laufe seines Daseins, die Religion incarnirt sich fortschreitend in kirchlichen Interessen und juristischen Formen.

Es ist natürlich und leicht begreiflich, daß die mittelalterliche Kirche Recht und Gerichtsverfahren durchaus ihren äußerlichen Machtzwecken und den religiösen Ideen unterordnet.

Der Gegensatz der christlichen Kirche zum germanischen Heidenthum bedingt Zweierlei:

Erstens bekämpft die Kirche die aus der alten heidnischen Volksreligion stammenden, oder doch mit ihr verwachsenen Rechtsvorstellungen. Daher die allmälige Verdrängung der Gottesurtheile und des gerichtlichen Zweikampfes. Die alte Kirche ging dabei ursprünglich sehr vorsichtig zu Werke. Sie wagte gegenüber dem heidnischen Aberglauben nicht, was eine andere Richtung der Kirche gegenüber den wissenschaftlichen Lehrsätzen der Natur- und Staatskenntniß gewagt hat: Alles einfach zu verfluchen, was sich in Widerspruch zu ihr setzte. In früheren Jahrhunderten der orientalischen Kirchenentwickelung nahmen Geistliche keinen Anstand, die Parteien, ehe sie auf dem Kampfplatze des gerichtlichen Beweises bewaffnet erschienen, einzusegnen.

Zweitens gestaltet die Kirche die alte, farbenreiche Gerichtssymbolik zu einem System klarer, verständiger Proceßregeln. Der Ausgangspunkt dieser Entwickelung lag von Hause aus in der Beichtpraxis, die das Geheimniß bedingte, und sodann in dem Bestreben, alle wichtigeren Rechtssachen der Kirche zur letzten Entscheidung nach Rom zu ziehen.

Wechselseitig sich stützend, entstanden so die beiden Grundregeln des kirchlichen Processes: Heimlichkeit und Schriftlichkeit, diese bedingt durch die Versendung schriftlicher Aufzeichnungen an die höheren Instanzen und nach

Rom; Heimlichkeit, zuerst entschieden durchgeführt in der Ketzerinquisition, übrigens aber auch eine unvermeidliche Folge des schriftlichen Verfahrens.

Denn welche Theilnahme kann das in seiner Masse ehemals lesens- und schreibensunkundige Volk an schriftlichen Aufzeichnungen oder an Protokollen nehmen, wenn die Entscheidung in Abwesenheit der Parteien an entlegenen Gerichtsstätten einzuholen ist?

Eine der Grundsäulen volksthümlicher Rechtspflege sank mit der Advocatur, als der Trägerin gerichtlicher Beredtsamkeit. Die Zwischenpersonen zwischen Gericht und Parteien verschwanden im canonischen Recht, zumal im Criminalproceß, wo der geistliche Richter dem Angeschuldigten unmittelbar gegenübertrat und Alles von Amtswegen untersuchte und erforschte.

Die Beredtsamkeit des Mittelalters hatte nach den Anschauungen der Kirche nur einen legitimen Platz: auf der Kanzel. Wie alle anderen Künste, zumal Musik, Drama, Architektur, so erschien auch die Rhetorik im kirchlichen Gewande.

Zweifellos ist, daß der Mangel einer kunstgemäß geübten, gerichtlichen Beredtsamkeit im Mittelalter den Machtzwecken der Kirche lange Zeit hindurch förderlich war. Das Ansehen geistlicher Gerichte ist mit dem Glanze einer energisch in der Oeffentlichkeit wirkenden Advocatur unvereinbar.

In der Entwickelung des kirchlich-canonischen Processes tritt eine eigenthümliche Antithesis hervor. Während die Kirche ihren Cultus mit allem Glanze liturgischer Pracht und den Reizen eines die Einbildungskraft hebenden Mysteriums ausstattet, setzt sie an Stelle der überlieferten Heiligthümer der alten germanischen Volksrechtspflege ein durchaus rationales, verständiges, praktisches System von Regeln, einen die Nationalitäten langsam abkühlenden Proceß. Dieselbe Kirche, die sonst Himmlisches und Irdisches, Geistliches und Weltliches grundsätzlich mischt, scheidet auf das schärfste den religiösen Cultus und seine Formen von der Pflege des Rechts, so daß sich diese mehr und mehr von dem Empfindungsleben der Völker abtrennen.

Als das kirchliche Recht dann zu Anfang des 13. Jahrhunderts den Gipfelpunkt seiner Vollendung erreichte, fand es am Römischen Recht einen Gegner, soweit die Machtstellung der Fürsten in Betracht kam, einen Bundesgenossen, soweit die Unterjochung des volksthümlichen Rechts gewollt oder erstrebt wurde.

Mehr und mehr ward nun Recht und Rechtspflege eine Angelegenheit des Gelehrten, unverständlich und unbegreiflich dem Volke. Die alten Beziehungen der Rechtspflege zum Empfindungsleben des Volkes lösten sich. Wie hätte es anders sein können?

Am Schlusse des Mittelalters gab es im Sinne des classischen Alterthums und der neueren Zeit keine Rechtsprechung mehr, sondern gleichsam eine Rechtsverschreibung oder eine Rechtsverlesung in lateinischer Sprache: lateinisches Römisches Recht, lateinisches kirchliches Recht. Was als gesunde Kost des Volkes ursprünglich an dem Herde jenes freien Mannes zubereitet wurde, durchlief nun die gläsernen Retorten des Laboratoriums, in denen die doctores juris utriusque arbeiteten. Diese gelehrte Jurisprudenz erschien der damaligen Zeit im Verhältniß zu dem geistigen und künstlerischen Leben des Volkes nicht anders,

als für uns der Versuch erscheinen würde, die tägliche Nahrung des Volkes im Interesse einer verbesserten Gesundheitspflege in den Apotheken oder in den Laboratorien von geprüften Chemikern täglich zusammen zu kochen.

Die Betheiligung des Volkes am öffentlichen Rechtsleben sank im 17. Jahrhundert zu den hochnothpeinlichen Schaustellungen des Halsgerichtes herab, zur Tragödie des Räderns, Zangenreißens, Köpfens und Viertheilens. Den Italienern und Franzosen war das Römische Recht, nachdem sich die germanischen Einwanderer der dort einheimischen Bevölkerung assimilirt hatten, kein so fremdartiges Element, als uns. Die romanischen Tochtersprachen des Lateinischen vermochten die lateinischen Rechtsbegriffe leichter aus ihren eigenen Mitteln wieder zu erzeugen.

Ihre Dichtkunst und Literatur hatte daher seit Dante und den Tagen provençalischer Liederdichter eine gleichsam organisch verlaufende Entwickelung. Für uns in Deutschland ist es nicht leicht zu sagen, welche sprachliche Verderbniß und Verkümmerung durch die Einschleppung des Römischen Rechts bewirkt wurde.

Der Faden unserer mittelalterlichen Dichtkunst riß beinahe plötzlich ab. Eine Fluth von Fremdwörtern überschwemmte, von den Gerichtshöfen ausströmend, die ehemals blühenden Gefilde unseres Sprachgebietes.

Hellsehende Männer, wie Ulrich von Hutten, begriffen dies bereits zu Anfang des 16. Jahrhunderts. Wenn es kaum zu bezweifeln ist, daß aus dem antiken Rechtsleben dem Drama und der classischen Prosa die fruchtbarste Förderung und Anregung ward, so ist es auch nicht zu leugnen, daß die Entnationalisirung unserer Rechtspflege im Mittelalter es verschuldete, daß wir um so viele Jahrhunderte später als Franzosen, Italiener und Engländer zu einer künstlerischen Gestaltung unseres Dichtens, Schreibens und Redens gelangten.

Während der Augustinermönch in Wittenberg durch seine Bibelübersetzung das sprachliche Unrecht sühnte, das das Kirchenlatein in's Volk gebracht hatte, sühnte der rechtsgelehrte Jurist Goethe schon in Straßburg und Wetzlar das sprachliche Unrecht, das uns das juristische Latein gebracht hatte.

Von den „epistolae virorum obscurorum" ist oft genug die Rede, um die mönchische Verderbniß der lateinischen Sprache zu veranschaulichen. Es wäre aber noch heute der Mühe werth, Stilmuster aus den Acten des ehemals höchsten Reichsgerichts, des Reichskammergerichts, zu sammeln, um es uns klar zum Bewußtsein zu bringen, was jenes sogenannte Actendeutsch früherer Jahrhunderte bedeutet, das sich im Wege ununterbrochener Descendenz der Papierbogen auf die Gegenwart fortpflanzte.

Was die Kirche und die Einschleppung des Römischen Rechts an dem Geiste unserer Nation gesündigt hatte, das verstärkte endlich noch seit dem Westphälischen Frieden der politische Sondergeist mit seinem gesetzgeberischen Eigensinn, der jedes deutsche Staatsgebiet mit Gesetzen, Dekreten, Rescripten und Verordnungen überfluthete. Es war unvermeidlich, daß in der Gegenüberstellung dieser verschiedenen Gesetze innerhalb eines und desselben Volkes

das Recht für unbefangene Beobachter das Ansehen der bloßen Willkür oder fürstlicher Laune gewinnen mußte.

Gewiß ist es ein Zeichen unserer volksthümlichen Lebenskraft, tröstend in Epochen trüber Betrachtungen, daß das deutsche Volk diesen an sein innerstes Mark gehenden Zerstörungsprocessen seines Rechtslebens trotzen konnte.

II.

Eine bessere Zeit für das Rechtsleben unserer Nation ist inzwischen gekommen, lange gehofft und ersehnt, gründlich vorbereitet, hoffentlich fruchtbar im Guten.

An Stelle alter Zersplitterung und fremdländischer Rechtsmacht tritt eben jetzt, einheitlich in allen ihren Grundzügen, eine gemeinsame Proceßgesetzgebung des Reichs. Wiederum nehmen Männer des Volkes Antheil an der Entscheidung der schwersten Missethaten; ein mündliches und öffentliches Verfahren, bisher ein glückliches Vorrecht einzelner Länder, wird in allen deutschen Staaten durchgeführt werden. Befreit wird die Rechtswissenschaft von ihrem lästigen Nebengeschäft, aus kleinen und kleinsten Territorien Deutschlands über ein und denselben Gegenstand Dutzende von Gesetzen herbeizuschleppen und aufzusammeln. Und neu entsteht die Frage: ob die gerichtliche Beredtsamkeit die große ästhetische Aufgabe lösen wird, mit ihren eigenthümlichen Mitteln das wahre und echte Recht in seiner Schönheit vor den Augen des Volkes überzeugend und bildend darzustellen?

Die wissenschaftliche Erkenntniß des Rechts, als die Frucht jahrtausendlanger Arbeit in der Geschichte der modernen Culturvölker, kann als die grundlegende Thatsache unserer Rechtsprechung und unseres Gerichtsverfahrens nicht mehr rückgängig gemacht werden. Außerhalb unserer Wünsche liegt es, die Rechtspflege wieder zurückzuführen auf die Vorstufe richtender Volksgemeinden, wie in Athen und Rom, oder auf den Standpunkt mittelalterlich germanischer Volksgewohnheiten. Unter dem schützenden Dache der Rechtswissenschaft suchen wir Sicherheit gegen die politischen Leidenschaften des Tages, gegen die Erregungen der Menge, gegen die Verirrungen des Gefühls.

Eben deswegen ist es nicht möglich, daß in unserem neuen Gerichtsverfahren eine Redekunst entstehe, die sich der antiken Rhetorik an Wirksamkeit vergleichen ließe. Die Gewalt der antiken Rede beruhte gerade darauf, daß der Redner mit allem Zauber des Wohlklanges, dessen seine Sprache fähig war, mit der höchsten Begeisterung der dichtenden Einbildungskraft, mit der feinsten Berechnung des Menschenkenners und Staatsmannes die gesammte Einsicht, den Willen und die Leidenschaften der richtenden Menge unter den Endzweck seiner eigenen Ueberzeugung zu bringen trachtete.

Wo er keine Freisprechung nach den Vorschriften des Gesetzes zu erreichen hoffen durfte, wendete er sich an das Mitleid des Richtenden, als die Quelle der Gnade, die eine oberherrliche Volksgemeinde im Alterthum frei spenden konnte.

Wie nach der alten Göttersage Aeolus Winde und Stürme in seinen Schläuchen hielt, bis er sie nach seiner höchsten Bestimmung über Länder und Meere entfesselte, so hielt der antike Rhetor alle guten Kräfte und zerstörenden

Leidenschaften der Volksmenge im Bann seiner Rede, um sie dahinbrausen zu lassen in der Richtung, die er ihnen anzuweisen gedachte, um sie auszurüsten mit der Stärke, die er ihnen zu geben gesonnen war, erfrischend und befruchtend, oder zerstörend und vernichtend.

Es ist ein Glück, daß wir gegen die Uebermacht einer die ruhige Ueberlegung und Prüfung überhöhenden Rede gesichert sind.

Die moderne Advocatur weiß es, daß sie ihren sittlichen Ruf gefährdet, wenn sie von unseren Geschworenen an Stelle eines richtenden Wahrspruchs den Falschspruch unberechtigter Gnade zu erlangen sucht.

Diejenige Art der Beredtsamkeit, welche mit allen Mitteln des Pathos und der Declamation den Angeklagten einem rechtlich verdienten Schicksal der Strafe zu entreißen sucht, verdiente sich bereits in England den Namen der Old-Bayley-Gefängnißberedtsamkeit.

Mit dieser wohlverdienten Geringschätzung jener, übrigens auch im Alterthum bereits verworfenen Sophistik, die durch glänzende Form oder planmäßige Irreleitung des Gefühls den Richter zu blenden sucht, ist jedoch in keiner Weise gesagt, daß die gerichtliche Beredtsamkeit für die Gegenwart ihre ethische, politische und ästhetische Bedeutung eingebüßt hätte. Im Gegentheil! Eine freie, ihrer höchsten Aufgabe bewußte, unabhängige, muthige, der Wahrheit vor Gericht dienende Redekunst gehört zu den höchsten Gütern der Nation, und eine mannhafte Advocatur, die sie übt, ist in dem Endresultate ihres Wirkens dem richterlichen Amte durchaus ebenbürtig. Sie kann diesem sogar sittlich überlegen sein, wo sie mannigfacheren Versuchungen der Bestechung und Gewinnsucht, den Anlockungen des Ruhmes und der Ehre öfter zu widerstehen hat, als ein Richter, dem alle Garantien der Unabhängigkeit und Unbestechbarkeit durch das Gesetz geboten waren! Gerade darin besteht jenes unvergleichlich hohe Ansehen des richterlichen Amtes in England, daß der Richter aus der sittlichen und geistigen Bewährung einer untadelhaft gebliebenen Advocaturpraxis hervorgeht, und somit jene größte aller Prüfungen bestand, vermöge deren ein Charakter sich thatkräftig im Leben bewährte.

Die freie Advocatur sollte darum zu den Grundprincipien und Verfassungsartikeln eines gesunden Volkslebens gerechnet werden. Wenn unsere Wissenschaft auch bei der Forderung beharren muß, daß bei der Verwickelung der modernen Verkehrsbeziehungen der Unterschied zwischen Recht und Unrecht nicht mehr durch angeborenen Naturinn, durch gesunden Menschenverstand und fein entwickeltes Gefühl richtig erkannt, noch auch aus dem Rechtsgefühl des Volkes unmittelbar abgeleitet wird, so bleibt doch auf der anderen Seite für die Redekunst der Advocaten eine höchst ideale Aufgabe gesetzt.

Ihr ist es bestimmt, Dasjenige, was die gereifte Wissenschaft des Rechtes als höchste Wahrheiten und Nothwendigkeiten der gesellschaftlichen Ordnung erkannt hat, mit den Mitteln künstlerischer Darstellung in das Volksbewußtsein hinüberzuführen, ein neues Rechtsgefühl im Volke heranzubilden und zur Bethätigung im politischen Leben zu erziehen.

Auch die Wissenschaft kann sich keiner Unfehlbarkeit rühmen. Unter ihrem Namen sind alle Mißbräuche des Staats und der Rechtspflege, Torturen und

Hexenprocesse vertheidigt worden. Einer der größten Juristen aller Zeiten, Cujacius, hat es selbst zu seiner Ehre bekannt, daß es keinen Unfug und keinen Mißbrauch gebe, der nicht von irgend einem gelehrten Manne vertheidigt worden wäre.

Angesichts der Irrungen, die auch die Rechtswissenschaft mit aller Bescheidenheit in ihrem geschichtlichen Verlaufe zu bekennen hat, ist es von höchster Bedeutung, daß dem gelehrten Richter durch eine tüchtige Advocatur beständig der Spiegel vorgehalten wird, in dem sich die unmittelbare Bezeugung eines gesunden und kräftigen Volksgefühls wiedergibt, und als ein Zeichen der Entartung ist es anzusehen, wenn man glaubt, daß der moderne Staat in seinen Grundfesten durch die bloßen Mittel der physischen Gewalt oder durch die den Massen unzugänglichen Lehren der Wissenschaft aufrecht erhalten werden könnte gegen die zerstörenden Mächte der alle Schichten durchwühlenden Parteileidenschaften.

Noch wichtiger, als die wissenschaftlich richtige Entscheidung der jeweiligen einzelnen Rechtsstreitigkeiten ist für des Staates Bestand, daß die nach den Grundsätzen der Gleichberechtigung wählende und handelnde Volksmenge die großen, Recht und Unrecht theilenden Scheidelinien in der Bethätigung und Uebung lebendigen Rechtsgefühls erfasse, erkenne, und dann zum Range eines unveräußerlichen, sittlichen Gebotes in ihrem Gewissen erhebe.

Die Rechtswissenschaft verhält sich zu der ethischen und ästhetischen Pflege des Volksrechtsbewußtseins ungefähr so, wie die Arzneiwissenschaft zur öffentlichen Gesundheitspflege. Wie sich Niemand in gefährlichen Krankheitsfällen einem Laien anvertrauen darf, dessen Krankheit nach den ärztlichen Kunstregeln überhaupt geheilt werden kann, so wäre es gefährlich, die Entscheidung wichtiger Rechtsstreitigkeiten dem Laien anheimzugeben, der ohne feste Grundsätze nach den momentanen Eingebungen des Billigkeitsgefühls urtheilen würde. Wie aber andererseits die Masse der Krankheiten im Volke nur dadurch sich verringern läßt, daß die wesentlichen Bedingungen der Gesundheit in Licht, Wärme, Ernährung, Wohnung und Lufterneuerung allgemeiner im Volke erkannt und beobachtet werden, so ist eine Verringerung der Massen des Unrechts, das zu Proceßstreitigkeiten führt, nur dann zu erwarten, wenn die Grundbegriffe des Rechts mehr und mehr zu einem Gemeingut des Volkes gemacht und durch ein gesundes Rechtsgefühl gekräftigt werden.

Nachdem die aus der alten Sitte ursprünglich erzeugte Symbolik der Rechtshandlungen unwiederbringlich verloren gegangen ist, kommt es darauf an, die Proceßform selbst dem Volksverständniß möglichst nahe zu bringen. Je einfacher, durchsichtiger und klarer sie sind, desto besser.

Ueberall aber bleibt außerdem zu erwägen, wie die Bethätigung des Rechts in den gerichtlichen Proceduren neben den Geboten der Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit auch mit äußerer Würde und Feierlichkeit der Verhandlungen ausgestattet werden kann.

Es ist keineswegs gleichgültig, ob der Richter im persönlichen Verkehr mit den Rechtnehmenden wie jeder andere Geschäftstreibende sich äußerlich darstellt. Im alten geheimen Inquisitionsproceß, wo die Betheiligten dem Gericht allein

gegenüberstanden, mochte darauf wenig ankommen. Wo aber das Volk an der öffentlichen Rechtspflege einen lebendigen Antheil nehmen soll, ist es durchaus nicht bedeutungslos, wie der Richter nach Außen erscheint.

Die Frage, ob eine richterliche Amtstracht in öffentlichen Gerichtssitzungen angemessen ist, oder nicht, läßt sich sicherlich nicht blos nach dem Gesichtspunkte der Bequemlichkeit oder staatsbürgerlicher Gleichheit beurtheilen. Sie beansprucht eine ernsthaftere Erwägung, als ihr durch Solche zu Theil wird, die mit unverhohlener Geringschätzung auf die gesellschaftlichen Verkehrs- und Umgangsformen herabblicken. Man kann solche Dinge leicht übertreiben, aber sie verdienen es nicht, völlig außer Acht gelassen zu werden. Bei aller Achtung vor der Gewissenhaftigkeit deutscher Richter dürfte sich schwerlich leugnen lassen, daß in dem Zuschauer Gerichtssitzungen in Frankreich, und vornehmlich in England, einen weitaus würdigeren Eindruck hinterlassen, als bei uns.

Die Perrücke des englischen Richters ist oft genug von continentalen Schriftstellern und Reisenden verspottet worden. So wenig man auch Grund hat, ihre Einführung in Deutschland anzurathen, so irrig ist doch die Meinung Derer, die in dieser alten Perrücke nur den Zopfstil oder eine komische Maskerade sehen. Die Perrücke des englischen Richters mahnt von Tag zu Tag das Publicum daran, daß das Recht in England eine ehrwürdige Ueberlieferung früherer Jahrhunderte ist, eine historische Weihe in sich trägt und nicht als ein Erzeugniß des geräuschvollen Alltagslebens angesehen werden soll. Ueber die Umgebung der Unbetheiligten wird die richterliche Person emporgehoben und gleichsam mit der höheren Weisheit des Greisenalters angethan.

Nach ihrer ästhetischen Seite entspricht die Perrücke dem Wesen der englischen Rechtspflege aus zwei Gründen. Sie paßt zu dem Grundzuge des gemeinen englischen Rechts, das noch heute in alter Gewohnheit und Herkommen wurzelt, und ebenso zu der Sitte, wonach vergleichungsweise nur ältere, reifere Männer aus der Reihe der Advocaten auf die Gerichtsbank berufen werden, um die Würde langjähriger Lebenserfahrung zu repräsentiren.

Gerade aus den entgegengesetzten Gründen würden die wie in Geldrollen übereinander geschichteten Locken dieser Perrücke zu unseren deutschen Verhältnissen durchaus nicht passen. Sie eignet sich weder für unser durchaus modernes Gesetzgebungsrecht, das in den meisten Stücken mit den geschichtlichen Ueberlieferungen brechen mußte, und noch viel weniger zur Umrahmung jugendlicher Gesichter, die sich darin oft komisch ausnehmen würden, um so komischer vielleicht, je mehr sie versuchen würden, ihr Mienenspiel harmonisch zu stimmen.

Zu bedauern scheint es mir immerhin, daß neben unseren neueren, verständigen und zweckmäßigen Proceßformen kein der ästhetischen Seite der Rechtspflege dienliches, würdevolles Ceremoniell sich behaupten konnte. Zwischen der Sitzung eines Verwaltungsrathes großer Actiengesellschaften, die Bankgeschäfte treiben, und der Sitzung eines Gerichtshofes ist, was das Aussehen der betheiligten Personen anbelangt, kein Unterschied. Wer einige Erfahrungen einsammelte, trifft in Deutschland nicht so selten, wie es zu wünschen wäre, in öffentlichen Gerichtssitzungen auf richterliche Personen, die in ihrer Haltung die äußerste

Gleichgültigkeit gegen solche Verhandlungen, wenigstens scheinbar, darlegen, bei welchen sie nicht unmittelbar als Vorsitzende betheiligt sind.

Die trigonometrischen Figuren, die durch den Ellbogen und das Haupt gebildet werden, in allen Varianten des stumpfen und spitzen Winkels darstellend, in Actenstücken eifrig lesend oder decretirend, zuweilen auch Tagesblätter entfaltend, bei herannahender Mittagstunde die Taschenuhr mit Vorliebe betrachtend, den Vorträgen der Advocaten abgewendet, ihre innere Gleichgültigkeit gegen die vor ihnen verhandelte Sache scheinbar bekundend — so habe ich selbst gelegentlich tüchtige und ehrenhafte Männer zu Gericht sitzen sehen in Angelegenheiten, welche die im Zuhörerraum anwesenden Personen in höchste Spannung versetzten. Die Drei- oder Fünfzahl der in einem Collegium urtheilenden Richter ist der Sitte und dem äußeren Anstand in solchen Stücken auf dem Continent weitaus weniger zuträglich gewesen, als die Einzahl eines allein in England urtheilenden Richters, der in seiner Person ein höheres Maß an Verantwortlichkeit zu tragen hat und außerdem gegen die passive Rolle des schweigenden Zuhörens geschützt wird, die sich bei langdauernden Gerichtssitzungen vom Beisitzenden schwer ertragen läßt.

Die demokratische Sitte, die Alles nivellirt, hat die Merkmale der Berufskleidung sogar zwischen dem Richter und dem Henker beseitigt. Bei einer Hinrichtung, der ich in Norddeutschland einmal in früher Morgenstunde anwohnte, erschien der Scharfrichter im Ballcostüm, angethan mit einem schwarzen Leibrock und weißer Halsbinde, mit sich ein Futteral tragend, das der Unkundige seiner Gestalt nach für die Umhüllung einer Violine halten konnte, während es das tödtliche Beil in sich barg. Als er sich anschickte, seinen Todtschlags-Apparat in Stand zu setzen, zündeten sich einige der anwesenden Zeugen, die sich zu den gebildeten Ständen rechnen durften, ihre Cigarren an und schienen sehr überrascht, als sie auf das Unschickliche ihres Betragens von einem in der Nähe stehenden Polizisten aufmerksam gemacht wurden.

Nicht ohne Grund ist von tiefer blickenden Männern verlangt worden, daß alle todeswürdigen Verbrechen, bei denen es sich um das Leben eines Mitmenschen handelt, in besonders feierlicher Weise abgeurtheilt werden sollten, und daß in einer so gestalteten Einwirkung auf das Gemüth des Volkes die Scheu vor der Vernichtung des menschlichen Lebens nachhaltiger und dauernder gepflegt werden könnte, als durch die glücklicherweise immer seltener gewordene Vollziehung eines Bluturtheils. Mit tiefer Bewegung lauscht die Zuhörerschaft in englischen Gerichtssälen der besonders feierlichen Verkündung des Todesspruches, dem der Richter die unjuristische Schlußformel hinzuzufügen pflegt: „Möge Gott Eurer Seele gnädig sein."

III.

Auch die wohnliche Umgebung des Richters ist im gegenwärtigen Zeitalter dem volksthümlichen Ansehen der Rechtspflege nicht günstig. Wie hätte sich der alte geheime Proceß um diese Dinge sonderlich kümmern können? Ihm genügte es, einen Tisch mit einer grünen wollenen Decke zu überkleiden, welche die darauf vergossene Tinte möglichst schnell auffog, aschgraues Papier zu beschaffen, über

dessen rauhe Fasern der Gänsekiel unmusikalisch rasselte, und die Wände mit Gerüsten zu bedecken, in deren Fächern sich Actenstücke zu jener babylonischen Höhe aufthürmten, wo sie nur auf Leitern zu erreichen waren.

Nachdem der Sinn für kunstindustrielle Ausschmückung unserer Wohnräume wiederum erwacht ist und in erfreulicher Weise sich auszubreiten beginnt, ist die Frage wol berechtigt, ob es sich für den Staat nicht gezieme, die Stätten der Rechtspflege in einfacher, aber geschmackvoller Weise auszustatten? Sollten wir nicht den Ehrgeiz besitzen, es den mittelalterlichen Rathsstuben mäßiggroßer Städte gleichzuthun? In den Oefen, Tischen, Wandbekleidungen, Sesseln, Schreibgeräthen der Gerichtssäle muß der Staat mit sinnigem Geschmack das Kunstgefühl des Volkes pflegen.

Der jetzt herrschende Typus in diesen Dingen ist derjenige der nackten Verödung. Von manchen Gefäßen, die bei der Auslosung der Geschwornen als Urne benutzt werden, kann man sagen, daß sie Blumentöpfen gleichen und hinter den Urnen, die aus prähistorischen Grabhügeln zu Tage gefördert werden, in Hinsicht des Geschmacks und Formensinns weit zurückstehen.

Freilich ist die herkömmliche Gleichgültigkeit, mit der solche Dinge betrachtet werden, im Zusammenhange aller anderen Verhältnisse leicht zu erklären. Aber sie bleibt ein Zeichen jenes allgemeinen Verfalles, in den der Kunstsinn des Volkes seit dem 16. Jahrhundert gerieth. Wie die Gerichtssäle äußerlich eingerichtet sind, das erscheint durchaus nicht bedeutungslos. Hinter den sichtbaren Formen verbirgt sich nicht selten die unsichtbare Gestalt der Gerechtigkeit.

Eine natürliche und vollkommen berechtigte, durch die Aesthetik geforderte Einrichtung ist es beispielsweise, daß der Richter dem Publicum und den Parteien gegenüber einen erhabenen Platz einnehme und dadurch die Oberherrschaft des Rechtes augenscheinlich darstelle. Ebenso berechtigt aber ist die Forderung, daß die Parteien in gleicher Höhe einander gegenüberstehen. Gegen diesen Grundsatz verstößt das französische Gerichtswesen, indem es dem öffentlichen Ankläger einen Platz im gleichen Niveau mit demjenigen des Richters anweist und den Vertheidiger des Angeklagten ihm gegenüber erniedrigt: eine selbstverständliche Consequenz jener Anschauung, die den Advocaten mit mißtrauischen Augen betrachtet und die höhere Rangstellung der Anklage versinnlichen will. Für Engländer wäre diese symbolische Ungleichheit nichts Anderes, als eine Verletzung der obersten Proceßregeln.

In toskanischen Gerichtshöfen ist gelegentlich die Verletzung aller ästhetischen Gesichtspunkte auf die Spitze getrieben worden, indem man den Vertheidiger der schwer Angeklagten auf einen Platz verwies, wo er den Gerichtshof sich gegenüber, die Geschwornen aber zu seiner Seite findet. Der Advocat ist somit gezwungen, den Geschwornen, zu denen er sprechen will, die Seite zuzuwenden. Als der größte der gegenwärtig lehrenden Criminalisten Italiens, Carrara in Pisa, als Vertheidiger eines Angeklagten vor dem Schwurgericht auftrat und in seinem Plaidoyer vor den Geschwornen sich mit seinem Antlitz diesen zuwendete, sein Profil dem Richter zeigend, ward er trotz seiner Gegenvorstellungen zur Ordnung verwiesen. Der Richter erachtete es als eine Geringschätzung seiner Würde, daß der Vertheidiger sich ihm von der Seite her präsentirte. Und doch

kann es füglich kaum anders als lächerlich erscheinen, wenn ein Italiener, mit dem seiner Nation eigenthümlichen Pathos der Rhetorik und der Lebendigkeit seiner Gesten, abgekehrt von Denen, auf die er rednerisch einwirken will, seinen Vortrag gleichsam in die Luft zu halten gezwungen ist.

IV.

Die passende Einrichtung und Ausstattung der Gerichtszimmer weiset uns aber weiter auf die erhabeneren Gesichtspunkte der Architektur. Die ästhetische Seite der antiken Rechtspflege hängt an der Gesammtheit der äußeren Umgebung, in deren Mitte die richtenden Personen, sei es als Volksgemeinde, sei es als Geronten, Senatoren, Consuln, Prätoren oder Gerichtsherren erscheinen. Von der Erhabenheit und Würde römischer Gerichtsbauten machen wir uns nach den uns verbliebenen Ueberresten alter Kunst schwerlich eine richtige Vorstellung. Die Basiliken, die nach der Unterjochung Griechenlands seit dem zweiten Jahrhundert v. Chr. in Rom entstanden, jene Bauten, die ihren höchsten Glanz in dem Zeitalter des Cäsar, Augustus, Trajan entfalteten, wetteiferten in ihrer zweckmäßigen Schönheit mit den Tempeln der Götter, in denen früherhin der römische Senat zu Gericht gesessen hatte. Auf das römische Forum und in diese Basiliken voll klassischer Majestät haben wir uns zu versetzen, wenn uns daran gelegen ist, die unvergleichliche Formvollendung des Römischen Rechts, sein Ansehen vor dem Volke, seine das Staatsleben durchdringende Wirkung voll und ganz zu begreifen. Weil das Christenthum in seinem natürlichen Gegensatze zum Heidenthum bei seinen ersten Bauten auf die alten heidnischen Gottestempel nicht zurückgehen konnte, knüpfte es seine architektonischen Anfänge an die Basilika der römischen Gerichte an. Der christliche Kirchenbau trat somit in die Ueberlieferung des antiken Gerichtsbaues ein.

Wie die Kanzelrede dann im späteren Mittelalter die gerichtliche Beredtsamkeit gleichsam ihres Kunstgewandes entkleidete, um aus ihren kostbaren Geweben ein Meßgewand herzustellen, so vergaß die kirchliche Baukunst in ihrer späteren Entwickelung die Erinnerung an ihren eigenen Ursprung. Das Recht verlor seinen architektonischen Stil selbst auf den Gebieten seiner südlichen Geburtsstätten; denn die Kirche hatte kein inneres Herzensinteresse, in ihren eigenen Gerichtshöfen die Herrlichkeit der Rechtspflege in einer eigenen Architektur auszuprägen.

Unter dem Einflusse eines neuen, im Mittelalter vollendeten Kirchenbaustils entstanden aber im germanischen Norden, in Deutschland, in Nordfrankreich, in England, und ganz vornehmlich in den Niederlanden, jene wunderbaren Rathhausbauten, in deren Kreuzgewölben, Erkern, Nischen, Spitzbogen sich nochmals der innere Zusammenhang zwischen Recht und Religion, Sitte und Volksgemüth, Rechtsform und Rechtsidee kundgab. Die Mannigfaltigkeit germanischer Rechtsbildung contrastirt in den Rathssälen des flandrischen Bürgerthums gegenüber der imposanten, durchsichtigen Klarheit und Einfachheit einer römischen Basilika, mit ihren übersichtlich verlaufenden geraden oder rund kreisenden Linien.

Als die Periode der Renaissance aus den bloßgelegten Trümmern der antiken Völker eine neue Kunstwelt in fürstlichen Palästen emporzauberte,

war der historische Baugrund für eine gerichtliche Architektur in Europa verschwunden. Wir hatten das Römische Recht empfangen, aber seine künstlerische Seite war unwiederbringlich verloren gegangen. Lange Zeit hindurch wehrte ihm das freie Schöffenthum den Einzug in die Säle seiner Rathshäuser. Als das Corpus Juris seinen Siegeszug vollendet hatte, war auch die mittelalterliche städtische Freiheit bereits von der Fürstenmacht entweder geschwächt oder völlig gebrochen.

Fremdartig erschien nunmehr gegenüber dem Volke nicht nur das Recht der Gelehrten, sondern auch verdächtig die Stätte, an der es gespendet werden sollte. Unter dem Einflusse der kirchlichen Inquisition und des römisch-lateinischen Rechts entstand jene eigenthümliche Scheu, an der Gerichtsstätte zu erscheinen, die so häufig in Deutschland beobachtet wird. Mancher meinte, daß er aus ihm unbekannten Gründen, trotz seines guten Gewissens, an der Gerichtsstelle wider Willen festgehalten werden könnte. Der Bauer erinnerte sich, daß ihm nach jedem Besuch an der Gerichtsstelle eine Rechnung überreicht zu werden pflegte, so daß, zu seiner Beruhigung, in vielen Fällen die Vorladungen den Zusatz erhalten, daß „Kosten unter keinen Umständen verursacht werden sollten".

Gebildete Frauen zittern häufig noch heute, wenn sie als Zeuginnen geladen werden, der Wahrheit die Ehre zu geben, und empfinden eine in England völlig unbegreifliche Abneigung, bei interessanten und wichtigen Rechtsverhandlungen im Zuhörerraum zu erscheinen.

Die äußere Gestalt unserer neuesten Gerichtslocale erklärt diese Abneigung vollkommen. Im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert nahmen die Gerichtsgebäude den Typus der Klöster, der Gefängnisse und Zuchthäuser, im günstigsten Falle den der Kasernen an. Das rechtsuchende Publicum findet bei manchen größeren Stadtgerichten aus jenen zahlreichen Verstecken, Kammern oder Löchern kaum die Stelle heraus, wo an der Seite oder am Ende dunkler Corridore eher geheimnißvolle Fallthüren oder lauernde Diebe zu vermuthen sind, als Richter, die im Namen des Königs Recht sprechen sollen.

Erst in neuerer Zeit hat man begonnen, im Zusammenhange mit den Aufgaben der Gefängnißreform passende Strafanstalten und Zuchthäuser zu bauen. Aber schon jetzt kann man sagen, daß die neusten Gefängnißbauten in Moabit, Bruchsal, Nürnberg weitaus würdiger sich darstellen, als manches Gerichtsgebäude in den Großstädten. Jene neuen Gefängnisse tragen einen deutlich durch ihren Zweck vorgezeichneten architektonischen Stil an sich.

Den Gerichten fehlt jeder Stil, der ihren Zweck andeutete. Unter den Bauten der neueren Zeit gibt es sogenannte Mustergefängnisse; vergebens aber erfragt man einen nachahmungswürdigen Musterbau für die Gerichte. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß zuweilen der Richter sich gleichsam im Dunkelarrest befindet und in schlecht ventilirten Höhlen zu hausen hat, während dem von ihm verurtheilten Verbrecher die Wohlthat einer lichten, luftreinen Zelle zu Theil wurde.

Man kann vom deutschen Reich und den deutschen Staaten mit gerechtem Stolz alles mögliche Gute rühmen. Aber man kann nicht sagen, daß unser

Staatswesen in breiten Schichten des Volkes mit so nachhaltigem Nationalgefühl geliebt wird, wie mancher andere Staat Europa's. Der Staat, im Unterschiede von der Kirche, manifestirt sich aber dem Volke vornehmlich durch seinen Rechtscharakter und seine Rechtspflege.

Der moderne Rechtsstaat bedarf deswegen eines klaren, ästhetisch-architektonischen Ausdruckes nach demselben Grundsatze, nach dem der mittelalterliche Kirchenstaat seinen eigenen baulichen Leib sich schuf. Will der moderne Rechtsstaat seinen Kampf mit dem hierarchischen Kirchenstaat erfolgreich bis zu einem für beide Theile ehrenvollen Frieden durchkämpfen, so muß er sich auch in eine nähere Beziehung zu dem Empfindungs- und Gemüthsleben des Volkes setzen.

Wie stehen nun aber gegenwärtig die Vergleichungspunkte? Findet ein Mensch, der den Eindrücken der Schönheit zugänglich ist, nicht in den letzten Dorfkirchen der Alpen einige gemüthliche Anregung durch bescheidenen Schmuck der Wände und Altäre? Im Vergleich zu diesen Dorfkirchen hinterlassen die Gerichtszimmer der größeren Städte einen höchst abschreckenden Eindruck bureaukratischer Kahlheit, frostiger Monotonie, ärmlicher Magerkeit.

Man braucht dem Prunke keineswegs das Wort zu reden, um dafür zu wirken, daß nunmehr mit der Herstellung einer großen, umfassenden, einheitlichen Proceßgesetzgebung für das deutsche Reich auch die Rechtspflege mit den ihres Zweckes würdigen Gebäuden nach und nach ausgestattet werde. Zwar wird lange Zeit vergehen, ehe dieser Forderung vollkommen entsprochen werden kann. Aber damit ist zu beginnen, daß in den deutschen Hauptstädten, die für Theaterbauten oft große Opfer gebracht haben, auch das Rechtsleben der Nation den ästhetischen Ausdruck architektonisch gewinne, dessen es bedarf.

Keinerlei Grund gebietet uns, hinter den Gerichtsbauten zurückzubleiben, die Paris und Brüssel, neuerdings London, namentlich aber belgische Städte aufzuweisen haben. Das Zeitalter der Folterkammern und Marterwerkzeuge, des geheimen und schriftlichen Verfahrens muß auch einen architektonischen Abschluß gewinnen. An den Stätten der schmalseitigen, dumpfen und trüben Gerichtslocalitäten erhebe sich der Bau lichter, klarer, künstlerisch verschönter Hallen, um den Grundzug unseres neuen Rechts zu versinnlichen.

Durch ihre architektonische Verjüngung vermag dann auch die Rechtspflege wiederum eine das Volksleben erfrischende Berührung mit den beiden anderen bildenden Künsten zu gewinnen, mit Sculptur und Malerei.

Selbst in der Zeit der Alles erdrückenden Hierarchie bildete die Idee des Rechts einen der erhabensten Vorwürfe der christlichen Malerei. Eines ihrer höchsten Ziele war die Darstellung der alles Irdische beherrschenden Macht der göttlichen Gerechtigkeit im jüngsten Gerichte im Zeitalter der Kunstblüthe gewesen; ein Ziel, das dem malenden Genius stets als erhabenste Aufgabe der Gestaltungskraft einer in's Uebermenschliche emporstrebenden Phantasie würdig erschien.

Wenn nach den Worten des Dichters die Weltgeschichte das Weltgericht ist, so gehören mit vollem Recht die großen historischen Gemälde, die an die Wendepunkte unseres nationalen Lebens die Alles leitende Vorsehung im Siege des Rechts über das Unrecht veranschaulichen, an die großen Wandflächen jener Gerichtshallen, deren Schöpfung wir der Zukunft übertragen müssen. In ihren

Treppenhäusern, — in ihren Gängen fände sich der natürliche Platz, um durch Bildsäulen, Brustbilder oder Gedenktafeln das Andenken der hervorragenden Männer zu ehren, die im gestrengen Dienste des Rechts und der Rechtsverwaltung die höchsten Güter der Nation vertheidigten gegen die Leidenschaften und Irrthümer Derer, die Alles der Nützlichkeit des jeweiligen Tages oder der Begehrlichkeit eines rücksichtslosen Machtgenusses aufzuopfern bereit sind.

Auch die Kunst ist zur Priesterschaft des Rechts berufen. In ihren Werken sei der Spruch des römischen Dichters bewahrheitet:

Laßt Euch warnen: und übet das Recht,
Vergeßt nicht der Götter.

Den Abschluß der deutschen Rechtseinheit, die oberste Spitze unserer Rechtspflege wird jenes höchste Reichsgericht darstellen, dessen Gründung bevorsteht. Wo immer es seine Stelle finde: mögen die deutschen Gesetzgeber nicht übersehen, daß sie zu der ungelösten Schuld eines unserer Nation würdigen Parlamentsgebäudes mit der Beschließung des Reichsgerichts auch die Verpflichtung übernehmen, die oberste Gerichtsstelle des deutschen Volkes in künstlerischer Schönheit und Vollendung wie eine monumentale Stiftungsurkunde des Rechtsstaates herzustellen. Es wäre eine beklagenswerthe Sparsamkeit, wenn man dies oberste und höchste Gericht in die entleerten Registraturkammern alter Gebäude einschachteln wollte. Neben den Waffenkammern des Zeughauses, die der größeste unter den deutschen Staaten in eine Ruhmeshalle für die Armee umzuwandeln gedenkt, möge die Architektur in ihren Quaderbauten doch auch die Idee ausprägen, daß wir nicht blos als ein Volk in Waffen, sondern auch als ein Volk des friedlichen, milden Rechts unsere weltgeschichtliche Bahn zu durchschreiten gesonnen sind.

Die Weihe einer von der Kunst verschönten und veredelten Umgebung kann in einer zu höherer Gesittung emporstrebenden Nation nicht ohne nachhaltigen Einfluß bleiben auf die Denkweise Derer, die Recht suchen und Recht spenden. Architektonisch verkörpert, wird die Vernunft weiser Gesetze lebensvoll empfunden und aus der Sphäre wissenschaftlicher Forschung oder sachverständiger Anwendung hinaufgetragen werden zu jenen lichten Höhen, wo in heiliger Scheu vor dem Unrecht das Volksgewissen selber seines uralten Amtes waltet und von wo jene innerste Befriedigung, die aus dem Bewußtsein der Gerechtigkeit entstammt, in das Volksgemüth zurückstrahlt.

Der Orient unter den Chalifen.

Von

W. Spitta.

Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen von Alfred von Kremer. 2 Bände. Wien, Braumüller. 1875 und 1877.

Verschieden sind die Ursachen, die seit geraumer Zeit die Blicke Europa's auf den Orient gelenkt und unsere Kenntniß desselben in erstaunlicher Weise erweitert und vervollständigt haben. Einmal hat der Aufschwung, den die philologischen Studien seit Anfang dieses Jahrhunderts nahmen, in dem Bestreben einer gründlicheren und tieferen Exegese des Alten Testamentes eine Anzahl von Fragen aufgeworfen, die eine genauere Durchforschung des vorderen Orients erforderten; während andererseits die vergleichende Sprachwissenschaft von Indien aus eine ebenso kühne als erfolgreiche Entdeckungsreise in bisher fast unbekannte Gegenden unternahm. Einzelne große Erfolge, wie die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen und der Keilschrift Assyriens und Babyloniens, eröffneten dem einmal angespornten und nun auch rastlos arbeitenden Geiste ungeahnte Fernsichten, welche nicht selten durch die Deutlichkeit ihrer Bilder den Wanderer dergestalt fesselten und ihm so nahe erschienen, daß er den zwischen ihnen liegenden Weg übersah und oft in recht fühlbar unangenehmer Weise an die noch zu überwindenden Schwierigkeiten erinnert werden mußte.

Ihnen, den begeistert und unermüdlich daheim im Studirzimmer arbeitenden Dienern der Wissenschaft, standen die Männer zur Seite, welche da draußen unter der glühenden Sonne Asiens, allen Gefahren trotzend und unermüdlich jede Beschwerlichkeit ertragend, die Länder durchwanderten, die Reisenden, welche oft unter dauernder Lebensgefahr inmitten einer mißtrauischen Bevölkerung beobachteten, forschten, notirten und uns so Beschreibungen der von ihnen durchreisten Länder hinterließen, von denen manche in ihrer Art gültige Muster bleiben werden.

Diesen schließlich reichte als dritte, unsere Kenntniß des Orients fördernde Ursache die gewaltige Ausbreitung des Weltverkehrs und die dadurch veranlaßte

straffere Anziehung der politischen Bande zwischen Orient und Occident kräftigst die Hand. Die französische Expedition nach Aegypten, mit welcher das vorige Jahrhundert endete, diese so genial concipirte Idee Bonaparte's, erschloß uns das Wunderland am Nil. Die immer inniger werdende Verbindung Ostindiens mit der englischen Krone läßt jährlich einen Menschenstrom zwischen beiden Ländern hin- und hergehen, und das rasche Vordringen Rußlands in Centralasien auch von den entlegensten Ländern unmittelbare Nachrichten zu uns gelangen. Der Telegraph fängt auch dort an, eine Rolle zu spielen, und binnen Kurzem werden an mehr als einer Stelle die Schienenwege das Land durchkreuzen. Während man in Europa noch vielfach der Meinung ist, daß Asien im Ganzen und Großen theilnahmslos dem Treiben des Occidents zusähe, kann ganz im Gegentheil versichert werden, daß sich kein größeres und bedeutenderes Ereigniß im Westen vollzieht, ohne daß seine Wirkungen bis in den fernsten Osten sich fühlbar machen; daß, wenn Bismarck eine Rede hält, nach kurzer Zeit die Worte auf Türkisch, Arabisch, Persisch, Hindustanisch, Chinesisch nachklingen und mit staunender Andacht vernommen werden. Die gebildeten Orientalen sind sich ganz klar über den bedeutenden Culturvorsprung, den ihnen die Europäer abgewonnen haben, und wer mit ihnen einmal in vertrautere freundschaftliche Beziehungen getreten ist, wird sie dieses oft genug äußern hören können. Daß dieses Gefühl in Folge der sehr wenig respectvollen Behandlung der Türkei durch die europäischen Mächte in letzterer Zeit einen Beigeschmack von Schärfe und Bitterkeit bekommen hat, ist nicht zu verwundern. Haben sie denn so unrecht, wenn sie sich beklagen, daß die Europäer ihre Cultur gar nicht kennen oder, falls sie mit ihr bekannt sind, sie nicht verstehen? Sind in dem größeren Kreise der Gebildeten die Anschauungen von Muhammed und dem Islam schon sehr weit über die beschränkten und parteiischen Ansichten der vorigen Jahrhunderte hinausgekommen? Und trägt man nicht unbewußt noch immer die Schilderungen aus den Zeiten der Kreuzzüge und aus Tausend und Eine Nacht als maßgebend für die ganze Civilisation Vorderasiens mit sich umher? Wir wollen nicht ungerecht sein: wenn die bahnbrechenden Arbeiten eines Sprenger, Nöldeke, v. Kremer, Weil, um nur deutsche Namen anzuführen, auf diesem Gebiete nur langsam sich im deutschen Publicum verbreiten, so hat das seine gute Entschuldigung. Es fehlt die Zeit und Ruhe, sich mit diesen ferner liegenden Gegenständen zu beschäftigen; der Arbeiten am Bau des eigenen Hauses sind zu viele, und es bedarf schon immer eines besonderen Anlasses, um auch in weiterem Umfange das Bedürfniß wachzurufen, einmal ein die Culturgeschichte des Orients zusammenfassendes Buch zu lesen.

Dieses Bedürfniß, das bis jetzt unter den Fachgenossen schon lange vorhanden, aber noch nicht befriedigt war, ist durch die in den Vordergrund getretene orientalische Frage allgemein geworden, und zur selben Zeit entsprach ihm A. v. Kremer durch die Vollendung des zweiten Bandes seiner „Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen."

Der Verfasser erwähnt selbst in der Vorrede des ersten Bandes, wie ihm sein langjähriger Aufenthalt im Orient von Nutzen für das allgemeine Verständniß der arabischen Cultur gewesen ist. Und gewiß hat er darin recht.

Denn soviele Jahre uns auch von den abbasidischen Chalifen trennen, so hat sich doch seit ihrer Zeit kein nennenswerther neuer Cultureinfluß geltend gemacht; man hat nur an dem aufgesammelten Capital gezehrt bis auf den heutigen Tag. Es fehlte durchaus an großen, das ganze Volk interessirenden Aufgaben; das aber, was zu allen Zeiten die Cultur geschaffen hat, ist die gemeinsame Arbeit. Ueberraschend wird für Jeden, der daheim den Orient nach den schriftlichen Quellen studirt hat und dann den Boden Vorderasiens betritt, die Stabilität sein, mit der man an den wichtigsten und bezeichnendsten Civilisationsformen festgehalten hat — allerdings bei Weitem nicht an allen; denn die politische Gestaltung und mit ihr die administrativen Organe haben sich seit jener Zeit wesentlich geändert. Letzterer Umstand erfordert schon allein für den Culturhistoriker ein gründliches Studium der oft nur schwer zugänglichen und für viele Punkte noch gar nicht präparirten Quellen. Aber auch diese Qualification besitzt Herr v. Kremer in hervorragendem Maße: die beiden uns vorliegenden Bände legen ein beredtes Zeugniß für seine staunenerregende Belesenheit in den arabischen Autoren ab, eine Frucht langjährigen Studiums; und seine früheren Arbeiten*) lassen gerade dieses Werk als einen Abschluß seiner bisherigen culturgeschichtlichen Thätigkeit erscheinen.

Es kann nicht unsere Absicht sein, hier von der Fülle der interessanten Einzelheiten eine Auslese zu geben: dazu wäre eine Reproduction aller einzelnen Capitel nothwendig; auch wollen wir dem Leser nicht das Vergnügen vorwegnehmen, dem beredt und sachkundig erklärenden Führer zu folgen. Beschränken wir uns auf die genaue Feststellung der allgemeinen culturgeschichtlichen Resultate, zu denen der Verfasser in seinen Forschungen gelangt ist; wir werden so am besten ein Bild von dem reichen Inhalt des Buches geben.

I.

Eine „Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen" will, nach ihrem Titel, eine Schilderung nur der Cultur geben, deren unmittelbarer Träger das rechtmäßige Chalifat ist; sie bewegt sich daher vorzugsweise in den Hauptstädten des Reiches und siedelt mit dem Wechsel der Residenz von Medina nach Damascus und von da nach Bagdad über. Alles, was die zahlreichen, mit einer weitgehenden Selbstregierung ausgestatteten Provinzen des ungeheuren, von Indien bis Spanien sich erstreckenden Reiches an originellen Culturgebilden aufweisen, wird damit in den Hintergrund gedrängt; und insofern die Cultur des Chalifenhofes in der That das Facit sämmtlicher mächtiger Strömungen der verschiedenen Landestheile war, bildet sie auch das vollkommenste Gesammtbild. Je mehr aber die Statthalter zu selbständigen Dynasten wurden, desto mehr Culturunterschiede stellten sich ein, etwa in ähnlicher Weise, wie sich jetzt Aegypten von der Türkei unterscheidet, und wie sich durch die schließliche politische Lostrennung Persiens und die damit verbundene Reaction gegen alles Arabische zwischen ihm

*) „Geschichte der herrschenden Ideen des Islams." — „Culturgeschichtliche Streifzüge auf dem Gebiete des Islams."

und dem übrig bleibenden Stücke die jetzt bestehende Kluft gebildet hat. Denn hängt auch die Cultur jedes Volkes durchaus an seinen materiellen Existenzbestrebungen und wird in Folge dessen wesentlich durch das Klima, die Ergibigkeit des Bodens, die größere oder geringere Leichtigkeit des Verkehrs mit anderen Völkern bestimmt: so hat eine genau gehandhabte Regierung diese culturschaffenden Elemente doch so sehr in der Hand, daß sie, wenn auch nicht Neues hervorrufen, so doch das Vorhandene wesentlich regeln kann und auf diese Weise immer im ersten Grade bestimmend wirken muß. Die absolutistische Art, zu regieren, die im Oriente immer geherrscht hat, erhöhte diesen Einfluß noch in nicht zu unterschätzendem Grade. Ein mit ausgedehnten Machtvollkommenheiten begabter Höfling regierte als Gouverneur die Provinzen, aus der Hauptstadt eine Anzahl von Beamten mit sich führend; ein vortrefflich ausgebildetes Steuersystem umfaßte alle Theile des Reiches, überall beruhte das Recht — wenigstens für die herrschende Classe der Muhammedaner — auf denselben Grundlagen; und die gleichmäßig verbreiteten Riten des Islam, vorzüglich das Gebet, sorgten hinreichend für gute Disciplin. Man muß einmal eine gefüllte Moschee beim Gebete gesehen haben, um den straffen, militärischen Charakter dieser Einrichtung ganz zu begreifen; in dicht geschlossenen, genau ausgefüllten und lückenlosen Reihen aufgestellt, den Vorbeter als Officier vor der Front, gleichmäßig sich beugend, sich niederwerfend und aufstehend, hat die Versammlung genau das Ansehen einer vor den Augen des Höchstcommandirenden exercirenden Truppe; das Freitagsgebet, bei dem das Erscheinen für Jedermann obligatorisch ist, ist nur eine wöchentliche Parade der Heerschaaren der Gläubigen, und, um das militärische Bild voll zu machen, auch die Löhnung fehlte nicht. Aus der Zeit der Raubzüge Muhammed's hatte sich die Sitte eingebürgert, die Kriegsbeute unter die gläubige Gemeinde zu vertheilen. Während der erste Chalife, Abu Bekr, diese Vertheilung noch ganz ohne bestimmte Grundsätze vorgenommen hatte, sah sein Nachfolger, Omar, sich durch die wahrhaft erdrückende Masse des einkommenden Geldes genöthigt, hier genaue Regeln aufzustellen und vor allen Dingen Dotationsrollen anfertigen zu lassen. In diese wurde jeder Muslim mit einer bestimmten Summe eingetragen, von dem der Brust entwöhnten Kinde an, welches 100 Dirham (etwa 100 Francs) erhielt, bis zu den Wittwen des Propheten, die ein jährliches Einkommen von 10—12,000 Dirham bezogen. Herr v. Kremer macht mit Recht darauf aufmerksam (II. 66), welche Anziehungskraft dieses Verfahren auf Andersgläubige ausüben mußte, und wie es das ganze junge Staatswesen zusammenhielt. Man stelle sich vor, daß in unseren Tagen eine neue Religion aufträte, deren Träger unwiderstehlich Alles vor sich mit dem Schwerte niederwürfen, allen activen Widerstand vergeblich machten und dagegen jedem ihrer Anhänger durchschnittlich eine jährliche Summe von 1000 Francs auszahlten, und man wird zugeben müssen, daß selbst die bestgegründete Gemeinde diesem Ansturme gegenüber zu bröckeln anfangen würde. So war es damals. „Sie gründeten ihr Weltreich auf der festesten und unwandelbarsten Grundlage der menschlichen Dinge, auf dem stets gleich regen materiellen Interesse." (I. 71.)

Dieses materielle Interesse umschloß aber verschiedene nationale Elemente,

die sich lange Zeit äußerst spröde gegen einander verhielten, sich an anderen Orten sogar niemals ganz versöhnt haben, und mit denen es wol schwer gelungen sein würde, eine einheitliche Cultur herzustellen, wenn das Volk der Sieger nicht alle die Eigenschaften besessen hätte, welche dasselbe in so hohem Maße auszeichneten. Man muß sich, um die damaligen Vorgänge zu verstehen, ein deutliches Bild von der Veranlagung dieser Alles überfluthenden Araber machen. Sie waren noch durch und durch ein Naturvolk, zum größten Theile Beduinenstämme, welche ganz oder zum Theile im Heere des Chalifen fochten, Alles mit sich führend, was sie bis auf den heutigen Tag noch auszeichnet. Gesund an Körper und Geist, zäh, ausdauernd, von scharfen Sinnen, schneller Auffassung und feiner Unterscheidungsgabe, durchlodert von den Leidenschaften der Liebe und des Hasses, unerbittlich in ihrer Rache, an strengen Gehorsam gegen das Stammesoberhaupt — aber auch nur gegen dieses — gewöhnt, habgierig wie alle Semiten, heißhungrig lechzend nach den lockenden Gütern der reichen, sie umgebenden Culturländer, und dabei in jener Unbekanntschaft mit den Freuden des Lebens aufgewachsen, welche zu allen Zeiten den Idealisten groß gezogen hat, nun begeistert für die große nationale Idee des Islams — wer konnte solchen Soldaten widerstehen? Als der Eroberer Aegyptens, Amr ibn el-Asi, im Jahre 640 die koptische Festung Babylon, welche an der Stelle des jetzigen Altkairo lag, belagerte, versuchte der feindliche Anführer Unterhandlungen mit ihm anzuknüpfen, und schickte zu diesem Zwecke Gesandte in das muhammedanische Lager. Zurückgekehrt und nach dem Eindrucke gefragt, den sie von den Gegnern erhalten hätten, antworteten sie: „Wir sahen ein Volk, das den Tod mehr liebt als das Leben, die Unterwerfung mehr als die Erhebung, welches kein Begehr noch Verlangen nach irdischen Gütern hat; sie sitzen im Staube und essen auf ihren Knien; ihr Fürst ißt wie jeder Andere von ihnen, der Hohe unterscheidet sich nicht von dem Niederen noch der Herr von dem Sclaven; und wenn die Stunde des Gebetes naht, so fehlt Keiner von ihnen: sie waschen ihre Glieder mit Wasser und demüthigen sich in ihrem Gebete.“ Wir haben dieser, wenn auch einseitigen Schilderung, doch kaum Etwas hinzuzufügen: sie gibt genau den Eindruck wieder, den die einfache Lebensweise, die Alles an Alles setzende Energie, die täglichen Gebetsexercitien der Araber auf die fremden Völker machen mußten. Die hier nicht erwähnte, weil damals den Feinden gegenüber zunächst nicht so hervortretende Eigenschaft der unersättlichen Habgier, dieser Hunger nach den Freuden einer höheren Cultur, war aber gerade Das, was sie zu Trägern und Fortbildnern der Civilisation machte, welche sie in den von ihnen eroberten Ländern vorfanden.

Man hat den Arabern oft vorgeworfen, sie hätten nie eigene Culturgebilde neu geschaffen, sondern stets nur Das angenommen, was ihnen andere Völker geboten. Die Bemerkung ist im Allgemeinen richtig, aber sie ist kein Vorwurf. Wie kann ein Naturvolk, das seine Wohnsitze verläßt und erobernd die civilisirten Nachbarländer an sich reißt, sich eine originelle Cultur schaffen? Ist es nicht gezwungen, hierin den Besiegten zu folgen, und erfüllt es nicht vielmehr seine civilisatorische Aufgabe, wenn es alles Ueberkommene in ein vollständiges und neues System faßt, und einen neuen und eigenthümlichen Gedanken an die Spitze stellt? In der Ausführung dieses Planes aber haben auch die Araber

ihre ganz charakteristische Cultur geschaffen und für einige Zeit zur vollen Blüthe gebracht. Hr. v. Kremer, der selbst zu wiederholten Malen und an den verschiedensten Stellen auf wichtige Culturentlehnungen aufmerksam gemacht hat, steht nicht an, von einer „arabischen" Civilisation zu reden. Er schlägt allerdings (II. Bd. S. 485) vor, sie „saracenisch" zu nennen; allein da diese Bezeichnung auch nicht deutlich ist, so kann man den alten Namen besser beibehalten, der, mit der nöthigen Einschränkung gebraucht, immer noch am bezeichnendsten ist.

Was ist aber nun der Grundgedanke, das Princip dieser Cultur gewesen, die Stütze, an der sie sich emporranken und blühend ausbreiten konnte? Es ist die Idee eines auf communistischer Grundlage beruhenden religiösen Staates, mit dem Islam als Gesetz. Man hat jetzt allgemein den Fortschritt anerkannt, der hierin den damals herrschenden religiösen und politischen Systemen gegenüber gemacht wurde; allein mit der ungeheuren Ausbreitung des Reiches konnte sich dieser Gedanke nicht rein bewahren, und besonders das Communistische darin mußte verschwinden, falls nicht die ganze Masse sich in einzelne Theile auflösen sollte. Für den Bestand war entscheidend, daß gleich im Anfang ein genialer Herrscher wie Omar I. die Regierung in den Händen hatte. Er schuf alle die Organe, die in ihrer späteren Ausbildung dem Chalifenreiche Halt gaben, und wir machen den Leser besonders auf das dritte Capitel des ersten Bandes, „die Staatseinrichtungen der patriarchalischen Zeit" aufmerksam. Wichtig war auch die Thätigkeit des Chalifen Muawija, der ein genauer und gewandter Rechner und Berechner war; eine Eigenschaft, die bei dem perennirenden Geldüberfluß recht am Platze sein mußte.

Dieses führt uns auf die Finanzverhältnisse des Chalifenreiches, welche Herr v. Kremer mit großer Ausführlichkeit besprochen hat. Es geht daraus hervor, daß der muhammedanische Staat von vorne herein auf ungesunder finanzieller Grundlage ruhte und trotz der Schöpfungen Omar's I. sowie der späteren wahrhaft großartigen Ausbildung des Steuersystems den Keim des Todes in sich trug.

Es ist niemals gut, wenn ein Staat überflüssig viele Geldeinnahmen hat — diesen Satz wird nach den neuesten Erfahrungen wol Niemand mehr bestreiten —; ein im Entstehen begriffenes Staatswesen aber kann dadurch vollkommen wieder aufgelöst werden. Hier sind beschränkte Mittel das Naturgemäße und Wünschenswerthe, da nur sie Sparsamkeit und richtigen Gebrauch lehren. In den Anfangszeiten des Chalifates war gerade das Gegentheil der Fall: Geld regnete von allen Seiten gleichsam vom Himmel herunter, und die an einfache Verhältnisse gewöhnten Herrscher wußten nicht, wohin damit. Man hatte noch nicht weiter als Tausend zählen gelernt und sollte mit Millionen rechnen. Wie half man sich? Omar schuf, genau dem herrschenden communistischen Principe gemäß, jene bereits oben erwähnten Dotationsgesetze, denen gemäß jeder Muslim als solcher einen seiner Stellung entsprechenden Jahresgehalt von 100 bis 12,000 Francs empfing, wobei gleichmäßig Vollblutaraber und Halbaraber, Erwachsene und Kinder, Freie und Sclaven bedacht wurden. Muawija, der erste Chalife aus dem Hause der Omaijaden, der wie gesagt ein guter Rechner war, sah sich schon gezwungen, diese Dotationen um $2^1/_2$ Procent zu vermindern. Je geringer nun die Kriegseinkünfte wurden, je höher andererseits der Luxus am Hofe stieg, desto weniger

wurden Dotationen ausgezahlt; unter den letzten Omaijaden scheinen sie ganz aufgehört zu haben, wenigstens war unter der nachfolgenden Dynastie der Abbasiden keine Rede mehr davon.

Mit diesem Vorrechte der Muslimen hängt ein anderes Gesetz zusammen, das Verbot des Länderbesitzes für die herrschende Classe, welches Omar I. erließ. Der Einblick in die Entstehungsgeschichte dieser Bestimmung, welchen uns der Verf. (I, 74) gewährt, läßt sie zwar als eine politisch kluge Maßregel erscheinen; dennoch aber stehen wir nicht an, sie vom volkswirthschaftlichen und finanziellen Standpunkte aus für höchst verderblich zu erklären. Man hielt das Land dadurch in einem fortwährenden Belagerungszustande, drückte durch die ungleiche Steuer- und Arbeitsvertheilung unmäßig den nichtmuhammedanischen Theil der Bevölkerung und zwang den anderen, in Luxus und Müßiggang ein mühelos erworbenes Vermögen zu verschleudern. Das Geld verlor reißend an Werth; der Chalife Muawija kaufte ein Haus um 60,000 Francs, von dem der Besitzer selbst äußerte, daß er es vor dem Islam um einen Schlauch Wein erworben habe (II, 191). Als nun auch später das Verbot des Länderbesitzes nicht mehr eingehalten wurde — der eben genannte Herrscher machte den Anfang damit —, war der Luxus und der Leichtsinn in der Verausgabung des Vermögens so eingerissen, daß die liegenden Gründe unabläßig aus einer Hand in die andere gingen; es war — wie Kremer geistreich bemerkt — wie in einem Treibhause: Alles schoß rasch in Blatt und Blüthe, um ebenso rasch zu verwelken. Der Beherrscher der Gläubigen ging hierin natürlich mit gutem Beispiele voran. Harun al-Raschid hatte eine Civilliste von 300—400 Millionen Dirham, eine Summe, die schlechterdings nicht auf vernünftigem Wege ausgegeben werden konnte, und seine unsinnige Verschwendung, die ihn mit Unrecht bei der Nachwelt so berühmt gemacht hat, ist allerdings durch diesen Umstand zu entschuldigen. Andererseits brachte der rasch erfolgende massenhafte Uebertritt der Christen, Juden und Parsen zum Islam eine große Verwirrung in das Steuerwesen: die Kopf- und Grundsteuer drückte oft sehr hart, und wenn man sich auch nicht immer empörte, wie die Kopten in Aegypten, so suchte man ihr doch durch Uebertritt zur herrschenden Religion zu entgehen und verminderte das Staatseinkommen sogleich auf beträchtliche Weise. Schon zu Muawija's Zeiten war der Steuerertrag vom Irak von 100—120 Millionen Francs auf 40 Millionen herabgesunken, und es waren energische Maßregeln nöthig, um ihn wieder in die Höhe zu bringen. Diese ungleiche Vertheilung der Abgaben mußte natürlich die Steuerkraft des Landes schwächen: über zwei Drittel des gesammten Einkommens wurde von den Andersgläubigen getragen, und trat ein solcher über zum Islam, so verlor der Staat mindestens ein Drittel der von jenem früher entrichteten Summe. Als sich unter den Abbasiden diese Verhältnisse mehr auszugleichen begannen, hob sich auch das Steuereinkommen, allein nur auf kurze Zeit; denn die bald ausbrechenden inneren Kriege ließen es niemals vollständig eingehen und schädigten andererseits den Wohlstand des Landes, zerstörten die Ernten, drückten durch Contributionen und machten es an einigen Orten unmöglich, den festgesetzten Betrag aufzubringen. Hierbei denken wir noch gar nicht an die Zeiten, wo die Steuerpächter zu ihrem eigenen Vortheile das Land aussogen, oder wo einzelne Provinzialgouverneure so

mächtig geworden waren, daß sie es für überflüssig hielten, die Cassenüberschüsse nach der Hauptstadt abzuführen.

Aus allen diesen Gründen ist es erklärlich, daß die Finanzen des Reiches abwärts gingen. Im Jahre 775 n. Chr. betrug die Gesammteinnahme des Chalifen 411 Millionen Dirham, im Jahre 819 nur 371⅔ Millionen, im Jahre 845 gar nur noch 293 Millionen (I, 271). Der steigende Verfall, der sich in dem größeren Abstande der zweiten Ziffer von der dritten als der ersten von der zweiten bemerkbar macht, zeigt, daß man auf bösem Wege war. Auch scheint eine wirkliche Erschöpfung der Steuerkraft sehr bald eingetreten zu sein: denn schon der zweite Abbaside, Mansur, sah sich gezwungen, eine Erleichterung anordnen zu lassen, welcher im Laufe der Jahre unter seinen Nachfolgern eine ganze Reihe anderer Reformen folgte. Wie hoch aber manche Steuern angesetzt waren, erfahren wir aus einer Verbesserung Mamun's, der 204 der Hedschra (819—20 n. Chr.) die Ertragssteuer von 50 % auf 40 % herabsetzte; ein Procentsatz, der uns immer noch sehr hoch erscheinen muß.

Alle die aufgezählten Mängel, welche wir gerade ihrer allgemeinen Bedeutung wegen erwähnt haben, können uns aber nicht hindern, im Einzelnen den arabischen Finanzmännern unsere vollste Bewunderung zu zollen. Es geht aus der vom Verfasser gegebenen statistischen Uebersicht der 27 Provinzen des Riesenreiches deutlich hervor, mit welcher Sachkenntniß man überall die Steuerschraube anzusetzen wußte; und wenn in Wirklichkeit sich Vieles anders und schlimmer zutrug, als es sollte, so hatte das seinen Grund in der mangelnden Controle, die damals allerdings für solche Entfernungen fast unmöglich war, und in Folge deren die politische innere Auflösung in der That ihren Anfang nahm.

II.

Der Organismus des Staates erscheint auf der Höhe seiner Entwickelung und durch den Fortschritt der arabischen Cultur in einer Gestalt, die kaum noch an die Anfangszeiten erinnert. Der einfach und schlicht lebende Nachfolger des Propheten, für den der geniale Omar das ewig classische Beispiel bleiben wird, ist zum majestätisch thronenden Herrscher geworden, vor dem sich Alles demüthig in den Staub beugt. Die Theilnahme der gläubigen Gemeinde an der Regierung hat ganz aufgehört: selbst die Wahl des Chalifen vollzieht sich nicht mehr nach dem Ausspruche des Volkes, sondern nach dem in der herrschenden Familie bestehenden Erbfolgegesetze. Die Leitung des öffentlichen Gebetes, ehemals eines der wichtigsten Vorrechte, ist zur leeren Formalität herabgesunken, der Niemand mehr Bedeutung beimißt. Launen herrschen anstatt ernsthafter Ueberlegung; Sclaven und Weiber lenken das Staatsschiff; ungezügelte Leidenschaften und kriechende Speichelleckerei lassen den wirklichen Maßstab der Dinge vollkommen verlieren. Eine ungeheure, schrankenlose Macht ist in die Hand eines Einzelnen gelegt; und welcher Regent hat dabei nicht oft über seiner Person sein Volk vergessen! Selbst Mamun, dessen Zeit wir als den Höhepunkt der arabischen Cultur bezeichnen, der größte Abbaside, welcher die humansten und richtigsten Principien von allen hatte, kann nicht von vielen Grausamkeiten und willkürlichen Hand-

lungen frei gesprochen werden, wenn ihn auch unserer Meinung nach G. Weil in seiner „Geschichte der Chalifen" etwas zu hart beurtheilt. Diesem Halbgott stand der Vezier zur Seite, mit beschränkter oder unumschränkter Vollmacht ausgestattet, sein Günstling und erster Beamter, von seinen Launen ebenso gefährdet, als von seiner Zuneigung mit Reichthümern aller Art überhäuft; er hatte als Regierungsorgane die großen Kanzleien in seiner Nähe: das Kriegsministerium, den Diwan der Ausgaben und des Staatseinkommens, das Correspondenzbureau, die Cabinetskanzlei, den Diwan des Staatssiegels, die Kanzlei für Eröffnung anlangender Depeschen, die Münze und das Amt für die Normale, den obersten Appellhof, die Polizei und das Centralpostbureau. Mit ihnen sollte das ganze ungeheure Reich in Ordnung gehalten und einheitlich verwaltet werden: auch erwiesen sich diese Organe als vollkommen geeignet dazu, und es herrschte in den guten Zeiten des Chalifates eine straffe Centralisation. Die Statthalter der einzelnen Provinzen wurden genau controlirt und durften sich, ohne in der Hauptstadt anzufragen, keinerlei wichtige Regierungshandlung gestatten. Der als Staatsmann wie als Feldherr gleich bedeutende Eroberer Aegyptens, Amr ibn el-Asi, fragte gehorsamst bei jeder einigermaßen weiterreichenden Entscheidung in Medina an. Doch reichte diese Centralisation nicht in die tieferen Schichten der Verwaltung hinab; im Gegentheil wußte man sie sehr gut von der durch die Umstände geforderten Selbstverwaltung der einzelnen Kreise zu scheiden. Die Steuern der Provinz wurden vor Allem für ihre eigene Verwaltung benützt, und erst, wenn Ueberschüsse vorhanden waren, gingen Summen an das Finanzministerium ab. Der Provinzialgouverneur allein war direct vom Hofe abhängig; er hatte, falls er unbeschränkter Statthalter war, die oberste Leitung des Kriegs- und Gerichtswesens und die Vorsteherschaft beim Gebete: die einzelnen Städte und kleineren Kreise aber wurden durch aus der Provinz vom Statthalter gewählte Walis regiert, die in wichtigen Angelegenheiten nicht ohne Zuziehung des Rathes der Zunftältesten, des Kadi und der Geistlichkeit handelten. So machte sich glücklicherweise die am Hofe herrschende Verderbniß nicht so rasch in weiteren Kreisen fühlbar, und der politische Verfall hatte schon begonnen, als man volkswirthschaftlich noch immer der gleichen Prosperität genoß.

Eins aber ist aus diesen Staatseinrichtungen klar: der von einer so weiten Peripherie nach dem Centrum gehende Strom culturbildender Kräfte mußte die Civilisation der Hauptstädte künstlich zu einer ungewöhnlichen Blüthe bringen. Unverhältnißmäßig entwickelte und verfeinerte sich das Leben in der Nähe des allmächtigen Herrschers. Eines der am meisten in die Augen springenden Merkmale dieser raffinirten Genußdaseins ist z. B. der ungeheure und vielfältige Gebrauch von Wohlgerüchen. Doch dürfen wir hier Eines nicht außer Augen lassen: die großen Städte sind die Wiege der Cultur, aber sie sind nicht der Grademesser derselben; wie weit ein Volk fortgeschritten ist, zeigt sich stets nur an der Stellung der mittleren Classen der Provinzialstädte. So können wir die Liebesabenteuer eines Omar ibn Kabia, die Zechgelage eines Walid und den verschwenderischen Luxus eines Harun al-Raschid nicht auf ein ganzes Volk übertragen, und deshalb auch kaum anwenden, wenn wir die allgemeine Cultur desselben bestimmen wollen. Die richtige Schätzung dieser setzt die Bekanntschaft

mit dem Volkscharakter, den Volksclassen und ihrem Leben, mit Handel und Gewerbe, mit dem damaligen Stande von Poesie, Wissenschaft und Literatur voraus (II, Cap. 5—9); und nach Maßgabe dieser Factoren wird man finden, daß ein frisches, fröhliches Leben diese Epoche ausgezeichnet hat: Rührigkeit nach allen Seiten hin, ein Gefühl der Gesundheit und Kraft, eine Lust zum Lernen, zum Reisen, zum Entdecken, eine Freudigkeit beim Schaffen, eine Ausdauer bei der Arbeit, bewunderungswerth für alle Zeiten. Die arabischen Schiffe zeigten sich in jedem Hafen des mittelländischen Meeres, des arabischen und persischen Golfes, des indischen, ja selbst des stillen Oceans. Die reichen Producte China's, Japan's und Indien's fanden auf ihnen ihren Weg in's Ausland. Colonien schossen an der Ostküste Afrika's und dem Westrande von Indien rasch in die Höhe. Karawanen durchzogen ganz Asien, drangen bis in das Herz Afrika's und vermittelten einen Waarenumsatz, der großartig genannt werden muß. Daneben begann die einheimische Industrie sich zu heben und die köstlichen von außen importirten Stoffe zu verarbeiten, andererseits aber vaterländische Producte nach Ost und Süd und in's Abendland auszuführen. Chinesische Berichte geben uns die Artikel an, die man damals aus den Euphratländern bezog. Am entwickeltsten war die Industrie der Schmiedearbeiten, der Gewebe und der Papierfabrikation, die an verschiedenen Orten, so in Samarkand, Nordarabien und Aegypten, stark betrieben wurde. Das feste, röthlich-braune, glatte und vortrefflich planirte Papier für große Koranhandschriften läßt, wenn es gut erhalten ist, gewiß nicht vermuthen, daß es vor 7—8 Jahrhunderten angefertigt worden ist. Die billigeren Sorten waren allerdings zu Anfang, da sie reines Wollenpapier waren, weniger haltbar; später aber fing man an, ihnen Leim beizumischen und ihnen dadurch mehr Festigkeit zu geben. Neben diesen Zweigen nimmt die Luxusindustrie den bedeutendsten Platz ein: die Verarbeitung ausländischer und einheimischer Wohlgerüche zu duftenden Essenzen, Oelen, parfümirten Seifen u. dergl. beschäftigte eine große Anzahl Arbeiter, nicht minder das mannigfaltige Färben der Gewebe, die Mosaikarbeit, die Decorations- und Miniaturmalerei, das Schnitzen in Holz und Elfenbein, das Vergolden und Versilbern, die ganze weitausgedehnte Anfertigung von Schmucksachen und die Blumen- und Gartenpflege, in der Bedeutendes geleistet wurde, und die ihrerseits wieder mit einem ausgebildeten und sorgfältig geregelten Ackerbau in Verbindung stand. Von den beiden Künsten übergeht Kremer ausdrücklich (II. 319) die Architektur, während er die Musik an einzelnen Stellen, aber nur in ganz allgemeiner Weise, erwähnt. In der That ist unsere Kenntniß der letzteren noch viel mangelhafter, eine Vervollständigung derselben noch viel schwieriger und aussichtsloser, als bei der ersteren. Es geht uns damit, wie mit der griechischen Musik: theoretische Schriften sind vorhanden, aber es fehlen die Compositionen. Man faßte nicht allein diese Kunst nach dem Vorgange der Griechen vom philosophischen Standpunkte auf und behandelte sie demgemäß in großen noch erhaltenen Werken, sondern der Sammler des großen „Buches der Gesänge" gibt uns auch eine weitläuftige Uebersicht über die ehemals gebräuchlichen Weisen; allein es ist nicht recht klar, ob er selbst in diesen Dingen fest war: wahrscheinlich ist seine Darstellung nicht viel mehr als eine mechanische

Compilation — wir jedenfalls sind dadurch in unserer Kenntniß des arabischen Gesanges nicht gefördert worden, und harrt die Frage noch einer eingehenden Untersuchung.

Dieselbe Lebendigkeit, derselbe jugendliche Eifer zeigt sich auf dem Gebiete der Wissenschaft und Poesie. Zwar ist die Blüthezeit der arabischen Dichtkunst nicht von langer Dauer; auch ist die Höhe des Drama's von den Arabern so wenig wie von einem anderen semitischen Stamme jemals erreicht worden. Ihr Gebiet ist die Lyrik, und ihr — der Araber — ganz besonderes Eigenthum die „Kaside", welcher wir einen hohen Grad von Ursprünglichkeit zusprechen müssen, als einer wirklich über das einfache Lied hinaus gehenden Kunstform; in ihren einzelnen Theilen durchläuft sie die ganze Scala der altarabischen Gefühle, wobei sie regelmäßig — um einen modernen Vergleich zu gebrauchen — mit einem Adagio beginnt und mit einem Presto endet. Stellen wir uns vor, daß die alten Sänger dieser Dichtungen zum Klange der zweiseitigen Violine, Rebabe genannt, recitirten und dabei, je nach dem Inhalte, Rhythmus, Tempo und Tonfall wechselten, ganz wie es heutzutage noch gebräuchlich ist, so können wir uns einen Begriff von der künstlerischen Befriedigung machen, welche man am Schlusse eines Stückes empfand, in welchem Alles in treffenden, glühenden Worten gemalt war, was beim Ritt über verlassene Lagerplätze, in der schweigsamen Wüste, der dunkeln, sternblinkenden Nacht, beim donnernd niederprasselnden Gewitterregen, in den Armen der Geliebten oder im Ansturme gegen die Feinde und beim krachenden Zersplittern der Lanzen die Brust des Arabers durchwogt haben mag. Wir hätten gewünscht, daß unser Verfasser diese Kunstform in den Kreis seiner Besprechungen gezogen hätte. Im Uebrigen zeichnet er uns von den ganz in Naturgefühlen aufgehenden vorislamischen Dichtern bis zu dem in die düsteren Empfindungen einer pessimistischen Reflexion versenkten Abu'l-Ala Maarry, immer interessant und lebendig, den Weg der arabischen Poesie und ihren raschen Verfall. Die großen Dichter wurden bald durch die Gunst der Fürsten zu Schmeichlern herabgewürdigt und durch das luxuriöse Leben den wahren Empfindungen entfremdet.

Ein längeres Dasein hatte die arabische Wissenschaft, der die Verfeinerung der Sitten, der Ueberfluß an Mitteln eher nützlich als schädlich war. Von ihrer welthistorischen Bedeutung, welcher Hr. von Kremer das geistvolle neunte Capitel seines zweiten Bandes widmet, zu sprechen ist hier nicht der Ort. Nur eine Bemerkung wolle man uns gestatten. Diejenigen Aeußerungen des geistigen Lebens, welche sich am wenigsten auf den engen Kreis der Gelehrten beschränkten, vielmehr am meisten in's Volk drangen und daher, rein culturgeschichtlich betrachtet, als die wichtigsten angesehen werden müssen, sind theologisch-philosophischer und juristischer Natur. Ihre Wirkungen auf die Masse pflegt man jedoch zu überschätzen. Während die bedeutendsten Männer jener Zeit gegen die starre Unbeweglichkeit des orthodoxen Islam ankämpften, verharrte das eigentliche Volk in dem hergebrachten Glauben, der ihm durch seine Riten schon längst zur Lebensgewohnheit geworden war. Einzelne Pöbelhetzen kamen wol vor; aber bis zu einer vom Volke getragenen oder gar veranlaßten Reformation und Revolution ist die Cultur des Chalifenreiches nicht gedrungen. Hier ist die Schranke, die sie, trotz der unleugbaren Ueberlegenheit

über die Cultur der europäischen Völker des Mittelalters, weder damals noch später überschritten hat. Und daraus ergibt sich der Unterschied zwischen den heutigen europäischen und orientalischen Zuständen: wir können von einer neuen Geschichte sprechen, der Asiate kann das nicht; er ist um eine ganze Epoche — und welch' eine Epoche! — hinter uns zurückgeblieben.

Blicken wir schließlich in die engsten culturbildenden Kreise des arabischen Volkes, in die Familie, so steht auch hier der richtigen Auffassung der Dinge ein schwer zu beseitigendes Vorurtheil entgegen, das seinen Grund allerdings in einem berechtigten Abscheu vor der Vielweiberei hat. Man stellt sich den Harem des Orientalen gemeiniglich als eine Stätte rohester Sinnenlust vor, aber Nichts kann irriger sein. Paßt diese Schilderung auf einzelne Fälle, so wolle man bedenken, daß auch in Europa mancher Günstling des Glücks in Verhältnissen lebt, die zwar des Schutzes und der Ordnung bestehender Gesetze entbehren, sonst aber der Polygamie sehr ähnlich sehen. Die Regel aber, vormals und jetzt, für den Mittelstand des Orients ist eine Frau; nur sehr wohlhabende Leute erlauben sich später noch eine zweite. Bis zu der gesetzlich gestatteten Zahl von vieren wird in den seltensten Fällen gegangen. Der wundeste Punkt in den diesbezüglichen Bestimmungen ist jedenfalls das Gesetz über die Ehescheidungen, das den mit so viel Förmlichkeiten eingegangenen Bund durch ein einziges Wort wieder auflöst. Der gesunde Familiensinn aber, der von jeher den Semiten ausgezeichnet hat, benutzt selten die gebotenen Freiheiten in irgendwie exorbitanter Weise; im Gegentheil müssen wir den Orientalen hierin ein sehr günstiges Zeugniß ausstellen: nirgends ist Ehrfurcht vor Vater und Mutter, Liebe zu den Kindern, Opferwilligkeit auf beiden Seiten, Gefühl von unzertrennlicher Zusammengehörigkeit größer, als bei ihnen. Freilich kann nicht geleugnet werden, daß das Verhältniß von Mann und Frau nicht das natürliche ist; wenn auch im arabischen Alterthum, der Heroenzeit dieses Volkes, manche Frau eine bedeutende Rolle gespielt hat und ihr Einfluß im Allgemeinen größer war, so entschied sich doch die spätere Praxis dagegen und drückte durch das widerwärtige, von den Byzantinern entlehnte Institut der Eunuchen ihre Stellung noch mehr herunter. Durch die geringe Aufmerksamkeit, die man der Bildung des weiblichen Geschlechtes zuwandte, beschränkte man den erziehenden Einfluß der Mutter auf die allerersten Anfangsgründe; und daß der gebildete, das Leben kennende Sohn trotzdem immer noch in Ehrfurcht seiner unwissenden und unerfahrenen Mutter naht, ist ein Zeichen mehr für den tiefen, gesunden Familiensinn dieses Volkes.

Ganz ähnlich steht es mit der orientalischen Sclaverei, bei der man nicht an die von Europäern geschaffenen ehemaligen barbarischen Zustände von Amerika denken darf. Die Stellung des Sclaven war gesetzlich geregelt, er wurde meistens wie jeder andere Hausgenosse behandelt, konnte auf mancherlei Weise seine Freiheit erlangen, blieb allerdings dann noch bis zu einem gewissen Grade abhängig von seinem ehemaligen Herrn, doch war das Verhältniß nicht unvortheilhaft für ihn und wurde vom Staate streng überwacht. Seine politischen Rechte waren äußerst beschränkt, persönlich aber haben nicht wenige von ihnen großen Einfluß erlangt.

Das in beiden Institutionen verletzte Gesetz der Menschenwürde sollte sich jedoch im Verlaufe der arabischen Cultur bitter rächen: die Polygamie und die Sclaverei sind in ihrer Ausartung eine Ursache des Verfalls für diese geworden. Die Eifersucht der verschiedenen Haremsdamen eines Fürsten unter einander übertrug sich naturgemäß als Feindschaft auf ihre Söhne, die nun unter sich mit offenen oder versteckten Waffen um die Herrschaft kämpften. Fast niemals ist die Thronbesteigung eines von ihnen ohne Blutvergießen vor sich gegangen; einmal aber fest auf dem Throne sitzend, suchte der Nachfolger Alles zu zerstören, was sein Vorgänger geschaffen hatte, um seine eigenen Schöpfungen an ihre Stelle zu setzen und das Gedächtniß jenes bei dem Volke auszulöschen. Das arabische Erbfolgegesetz, das immer den Aeltesten der ganzen Familie als Nachfolger nennt, erweiterte natürlich den ohnehin schon großen Kreis von Bewerbern. Die Macht der Sclaven als Günstlinge des Herrschers war nicht minder verderblich für das Land; sie waren meistens als Knaben aus den angrenzenden türkischen Ländern an den Hof verkauft worden, hatten durch ihre Schönheit Gnade vor den Augen des Fürsten gefunden, sich durch Intriguen emporgeschwungen und regierten nun mit noch größerer Willkür als der, welcher ihnen diese Macht verliehen. Man kennt aus Aegypten, wo das System der Mamluken (Sclaven) besonders überhand nahm, die beklagenswerthen Folgen desselben.

In dem Maße, wie die centralisirende Kraft des Fürsten der Gläubigen abnahm, wuchs die Macht der Statthalter und Großen und äußerte sich in Widersetzlichkeiten und Auflehnungen, bis die hereinbrechende Fluth der Mongolen dem Wohlstande und der Civilisation des Landes den schwersten Schlag versetzte, von dem es sich niemals ganz wieder erholt hat. Pest und Theuerung hatten schon früher allzu häufig geherrscht; jetzt kamen dauernde Fehden, Unsicherheit auf allen Wegen und Bedrückung durch fremde barbarische Völker hinzu. Es ist natürlich, daß die Cultur dabei still stand, und daß man langsam zurückzugehen begann, innerlich nur noch gehalten durch die Stärke der Familienverhältnisse des Volkes, die bis heute den Orient vor dem gänzlichen Untergange gerettet haben. Es war die politische Auflösung, welche mit dem Verfall der nationalen und volkswirthschaftlichen Kraft auch den der Cultur Vorderasiens herbeigeführt, dem Orientalen die Lust zum Vorwärtsstreben, zum Arbeiten genommen hat, und ihn ohnmächtig im Gefühle seiner Schwäche dahinleben läßt. „Wenn es wahr ist, mein Bruder," sagte mir eines Tages ein nachdenklicher arabischer Freund, „daß wir alle der Erde entwachsen sind, wie Deine Landsleute sagen, so sind die Söhne der Mutter sehr unähnlich; sie ist dieselbe geblieben seit alten Tagen: unser Himmel leuchtet ihr wie früher, die Luft, welche sie anweht, ist mild, das Wasser, das sie tränkt, ist süß, sie bringt uns Früchte und viele Güter wie zuvor — aber die Menschen auf ihr sind anders geworden: ihr Herz ist schwach und ihr Auge ist müde, sie wollen nicht arbeiten und begehren nicht nach Erkenntniß; denn Erkenntniß schafft Sorgen, und sie haben deren genug."

Ueber die linguistische Stellung des modernen Griechisch.

Von

Prof. Dr. **Gustav Meyer.**

Wenn man gegenwärtig von der Sprache des Griechenvolkes redet, so betrachtet man sie vorwiegend in dem Lichte einer todten, oder höchstens einer solchen Sprache, welche nur noch für Schulzwecke angewendet wird. Aber man vergißt bei einer solchen Betrachtungsweise, daß diese Sprache noch heute auf dem Boden des alten Hellas von einer ganz beträchtlichen Anzahl Menschen gesprochen wird, mannigfach verändert freilich und selbst entstellt durch die lange Reihe der Jahrhunderte; aber immer noch so ähnlich der Sprache, die uns in den Tragödien des Sophokles entzückt, daß wir ihr mindestens dieselbe Pietät schulden, mit der wir die Züge einer Matrone betrachten, in deren frische Augen wir in unserer Jugend oft und gern geblickt.

In der That, wir sind ungerecht gegen die Sprache der heutigen Griechen, so wie gegen ihre Literatur oder besser ihre Bestrebungen, eine Literatur vorzubereiten und zu schaffen. Die Begeisterung, welche der Freiheitskampf der Griechen gegen die Türken allenthalben geweckt, welche Lord Byron auf die Mauern von Missolunghi trieb und unserem Wilhelm Müller seine schönen Griechenlieder eingab, war bald verflogen; und sie mußte verfliegen, denn sie war das ungesunde Product einer Zeit, die für griechische und polnische Freiheit schöne Worte fand, um am eigenen Herde in süßem Nichtsthun und unklaren Träumereien desto behaglicher weiter zu schlafen. Dann kam ein anderes Extrem. Fallmerayer schrieb sein bekanntes Buch, und nun wurde es Dogma, daß in den Adern der heutigen Hellenen kein Tropfen unverfälschten Griechenblutes mehr fließe, daß die Bewohner des classischen griechischen Bodens nichts Anderes seien, als Abkömmlinge wilder Slavenhorden, die im Mittelalter das Land erobert hätten, und daß ihre Sprache ein wüstes Gemisch sei von Slavisch, Türkisch und Albanesisch. Dazu kamen dann die zahlreichen und wenig erbaulichen Mißgriffe in Regierung und Verwaltung des Landes, wie sie ein Volk nothwendig

begehrte, das nach jahrhundertelanger Knechtschaft plötzlich und unvermittelt dem Freiheit wiedergegeben war — kurz, man zuckte die Achseln und ...gte dem Griechenvolke und der Griechensprache den Rücken.

Viele Schuld an dieser Vernachlässigung der neugriechischen Sprache hat die classische Philologie. Wie sie sich gegenüber dem Studium des Sanskrit und der modernen Sprachwissenschaft allzu lange vornehm in ihren antiken Faltenwurf gehüllt hat, so hat sie bis auf den heutigen Tag ihre Abneigung gegen das verwahrloste Kind der edlen Mutter, wie man das moderne Griechisch wol zu bezeichnen pflegte, nicht überwinden können. Man pries wol den feinsinnigen Kenner des hellenischen Alterthums, Otfried Müller, glücklich, daß ihm beschieden war, am Ufer des Ilissos seine Ruhestätte zu finden; aber man konnte sich mit dem Gedanken nicht vertraut machen, daß die Laute, die sein Grab umtönen, einer ernsthaft wissenschaftlichen Beachtung werth seien. Allerdings hängt das ja zusammen mit den Grundprincipien der classischen Philologie. Sie hat die Aufgabe, die gesammten Lebensäußerungen eines Volkes in Religion und Sitte, Kunst und Wissenschaft, Staat und Familie zu verstehen und darzustellen; sie verlangt vor Allem Literaturdenkmäler von culturhistorischem Werthe; wie konnte ihr demnach ein Volk imponiren, das politisch so haltlos sich darstellte, wie eine Sprache, die eben mühsame Versuche machte, sich zur Literatursprache zu erheben? Die moderne Sprachwissenschaft war berufen, auch hier neue Impulse zu geben. Sobald sie das Princip aufgestellt hatte, daß nicht blos die Phase im Leben einer Sprache, wo sie Ausdruck für eine reich entwickelte Literatur geworden ist, Gegenstand der wissenschaftlichen Betrachtung sein dürfe, sondern daß für sie der gesammte historische Entwickelungsgang einer Sprache und die Erkenntniß der Gesetze desselben das Ziel der Forschung seien, so war damit auch für die Berücksichtigung der neugriechischen Sprache der Boden geschaffen; und wenn man anerkannte, daß für den Sprachforscher die Sprache des armen litauischen Bauern oder gar der schnalzende Dialekt eines Hottentotten im Grunde dasselbe Interesse habe wie die Sprache Homer's oder Kalidâsa's, so hatte mindestens denselben Anspruch auf Beachtung eine Sprache, in der kühne Räuberromanzen und zarte Liebeslieder noch heute allerorten in Griechenland gesungen werden. Persönliche Berührungen von einigen in Leipzig studirenden Griechen mit der philologischen Schule von Georg Curtius trugen dazu bei, das Interesse für das Neugriechische in Deutschland zu wecken und in Griechenland selbst den Bestrebungen für die eigene Sprache eine geordnetere Richtung zu geben: genug, es sind bereits mehrfach wohlthuende Aeußerungen der Theilnahme hervorgetreten, und diese Zeilen möchten gern dazu beitragen, auch in weiteren Kreisen solche zu wecken.

Es ist unrichtig, wenn man die Beurtheilung der neugriechischen Sprache abhängig macht von der Frage nach der größeren oder geringeren Mischung des Volkes mit fremden Elementen. Man hat lange Zeit diese Frage allzu sehr in den Vordergrund gestellt — sie ist für die Sprachwissenschaft von geringem Belang. In der That ist ja in den Blättern der Geschichte kaum noch ein Land verzeichnet, das so beklagenswerthe Schicksale zu erdulden hatte, wie der Boden von Hellas. Gothische und slavische Horden überflutheten zu wiederholten

Malen das unglückliche Land, brannten die Städte nieder, zerschlu[illegible] Götterbilder und richteten sich schließlich wohnlich ein auf den alten [illegible]stätten — zahlreiche slavische Ortsnamen, besonders im Peloponnes, geben dav[illegible] Zeugniß; dieser selbst trägt seit jener Zeit den slavischen Namen Morea (von morje, Meer). Dann kam die lange Herrschaft der französischen Barone in Morea und auf den Inseln — das venetianische Königreich auf Cypern — Besitzergreifung ausgedehnter Strecken durch die Albanesen — schließlich die Eroberung des ganzen Landes durch die Türken. Wir müssen staunen über die Lebensfähigkeit und Widerstandskraft der griechischen Sprache, die unter so überaus ungünstigen Verhältnissen doch noch fortexistirt hat.

Eins nur ist es, was den wesentlichen Charakter einer Sprache ausmacht, mit dessen Verschwinden sie auch selber zu Grunde geht; das ist der grammatische Bau der Flexion von Verbum und Nomen. Die normannische Invasion in England hat dem angelsächsischen Wortschatz wol eben so viele romanische Bestandtheile beigemengt, als einheimische vorhanden waren: trotzdem ist das Englische noch heute durch und durch eine germanische Sprache, denn Declination und Conjugation beruhen auf dem nämlichen Typus, wie bei den germanischen Schwestersprachen auf dem Continent. Im türkischen Lexikon haben arabische und persische Elemente die türkischen bei weitem überwuchert: aber der flexivische Bau legt unwiderleglich Zeugniß davon ab, daß die Sprache weder semitisch noch indogermanisch ist, sondern mit dem Ungarischen, Finnischen und den übrigen uralaltaischen Sprachen sich zu einer Gruppe zusammenschließt. Wer ein neugriechisches Wörterbuch zur Hand nimmt oder die griechischen Volkslieder zu verstehen sucht, wird freilich erstaunen über die große Menge von Wörtern, von denen Perikles und Aspasia Nichts gewußt haben; denn der Wortschatz keiner Sprache kann sich auf die Dauer den Einflüssen eines erobernden oder auch blos in engem geistigem und commerciellem Austausch stehenden Volkes entziehen.

Am frühesten hat sich im Griechischen der Einfluß des Lateinischen geltend gemacht; die Schriften der byzantinischen Historiographen, die Sammlungen von Gesetzes- und Ritualvorschriften sind überfüllt mit lateinischen Ausdrücken, die oft ohne weitere Aneignung einfach mit griechischen Schriftzeichen umschrieben sind. Dieses Element ist nie volksthümlich geworden, so wenig wie die französischen Verbrämungen der deutschen Schriftsprache des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Etwas tiefer ist das romanische Element eingedrungen, das durch die Herrschaft der französischen Barone und die Handelsverbindungen mit den Venetianern importirt wurde. Die umfangreiche, von Buchon herausgegebene Reimchronik, welche die Eroberung Morea's durch die Franzosen behandelt, ist ungemein reich an französischen Wörtern; die interessanten, erst vor kurzem bekannt gewordenen Chroniken von der Insel Cypern, die, im einheimischen Dialekt geschrieben, uns ein werthvolles Bild von der auf dieser Insel im fünfzehnten Jahrhundert gesprochenen Sprache geben, sind stark mit italienischer, speciell venetianischer Ausdrucksweise versetzt; auch in den griechischen Nachbildungen abendländischer Ritterromane, die ebenfalls zum größten Theil auf den Inseln entstanden zu sein scheinen, ist der romanische Vocabelschatz nicht unbedeutend. Es war das bei der großen Verbreitung der italienischen Sprache

begehen mu[illegible]genden, wo Venetianer und Genuesen den Handel mit dem
der vollen[illegible]ten, sehr erklärlich; zahlreiche griechische Jünglinge studirten in
Rom wurde 1513 sogar ein griechisches Seminar errichtet. Trotzdem
ist in der heutigen Volkssprache das romanische Element nicht eben bedeutend.
Dr. Deffner glaubt nach einer ungefähren Berechnung dem neugriechischen
Lexikon etwa 600 italienische Wörter zuweisen zu können; von diesen sind aber
weitaus die meisten technische Ausdrücke des Seewesens und des Handelsverkehrs
oder Bezeichnungen für Luxusartikel, Toilettengegenstände und dgl., bei denen
mit der Sache auch der Name entlehnt wurde, und diese dürfen ebensowenig als
volksthümlich gelten, wie etwa bei uns die Artikelchen eines Damenboudoirs,
von denen uns nur mit Hilfe eines französischen Dictionnaires eine ungefähre
Vorstellung aufdämmert. Das italienische Element ist also mit dem Schwinden
des italienischen Einflusses immer mehr zurück getreten und hat die äußere
Gestalt der griechischen Volkssprache wenig verändert. Natürlich fallen hierbei
die griechischen Dialekte, die im Süden der Halbinsel Italien selbst, auf der
Terra d'Otranto und bei Reggio, gesprochen werden — ich werde ihnen unten
noch einige Worte widmen — aus der Betrachtung heraus; sie haben, rings
umgeben von italienischer Redeweise und in fortwährender Berührung mit der-
selben, ein massenhaftes Eindringen italienischer Vocabeln nicht abwehren können,
wie ein flüchtiger Blick in die von Morosi publicirten Volkslieder dieser Gegen-
den zeigt, und werden wol überhaupt nicht mehr allzu lange dem Schicksale
gänzlicher Absorption widerstehen können.

Und nun die schrecklichen Slaven, die uns Fallmerayer als die eigentlichen
Bewohner des heutigen Hellas vorgestellt hat. In den „Acta Sanctorum" wird
aus dem Jahre 723 berichtet, daß Seefahrer aus Sicilien über das adriatische
Meer fuhren und nach der Stadt Manafasia (d. i. Monemvasia oder Napoli di
Malvasia) kamen „in slavinica terra", im slavischen Lande; und damit stimmt
das bekannte, zum Ueberdruß citirte Zeugniß des Constantinus Porphyrogenneta,
daß der Peloponnes slavisirt und ganz barbarisch geworden sei. Noch im ersten
Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts werden Slaven unter den, den Peloponnes
bewohnenden Völkern angeführt. Aber nicht die Griechen sind von den Slaven
assimilirt worden, sondern vielmehr die Slaven sind in der höheren Bildung
der Griechen vollständig aufgegangen, wie die gallischen Kelten in der römischen.
Beweis ist die Sprache. Der bedeutendste jetzt lebende Kenner der slavischen
Sprachen, Franz Miklosich, hat die slavischen Elemente im Neugriechischen
einer besonderen Untersuchung unterzogen (Wien 1870). Das dort gegebene
Verzeichniß enthält etwa hundert Worte, die mit Sicherheit als slavische Lehn-
wörter anzuerkennen sind; dabei ist aber zu berücksichtigen, daß eine Anzahl der-
selben nur aus mittelalterlichen Geschichtsquellen genommen ist, was für ihre
lebendige Existenz in der Volkssprache Nichts beweist; und daß andere wieder
durchaus nicht allgemein verbreitet sind, sondern nur in Gegenden gebraucht
werden, wo auch heute noch Berührungen zwischen griechischer und slavischer
Bevölkerung stattfinden; bei anderen endlich ist die Möglichkeit nicht ausge-
schlossen, daß sie durch das Medium des Türkischen oder Albanesischen in's Grie-
chische eingedrungen sind. Man sieht, die mit so viel Zuversicht vorgetragene

und mit so viel Zustimmung begrüßte Hypothese Fallmerayer's braucht die Sprache der heutigen Griechen nicht zu discreditiren. Wie viel oder wie wenig slavisches Blut dem griechischen beigemischt sei, wir wissen es nicht, und es kommt für die Beurtheilung der Sprache nicht in Betracht, die eben so wenig slavisch ist, wie das Deutsch in Schlesien oder Pommern.

In der eben erwähnten Abhandlung hat Miklosich noch ein zweites Argument Fallmerayer's zurück gewiesen. Der heutige Grieche hat keinen Infinitiv. Er kann nicht mehr sagen: ich kann arbeiten, ich will geben, sondern er bedient sich der Umschreibung: ich kann, daß ich arbeite, ich will, daß ich gebe. Auch diesen eigenthümlichen Verlust hat Fallmerayer den Slaven zur Last gelegt, denn die Bulgaren theilen diese Eigenthümlichkeit. Mit Recht folgert aber Miklosich aus dem Umstande, daß die Bulgaren der einzige slavische Stamm sind, dem ein Infinitiv abgeht, daß diese sowol als die Neugriechen diese Eigenthümlichkeit einer dritten Nation entlehnt haben. Und diese ist keine andere als die der Albanesen. Dieses Volk, dessen ethnologische und sprachgeschichtliche Stellung noch immer nicht aufgeklärt ist, steht in der Reihe derer, denen das Neugriechische Beeinflussung verdankt, obenan. In einem großen Theile des Landes ist die albanesische Sprache die herrschende. Albanesen bilden die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung in Attika, Megaris, Boeotien und Argolis; die Inseln Hydra, Spezzia, Paros und Salamis sind ausschließlich von ihnen bewohnt; sie haben fast das ganze südliche Euboea und den nördlichen Theil der Insel Andros inne. Von Hahn (Albanesische Studien I, S. 14) glaubt ihre Gesammtzahl auf etwa 200,000, also etwa ein Fünftel der Gesammtbevölkerung Griechenlands, schätzen zu dürfen. Die Zeit ihrer Einwanderung fällt an's Ende des vierzehnten Jahrhunderts. Beide Sprachen haben einen ausgedehnten und weitgreifenden Einfluß auf einander ausgeübt; es möchte indeß unschwer zu beweisen sein, daß das Albanesische dem Griechischen mehr verdankt, als umgekehrt. Wenigstens versichert ein Mann, der der Erforschung albanesischer Volks- und Spracheigenthümlichkeit einen großen Theil seines Lebens gewidmet hat, der ebenerwähnte österreichische Consul von Hahn, daß der Albanier, besonders der Toske, genau so denkt und spricht, wie der Neugrieche, so daß sich Redensarten und Sätze bis auf die Wortstellung genau aus dem Griechischen in's Albanesische übertragen lassen; das deutet darauf hin, daß die Einwirkungen sich weiter erstrecken, als auf den bloßen Wortschatz.

Ich enthalte mich eines näheren Eingehens auf die türkischen Vocabeln, von denen die griechische Sprache naturgemäß nicht verschont geblieben ist. Auch sie haben wohl die Physiognomie derselben etwas fremdartig gemacht, ohne jedoch ihr innerstes Wesen im geringsten zu verändern. Dieses ist vielmehr durch und durch griechisch geblieben, natürlich mit den Modificationen, die eine mehr als tausendjährige Entwickelung bedingte. Ich kann mich, um diese Entwickelung verständlich zu machen, am besten auf die Analogie der romanischen Sprachen in ihrem Verhältniß zum Lateinischen berufen. Die drei Hauptmomente, welche dieselbe hier wie überhaupt bei den meisten modernen Sprachen bedingt haben, sind lautlicher Verfall, theilweise Auflösung der Flexionsformen in analytische Ausdrucksweise und Modificationen im Wortschatz. Alle drei sind auch bei der

Entstehung des modernen Griechisch thätig gewesen. Dabei ist noch ein Punkt vor allen Dingen zu berücksichtigen. Es steht außer allem Zweifel, daß die romanischen Sprachen nicht anknüpfen an die Gesellschaftssprache der Salons der römischen Republik oder an die Ausdrucksweise der kaiserlichen Kanzleien, sondern daß sie hervorgewachsen sind aus dem Boden der römischen Volkssprache, die den einzelnen römischen Provinzen hauptsächlich durch das Militär vermittelt wurde, im Großen und Ganzen natürlich von vorn herein eine und dieselbe, aber im Laufe der Zeit durch mannigfache Einflüsse local gefärbt. In dieser Volkssprache waren die meisten Ansätze zu den Erscheinungen, die den romanischen Sprachen ein vom Latein so abweichendes Gepräge geben, bereits vorhanden; Hugo Schuchardt hat uns eine reichhaltige Darstellung der Lautverhältnisse dieses „Vulgärlateins" gegeben. Für das Griechische sind wir noch nicht in der glücklichen Lage, die Anknüpfungspunkte an die altgriechische Volkssprache oder, wie hier richtiger zu sagen ist, Volkssprachen, mit solcher Genauigkeit nachweisen zu können. Nachdem die Waffen Alexander's des Großen und die Monarchien, in die nach seinem Tode sein Reich zerfiel, die Herrschaft des griechischen Geistes im ganzen Osten bis an die Grenzen des Reiches der Mitte zur Anerkennung gebracht hatten, war in diesem gesammten Ländercomplex eine einzige Schriftsprache zur Geltung gekommen, das sogenannte Gemeingriechisch, im Wesentlichen beruhend auf den Normen des Dialektes von Attika. Die anderen Dialekte, die früher eine selbständige, zum Theil reiche und schöne Literatur entwickelt hatten, traten zurück und verschwanden immer mehr und mehr, auch aus den öffentlichen Urkunden der einzelnen Districte. Daß sie trotzdem aber als Volkssprachen weiter gesprochen wurden, darüber kann kein Zweifel sein, und das ist auch überdies durch ausdrückliche Zeugnisse bis in die byzantinische Zeit hinein verbürgt; aber freilich wo und bis zu welchem Grade dies der Fall war, darüber fehlt noch jede eingehende Untersuchung. Die byzantinischen Hofhistoriker, unsere umfangreichsten literarischen Quellen für die letzten Jahrhunderte der griechischen Selbständigkeit, gefielen sich in einer trostlosen Nachahmung oder Conservirung des Altgriechischen, die natürlich voll ist von den gröbsten Sünden gegen den altgriechischen Sprachgeist und sich dem Einflusse des Vulgärgriechischen nicht ganz hat entziehen können, aber doch keine Idee von der damals gesprochenen Sprache gibt. Erst in der neuesten Zeit hat man angefangen, in umfassenderer Weise die Producte des mittelalterlichen griechischen Volksgeistes aus dem Staube der Bibliotheken an's Licht zu ziehen. Schon der verstorbene Göttinger Ellissen hatte damit den Anfang gemacht; aber diese Ausgaben, die als Zeugniß der philhellenischen Gesinnung ihres Autors aller Achtung werth sind, waren wenig geeignet, einem wissenschaftlichen Studium dieser Sprache zur Grundlage zu dienen. Erst seitdem ein trefflich geschulter Philologe, Wilhelm Wagner in Hamburg, sich der Aufgabe unterzogen hat, diese Sachen dem gelehrten Publicum zugänglich zu machen, darf man hoffen, daß eine wissenschaftliche Ausbeutung möglich sein und damit die große Kluft zwischen dem Alt- und Neugriechischen überbrückt werden wird.

Sie sind wenig erquicklich, die vulgärgriechischen Gedichte, die diesen Namen zum allergrößten Theil nur ihrer gebundenen Form zu verdanken haben. Sie

tragen alle den Stempel derselben jämmerlichen Mittelmäßigkeit, welche die ganze byzantinische Geschichte vom großen Constantin bis zum Falle der Hagia Sofia charakterisirt. Bezeichnend ist für sie besonders das Metrum: ein Vers, der an ermüdender Eintönigkeit den Alexandriner womöglich noch übertrifft, der sogenannte politische (d. h. volksthümliche) Vers, eine fünfzehnsilbige jambische Zeile mit einem regelmäßigen Einschnitt in der Mitte; der alte Hexameter war unmöglich geworden mit dem Aufgeben der alten Silbenquantität. Die Stoffe sind im Wesentlichen dieselben, wie in allen übrigen mittelalterlichen Literaturen. Weitschweifige moralische Betrachtungen werden von gekrönten Häuptern mit demselben Mangel an Witz und Ueberfluß an Behagen angestellt, wie von schreiblustigen Mönchen; an Invectiven gegen geistliches und weltliches Regiment fehlt es auf beiden Seiten nicht, doch ist im Allgemeinen hier mehr Respect vor der Kirche zu merken, als im Abendlande. Ein kleines Gedicht schildert in lebhaften Farben die Bedrängnisse eines jungen Mädchens, das aus Vermögensrücksichten einen alten Herrn hat heirathen müssen; in einem anderen wird in nicht uninteressanter Weise die Unsicherheit nächtlicher Existenz in den Straßen Constantinopel's gezeichnet. Auch hier müssen sich ferner antike Stoffe die Einkleidung in das Gewand mittelalterlicher Romantik gefallen lassen: eine unendlich langathmige Behandlung des trojanischen Krieges sucht die längst vergessenen Dichtungen Homer's in ihrer Weise zu ersetzen. Ein weiteres Contingent liefert die historische Legende; neben mehrfachen Darstellungen der Sage von dem mit Undank belohnten und geblendeten Belisar findet sich auch hier die durch alle mittelalterlichen Literaturen verbreitete Legende von Alexander dem Großen. Einige Stücke gehören der Thierfabel zu; es wird interessant sein, zu constatiren, ob sie östlichem oder westlichem Einfluß zu verdanken sind. Bei weitem am ausgedehntesten aber sind die Nachbildungen abendländischer Ritterromane und Erzählungen; Flor und Blancheflor, Peter von der Provence und die schöne Magellone, sowie Apollonius von Tyrus mit seiner schwer geprüften Tochter treffen wir hier als alte Bekannte wieder. Wie großer Verbreitung sich diese Volksbücher auch in der griechischen Welt erfreuten, davon legt der Umstand beredtes Zeugniß ab, daß sie zum Theil noch bis heute in der griechischen Druckerei „Phöniz" in Venedig neu aufgelegt werden.

Ich bin weit davon entfernt zu glauben, daß wir in dieser, im Vorigen kurz skizzirten, Literatur die reine und unverfälschte Volkssprache des griechischen Mittelalters haben; vielmehr liegt uns auch hier eine mannigfach modificirte und künstlich zurecht gemachte Schriftsprache vor. Aber diese Zuthaten sind glücklicher Weise meist so plump und so leicht erkennbar, daß sie den Werth dieser Schriftdenkmäler als wesentlichster Quelle für die Erkenntniß der geschichtlichen Entwickelung des modernen Griechisch nicht beeinträchtigen können. Es wird eine Aufgabe der nächsten Zukunft sein, das hier niedergelegte Material linguistisch zu verwerthen, die einzelnen Gedichte ihren dialektischen Eigenthümlichkeiten nach zu gruppiren und diese mit den heutigen griechischen Mundarten in Contact zu bringen. Auch die Beurtheilung dieser selbst ist gegenwärtig noch großen Schwierigkeiten unterworfen. Volkslieder, dieser treueste Spiegel des Volksgeistes und der Volkssprache, sind schon seit längerer Zeit aus

allen Gegenden Griechenlands gesammelt worden, aber eben auch von jedem Standpunkte aus eher, als vom linguistischen. Schon daß sie von allen Sammlern im altgriechischen Alphabet, dessen sich ja allerdings die heutigen Griechen auch noch bedienen, aufgezeichnet worden sind, macht ihre Benutzung zum Theil recht problematisch. Denn das Neugriechische hat durch die im Leben jeder Sprache mehr oder weniger eintretende Lautverwitterung und Lautentstellung eine Anzahl neuer Laute und Lautnuancen bekommen, die sich mit den wenigen Zeichen des alten Alphabets gar nicht oder nur höchst unvollkommen ausdrücken lassen. Deutsche und italienische Gelehrte der jüngsten Zeit haben daher bei Behandlung neugriechischer Mundarten sich bereits eines allgemeinen, linguistischen Alphabets bedient, so Deffner und Morosi in ihren Arbeiten; die griechischen Gelehrten dagegen können sich noch nicht von dem gewiß recht erklärlichen und entschuldbaren Vorurtheil los machen, daß der Gebrauch der alten Schriftzeichen für Aufzeichnungen in ihrer Sprache etwas Wesentliches sei. Da nun aber gerade die Lautverhältnisse eines der allerwichtigsten Kriterien für die Bestimmung der Verwandtschaftsverhältnisse von Dialekten sind, so ist unsere Kenntniß derselben noch sehr im Rückstand, abgesehen davon, daß das Material noch nicht aus allen Theilen Griechenlands gleichmäßig vollständig vorliegt. Soviel indeß läßt sich schon jetzt mit einiger Sicherheit behaupten, daß das auf dem griechischen Festlande gesprochene Griechisch — mit einer wichtigen Ausnahme — im Wesentlichen ein und dasselbe ist. Diese Thatsache läßt sich auch mit den uns bekannten historischen Verhältnissen sehr wohl vereinbaren; das von den Slaven verwüstete und zum Theil besetzte Land wurde von Byzanz aus wieder mit griechischen Colonisten bevölkert, deren einheitliche Sprache die Grundlage der heute in Hellas und im Peloponnes gesprochenen bildet. Jene eine wichtige Ausnahme sind die Tsakonen. Sie waren auch in den Zeiten, als Fallmerayer's Angriffe das kleine Häuflein gläubiger Hellenenfreunde bange erzittern machten, das feste Bollwerk, das selbst jener gefürchtete Gegner nicht anzugreifen wagte; es hatte sich eine Zeit lang ein förmlicher Mythus gebildet von diesen alten Spartanern, die in den wohl verwahrten Bergthälern des Eurotas die wilden Stürme von Jahrhunderten hatten ruhig über ihren Häuptern wegbrausen lassen. In der That sind die Tsakonen ein merkwürdiger Beweis dafür, wie unter günstigen localen Verhältnissen sich mitten unter wildester Bewegung eine Sprachinsel rein und unvermischt erhalten kann. Sie gehen unmittelbar zurück auf die Bewohner des alten Tsakonien, deren Name doch auch wol in dem ihrigen steckt; unberührt von allen fremden Beeinflussungen ihres Wortschatzes haben sie in der Gestaltung ihrer Laute und ihres Formenbaues eine vollständig eigenthümliche Entwickelung durchgemacht und dabei eine Anzahl hervorstechender Besonderheiten des alten dorischen Dialektes so treu bewahrt, daß über ihre ethnographische Stellung kein Zweifel sein kann. Ihr Gebiet wird im Norden vom Flusse von St. Andrea, im Osten vom Meer, im Süden vom Gießbache von Lenidhi, im Westen vom Malevò begrenzt. Dr. Deffner, ein junger Deutscher, der sich der wenig aussichtsvollen Stellung als Privatdocent an der Universität in Athen gewidmet hat, um dort sich der Erforschung der neugriechischen Sprache hingeben zu können, hat im Sommer 1874, mit Unterstützung der Berliner Akademie der

Wissenschaften, das Gebiet von Lakonien durchforscht und wir dürfen hoffen, nun auch von dieser merkwürdigen Sprache eine zuverlässige, mit den Mitteln der modernen Sprachforschung unternommene Darstellung zu erhalten.

Außer dem Tsakonischen werden die Inseldialekte Anspruch auf besondere Beachtung machen dürfen. Besonders Cypern und Kreta, die beiden Eilande, die am weitesten entfernt liegen von dem Schauplatze der Umwälzungen, die das griechische Festland durchzumachen hatte, und darum in der continuirlichen Entwickelung ihrer Sprache nicht gestört worden sind, müssen linguistisch noch genau erforscht werden; denn die Darstellung des cyprischen Dialektes von dem Griechen Sakellarios ist ungenügend. Eine dritte Gruppe endlich bilden die griechischen Dialekte in Unteritalien. An den beiden äußersten Endpunkten, die die Halbinsel in's Meer hinausstreckt, wohnen zwei Häuflein griechisch redender Bevölkerung, wol den Wenigsten bekannt von Denen, die das schöne Land sonst nach allen Richtungen hin durchstreift haben. Es sind in der Terra d'Otranto die Ortschaften Martano, Calimera, Castrignano, Melpignano, Corigliano, Soleto, Sternatia, Martignano und Zollino; und in Calabrien, in der Provinz Reggio, die Dörfer Bova, Condofuri, Roccaforte und Rofudi. Sie sind nicht die einzigen Griechen in Italien; bekannt ist die griechische Colonie in Venedig; weniger bekannt vielleicht die Niederlassung in Corsica, die im Jahre 1676 von einer Anzahl vor den Türken flüchtiger Mainoten gegründet worden ist. Aber von diesen beiden ist der historische Ursprung und ihr Zusammenhang mit dem Mutterlande vollständig außer Zweifel, während die Colonien in Unteritalien lange Zeit der Gegenstand der abenteuerlichsten Vermuthungen waren. Es hat sogar nicht an Solchen gefehlt, welche diese Griechen, deren Gebiet übrigens im Laufe der letzten Jahrhunderte immer mehr eingeschränkt worden ist, für unmittelbare Abkömmlinge der alten griechischen Pflanzstädte in Unteritalien hielten, die ja bekanntlich der Romanisirung sehr lange erfolgreichen Widerstand leisteten. Daran ist nicht zu denken; ihre Sprache theilt so viele Eigenthümlichkeiten mit dem übrigen Bulgärgriechischen, daß ihr Ursprung nur eine Folge von Einwanderung im Laufe des Mittelalters sein kann. Schwieriger ist die Frage zu beantworten, wann diese Einwanderung stattgefunden hat, und wir sind bis jetzt zu einer völlig sicheren Entscheidung bei dem Mangel verläßlicher historischer Anhaltspunkte noch nicht gelangt. Der italienische Gelehrte, dem wir eine vortreffliche Darstellung beider Sprachgruppen verdanken, Giuseppe Morosi, setzt die Einwanderung der apulischen Griechen an's Ende des neunten Jahrhunderts, während er für die calabrischen geneigt ist, mehrmalige Zuzüge im Laufe des elften und zwölften Jahrhunderts anzunehmen; und in der That lassen sprachliche Merkmale vermuthen, daß wenigstens eine doppelte Bevölkerungsschicht hier über einander gelagert ist, von denen eine mit den Bewohnern der griechischen Inseln im Zusammenhang zu stehen scheint.

Man erlebt es häufig, daß Jemand, der aus niederem Stande sich in einen Platz innerhalb der höheren Gesellschaftsclassen hinauf gearbeitet hat, mit ängstlicher Sorgfalt bemüht ist, jede Erinnerung an die Vergangenheit von sich abzuthun: Genossen der Jugend werden ferngehalten, Kleidung und Auftreten mit mehr oder weniger Geschick den neuen Verhältnissen angepaßt. So geht es den Griechen

mit ihrer Sprache. Die armen Volksdialekte sind bei den gebildeten Griechen in Ungnade gefallen, seit man wieder anfing, sich als selbständige Nation zu fühlen; man will die Entwickelung eines Jahrtausends wegleugnen und heute so schreiben und sprechen, wie in der Blüthezeit des alten Hellas. Ich rede von den Bestrebungen der Neugriechen, eine Literatursprache zu schaffen. Es ist das gewiß eine interne Angelegenheit der Nation, und Fremde haben kaum eine Berechtigung, hineinzureden; aber wer sich wirklich für die Zukunft des viel geprüften Volkes interessirt, der wird nicht ohne Bedauern sehen, wie man sich hier wirklich zum Theil in bedenklichen Illusionen befindet. Nimmt man eine griechische Zeitung oder gar ein wissenschaftliches Buch zur Hand, so erstaunt man über die Leichtigkeit, mit der man mit bloßer Kenntniß des Altgriechischen lesen und verstehen kann; denn sie sind in einer Sprache geschrieben, die zwar dem Platon oder Demosthenes wenig sympathisch sein dürfte, aber doch von den Normen spätgriechischer Redeweise nicht sehr abweicht. Man hat die meisten der Eigenthümlichkeiten, die eben den Charakter des Neugriechischen wie der modernen Sprachen überhaupt bedingen, einfach für nicht existenzberechtigt erklärt und dafür ohne Weiteres die altgriechischen Formen und Ausdrucksweisen wieder eingesetzt, so daß das Ganze eine wenig anmuthende Verquickung wirklichen Lebens mit todten Stoffen darbietet. Aber durch gelehrte Gesellschaften und akademische Decrete läßt sich eine historische Entwickelung nicht rückgängig machen; es ist, als wenn man bei uns den Versuch machen wollte, plötzlich mittelhochdeutsch zu schreiben und zu sprechen. Eine Schriftsprache entsteht auf andere Weise. Als Dante seinen florentinischen Heimathsdialekt zum Ausdrucke genialer Geistesproducte verwendete, hatte er damit den Italienern ihre Schriftsprache geschaffen; die geistige That der Luther'schen Bibelübersetzung gab uns Deutschen dasselbe Geschenk. Auch für das Griechische wird eine Literatursprache nur möglich sein auf der Basis eines oder mehrerer der heutigen Volksdialekte. Ich bin eine kurze Schilderung derselben noch schuldig.

Lautlicher Verfall ist Das, was die meisten Veränderungen im Leben einer Sprache bedingt; er geht Hand in Hand mit der fortschreitenden Cultur eines Volkes, mit dem Ueberwiegen des geistigen Elementes in der Rede über das sinnliche der Laute. Auch das Griechische hat solche Veränderungen in reichem Maße erfahren. Ganz besonders ist schon frühzeitig eine weitgehende Neigung hervorgetreten, eine Anzahl früher geschiedener Diphthonge und Vocale in den Laut „i" aufgehen zu lassen; es hat dies vornehmlich zu dem weit verbreiteten Vorurtheile verleitet, das Neugriechische sei eine höchst übelklingende Sprache. Nichts ist verkehrter, als das. Zwar ist der Streit, ob eine Sprache wohlklingend sei oder nicht, ein ziemlich müßiger; individuelle Sympathien und Antipathien entscheiden hier bei den meisten. Thatsache ist aber, daß das Griechische gar nicht so viele „i" hat, als man ihm aufbürdet; eine einfache Berechnung in dem ersten besten Volksliede kann Jeden davon überzeugen, daß die verschiedenen Vocale hier in derselben Harmonie vertreten sind, wie in jeder anderen Sprache. Die zahlreichen Veränderungen in der Flexion und im Wortschatze haben das Gleichgewicht wieder hergestellt; denn wenn man Altgriechisches nach der heute üblichen Aussprache liest, so ist allerdings der Eindruck

ein wenig wohlthuender. Hier ist ein zweiter Punkt, wo ich fürchten muß, meine griechischen Freunde zu verletzen. Man ist in Griechenland ziemlich allgemein der Ueberzeugung, daß die classischen Hellenen ziemlich gerade so gesprochen haben, wie die heutigen Griechen die betreffenden Laute aussprechen: αι wie ä, ει, η, οι, υ wie i, ϑ wie das englische th und so weiter. Man übersieht dabei, daß der Unterschied zwischen der neugriechischen und der bei uns adoptirten Aussprache (der sogenannten erasmischen) nicht eine Frage der bloßen Aussprache, sondern der Lautgeschichte ist; daß man mit dem Zurückdatiren der heutigen Aussprache in die Zeiten des Perikles Das für's Griechische leugnet, was man für alle anderen modernen Sprachen zugeben muß. Auch unsere Aussprache des Griechischen ist in einigen Punkten nachweisbar falsch; der Lautwerth der Schriftzeichen einer längst vergangenen Sprache wird sich immer nur mit annähernder Richtigkeit bestimmen lassen; aber das ist unumstößlich sicher, daß die heutigen griechischen Laute sich zu verschiedenen Zeiten, in einer Landschaft früher als in der anderen, aus den ursprünglichen entwickelt haben — unsere Sprachwissenschaft hat den Beweis dafür längst angetreten.

Das Zweite, was die neueren Sprachen im Verhältniß zu ihren älteren Vorstufen charakterisirt, ist der Uebergang von synthetischer zu analytischer Ausdrucksweise. Wo dem Römer donavi genügte, sagt der Franzose j'ai donné, d. i. eigentlich: ego habeo donatum; die Stelle des lateinischen Genitiv patris vertritt im Italienischen del padre, entstanden aus: de illo patre. Es liegt auf der Hand, daß diese Umschreibungen, zum Theil auch durch Lautzerstörung und dadurch eintretendes Zusammenfallen ursprünglich verschiedener Formen, die nun wieder differenzirt werden mußten, hervorgerufen, den Charakter der romanischen Sprachen wesentlich bedingen. Im Neugriechischen ist es nicht anders. Die Declination enthält sich zwar der präpositionalen Umschreibungen, hat aber dafür den Dativ und den ganzen Dual verloren und die alten Declinationsarten auf zwei reducirt; tiefer eingreifend sind die Veränderungen im Bau des Verbums, wo nicht nur Futurum, Plusquamperfectum und Conditionalis durch dem Romanischen ganz analoge Umschreibungen ausgedrückt werden, sondern auch, wie ich schon oben bemerkte, der ganze Infinitiv bis auf einige erstarrte und als Infinitive nicht mehr gefühlte Formen verloren gegangen ist. Da das Gefüge der Syntax wesentlich auf dem Verbum beruht, so war damit auch für diese eine Quelle wichtiger Veränderungen gegeben. Das Dritte endlich ist die theilweise Umgestaltung des Wortschatzes. Einsilbige Wörter, die überdies durch die eingetretenen Lautwechsel noch unbedeutender geworden waren, sind aufgegeben; der auch in den romanischen und slavischen Sprachen stark hervortretende Zug zur Diminutivbildung hat bedeutender noch im Griechischen gewirkt; so sind viele Vocabeln, die in der Volkssprache längst schon neben den Ausdrücken gebildeter Rede im Gebrauch waren, wirklich zur alleinigen Herrschaft gelangt. Wie die romanischen Wörter für Pferd, Feuer, Tag nicht auf equus, ignis, dies zurückgehen, sondern auf die vulgären Bezeichnungen caballus (cheval), focus (feu), diurnum (jour), so sagt der moderne Grieche nicht mehr ἵππος, sondern ἄλογον (eigentlich das Thier überhaupt), nicht ὕδωρ, sondern νερόν (das Feuchte), nicht οἶνος, sondern κρασί (das Gemischte). Hier ist der Punkt, wo auch die classische

Philologie Grund hat, sich für die neugriechischen Studien zu interessiren; denn manches gute alte Wort, von dem wir sonst keine Kunde hätten, hat der Volksmund aus den Tagen des antiken Hellas treu bewahrt.

Ich kann hier nicht näher darauf eingehen, wie auch in Volksglauben und Volkssitte der Neugriechen manch gutes Stück alter Ueberlieferung aufbewahrt ist; ich verweise darüber auf das vortreffliche Buch von Bernhard Schmidt „Das Volksleben der Neugriechen" (1. Theil 1871), dessen Fortsetzung wir mit lebhafter Erwartung entgegensehen. Nur noch einige wenige Worte über die Literatur der Neugriechen. Sie ist nicht bedeutend, und es wäre unbillig, das zu erwarten. Freilich, die philhellenischen Schwärmer von früher, die in jedem griechischen Freiheitskämpfer einen neuen Leonidas oder Miltiades erblickten, waren überzeugt, es müßte sich in kürzester Zeit auch ein Homer finden, ihre Thaten zu besingen, ein Thukydides, ihre Geschichte zu schreiben; und sie waren enttäuscht, als sie sahen, daß das doch so rasch nicht ging. Das schließt nicht aus, daß manches wohl Gelungene sich findet. Ich will nicht reden von dem im siebzehnten Jahrhundert entstandenen Erotokritos des Kreters Vincentius Kornaros, einem nicht uninteressanten Producte moderner Kunstepik, noch von den zahlreichen Arbeiten des gelehrten Korais, der am Anfang dieses Jahrhunderts in Paris lebte; ich erinnere nur an die reizenden, im Geiste Anakreon's gehaltenen, lyrischen Poesien von Athanasios Christopulos, an die satirischen Lustspiele von Rhiso Nerulos, dem geistreichen Verfechter der Berechtigung der Volkssprache gegen die Reinigungsversuche von Korais und Anderen, an die tief empfundene politische Lyrik der beiden Sutsos, an die ausgezeichneten Dramen und Novellen von Alexander Rhiso Rangabé,*) dem gediegenen Kenner des classischen Alterthums. Fremden Literaturen, auch der deutschen, gegenüber sind die Griechen sehr aneignungseifrig, und überhaupt ist das Interesse für Lectüre und geistige Bildung in Griechenland ein sehr reges; jedes besser situirte Haus sucht seine Ehre darin, eine anständige Bibliothek zu besitzen. Eine Anzahl von Zeitungen und wissenschaftlichen Zeitschriften sucht dem Volke die literarischen Bestrebungen der Hauptstadt zu vermitteln; der Erforschung von Volkssitte und Volkssprache hat sich ganz besonders die seit einigen Jahren in Athen bestehende philologische Gesellschaft „Parnassos" gewidmet, an der unser Landsmann Oeffner hervorragenden Antheil nimmt.

Eines Eingehens auf politische An- und Aussichten enthalte ich mich hier durchaus. Die Verhältnisse im Südosten Europa's sind gegenwärtig in eine neue Phase getreten; Griechenland selbst hat wieder eine jener Krisen durchzu-

*) Herr Rangabé, geb. 1810 in Konstantinopel, gegenwärtig griech. Gesandter in Berlin, war von 1844—1856 Professor der Archäologie an der Universität von Athen und wurde dann Minister des Auswärtigen. Eine Gesammtausgabe seiner Werke in 15 Bänden ist soeben in Athen erschienen. Außerdem hat er eine Sammlung griechischer Inschriften mit Commentar herausgegeben und eine „Geschichte der alten Kunst" geschrieben. — Eine von Rangabé's dramatischen Arbeiten, das politische Lustspiel: „Die Hochzeit des Kutrulis", ist von Daniel Sanders in's Deutsche übersetzt worden (Berlin, Dümmler, 1844).

Anm. der Redaction.

machen, welche die Großmächte schon einige Male mit wenig Sympathie erfüllt haben. Daneben haben die Gründung des archäologischen Zweiginstitutes in Athen, die Ausgrabungen der deutschen Regierung in Olympia neue Beziehungen zwischen Deutschland und Griechenland geknüpft. Die Universität in Athen zählt eine Reihe tüchtiger und achtungswerther Männer, die mit redlichem Willen auf die geistige Hebung ihres Volkes bedacht sind; die öffentliche Sicherheit, ein Schreckniß früher für Alle, die das Land bereisen mußten, ist wesentlich besser geworden und im Peloponnes nach übereinstimmenden Berichten musterhaft; Handel und Verkehr nehmen einen erfreulichen Aufschwung. Hoffen wir also, daß die Wunden, welche eine Jahrhunderte lang fortgeführte Mißregierung dem Lande geschlagen hat, geheilt werden und daß die Sonne Homer's einst einem wahrhaft freien, einigen und glücklichen Volke scheinen möge.

Charles Kingsley.

Von

Fr. Max Müller.

Charles Kingsley, his Letters and Memories of his Life. Edited by his Wife. London, H. S. King & Co. Zwei Bände. Fünfte Auflage. 1877.

„Von den Todten Nichts als Gutes," ist ein schöner alter Spruch, von tieferer Wahrheit, als man wol glaubt. Mag er auch oft nicht mehr bedeuten, als daß es unritterlich sei, von Denen Böses zu sagen, die sich nicht mehr vertheidigen können: der Grund des Ausspruchs liegt weit tiefer. Wir sehen von den meisten Menschen nur Das, was uns äußerlich berührt, oder was Andere, die uns näher stehen, angenehm oder unangenehm berührt hat. Nur selten erblicken wir mehr als die Oberfläche, die Erscheinung, und wie wenig ist das im Vergleich mit Dem, was in der Tiefe der Menschenseele verborgen liegt, was nicht zur Erscheinung kommt, ja was in unserer Gesellschaft, so wie sie jetzt ist, nie zur Erscheinung kommen kann. Und wie eigen, daß die meisten Menschen bösem Leumund so viel leichter glauben, als gutem. Ja, selbst wenn wir Nichts als Gutes von einem Menschen hören, zaudern wir doch oft in unserem Urtheil. Wir können es kaum glauben, daß ein Mensch so gut sein könne, so viel besser als wir selbst. Wir wollen vorsichtig sein, abwarten, ihn prüfen, so wie wir uns ja selbst nicht trauen, und nur immer hoffen, daß wir wirklich so gut sind, als wir sein möchten. So geht das Leben hin. Unser vollkommenes Zutrauen, unsere ganze Liebe schenken wir vielleicht fünf oder sechs Menschen. Von ihnen glauben wir nie etwas Böses; die böse Welt möge sagen, was sie wolle. Und glücklich Der, welcher aus dieser kleinen Zahl der Seinigen im Leben Keinen verloren hat, glücklich Der, welcher sein unbegrenztes Vertrauen nie bereuen mußte! Aber wie oft sind auch solche Täuschungen und Verluste unsere eigene Schuld! So leicht wir unsere eigenen Fehler verstehen, erklären und damit entschuldigen lernen, so schwer wird es uns, diese Kunst in der Beurtheilung der Fehler Anderer zu üben. Sehen wir bei ihnen einen Flecken auf der Oberfläche, so meinen wir schnell, die ganze Frucht sei vom Kern aus verdorben; — und doch, wie oft sind diese Flecken nur wie die Spuren der Hitze des Tages auf der sammetweichen Haut der

Pfirsiche, während das Fleisch gesund, der Saft frisch, der Duft der ganzen Frucht entzückend ist.

Das fühlt man recht, wenn man am Grabe eines Freundes steht, oder wenn man die Lebensbeschreibung eines Mannes liest, den man gekannt, mit dem man viel verkehrt hat. Man kann es oft kaum glauben, daß man so blind gewesen, und man lernt zu spät erkennen, daß es auf Erden auch Engel ohne Flügel gibt. Viele meinen wol beim Betrachten eines schönen Lebensbildes, daß die Lichtseiten zu stark hervorgehoben, die Schwächen zu sehr verschwiegen sind. Und doch ist es weit häufiger, daß wir erst am Grabe die Kunst lernen, das Gute im Menschen zu entdecken, und seine Schwächen zu begreifen. Am Grabe bricht die alte Menschenliebe durch. Wie Schuppen fällt es von unseren Augen, und wir wollen nicht fragen, was für Schuppen das sind, die uns so oft gegen das Gute und Schöne im Menschen blind machen. Sicher ist, daß, wie unser Leben jetzt ist, wir die meisten Menschen erst wahrhaft kennen lernen, wenn sie zu „den guten Todten" gegangen sind.

Diese Gedanken traten mir wieder von Neuem entgegen beim Lesen der kürzlich erschienenen Lebensbeschreibung meines alten Freundes, Charles Kingsley. In England scheint dieses Werk in diesem Frühling denselben großen und tiefen Eindruck gemacht zu haben, wie vor Jahren die Lebensbeschreibungen des Prinzen Albert und Bunsen's. In wenigen Monaten sind fünf starke Auflagen dieser Biographie nöthig geworden. Alle Zeitungen, alle Zeitschriften sind voll davon, und trotzdem daß die „Oestliche Frage" alle anderen Fragen und Interessen während der Saison, während der Sitzung des Parlaments, in den Hintergrund gedrängt hat, hat die Biographie von Charles Kingsley durchgeschlagen, ist sie, wie man in England sagt, „the book of the season" geworden.

Wie hatte man diese drei Männer, Prinz Albert, Bunsen, Kingsley, hart beurtheilt, so lange sie lebten! Sie waren verwandte Naturen, auch alle drei persönlich befreundet. Es wäre wol der Mühe werth, eine Auswahl aus den Angriffen, die auf sie in Zeitungen und Journalen gemacht worden sind, zu veranstalten und dieselben als Anhang zu ihren Lebensbeschreibungen für die Nachwelt aufzubewahren. Es könnte späteren Geschlechtern nützlich sein. Ich sage gar nicht, daß alle diese Angriffe von böswilligen Verleumdern ausgingen. Nein, manche kamen von Männern, die so gut waren als die Männer, welche sie angriffen. Aber gerade zu sehen, wie gute Männer gute Männer mißverstehen, hassen und verfolgen können, das wäre vielleicht eine gute Lehre für die Nachwelt. Niemand wird ja behaupten wollen, daß die drei Männer, die ich hier zusammen genannt, frei von Schwächen und Fehlern waren. Das Eigene ist nur, daß man, so lange die Menschen leben, fast immer nur von diesen Schwächen und Fehlern spricht und all' das unendlich viele Gute und Schöne und Edle in ihnen als selbstverständlich hinnimmt. Nur erst wenn der Tod den Schleier von unseren Augen wegnimmt, da fliegen alle jene Erdenstäubchen schnell hinweg, und nun erst tritt das reine, schöne, edle Menschenbild vor unsere Seele, das lang verkannte Meisterwerk einer göttlichen Kunst. —

In Deutschland ist Charles Kingsley nur in engeren Kreisen bekannt geworden, hauptsächlich wol durch seine „Hypatia", ein Roman, der den tragischen

Kampf der alten griechischen Welt mit den neuen Mächten des Christenthums in wahrhaft dramatischer Lebendigkeit an uns vorüberführt. Wie Bunsen von diesem Werke dachte, geht aus folgender Stelle hervor, die sich in seiner Vorrede zu der deutschen Uebersetzung der „Hypatia“ findet: — „Ich stehe nicht an, gerade in jenen beiden Werken („Hypatia“ und „Saint's Tragedy“) die bei weitem bedeutendsten und vollendetsten Werke des genialen Mannes zu erkennen. In ihnen liegt ganz besonders die Rechtfertigung einer Erwartung, welche ich mir erlauben möchte hier auszusprechen, nämlich, daß er Shakespeare's Historien fortsetze. Ich habe seit mehreren Jahren kein Hehl daraus gemacht, daß Kingsley mir der Genius des Jahrhunderts zu sein scheine, berufen, jenem erhabenen dramatischen Epos der Neuzeit, von Johann ohne Land bis Heinrich VIII., eine ebenbürtige Reihe, von Eduard VI. bis zur Landung Wilhelm's von Oranien, an die Seite zu setzen: die einzige geschichtliche Entwickelung Europa's, die alle Lebenselemente in sich vereinigt, und deren Entwickelung man ohne überwältigenden Schmerz vor sich vorbeigeführt sehen und betrachten könnte. Das tragische Drama von der Heiligen Elisabeth zeigt, daß Kingsley nicht allein dem Roman, sondern auch der strengeren Form des Dramas gewachsen ist. „Hypatia“ aber beweist im größten Maßstab, daß er in den Erscheinungen einer weltgeschichtlichen Vergangenheit das Menschheitliche, Tiefere, Bleibende erkennt und zur Darstellung zu bringen versteht. Wie er bei dieser Fähigkeit zugleich den frischen Ton des Volkslebens zu treffen und humoristische Charakter-Verwickelungen mit shakespearischer Energie nicht allein zu zeichnen, sondern auch mit dramatischer Wirkung auszubilden und auszumalen weiß, davon zeugen alle seine Werke. Und warum sollte er es nicht thun? Es gibt eine Zeit, wo der wahre Dichter, der Seher der Gegenwart, die nur ihrer Nähe wegen beachtenswerthen, eigentlich aber unbedeutenden und unpoetischen Erscheinungen des Tages fahren lassen und sich sagen muß: Laßt die Todten ihre Todten begraben! Bei diesem Scheideweg aber scheint mir Kingsley angekommen zu sein.“

In England war Kingsley seit Jahren als Schriftsteller und Dichter hoch verehrt, aber er war weit mehr als das. Er gehörte zum Leben des englischen Volkes; man könnte sagen, er bildete einen Theil des englischen Gewissens. Er war einer von den Männern, an die man unwillkürlich dachte, wenn eine sociale, eine religiöse, eine große politische Frage das Volk bewegte. Wenn es in England die „Upper Ten Thousand“ gibt, die Zehntausend, welche in der sogenannten Gesellschaft den Ton angeben, so gibt es auch die „Upper Hundred“, die Hundert, um deren Meinung über die großen Fragen des Tages das Volk sich wirklich kümmert. Zu ihnen gehören Männer, nicht weil sie Minister, Mitglieder des Parlaments, Bischöfe, Gelehrte oder Millionäre sind: — nein, weil das Volk sie für wahr und ehrlich, für unabhängig, für über ihre Partei und ihre eigenen Interessen erhaben hält. Sie sind das wahre Salz des Englischen Volkes.

Einer von diesen Centumviri war Kingsley; ja, englische Blätter gingen so weit, ihn einen von den zwölf Männern zu nennen, welche das Denken und Fühlen des englischen Volkes während der letzten Generation am meisten beeinflußt haben. Nicht, daß man seinem Urtheil in allen Dingen traute, noch weniger, daß man stets seinem Rathe folgte. Nein, man hielt ihn oft für

unpraktisch: aber wissen wollte man doch, was er über Dinge, die in das Bereich seiner Interessen fielen, fühlte, dachte, sagte; denn man wußte stets, daß er das, was er sagte, auch wirklich dachte und fühlte. Man sieht jetzt aus seiner Correspondenz, wie viel Telegraphendrähte, nicht nur von England, sondern von den englischen Colonien, von Amerika aus, in der kleinen Predigerwohnung von Eversley mündeten: man sieht, wie viel tausend elektrische Pulsschläge von dem großen Herzen ausstrahlten, welches dort in der Brust eines einfachen, aber durch und durch ehrlichen Landgeistlichen schlug. Das englische Volk ist in dieser Weise durch einen geistigen Organismus zusammengehalten und belebt, von dem man anderswo kaum eine Ahnung hat. Wenn die Zeitungen die Muskeln des gesellschaftlichen Körpers darstellen, so sind die persönlichen Beziehungen zwischen Männern von Bedeutung und den Tausenden, die in England auf sie hinblicken, wie das Nervensystem, das den Muskeln erst ihre wahre Kraft verleiht.

Es ist dieser enge geistige Organismus in England durch viele Dinge begünstigt. Die Anzahl der öffentlichen Schulen ist eine beschränkte. Universitäten gibt es, oder gab es bis vor Kurzem eigentlich nur zwei. Die meisten Leute von Bedeutung sind von der Schule, von der Universität her bekannt, und wer dort sich das Vertrauen seiner Freunde erworben hat, der behält es meist für's Leben. Dann hat England, trotz seiner großartigen Anlage, doch viel Kleinstädtisches. Fast Jedermann kennt Jedermann, und die großen Familien und Clans halten so eng zusammen, daß, wenn sich zwei Engländer im Ausland treffen, es nicht lange dauert, bis sie herausfinden, daß sie verwandt sind oder daß sie wenigstens viele gemeinsame Freunde haben. Dazu kommen nun noch die zahllosen Vereine, Gesellschaften, Clubs, die wohlthätigen Sammlungen, die politischen Agitationen, endlich der Centralherd in London, das Parlament, wo Jeder von Zeit zu Zeit einmal erscheint, um sich zu wärmen und mit alten Freunden und Bekannten „die Hände zu schütteln"; kurz, England hängt enger zusammen und kennt sich besser, als irgend ein anderes Land. Das schafft nun aber auch eine sehr scharfe Controle. Auf wen das englische Volk einmal geachtet hat, den läßt es so leicht nicht wieder aus den Augen. Der Einzelne fühlt das, und das erzeugt ein Gefühl von Zusammengehörigkeit und Verantwortlichkeit, welches die festeste Grundlage eines politischen Organismus bildet. Kingsley war ja allerdings nur ein Schriftsteller und Landgeistlicher; aber von seinem frühesten Auftreten an sieht man in ihm das Gefühl, daß er seinem Volke angehört, daß er sich nicht verstecken kann, daß er mit seiner Ueberzeugung heraus muß, so sehr sie bei der gesellschaftlichen Classe, zu der er gehörte, Anstoß erregen, so sehr sie den Interessen seines Standes, des geistlichen, entgegen zu laufen schien.

Kingsley war aus guter, alter Familie und bewegte sich in der besten Gesellschaft; aber als im Jahre 1849 die socialen Bewegungen unter den Arbeitern nicht nur die nicht denkenden, sondern auch die denkenden Staatsmänner Englands in Schrecken jagten, schrieb er seinen Roman „Alton Locke, ein Schneider", und erklärte sich offen als — im besten Sinne des Wortes — einen Chartisten. Unter dem Namen „Parson Lot" war er damals in Aller Mund, verschmäht, gelästert, ja oft bedroht; aber keinen Augenblick in seiner Ueberzeugung beirrt

daß der Chartismus eine große Berechtigung habe, daß es die Pflicht des wahren Staatsmannes und Patrioten sei, die guten Elemente der socialen Bewegung in ihrer Berechtigung anzuerkennen, und mit ihrer Hilfe die schlechten niederzuschlagen. Bei alle dem Aergerniß, das er gab, fühlten Alle, selbst Die, welche Kingsley am meisten bekämpften, daß er vollkommen uneigennützig war, daß er Nichts für sich wollte, daß er sich im Gegentheil durch die Vertheidigung der überspannten Absichten der arbeitenden Classen jede Aussicht auf eine Carriere in der Kirche verdarb. Sowol seine Zeit, als sein Geld (und er hatte nicht viel) gab er hin, um nicht nur wortkräftig, sondern thatkräftig eine Verbesserung der arbeitenden Classen herbeizuführen. Und wie würde er in Deutschland den Reichen wie den Armen in die Ohren gedonnert haben, daß, wer nicht mindestens ein Zehntel seiner Zeit und seines Einkommens gemeinnützigen und wohlthätigen Zwecken opfere, zu den gefährlichsten Beförderern der Socialdemokratie gehöre!

So ging er vorwärts, gerade aus, sein ganzes Leben lang. Mit Herz und Seele der englischen Kirche ergeben, vertheidigte er Frederick Maurice, sobald man ihn, weil er die Ewigkeit der Höllenstrafen geleugnet, seiner Professur beraubt hatte.

Als die Bischöfe bei lang anhaltendem Regen ein allgemeines Kirchengebet um Sonnenschein anordneten, weigerte er sich, es vorzulesen, erstens, weil selbst seine beschränkte Kenntniß der Naturgesetze ihm sage, daß Regen nothwendig sei, zweitens, weil er seine beschränkte Kenntniß der Naturgesetze nicht der Höchsten Weisheit entgegen stellen könne.

Am Ende einer Predigt, die er in London hielt, erhob sich der Prediger, dem die Kirche gehörte, und warnte die Gemeinde gegen die Irrlehre, die sie eben gehört. Dies war etwas Unerhörtes, und die Aufregung war drohend. Kingsley verneigte sich schweigend, beruhigte die Massen, die sich an der Kirche versammelt hatten, veröffentlichte seine Predigt und brachte den Bischof dahin, anzuerkennen, daß sie Nichts enthielte, was dem wahren Geiste des alten, echten Christenthums entgegen sei.

Als fast die ganze bessere Gesellschaft in England Partei für die Rebellion der Südstaaten nahm, blieb Kingsley dem Norden treu, nicht, weil er den Heroismus der Rebellen verkannte, nicht weil er die Politiker von Washington sehr hoch achtete, sondern weil für ihn ein Princip feststand, daß Sklaverei unmenschlich sei, und daß der Sieg des Südens der Sieg der Sklaverei gewesen sein würde.

Im Jahre 1866, als nur Wenige die tiefere Bedeutung des Krieges von Preußen gegen Oesterreich erkannten, schrieb er an mich (Letters, vol. II, p. 238):

„Mein lieber Max! Was für große Dinge für Deutschland haben sich zugetragen, und wie groß haben Eure Preußen sich gezeigt! So wild ich auf sie war in Bezug auf Schleswig-Holstein, in dieser letzten Campagne kann ich nur einen großen, nothwendigen Zug für die Sicherheit eines jeden norddeutschen Herdes, für die Ehre eines jeden norddeutschen Weibes erkennen. Die Möglichkeit einer Wiederkehr der Dinge von 1807—1812 stehen zu lassen, wenn sie durch irgend welchen Kampf entfernt werden konnte, wäre Schmach und Sünde gewesen. Wäre ich ein Preuße, ich wäre mit nach Sadowa marschirt, als eine heilige Pflicht für Weib, Kind und Vaterland."

Ebenso, als am Ende des deutsch-französischen Krieges die Sympathie fast aller bedeutenden Männer in England, namentlich der liberalen Partei, von Deutschland zu Frankreich überging, blieb er treu bis zum Ende, wie folgende Zeilen beweisen, die er an mich richtete, weil er wußte, wie ich damals von meinen besten Freunden verlassen war (Letters, vol. II, p. 332):

„Empfange meine herzlichen Glückwünsche für Dich und das deutsche Volk! Der Tag, um den Bunsen mit Thränen im Auge gebetet, daß er nicht kommen möge, bis das deutsche Volk bereit sei, ist gekommen, und das deutsche Volk war bereit. Wahrhaftig, Gott ist gerecht, und er hält die Zügel noch in seinen Händen, was auch die Zeitungen dagegen sagen mögen. Ich fürchte nur Eins, daß die Deutschen an Paris denken könnten. Das geht sie Nichts an. Sie sollten ihre Augen auf Das richten, was sie sehr viel angeht, nämlich Elsaß wieder in Besitz zu nehmen, das ihnen gehört, und sie sollten den Franzosen auch keinen Zoll Land am Rheinufer lassen. Wenn die Deutschen weise sind, so sollten sie nur Ein Ziel im Auge haben, nämlich es dahin zu bringen, daß der Rhein ein Wort werde, das kein Franzose je wieder in den Mund nimmt. Es geschehe aber, was da wolle, voll von Jubel und Hoffnung für Deutschland bleibe ich Dein

Charles Kingsley."

Später kommt noch ein anderer Brief vom 31. August, wo er sein ganzes Herz über den deutsch-französischen Krieg ausschüttet:

„Und nun ein paar Worte über diesen fürchterlichen Krieg. Ich gestehe offen, wäre ich ein Deutscher, so hielte ich es für meine Pflicht, meinen letzten Schilling, meinen letzten Sohn, ja mich selbst und Alles, was mein ist, in diesen Krieg zu senden, damit gethan werde, was gethan werden soll und muß, und zwar so, daß es nie wieder gethan zu werden braucht. Ich hoffe, daß ich keinen Gedanken an Rache in meinem Herzen aufkommen lassen würde, daß ich Alles, was Deutschland seit zwei Jahrhunderten von dem eitlen, habsüchtigen, unruhigen Volke der Franzosen gelitten, vergessen könnte; selbst Alles, was Deutschland, Frauen wie Männer, im letzten französischen Kriege gelitten. Die Deutschen freilich vergessen das nicht, und einige von ihnen, im Namen ihrer Mütter und Tanten, sollten es nicht vergessen. Was alle Deutschen sagen können, ist dies: Zweihundert Jahre lang sind Besitz, Leben und Freiheit in Deutschland unsicher gewesen, weil wir nicht einig waren. Die Könige von Frankreich haben Alles gethan, was sie konnten, damit Deutschland nicht einig werde. Deutschland sollte das Spielzeug ihres Ehrgeizes sein und bleiben. Seit der französischen Revolution hat das französische Volk, d. h. Alle, die dabei Etwas zu sagen und zu thun haben, die Armee und die gebildeten Classen, ganz dasselbe gethan. Das muß aufhören. Wir wollen es zur Unmöglichkeit machen, daß Frankreich sich in die inneren Angelegenheiten Deutschlands mische. Nach Alfred de Musset's brutalem Rheinlied soll es für jeden Franzosen ein Verbrechen sein, den Namen des Rheins je wieder zu erwähnen.

„Der Krieg, wie er jetzt gekommen ist, war unvermeidlich, früher oder später. Die Franzosen sehnten sich darnach. Sie wollten noch immer Rache für 1813—1815, ganz vergessend, daß das der Rachekrieg, und wahrhaftig ein sehr gelinder Rachekrieg Deutschlands für 1807 war. Bunsen hat's mir oft gesagt — und ich sah, wie ihm dabei die Thränen in die Augen stiegen —, daß der Krieg kommen müsse, und daß er nur zu Gott bete, daß er nicht kommen möge, bis Deutschland kriegsbereit sei, bis es sich von den Katastrophen des großen französischen Krieges erholt habe. Er ist gekommen, und Deutschland war kriegsbereit, und ich möchte nur, daß der alte Mann noch lebte, um die Schlacht von Harmageddon, wie er sie nannte, nicht auf deutschem Boden, wie er fürchtete, sondern auf französischem ausgefochten zu sehen. Der Krieg mußte kommen. Die Deutschen hätten Unrecht gehabt, hätten sie den Krieg angefangen; als aber die Franzosen anfingen, da würden sie für alle Zeiten niederträchtig gewesen sein, hätten sie die Herausforderung nicht angenommen. Wenn uns Jemand Jahre lang mit der Faust in's Gesicht drohte und versicherte, daß er uns nächstens tüchtig durchbläuen würde, und sich rühmte, daß wir zu feig seien, um selbst loszuschlagen, da würden wir, wenn wir weise genug wären, es ebenso machen, wie es Deutschland gemacht hat, d. h. kein Wort sagen, bis der erste Schlag

gefallen; aber jedenfalls auch, so wie es Deutschland war, gefaßt darauf sein, was kommen kann und muß. Zu behaupten, daß es eine Art Verbrechen sei, daß Preußen kriegsbereit gewesen, daß es beweise, wie Preußen Frankreich überfallen wollte, zeigt die größte Unkenntniß der Geschichte, namentlich der deutschen Geschichte, wie sie in England nicht selten ist; beweist krasse Unwissenheit, oder absichtliches Vergessen von Allem, was die Franzosen seit Jahren gedroht haben in Bezug auf eine „Rectification der Grenzen". Man hatte wahrlich Deutschland nicht in Ungewißheit gelassen, daß der Schlag eines schönen Tages kommen werde. Und jetzt, wo der Schlag gefallen, den anderen Backen demüthig darzubieten, möchte allerdings recht christlich erscheinen, wenn nur das eigene Selbst dabei im Spiele wäre; aber durchaus unchristlich, elend und schändlich, wo es sich, wie hier, um Frauen, Kinder, ja um noch ungeborene Nachkommen handelt. Wer kann zweifeln, daß, was Frankreich bei diesem Kriege beabsichtigte, eine neue Theilung, Schwächung, schließlich Unterjochung Deutschlands war? Ein Deutscher, der das sah — und jeder vernünftige Deutsche sah es — durfte nicht an den Text denken, der uns verbietet, persönliche Beleidigungen zu rächen, sondern an einen anderen, nämlich daß Der, „welcher das Schwert nimmt, durch's Schwert umkommen soll". Er durfte nicht an die Marter des Todes und an die Verwüstungen des Krieges denken, sondern allein an ihn, der da sagt: Und fürchtet euch nicht vor Denen, die den Leib tödten und die Seele nicht mögen tödten, sondern fürchtet euch vielmehr vor dem bösen Geiste der Selbstsucht, der Faulheit, der Gesetzlosigkeit, die in Sklaverei endigt, und Leib und Seele verderben mag in die Hölle moralischer und politischer Niederträchtigkeit. Das thörichte Gerede unserer arbeitenden Classen — die immer noch an die alte Theorie glauben, daß nur Könige Krieg machen —, daß dies ein dynastischer Krieg sei, ist einfach falsch. Auf Seiten Deutschlands wenigstens ist es kein dynastischer Krieg. Es ist die Erhebung eines Volkes von den höchsten zu den niedrigsten Schichten; eines Volkes, das ein Volk sein will, und zwar in einem weit tieferen Sinne, als irgend ein französischer oder englischer Demokrat dieses Wort je verstanden hat. Es ist auch nicht ein blos dynastischer Krieg auf Seiten Frankreichs. Der französische Kaiser freilich fing den Krieg an, um seine eigene Dynastie zu retten; aber auch er würde dies nie gethan haben, hätte er nicht geglaubt (und wer kannte die Franzosen besser, als er?), daß es nicht ein blos dynastischer, sondern ein populärer Krieg sein würde. Denn wie hätte er sonst seinen Thron retten sollen? Wie hätte er seinen Sturz nicht beschleunigen sollen, wenn er die Wünsche des Volkes gekreuzt hätte? Er kreuzte sie nicht. Blickt auf die Zeitungen zurück, und es wird sich zeigen, daß Paris und die Armee (und diese beiden sind leider Frankreich!) die erste Nachricht vom Kriege mit einem wahren Delirium von rohem Jubel begrüßten ...

„Der Kaiser hat sich getäuscht ... all' seine Kunst war vergebens. Er meinte, nachdem er das französische Volk betrogen, nachdem er es durch Männer regiert hatte, die es verstanden und die nicht davor zurückscheuten, es zu betrügen, daß dieselben Creaturen, die er wegen ihrer Falschheit erwählt hatte, ihm und ihm allein treu sein würden; daß sie im Geheimen die Tugenden der Ehrlichkeit, der Sparsamkeit, der Treue, des Patriotismus üben würden, die sie öffentlich nie üben durften. Was sie gelernt hatten, war, die Zeiger des Wetterglases festzunageln, um so gutes Wetter zu machen; und dasselbe thun sie noch jetzt bei jedem Telegramm, was sie schicken. Nein, er ist nach Verdienst bestraft durch seine eigenen Verbrechen, und Gottes Urtheile sind, wie immer, wahr und gerecht."

Am 5. September 1870 schreibt er von Neuem:

„Seit Waterloo hat es nichts Aehnliches in Europa gegeben! Ich warte auf die Nachrichten von Paris für die nächsten Tage mit Schauer und Mitleid. Was den Kaiser betrifft, so habe ich, während Andere sich tief vor ihm beugten, nie mich gescheut, meine vollste Verachtung für ihn auszudrücken. Seine Politik ist jetzt gerichtet, und er mit ihr, durch die Thatsachen, und diese sind, wie Bacon sagt, „die Stimme Gottes offenbart in der Wirklichkeit". Anstatt mich aber der Heerde der Hunde anzuschließen, die jetzt bellen, wo sie früher herumwedelten, werde ich von nun an nie wieder ein böses Wort gegen ihn sagen. Möge der Verurtheilte in Frieden sterben, wenn er kann — er wird nicht lange mehr leben!"

So sprach und schrieb und wirkte Kingsley sein ganzes Leben hindurch, immer der geschworene Feind allen Scheins, aller Heuchelei, aller Gemeinheit,

aller Selbstsucht; immer der offene Freund Aller, die das Gute wollten, die das Wahre, was sie erkannt, auch offen bekannten, die für Andere mehr als für sich selbst lebten, und namentlich der muthige Vertheidiger aller Verfolgten. Daß ein solcher Mann auch Feinde hatte, und erbitterte Feinde, war natürlich. Aber in allen Schlachten, die er kämpfte, bewährte er sich nicht nur als ein tapferer, sondern als ein großmüthiger Gegner. Ueberall bewahrte er die Formen ritterlicher Höflichkeit. Dem deutschen Leser mag es scheinen, als ob er manchmal in seiner Höflichkeit und Bescheidenheit zu weit ginge. Aber diese Bescheidenheit lag in Kingsley's ganzer Natur. Die Achtung, die er Anderen bewies, entsprang aus der Achtung, die er für sich selbst fühlte. Die Bescheidenheit, mit der er von seinen Leistungen sprach, aus der Wahrhaftigkeit, die er sich selbst schuldete. Er war in dieser Hinsicht ein wahrer Edelmann, one of nature's true gentlemen. Nur einmal, wenn wir sein ganzes Leben durchmustern, scheint er sich vergessen zu haben. Man hatte ihn schmählich angegriffen und verleumdet. Da, anstatt einfach zu sagen, daß sein Gegner das Gegentheil von dem gesagt, was Thatsache sei, erlaubt er sich einen alten Kirchenvater zu citiren und fällt den Gegner mit einem „impudentissime mentiris" zu Boden. Niemand war bereiter, seine Irrthümer, wenn er sie einmal erkannt, offen einzugestehen, Niemand sprach von sich selbst mit größerer Bescheidenheit, von Anderen mit größerer Bewunderung als Kingsley. Viele seiner Feinde wurden seine Freunde, nachdem sie ihn nur einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen.

Sein berühmtester Streit war der mit John Henry Newman, dem hochkirchlichen Theologen, der schließlich zur römisch-katholischen Kirche übertrat. Der Streit war der alte Streit, ob es erlaubt sei, in einer christlichen Kirche die innere Stimme der Wahrheit aus Achtung vor der Autorität zu unterdrücken. Für Kingsley war eine solche Kirchenpolitik nicht nur unchristlich, sondern unmenschlich, und mit aller Achtung für die weltgeschichtliche Bedeutung des päpstlichen Kirchenregiments sprach er sich oft mit der stärksten Indignation gegen den unenglischen Charakter des römischen Priesterthums aus. Dies brachte den gelehrten und gewandten Theologen J. H. Newman als Vertheidiger seiner neuen Glaubensgenossen in die Schranken, und es eröffnete sich ein Zweikampf, der für immer eine historische Bedeutung behaupten wird, schon weil er die Veranlassung zu Newman's „Apologia pro vita sua" wurde. Die öffentliche Meinung war merkwürdiger Weise auf Seiten Newman's. Er war der geschicktere, feinere, sarkastischere Disputant; und während Kingsley schwere Keulenschläge führte, brachte ihm sein Gegner manche Stichwunde bei. Newman genießt in England, trotz seines Uebertritts zur römischen Kirche, einer großen Popularität. Er ist geliebt und geachtet, weil er als Märtyrer seiner Ueberzeugung gilt. Die Katholiken selbst fürchten ihn, oder trauen ihm wenigstens nicht ganz, und er, der sich um die römische Kirche größere Verdienste erworben hat, als irgend ein anderer Convertit in England, ist nie zu einer einflußreichen Stellung in der Kirche zugelassen worden. Persönliche Sympathien und Freude an seiner wahrhaft künstlerischen Strategik wirkten zusammen, so daß fast alle Zeitungen und Journale entschieden Newman's Partei ergriffen. Kingsley selbst, in seiner offenen, ehrlichen Weise, sprach es öffentlich aus, daß er „Schwerter mit einem Manne gekreuzt, der zu stark

für ihn war". Und doch, wer den Kern der Frage von der äußeren Schale zu trennen versteht, wird keinen Augenblick zweifeln, daß Kingsley eine starke Stellung schlecht, Newman eine schwache gut vertheidigte; daß Kingsley mit dem Herzen, Newman mit der Zunge stritt, daß es dem Einen um Wahrheit, dem Andern nur um Sieg zu thun war.

Schon während dieses langen Kampfes, 1864—65, zeigten sich bei Kingsley Spuren abnehmender Kraft und Gesundheit, und nur seinem eisernen Willen gelang es im letzten Decennium seines Lebens noch so Vieles zu schaffen, die Gluth seiner Gedanken, die Farbenpracht seiner Sprache nie schwinden zu lassen. Aber er war müde. Ja, durch sein ganzes thätiges Leben klingt ein tiefer Ton der Sehnsucht nach Ruhe und Frieden im Grabe. Schon in seinem ersten Werke, The Saint's Tragedy, sang er sein schönes Lied:

„O daß wir beide schliefen
Unter dem grünen Moos,
Ohne Leid, ohne Lust,
An der Erde Brust,
Und die Seelen in Gottes Schooß!

Kein irdisches Loos konnte glücklicher sein als das seinige; aber inmitten seiner Freuden als Gatte, als Vater, als Freund, als Lehrer, als Geistlicher, als Dichter, immer und immer blieb sein Blick über das Irdische hinweg auf das Ewige gerichtet. Er ist jung gestorben und von seinem Leben, wenn wir darunter eine Kette großer Ereignisse verstehen, ist wenig zu berichten. Er war Landprediger, wurde Professor der Geschichte in Cambridge, dann Canonicus zu Chester und Westminster und starb am 23. Januar 1875 im 55. Jahre seines Lebens. Das Interesse der beiden Bände, in denen seine Frau und seine Freunde seine Briefe und Erinnerungen aus seinem Leben zusammengestellt haben, liegt allein in dem Mann selbst, in der herrlichen Menschennatur, die uns in ihm entgegentritt. Wer England und Englands wahre Stärke kennen lernen will, der lese dieses Buch.

Zum Schlusse füge ich noch einige Auszüge aus einer Vorrede bei, die ich bald nach Kingsley's Tode für die neue Auflage seiner Vorlesungen über „Römer und Deutsche" zu schreiben hatte. Es ist mir schwer geworden, gerade jetzt etwas über meinen alten Freund zu schreiben; und doch wollte ich eine doppelte Pflicht gegen ihn und gegen meine Freunde in Deutschland nicht unerfüllt lassen, indem ich die Aufmerksamkeit der Letzteren auf ein Buch hinlenke, welches auch in Deutschland nicht unbeachtet bleiben sollte und welches uns von Neuem zeigt, was die Auferstehung eines guten und edlen Mannes vom Tode zu neuem Leben und Wirken zu bedeuten hat. Eine schöne Sonne ist untergegangen; aber die gebrochenen Strahlen ihres Glanzes erleuchten von Westen her den ganzen Himmel mit seinen Wolken, die ganze Erde mit ihren Bergen und Thälern. Das ist das Abendroth einer menschlichen Seele, die im Leben Viele erheitert, erwärmt, genährt und gestärkt hat, und die nie größer und schöner schien, als in ihrem Untergang.

„Nie werde ich den Augenblick vergessen, als ich zum letzten Mal die männlichen Züge von Charles Kingsley in schweigender Andacht betrachtete,

Züge, welche die Hand des Todes beruhigt, verklärt und wie mit himmlischer Majestät erfüllt hatte. Im Leben hatte das ewige Ringen in seinem Innern diesen Zügen nie Ruhe gegönnt. Immer schien sein Geist, wie ein gefangener Löwe, die eisernen Gitter seines Käfigs zu rütteln und zu schütteln. Der Gedanke wollte durch und konnte nicht — die Seele dürstete nach Verständniß und fand es nicht; Wahrheit wollte er, so wie sie ihm in jedem entscheidenden Momente seines Lebens entgegentrat, aber gerade diese einfache, ungesuchte Wahrheit wollte die Welt nicht hören. Bei diesen inneren Kämpfen war sein Gesicht wie eine Gewitterwolke, bald hier, bald dorthin getrieben, stürmend, drohend, blitzend — die Schlechten zitterten, wenn er sie ansah, aber Kinder lachten und freuten sich. Das Alles war nun vorüber, es war nur der Ausdruck des Sieges, des Friedens, des Triumphs geblieben. So mag ein Krieger auf dem Schlachtfelde aussehen, der einen guten Kampf gekämpft, und der, während er in die Arme des ewigen Schlafes sinkt, von fern noch das Jauchzen des siegreichen Heeres und die alten bekannten Töne des Triumphmarsches vernimmt. Hier in der Ruhe und Vollendung des Todes sah man das Ideal des Mannes, wie ihn die Natur sich gedacht hatte, und man fühlte, daß kein Künstler schöner in weißem Marmor dichten kann, als der Tod."

„Als ich, versunken im Anblick dieses Marmorbildes, dastand, und den warmen Druck der Hand noch fühlte, die ich vor wenigen Wochen zum ewigen Abschied gedrückt hatte, da stand das ganze Leben und Wirken des Mannes wie eine Vision vor meiner Seele. Man dachte an den jungen Geistlichen und sein erstes Gedicht „Die Tragödie einer Heiligen"; — an den unerschrockenen Vertheidiger und Leiter der Chartisten, die wir Socialdemokraten nennen würden und seinen von Menschenliebe durchglühten Roman „Alton Locke"; — dann kam der glückliche Familienvater und Dichter mit Liedern, wie „Die drei Schiffer", „Der Sand von Dee"; der bewunderte Schriftsteller mit seiner „Hypatia" und „Westward-Ho"; der unermüdliche Landgeistliche mit seinen „Dorfpredigten"; der beliebte Professor der Geschichte in Cambridge, der geschäftige Canonicus in Chester, der frohe Reisende in Westindien und Amerika, und zum Schluß, und nur auf kurze Zeit, der Kanzelredner von Westminster-Abtey, dessen Geistesmuth und Redegluth die weiten Hallen der alten Abtei wie eine Meeresbucht mit fluthenden Wellen füllten. Ja, man sah ihn wieder vor sich, wie man ihn oft gesehen, als echten Naturforscher bei den Kreidebächen von Berkshire oder an der Küste von Devonshire, wie er in Allem, was blühte und lebte, im Größten und im Kleinsten, die Schönheit und Weisheit der Natur zu entdecken verstand, oft sich still und ehrfurchtsvoll vor einer Blume verbeugend, oft laut loslachend über den unvergleichlichen Spaß, den sich der Schöpfer in irgend einem Seeungethiere gemacht hatte. Dann erschien er uns wieder in den schmutzigsten Gassen der schmutzigsten Städte, überall das alte Evangelium predigend: „Waschet Euch äußerlich und innerlich," und gutmüthig dabei mit einem alten Invaliden und Matrosen seine Pfeife rauchend und sein Glas Bier trinkend. Und bald darauf hörte man seine Stimme in den glänzenden Salons von London, wo Männer und Frauen ihn schweigend umringten, geduldig wartend, bis der Geist über ihn kam, und einer von seinen Kraftsprüchen hervorsprudelte, wie man nie wieder

vergaß. Ja, und wie die Kinder ihn liebten! Wie junge, leichtsinnige Männer ihm glaubten und ihm folgten! Wie Frauen durch seine wahre Ritterlichkeit gefesselt und alte Männer durch seine Bescheidenheit und aufrichtige Herzensgüte für ihn gewonnen wurden!"

„Dies Alles war nun hin — und Niemand, so fühlte man, konnte die vielen Stellen, die er im Leben gefüllt, so wieder füllen, wie er sie gefüllt hatte. Aber als man zum letzten Mal auf Erden ihm in das stille Angesicht schaute, da fühlte man doch, wie viel größer als der Landprediger, größer als der Reformator der Gesellschaft, größer als der Dichter, größer als der Professor, der Mann als Mann gewesen war, mit seinem warmen Herzen, seinen ehrlichen Absichten, seinem Vertrauen zu den Menschen, seiner Selbstlosigkeit, seiner Ritterlichkeit, seiner Bescheidenheit, wie man sie in unseren Tagen kaum noch kennt."

„Von diesen Schätzen, die in der Tiefe seines Herzens geborgen lagen, wußten nur Wenige; und dennoch hat kaum ein Mann in ganz England eine größere Anzahl von Freunden, Verehrern, mitfühlenden und mithandelnden Geistesgenossen gehabt."

„Wer kann sein Begräbniß am 28. Januar 1875 vergessen, und die Schaar der Trauernden, die sich an seinem Grab, vielleicht zum ersten und zum letzten Mal im Leben, trafen! Da stand der Vertreter des Prinzen von Wales, seines alten Schülers, und dicht daneben die Zigeuner, die auf dem Anger von Eversley ihre Zelte aufgeschlagen hatten und Kingsley ihren „patrico-rai" nannten, ihren Priesterkönig. Da war der alte Rittergutsbesitzer, ein Baronet, selbst ein Prediger, dessen Familie ihm als jungen Manne seine Landpredigerstelle in Eversley gegeben hatte, und die Bauern, jung und alt, denen er ein Freund und Vater gewesen. Man sah Gouverneure ferner Colonien, Officiere und Seeleute, den Bischof seiner Diöcese, den Decan seiner Abtei, den Bayard der Englischen Kirche, Stanley; aber auch die Prediger der Dissenters aus der Umgegend fehlten nicht. Mitglieder des Oberhauses und Unterhauses waren gekommen, Schriftsteller und Buchhändler, und in einiger Entfernung vom Kirchhof sah man sogar die Pferde zur Hetzjagd und die Meute und die Reiter in ihren rothen Jacken. Auch sie hatten sich versammelt, um Charles Kingsley ihr letztes Lebewohl zu sagen; denn ein so trefflicher Geistlicher, wie er gewesen, so fröhlich war er auf der Jagd. Muthig und fest im Sattel, schreckte er im Leben vor keiner hohen Hecke zurück, so wenig als er gezittert und gebebt, als er die letzte Hecke im Leben, den Tod selbst, in's Auge faßte. Alles, was er geliebt, Alles, was ihn geliebt, war da, und wenige Augen konnten trocken bleiben, als man ihn in das Grab von gelbem Kies auf seinem Kirchhof bettete, als die Bäume, die er selbst gepflanzt und gepflegt, zum letzten Mal ihre Zweige segnend über ihn breiteten, und der graue und doch sonnige Himmel mitleidsvoll auf das leere, verlassene Haus hinabblickte, wo ein schönes Erdenglück geblüht hatte und nun verblüht war. „Amavimus, Amamus, Amabimus" steht auf seinem Grabstein, und selten hat ein Grabstein wahrer gesprochen. Alle fühlten, als sie nach Haus gingen, daß ihr Leben ärmer geworden war; Jeder wußte, daß er einen Freund verloren, der ganz sein Eigen gewesen. Man wird Charles Kingsley in England, in den englischen Colonien, in Amerika, wo er sein letztes

glückliches Jahr verlebt, vermissen und betrauern; man wird ihn überall vermissen und betrauern, wo germanischer Geist und germanische Sprache verstanden werden. An jedem Orte, wo er auch nur einige Tage seines geschäftigen Lebens verbracht, wird man von ihm reden und nach ihm sich sehnen. Was soll ich von mir selbst sagen? Mir ist, als sei mit seinem Tode ein neues Tau zerrissen, das mein Lebensschiff an dieser gastfreundlichen Küste festgehalten."

„Wenn ein Schriftsteller oder ein Dichter stirbt, so sagt man wol, daß der bessere Theil von ihm in seinen Werken weiter lebe. So ist es auch mit den meisten. Aber bei Kingsley waren der Mensch und der Dichter unzertrennlich. Alles, was er schrieb, hatte eine Absicht. Es war für die Gegenwart berechnet; es sollte einschlagen, da, wo er war; es sollte wirken auf die Menschen, die er kannte und liebte. Mehr wollte er nicht, und der Gedanke an Ruhm und Nachwelt störte ihn selten bei seiner Arbeit. Was ihn glücklich machte, war das Gefühl, hier und dort ein gutes Wort gesprochen, dann und wann ein gutes Werk gethan zu haben. Ein stiller Händedruck von einem jungen Mann, den seine warnende Stimme vom Abgrund zurückgerufen, ein Möge Gott es Euch lohnen! von einer alten Frau, der er Trost zugesprochen, — die Abstellung *eines* Mißbrauches, gegen den er sein Wort geschleudert, die Einführung *einer* guten Anstalt, die er befürwortet — ja das Bewußtsein, eine gerechte Sache oder einen gerechten Menschen gegen die Vorurtheile der Menge vertheidigt zu haben, — *das* war ihm mehr werth, als was man Ruhm und Nachruhm nennt, Weihrauch, der den Lebenden die Augen blendet, und der nach dem Tode wie eine leichte Wolke von dem Winde fortgetrieben wird. Allerdings könnte man wol auch in dieser Verachtung des Lobes den Grund entdecken, weshalb vielen seiner Werke die sorgfältige Vollendung fehlt, die er ihnen wenn er gewollt, leicht hätte geben können. Er arbeitete mit einer Hast und mit einer Energie, die durch alle Hindernisse hindurchbrach. Er wußte, was er wollte, und sein Geist mußte ihm liefern, was er verlangte. Zum Warten hatte er keine Zeit. Wie im Nu mußte das Eisen glühend sein, mit Riesenkraft fiel der Hammer Schlag auf Schlag auf den Amboß, und während die Worte wie feurige Funken stoben, schmiedete er sich seine Keule zum Kampf gegen den Feind, den er bekämpfen wollte. Ob das Eisen ohne Bruch, fein und spiegelglatt war, das kümmerte ihn wenig. Wirken wollte er durch seine Werke, und das hat er gethan, bis zum letzten Augenblick seines Lebens. — Aber auch der Ruhm, den er nicht gesucht, ist ihm geworden. Dasselbe Zeitalter, welches Tennyson's einfache Klarheit des Gedankens und classische Ruhe der Sprache bewunderte, entdeckte auch in der fieberhaften Gluth der Kingsley'schen Phantasie, in der Pracht seiner Bilder und der Wucht seiner Worte eine unbewußte Kunst, der in der englischen Literatur ihre Ehrenstelle nicht versagt wird. Kingsley's Büste ist in der Westminster-Abtey aufgestellt worden, in der Capelle von Johannes dem Täufer, an der Seite seines Lehrers und Freundes, Frederick Maurice; und in dem Ruhmestempel, welchen die Zukunft den größten Geistern unter der Regierung von Victoria und Albert errichten wird, wird es stets eine Nische geben für Charles Kingsley, den Dichter von „Alton Locke" und „Hypatia".

Château Mollens, Morges.

Scheidung.

Aus dem Italienischen des Salvatore Farina
von
Ernst Dohm.

I.

Mein Zimmer in der ***Straße lag wirklich etwas höher, als nöthig gewesen wäre. Ich sagte mir das täglich einmal — so oft mußte ich die hundertundzwölf Stufen erklimmen, welche mich von der Welt dort unten trennten; allein sobald ich oben war und meinen Blick durch's Fenster über das prächtige Panorama von Dächern und Schornsteinen schweifen ließ, fühlte ich mich so behaglich, daß ich wohnen blieb. Vier Monate später hatte ich die Bekanntschaft meiner sämmtlichen Nachbarn gemacht; und unter den Nachbarn eines Junggesellen ist immer Einer oder der Andere, von dem man sich einigermaßen fern halten sollte.

So lernte ich hier das wunderlichste Ehepaar kennen, das man sich denken kann. Wollte man Herrn Sulpicio und Frau Concetta, jeden als die wirkliche Hälfte des Andern bezeichnen, so wäre das kaum bildlich zu verstehen; denn in der That besaßen beide zusammen nur so viel Fleisch und Muskeln, als sonst zur Bildung eines einzigen leidlich gebauten menschlichen Körpers gehören. Zählte man ihre Jahre zusammen, so überschritt die Summe derselben die von anderthalb Jahrhunderten um ein Beträchtliches. Und wenn ich mir — es ist ein drolliger, aber nicht eben unschicklicher Einfall — Frau Concetta gerade auf dem Haupt ihres Gatten stehend dachte, so schien es mir, als ob die ehrwürdige Dame etwa die Decke des Zimmers berühren oder vielleicht ein wenig darüber hinausragen dürfte; mein Zimmer aber war genau drei und einen halben Meter hoch.

Nach Feststellung dieser mathematischen Verhältnisse wird es dem Leser leicht werden, sich ein Bild der beiden Gatten zu entwerfen, und sie werden ihm, wie mir in der Erinnerung, als ein Paar schmächtige, hagere, dünne Gestalten erscheinen, mit grauem Haupte, von Runzeln durchfurchtem Antlitz und tiefliegenden, aber leuchtenden Augen.

Fünfundfünfzig Jahre hindurch hatten sie Tisch und Bett und alle Wechselfälle des Lebens mit einander getheilt; sie waren so mit einander verwachsen und hatten sich so Eines in das Andere hinein gelebt, selbst ihre Gesichter waren, abgesehen von den Nasen, einander so ähnlich geworden, daß man sie sehr wohl für Bruder und Schwester halten konnte. Aber die Nasen, die Nasen! Diese hatten eigensinnig ihre ursprüngliche Gestalt bewahrt; und ich muß sagen, daß mir niemals im Leben zwei verschiedener geformte Nasen vorgekommen sind: die des Mannes, adlermäßig gekrümmt, als wollte sie neugierig Alles beobachten, was in den Mund hineinspazierte; die der Frau eingedrückt und in sich zurückgezogen, wie ein Weiser, der vorsichtig aus dem Wege geht, um dem guten Bissen die Bahn zum Munde frei zu lassen.

Vierundfünfzig Jahre und elf Monate war es her, daß diese Beiden, trotz der fast vollkommenen Gleichheit ihres Wesens, in einem unglückseligen Augenblicke in gegenseitigem Zorn entbrannten, und zwar bei Tische, wegen irgend einer Sauce, die etwas nach Rauch schmeckte.

Es war die erste Wolke, die sich an dem heitern Himmel ihres Eheglückes zeigte; aber es war eine häßliche, trübe Wolke, und sie stieg von der Sauce in die Nasen, von den Nasen in die Köpfe, von den Köpfen in die Gemüther. Sie fanden schließlich, daß nie von einem Ehepaar auf Erden die Last des ehelichen Joches widerwilliger getragen worden sei als von ihnen. Concetta sprach davon, zu ihren Verwandten zurückzukehren, und Sulpicio wollte, daß sie augenblicklich ginge; allein in Erwägung, daß sie sich auf der Hochzeitsreise befanden, und daß Concetta's Verwandte zweihundert Meilen von dem Schauplatz dieses ersten ehelichen Kampfes entfernt wohnten, wurde die Ausführung einstweilen vertagt.

Aber „Scheidung" war und blieb die ausgegebene Parole. Am nächsten Tage fiel es Sulpicio ein, daß ihm seine Lebensgefährtin als ein jungfräulicher Schatz anvertraut worden war; er erinnerte sich eines rührenden Gesprächs, welches er mit seinem Schwiegervater gehabt; er gedachte seines Eides, „sie glücklich zu machen". Eine Welt von guten Gedanken und weisen Entschlüssen tauchte in seiner Seele auf und brachte ihn am Ende zu der Erkenntniß, daß es an ihm sei, Concetta zu überreden, den häuslichen Herd nicht zu verlassen.

Auch Concetta, eine im Ganzen verständige Frau, dachte ihrerseits an die Rathschläge ihrer Mutter, an das von ihr vor dem Altar ausgesprochene „Ja", an den Neid ihrer Freundinnen, der sitzen gebliebenen Jungfrauen, an den Schmerz der Ihrigen, an die geheime Freude und an das erheuchelte Mitleid ihrer Jugendgenossinnen; dann auch, daß Sulpicio im Grunde doch kein böser Mann, und daß die Schuld an der ganzen Geschichte doch eigentlich nur die unglückselige Sauce trage, welche nach Rauch geschmeckt habe.

Als Sulpicio mit seinem freundlichsten Lächeln ihr nahte, begegnete Concetta ihm ebenfalls mit ihrer freundlichsten Miene; sie drückten einander die Hände, küßten sich herzlich, und der Friede war geschlossen.

In ihrem Innern aber blieb das Bewußtsein zurück, daß sie sich gegenseitig auf die Probe gestellt. Dieser Probe folgten andere, nicht minder stürmische,

und das vierte Stockwerk in der *** Straße und die ganze Nachbarschaft waren bisweilen Zeugen plötzlich erschallender kreischender Laute.

„Das ist Concetta!" sagten die Leute.

Es war Concetta. Nachdem das unglückliche Opfer ihrem Tyrannen alle in fünfundfünfzig Jahren aufgesammelten Schmeichelworte vergebens an den Kopf geworfen, ohne seinen Vorrath an ebensolchen übertrumpfen zu können, stieß sie schließlich einen entsetzlichen Schrei aus. Der alte Sulpicio pflegte sich zum Schluß einer solchen Scene die Treppe hinunter zu flüchten, so daß Concetta ihm das letzte ihrer Schimpfworte noch von einem Treppenabsatz aus nachschleuderte.

Dann kamen die guten Nachbarinnen ihr zu Hilfe. Sie ließen sie reden, bis der Wuthanfall vorüber war; dann stimmten sie in ihren Weheruf ein, beklagten sie, daß ihr Loos ein unverdientes und ihr Gatte ein Scheusal sei. Plötzlich schien sie beruhigt, und dann widersprach sie Jedem mit der heftigsten Leidenschaft und vertheidigte mit unglaublichem Feuer ihren Sulpicio, den sie allein kenne, in dessen Herzen sie allein zu lesen verstände, und der im Grunde besser sei als alle die Anderen.

War der Anfall vorüber und der Hausflur wieder leer, dann schlich die Alte still und heimlich wieder in ihre Wohnung und barg ihr zitterndes Haupt in eine weite Kappe von schwarzer Seide; darauf stieg sie zwei Treppen hinab und klopfte an die Thür der Frau Nina, einer jungen Wittwe, welche mit einem Schwachkopf von Oheim, dem Freunde Sulpicio's, zusammen wohnte. Concetta wußte, daß ihr Mann sehr viel von der jungen Frau hielt; dennoch war sie so wenig eifersüchtig auf dieselbe, daß sie sogar ihre Hilfe zur Wiederherstellung des Friedens in Anspruch nahm.

Fast gleichzeitig kehrte der flüchtige Gatte heimlich in's Haus zurück, keuchte die Treppen hinauf und stürmte zu mir in's Zimmer. Da er wußte, daß Concetta mir mit fast mütterlichen Empfindungen zugethan war und daß ein Wort von mir viel über sie vermochte, so erwies er mir die lästige Ehre, mich mit der Wiederherstellung seiner häuslichen Ruhe zu betrauen.

II.

Für mich war dieses mein Friedensstifteramt nicht eben ein großes Opfer und für Nina, glaube ich, ebenso wenig.

Sobald Concetta mich sah, kam sie mir freundlich entgegen, drückte meine Rechte mit ihren beiden Händen und bezeugte mir durch ein stummes Kopfnicken und durch Aufschlagen der Augen ihren ganzen Schmerz über das Vorgefallene, ihre Absicht der Rückkehr zu ihren ehelichen Pflichten und ihren Dank für meine erfolgreichen Bemühungen.

Es war offenbar, daß weder Concetta ohne ihren Sulpicio, noch dieser ohne seine Concetta leben konnte. Sie liebten sich, wie sie sich immer geliebt hatten, und trotz ihrer steten Kampfbereitschaft liebten sie sich, wie sich zwei Menschen nur lieben können.

Sobald Sulpicio, wie ich es erwartete, nach seiner Bekehrung an der Thür erschien, seine Bewegung vor mir durch eine affectirte Gleichgültigkeit

verbergend, hätte Concetta ihm gern jede mögliche Genugthuung gegeben, und in ihrer Verlegenheit durchsuchte sie dann alle ihre Taschen nach ihrem Fingerhut oder der Nadelbüchse.

Inzwischen beschäftigte ich mich am Thürschloß, oder schaute aus dem Fenster, oder besah irgend ein Buch oder ein Bild. Dann näherten die Beiden sich ein wenig; darauf streifte mein rückwärts spähender Blick zwei zitternde Hände, die einander drückten, zwei in freudigem Lächeln strahlende Gesichter und zwei durch die Furchen der Runzeln herabrollende Thränen. Endlich lagen sich Beide in den Armen. Ich bewahrte dann entweder meine vorige Stellung, oder ich wandte mich ganz zufällig um und sagte, es wäre ein prachtvolles Wetter, wenn es nicht gerade furchtbar regnete; bei mir aber dachte ich, daß in jenen Thränen die Jugend wieder lebendig und daß dieses Lächeln wol eines Lenzes rosiger Wangen und Stirnen würdig wäre.

Eines Tages aber tobte der Sturm so heftig, daß es mehrerer Stunden und sehr geschickter diplomatischer Verhandlungen bedurfte, ehe die beiden Schiffe zum Einlaufen in den ruhigen Hafen der Ehe gebracht werden konnten. Die Parole „Scheidung" wurde mit der größten Entschiedenheit von beiden Seiten aufrecht erhalten, und Keiner wollte nachgeben.

Um diplomatischen Verhandlungen auszuweichen, hatten beide Theile das Haus verlassen und zwar nach entgegengesetzten Seiten. Die Magd, ein halb blödsinniges junges Ding, welches die beiden Alten irgendwo aufgegriffen und bei sich aufgenommen hatten, wußte nichts weiter, als daß ihre Herrschaft, Einer nach dem Andern, ausgegangen. Ich setzte mich an den Kamin, schürte das Feuer und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Es war ein prächtiger Wintertag; die Sonne schien hell und lustig knisterte das Feuer im Kamin.

Auch meine Gedanken waren heiter. Ich suchte zu errathen, wer von Beiden zuerst an den ehehäuslichen Herd zurückkehren würde. Wer? Ohne Zweifel Concetta. Plötzlich hörte ich Kleider rauschen; ich erhob mich, wandte mich um und erblickte mir gegenüber — Frau Nina, die junge Wittwe aus dem dritten Stock.

Die Dame schien erstaunt, mich zu finden. Sie war um so verlegener, als sie mit der gewohnten vertraulichen Unbefangenheit eingetreten war, und um den Schein einer von ihr begangenen Unschicklichkeit zu vermeiden, that sie, als hätte sie meine Anwesenheit nicht bemerkt, und gab mir dadurch zu verstehen, daß sie bei ihrem Eintritt nur von einem alten Rechte Gebrauch machte. Um so mehr fühlte ich mich veranlaßt, sie zu begrüßen und anzureden; allein sie kam mir zuvor.

„Ist Frau Concetta nicht zu Hause?" fragte sie mich.

„Weder sie noch Herr Sulpicio. Ich erwarte Beide."

„Und ich wollte gern Einen von Beiden sprechen. Ich werde wiederkommen."

Die Mittheilung, daß beide Gatten das Haus verlassen hatten, schien sie zu beunruhigen; indessen blieb sie.

„Ich wollte eigentlich warten, aber ich werde wiederkommen."

„Bitte! auch ich bin aus demselben Grunde hier, und“ — —

Bei diesen Worten trat ich etwas auf die Seite, wie um sie zum Dableiben aufzufordern. Eine Minute später saß sie auf meinem Platz vor dem Kamin, und ich — ging nicht.

Frau Nina kannte mich nicht; desto besser kannte ich sie. Oft hatte ich aus meinem Fenster, welches über dem ihrigen lag, die Farbe ihres Haars betrachtet und vergebens gehofft, auch die ihrer Augen gelegentlich einmal zu erspähen. Einmal hatte ich sie durch mein Husten vertrieben; seitdem hatte ich nie wieder am Fenster gehustet. Jetzt lehnten diese weißen Händchen, die ich einmal hatte die Tonleiter spielen sehen, an dem Rande des Kamins, und ich durfte offen in das Antlitz schauen, welches mir bisher ein verschleiertes Bild gewesen war.

Ja, Nina war schön; wenigstens erschien sie mir so.

Da ich noch immer vor ihr stand, forderte sie mich durch eine verbindliche Handbewegung auf, mich zu setzen. Ich that es. Es folgte ein Augenblick stummen Abwartens. Niemand kam.

Das Schweigen begann peinlich zu werden; sie brach es, indem sie von Sulpicio sprach, ich dagegen redete von Concetta.

Als ich des Amts erwähnte, dessen Pflichten ich treulich erfüllte, seitdem ich das Glück hatte, der Nachbar der beiden Gatten zu sein, lächelte sie. Welch' ein schönes Lächeln! Welch' prächtige Zähne!

„Welch' ein Unglück!“ sagte sie nach einer kurzen Pause. „Fünfundfünfzig Jahre mit einander zu leben, ohne sich gegenseitig zu verstehen!“

„Ein ewiger Kampf und Krampf! Ich hab's mit angesehen. Aber im Grunde mögen sie einander doch gern.“

Die Wittwe verzog ihr Gesicht zu einem sonderbaren Lächeln, antwortete aber nicht.

„Solche Gegensätze,“ fuhr ich fort, „gleichen conträren Winden, die Welle auf Welle aufjagen und himmelan schleudern; ist der Sturm dann vorüber, so beruhigt sich das Meer und zeigt wieder die glatte Fläche seines klaren Spiegels. Ich glaube kaum, daß zwei Menschen längere Zeit mit einander leben können, ohne sich einmal zu erzürnen.“

Noch immer blieb die Wittwe mir die Antwort schuldig. Sie schüttelte den Kopf und störte ungeduldig in der Asche des Kamins umher.

Ich schwieg.

„Wie spät ist es?“ fragte sie, da sie zu bemerken glaubte, daß ihr Schweigen mich verletzte.

„Vier Uhr.“

„Es ist spät; ich muß gehen — ich komme wieder.“

Es fehlten in der That dreizehn Minuten an Vier. Nina lächelte und ging — nicht.

Ich begriff nicht, weshalb; allein in meinem Herzen erklang es wie Festglocken.

Auf einmal sahen wir Sulpicio und Concetta, Hand in Hand, ankommen.

„Der Friede ist hergestellt?" fragten wir Beide, Nina und ich, mit den Augen.

„Ja, meine Herrschaften," antworteten die beiden Gatten in derselben Sprache.

„Ich war zur Friedensgratulation gekommen," sagte die Wittwe. „Jetzt ist es spät geworden, und ich gehe nicht."

Concetta war guter Laune; ihre Runzeln zeigten ein freundiges Lächeln, und ihr Auge strahlte. „Es ist doch nicht übel, daß Signor Carlo Ihnen Gesellschaft geleistet hat," sagte sie zu der jungen Wittwe. Diese erröthete, und ich fühlte mein Herz stärker schlagen.

Sie ging, und auch ich entfernte mich bald nach ihr.

Ich dachte den ganzen Tag nur an Frau Nina und träumte von ihr die ganze Nacht. Den ganzen nächsten Morgen stand ich am Fenster, um sie zu sehen; ich war so glücklich, von ihr bemerkt zu werden und sie grüßen zu dürfen. Einen ganzen Monat hindurch stand ich regelmäßig um dieselbe Stunde am Fenster und erfreute mich immer desselben Glückes; bald lächelte ich sie an, bald sie mich. Fünf Monate und acht Tage später durfte ich Frau Nina an's Herz drücken. Sie war nicht mehr Wittwe.

III.

Wir waren glücklich. Wir bewohnten ein Häuschen, weit entfernt von dem lärmenden Geräusch der Stadt. Unsere Fenster gingen nicht auf die Wohnungen unbequemer Nachbarn. Wir hatten die Sonne täglich vom Morgen bis zum Mittag, und unsere neuen Möbel glänzten in festlichem Lichte.

Ihr alter Onkel wollte, wie sie sagte, um keinen Preis mit seinen Schwachheiten allein bleiben und war zu einer Schwester gezogen, die in der Stadt wohnte.

Wir waren allein mit unseren Träumen, unseren Plänen und Gedanken; und das genügte uns vollkommen, jede andere Gesellschaft wäre uns nur lästig gewesen. Unser Zimmer war rosenfarben, wie die glücklichen Geister, welche darin walteten. Die Zukunft erschien uns als ein reizender Traum. Nina hatte ein ebenso anmuthiges, als vornehmes Wesen. Sie wußte so süß zu lächeln; ihr Blick war heiter und klar wie des Mondes Strahl, ihre Stimme von mildem Wohlklang, und dabei hatte sie eine so bezaubernde Art, sich mir zu nähern, ihre Hände auf meine Schultern zu legen und ohne ein lautes Wort mir zu sagen: „Ich liebe Dich!" — daß ich sie stundenlang hätte anschauen und mit meinen Augen verschlingen mögen.

Sie hatte nur einen einzigen Fehler: sie konnte nicht aus einem Zimmer in das andere gehen, ohne die Thür heftig hinter sich zuzuschlagen. Oft, wenn ich in meinen Gedanken und Träumereien durch das Klappen einer Thür aufgeschreckt wurde, war ich nahe daran, meiner unangenehmen Empfindung Worte zu leihen; allein dann sah ich ihr rosiges Antlitz, und es unterblieb. Nichtsdestoweniger regte es mich fortwährend auf, und ich bemühte mich vergebens, es ruhiger zu ertragen.

Ich muß mir das Zeugniß geben, daß ich Nina gegenüber ein beinahe vollkommener Ehemann war. Ich ließ sie möglichst selten und dann nur mög-

lichst kurze Zeit allein; ich widersprach ihr nie, suchte allen ihren Wünschen zuvorzukommen, redete nur freundlich mit ihr und beging tausend Thorheiten, um sie bei guter Laune zu erhalten. Dennoch hatte auch ich einen kleinen Fehler: ich war schrecklich zerstreut. Bisweilen, wenn ich irgend einem dummen Gedanken nachhing, bemerkte ich nicht, daß sie, selbst lächelnd, von mir ein Lächeln verlangte, und auf irgend einen scherzhaften Einfall antwortete ich dann mit einem ernsten Kopfschütteln.

Sicherlich hat das Schicksal, wenn es zwei so schwarze Verbrechen mit einander paart, nicht die Absicht, ein Bild ehelichen Friedens zu schaffen.

Eines Tages war ich noch zerstreuter, und sie schlug die Thüren noch heftiger zu als sonst. Ein lautes „O!" entfuhr mir. Sie hatte es gehört, und ich bereute es. Vergebens! Das nächste Mal störte Nina mich nicht mehr in meinem Nachdenken; sie ging leise auf den Fußspitzen, und als sie die Thür zumachte, that sie es mit der größten Vorsicht, um jedes Geräusch zu vermeiden. Das Getöse der Schmiede Vulcans hätte nicht vermocht, mich schneller von meinem Stuhl aufspringen zu machen; ich stürzte auf sie zu, umarmte und küßte sie, und wir lachten zusammen aus vollem Herzen.

Aber das Eis war geborsten; es war ein Gedanke zwischen uns zur offenen Aussprache gelangt: wir waren nicht vollkommen!

Trotz aller Anstrengungen gelang es Nina nicht, ihren Fehler abzulegen; nur nahm sie, sobald sie ihn begangen, eine halb bedauernde, halb neckische Miene an, durch welche sie noch viel schöner wurde.

Was mich betrifft, ich fuhr fort, so oft meine Gedanken mit mir spazieren gingen, den Kopf zu schütteln und die Augen aufzureißen; und so blieb, nach wie vor, Alles beim Alten.

Unsere Flitterwochen währten viele Monate, ohne daß der leiseste Schatten eines Wölkchens sich auf die Stirnen der Liebenden gelagert hätte.

Eines Tages — es war einer jener schwülen Julitage, an denen eine grausam heiße Sonne unser spottet — sie schwört heut' noch, sie habe zuerst zu mir gesagt: „Ich möchte wol einmal wissen, woran Du immer so schwärmerisch denkst! Ich möchte es in der That wissen!" — Und wirst Du es glauben, verehrter Leser? Ich soll sie zuerst beleidigt haben durch einen kleinen Fluch, den ich selbst erst gewahrte, als er schon mehr als zur Hälfte meinen Lippen entflohen war. Doch wie dem auch sei, Eines von uns Beiden erwiderte mit einer kleinen Grobheit, das Andere mit einer schon etwas größeren; dann kam hin und wider ein Zusatz von Spott und Bitterkeit, und schließlich waren Nina's Augen ebenso von Thränen erfüllt, wie mein Herz von gekränktem Stolz.

Ein ander Mal derselbe Anfang, derselbe Schluß; und das wiederholte sich mehr und mehr.

„Dieses Leben ist nicht mehr zu ertragen!" — sagte sie.

„Das finde ich auch!" — erwiderte ich.

„So? Findest Du das auch? Ich aber hab' es nachgerade satt! Und diese Fessel trägt man nun schon fast ein Jahr!"

„Zehn Monate" — erwiderte ich.

„Dich mögen es zehn Jahre dünken; mir kommt es noch nicht ganz soviel

vor. Aber unser Glück hat wol schon zu lange gedauert? Ach, was bin ich unglücklich! Ich sehe schon, Du wirst mich noch hassen, wenn Du es nicht schon thust! Aber auch ich werde Dich zuletzt noch hassen!"

Ich brannte vor Lust, sie auf den Arm zu nehmen und sie sammt ihrem Zorn durch alle unsere Zimmer zu tragen, bis sie endlich lachend riefe: „Nun ist es genug!" Am liebsten wäre ich vor ihr niedergekniet, hätte ihr meine ehemännliche Beichte abgelegt und sie um Absolution gebeten, oder ich wäre ihr um den Hals gefallen und hätte ihn ihr so roth geküßt, bis sie vor Angst wieder vernünftig geworden wäre — kurz alle guten Gedanken, wie sie nur einem Ehemann von der besten Sorte zu Sinn kommen können, stiegen in mir auf. Ich blickte sie von der Seite an; sie sieht meinen Blick und zuckt die Achseln. Ich trete ihr einen Schritt entgegen, sie verläßt das Zimmer, und ich — thue dasselbe, aber nach der entgegengesetzten Seite, und die Treppe hinunter, tief gekränkt, aber voll von Gewissensbissen, noch bevor ich begonnen, meinen schrecklichen Racheplan auszuführen.

Eine ganze Weile ging ich immer im Kreise umher; ich konnte nicht von der Stelle, und unwillkürlich richteten sich meine Blicke stets auf das Häuschen, in welchem mein Glück wohnte.

Da auf einmal fielen mir Concetta und Sulpicio, unsere guten Freunde von ehemals, ein, und ich dachte daran, daß ich Niemanden hätte, der das Friedensstifteramt bei meiner Nina versehen könnte, daß ich übrigens eine solche Vermittelung auch Niemandem anvertrauen und niemals zulassen würde.

Ich sagte mir: „Es ist das erste Mal; aber wer weiß, ob es das letzte Mal sein wird? Du mußt zu ihr zurückkehren, ihre Strafe möglichst abkürzen, ihr gut zureden und ihr sagen, daß wir uns nicht mehr zanken wollen. — Aber wie, wenn sie, anstatt mich freundlich anzuhören, die Widerspenstige spielt? — Ach was! Auf das erste gute Wort von mir antwortet sie sicherlich mit einem herzlichen Kuß. Dann redet man nicht mehr und beklagt sich nicht mehr, sondern lacht zusammen!" Diese Erwägungen hatten mich zwei bis drei Mal bis an die Schwelle meines Hauses geleitet, und ebenso oft war ich wieder zurückgegangen. Endlich wagte ich, den Rubicon zu überschreiten, trat schnell in den Thorweg, sprang, immer vier und vier Stufen nehmend, die Treppe hinauf, und einen Augenblick später stand ich vor ihr, die mir schon unter Thränen bis auf den Hausflur entgegen gekommen war.

Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und sprach kein Wort. Ich umfaßte sie mit einem Arm und zog sie in das Zimmer; dort nahm ich sie auf meine Knie, entfernte mit sanfter Gewalt die Hände von ihren Augen, legte mein Gesicht an das ihre und bat sie um Verzeihung. Aber statt mir zu vergeben, brach sie von Neuem in Schluchzen aus, schlang ihren Arm um meinen Hals und lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter.

Mein Herz schlug heftig. Nina's Benehmen schien mir ein Unglück zu verrathen. Was konnte nur während meiner Abwesenheit vorgefallen sein? Neue Liebkosungen in Kuß und Wort. Als ich endlich eine Frage der Besorgniß an sie zu richten wagte, brach sie von Neuem in noch heftigeres Schluchzen aus:

„Sie iſt todt!“

„Wer?“

„Concetta, die arme Concetta!“

Ich verſtummte. Ehrlich geſagt, ging die Sache mir nicht übermäßig nahe; die gute Dame hatte die Siebzig um ein gut Theil überſchritten, und ihr Quartier im Himmel war ſchon längſt beſtellt. Allein ich fühlte mich verpflichtet, Nina's aufrichtiger Betrübniß Rechnung zu tragen. Nachdem ſie ſich ausgeweint, ſagte ſie mit einem unendlich rührenden Ton: „Nun ſind ſie geſchieden!“

„Und wer hat Dir die Nachricht gebracht?“

„Eine Freundin, die mich beſuchte. Die arme Concetta iſt vorgeſtern ganz plötzlich geſtorben.“

„Und Sulpicio?“

„Iſt in Verzweiflung. Er ſpricht kein Wort und ſcheint ganz betäubt.“

„Ich muß ihn aufſuchen.“

„Thue das, mein Freund. Geh' ſogleich!“

Ich ging.

Als ich hinkam — — ach! Das arme alte Herz vermochte das Leid der Vereinſamung nicht zu ertragen. Noch in derſelben Nacht, wenige Stunden nachdem ſie die Gefährtin ſeines Lebens hinausgetragen, legte er ſich in das verwaiſte Bett in dem ſichern Gefühl, daß er den nächſten Morgen nicht mehr ſehen werde.

Das lächelnde Antlitz des Todten ſchien mir ſagen zu wollen: „Selbſt der Tod hat nicht vermocht uns zu ſcheiden!“

Das Herz von Wehmuth erfüllt, aber einer milden, wohlthuenden Wehmuth, kehrte ich nach Hauſe zurück. Wir waren allein. Ich ſagte Nina kein Wort. Traurig fiel ſie mir um den Hals und drückte mich an ihre Bruſt.

„Carlo!“

„Nina!“

Sie ſchlug ihre Augen auf, als wollte ſie in den meinigen meine Gedanken leſen; dann ſagte ſie flüſternd:

„Wir auch! Nicht wahr?“

Literarische Rundschau.

Iwan Turgenjew's neuer Roman.

Neu-Land. Ein Roman von Iwan Turgenjew. (Autorisirte Ausgabe.) Mitau, E. Behre's Verlag. 1877.

Unter den nicht eben zahlreichen zeitgenössischen Dichtern, die es zu internationaler Geltung gebracht haben, nimmt Turgenjew, der Repräsentant der mindest bekannten unter den großen europäischen Nationen, einen der obersten Plätze ein. Während es sonst hieß, man müsse erst in des Dichters Lande gehen, um den Dichter zu verstehen, hat sich bei ihm die Sache umgekehrt. Deutsche und Franzosen, die kaum über die elementarsten Voraussetzungen russischen Lebens Bescheid wissen, nehmen an den, auf dieses Volksthum bezüglichen Schöpfungen der Turgenjew'schen Muse leidenschaftlichen Antheil; gewisse Erscheinungen der neurussischen Entwickelung sind dem westlichen Europa überhaupt erst durch ihn vermittelt worden, und manchem der wärmsten und kundigsten Verehrer des gefeierten Poeten bedeutet Rußland eigentlich nur das Land, über welches Iwan Turgenjew geschrieben hat. Man vertieft sich in den Dichter, um durch ihn sein Land verstehen zu lernen; man behandelt den feinsinnigen Künstler zugleich als ethnographischen und zeitgeschichtlichen Commentator. Und das mit augenscheinlichem Erfolg: daß gerade diejenigen Schöpfungen des Meisters, deren volles Verständniß nur an der Hand eingehender Kenntniß complicirter russischer Entwickelungen möglich ist, den größten und allgemeinsten Eindruck machen, legt für die Fruchtbarkeit dieser Studien unserer Leserwelt das beredtste, schlagendste Zeugniß ab. Als ob die Schranken, welche uns durch Unbekanntschaft mit der Sprache und dem Volksthum Rußlands gezogen sind, gar nicht vorhanden wären, hat sich zwischen dem Dichter und seinen abendländischen Freunden und Beurtheilern ein festes Verhältniß gebildet. Von so bewältigender Wahrheit sind die Bilder, welche Turgenjew von dem Leben seines Volkes entworfen, daß sie dem Kritiker zum Mittel werden, den Dichter selbst zu controliren und über die Richtigkeit seiner Betrachtungsweise und seines Verhältnisses zu dem geschilderten Volksthum ein Urtheil zu gewinnen. Die Rußland erst durch Turgenjew kennen gelernt haben, dürfen mit ihm über russische Materien streiten, und er selbst gesteht ein, daß ihm die neuen Freunde in mancher Rücksicht vollständiger gerecht geworden, als die Genossen, die seine ersten Schritte begleiteten und deren Urtheil während der längsten Zeit seines Lebens für ihn maßgebend gewesen.

Das enge Verhältniß, in welches der russische Novellist abendländische und insbesondere deutsche Leser zu seinem Volke zu setzen gewußt hat, erscheint um so merkwürdiger, als es keineswegs auf Sympathie oder innerer Verwandtschaft beruht. Trotz der zwischen uns und unseren östlichen Nachbarn bestehenden politischen Uebereinstimmung sind diejenigen russischen Menschen und Verhältnisse, welche Turgenjew nach Deutschland gebracht hat, dem deutschen Volke so fremd geblieben, wie am ersten Tage. Die Gebildeten unter ihnen machen uns den Eindruck innerlich unwahrer, carrikirter, im günstigsten Falle problematischer Existenzen, — die ursprünglich gebliebenen Classen des russischen Volks gehen des Antheils, den der Anblick ihrer Leiden uns einflößt, wieder verlustig, weil sie sich zur Selbsthilfe unfähig erweisen. Die Klage über die Unerquicklichkeit der von Turgenjew geschilderten Zustände und die Düsterheit der von ihm hinterlassenen Eindrücke, ist ebenso alt, wie die Anerkennung für sein Talent. Nöthigt dieses überlegene, magisch fesselnde Talent den Deutschen auch immer wieder, zu den russischen Menschen, mit denen er fertig zu sein glaubte, zurückzukehren und denselben aufzulauern, sobald nur ein zu ihnen führendes neues

Fenster von der Hand des Dichters geöffnet wird, so behält schließlich doch die Empfindung die Oberhand, daß mit ihnen eigentlich nichts Rechtes anzufangen sei. Nicht selten geschieht es auch, daß man den Dichter für die Trostlosigkeit der von ihm eröffneten Ausblicke verantwortlich macht und die Realität des melancholischen Schleiers, der über seinen Landschaften hängt, leugnet. Daß heitere Ruhe und siegesgewisse Freude an dem Wirklichen unentbehrliche Eigenschaften jedes echten Künstlers seien, gilt Vielen von uns für so unwiderleglich ausgemacht, daß man wol behaupten hört, des Dichters schönes und reiches Talent sei wegen seiner pessimistischen Neigungen nicht zur rechten Entwickelung gekommen und habe demgemäß die richtigen Gesichtspunkte für eine anerkennende Beurtheilung Rußlands und des russischen Lebens verschoben.

Auf Untersuchungen darüber, ob Rußland selbst oder ob Turgenjew's Eigenthümlichkeit für den melancholischen Grundzug der von ihm gebotenen Spiegelbilder russischen Lebens verantwortlich zu machen ist, haben wir uns hier ebenso wenig einzulassen, wie auf die Thatsache, daß der Pessimismus das gemeinsame Merkmal aller irgend hervorragenden russischen Dichter ist. Wir beschränken uns auf die Feststellung, daß die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts im Besitz eines Talentes ist, das stark genug war, eine dem westeuropäischen Wesen heterogene, so gut wie unbekannte und dazu unsympathische Welt bis zu einem gewissen Grade verständlich, Schöpfungen von ausgesprochen nationaler Eigenartigkeit zum Eigenthum der gesammten gebildeten Welt zu machen.

Eine neue Probe auf das anscheinend unlösbare Exempel, Ansprüchen so ganz entgegengesetzter Art gerecht zu werden, hat Iwan Turgenjew mit der dieser Tage ausgegebenen Erzählung „Neu-Land" gemacht.*) Dieses Buch handelt (wie die Mehrzahl von des Dichters größeren Arbeiten späterer Jahre) von der „jungen Generation", von dem Geschlecht der aus den Krisen der Jahre 1859 bis 1865 hervorgegangenen Russen und Russinnen. Nach seinem Titel wie nach seinem Inhalt geht es demselben Ziel nach, welches „Väter und Söhne", „Rauch" und in gewissem Sinne die Erzählung „Am Vorabend" verfolgt hatten. Was der Verfasser über sein letztes Buch als Motto geschrieben, hätte eben so gut über jede der genannten drei früheren Erzählungen geschrieben werden können:

„Es soll das Neu-Land nicht mit leicht die Oberfläche streifender Hacke, sondern mit tief einschneidendem Pfluge geackert werden."

(Aus den Aufzeichnungen eines Landwirths.)

Die Tendenzen der russischen „Allerneusten" sind weltbekannt. Auch wo man sich sonst um Rußland nicht zu kümmern gewohnt ist, hat man von der angeblichen „Sekte" der Nihilisten, der radicalen Burschen und Mädchen gehört, welche die gesammte gegebene staatliche, gesellschaftliche und kirchliche Ordnung der Dinge über den Haufen werfen und erst nach Vollführung dieses löblichen Werkes den Versuch machen wollen, den Plan für einen Neubau Rußlands „und der umliegenden Welttheile" auszuarbeiten. Es sind das dieselben Leute, denen Schuld gegeben wird, im Mai 1862 den sog. Tschukin-Dwor (einen Theil des Petersburger Kaufhofes) in Brand gesteckt, 1863 mit den Polen conspirirt, im Frühjahr 1866 den Kaiser Alexander ermorden gewollt zu haben. Aus nihilistischen Kreisen ist jener Netschajew hervorgegangen, dem als gemeinen Meuchelmörder der Proceß gemacht werden mußte; denselben Kreisen haben die Männer und Frauen angehört, die am 12. December v. J. zu St. Petersburg auf dem Platz vor der Kasanischen Kirche eine völlig sinnlose

*) Dieser, russisch unter dem Titel „Wnow" im Januarheft der Monatsschrift „Russki Westnik" publicirte Roman erschien beinahe gleichzeitig deutsch in der „St. Petersburger Zeitung", französisch im „Temps". — Unter den seitdem veröffentlichten vier deutschen Uebersetzungen ist die bei E. Behre in Mitau erschienene, vom Verf. allein autorisirte Ausgabe unzweifelhaft die beste und sorgfältigste. Dieselbe bildet den zehnten Band der von derselben Verlagsbuchhandlung publicirten autorisirten (in Deutschland übrigens nicht geschützten) deutschen Edition: „Iwan Turgenjew's ausgewählte Werke".

Demonstration in Scene setzten, — von ihnen und ihren ebenso kindischen wie frevelhaften Erhebungsversuchen haben wir hören und lesen müssen, wo immer von dem neuen Rußland und den wunderlichen Blasen, welche dasselbe getrieben, die Rede war. Was hat Turgenjew, der feinsinnige, auf der Höhe moderner Bildung stehende Künstler mit diesem Geschlecht, diesen vandalischen Feinden alles Idealismus, aller menschlichen Gesittung gemein? was kann ihn veranlassen, immer wieder zu diesem verwilderten Geschlecht zurückzukehren, das wir aus dem „Rauch" genugsam kennen, das in den „Vätern und Söhnen" von ihm selbst für immer abgethan worden ist? Oder sollte es wirklich seine Richtigkeit damit haben, daß Turgenjew in dieser zuchtlosen Rotte den Vorläufer einer bessern Zukunft Rußlands sieht, daß er die „Sache", die wir ihn so häufig verspotten zu sehen glaubten, nicht unbedingt verwirft, und daß man ihn mißverstanden hat, als man ihm Schuld gab, seinen Basarow (den Helden der „Väter und Söhne"), als abschreckendes Beispiel an den Pranger gestellt zu haben?

So werden manche der Leser fragen, die „Neu-Land" aufgeschlagen und schon auf den ersten Seiten dieses merkwürdigen Buches gefunden haben, daß Ostrodumow und der Maschurina (den beiden nihilistischen Typen, welche den Vorhang aufziehen) „eine gewisse Ehrlichkeit, Festigkeit und thätige Arbeitslust" nachgerühmt, mit den Vertretern der herrschenden Classe und ihrer Ordnungen dagegen noch strenger in's Gericht gegangen wird, als ehemals mit den Kirsanow und Ratmirow. Vollends räthselhaft wird die Sache, wenn man sich daran erinnert, daß die erste der von der jungen Generation handelnden Erzählungen („Am Vorabend") ziemlich unverhohlen für dieses der westeuropäischen Bildung feindliche Geschlecht eintrat und daß der Dichter in seinen vor einigen Jahren publicirten „Literatur- und Lebens-Erinnerungen" ausdrücklich bekannt hat, „daß er dem in den „Vätern und Söhnen" geschilderten Typus (eben dem Basarow) nicht nur vorurtheilslos, sondern mit voller Sympathie entgegen getreten sei." Wird das nicht durch das ganze vorliegende Buch bestätigt, — nicht durch die entschiedene Parteinahme bescheinigt, deren Marianne, Solomin, die Maschurina — die doch unzweifelhaft als Vorkämpfer des Radicalismus anzusehen sind —, sich von Seiten des Dichters zu erfreuen haben? Der „Romantiker des Realismus", der den Helden der Geschichte abgibt, geht allerdings ebenso zu Grunde wie der opfermuthige Fanatiker Markelow, — die „Sache", für welche diese Schwärmer in den Abgrund springen, wird mit einer bitteren Lauge unbarmherzigen, geradezu vernichtenden Spottes begossen und als bloße Ausgeburt knabenhafter Phantasie nachgewiesen, — der schließliche Ausgang ist aber doch kein anderer, als daß der spröden, harten Marianne Entscheidung für Solomin und für die „Rückkehr in's Volk" verherrlicht und daß Valentine Michailowna, die schöne, liebenswürdige Gattin des freisinnigen und eleganten Geheimrath Sipjägin, in das Verdammungsurtheil über die herrschende Classe und ihren Hauptvertreter, den Kammerjunker Kalomeyzow, mit inbegriffen wird! Haben die politischen Ueberzeugungen oder die natürlichen Sympathien Turgenjew's in dem Streit zwischen dem alten und dem neuen Rußland den Ausschlag gegeben, oder läßt sich überhaupt nicht feststellen, was der Dichter mit dieser Erzählung gewollt hat, deren ruhiger, weitausgeholter Eingang zu dem brüsken, den Faden plötzlich zerreißenden Ende ohnehin nicht recht in Einklang zu stehen scheint? „Namenloses Rußland!" so ruft Paklin, der Chorus und Epilogist des Stückes, zum Schluß aus, und um den rechten Namen für das Ding, das ihn und uns beschäftigt hat, ist am Ende auch der Dichter verlegen gewesen?

Antwort auf diese Fragen erhält nur, wer sich entschließt, „in des Dichters Lande", in das Land zu gehen, in welchem Iwan Turgenjew vor dreißig Jahren die bleibenden Eindrücke seines Lebens empfing. Der öffentliche Zustand Rußlands war zu dieser Zeit auf allen Lebensgebieten ein trübseliger, um nicht zu sagen verzweifelter. Ein unsertiges, despotisch gehandhabtes, von gewissenlosen Werkzeugen schlecht bedientes Regiment lastete auf allen Schichten des Volks mit bleierner Schwere und setzte dem materiellen und politischen Aufschwung ebenso unübersteigliche Hindernisse in den Weg, wie dem literarischen und künstlerischen. Die gesund und unab-

hängig gebliebenen Elemente der russischen Gesellschaft sahen sich von jeder ersprießlichen Thätigkeit ausgeschlossen und in eine Opposition gedrängt, die schließlich Allem galt, was zu dem herrschenden System in irgend welcher Beziehung stand. Der humane Gutsbesitzer, der gewissenhafte Beamte, der unabhängig denkende Richter, der Gelehrte, der es mit der wissenschaftlichen Wahrheit ernst nahm, der Künstler, der es auf mehr als die Befriedigung von Modebedürfnissen absah — sie alle waren beim Ausgang der vierziger Jahre dabei angelangt, in der Verneinung der gegebenen Zustände die erste aller Bürgerpflichten zu sehen: Leute, welche die verschiedensten Ausgangspunkte genommen, sich den heterogensten Zielen zugewendet hatten, waren in dem einen Punkt einig, daß in dem vorhandenen Staatswesen für sie kein Platz sei. Eine große Oppositionspartei umfaßte das gesammte strebsame jüngere Geschlecht: der hochnationale Slawophile Aksakow, der für die westeuropäische Bildung begeisterte Belinski, die Socialisten Herzen und Bakunin und die conservativ gesinnten Gelehrten Granowski und Katkow waren allein in dem „Carthaginem esse delendam", aber in diesem so vollständig einig, daß die Regierung in gewissem Sinne Recht hatte, wenn sie diese, die verschiedensten Richtungen repräsentirenden Männer als Anhänger einer Meinung ansah und mit dem gleichen Mißtrauensvotum belegte. Weil der absolutistische Staat auf allen Gebieten alleinherrschend war und sein wollte, weil alle von diesem Staate unabhängigen Thätigkeiten verpönt erschienen, verstand es sich von selbst, daß jede selbständige Lebensregung politisch-oppositioneller Natur war: wer überhaupt Etwas zu schaffen beabsichtigte, sah sich genöthigt, zunächst den Platz, auf welchem er stehen wollte, von dem Unkraut und den Schranken, die denselben bedeckten, frei zu machen. Ohne Uebertreibung läßt sich behaupten, daß alle Russen, deren Namen innerhalb der letzten zwanzig Jahre überhaupt bekannt geworden sind, als Männer der politischen Opposition angefangen haben und während der Jugendperiode ihres Lebens vornehmlich damit beschäftigt gewesen sind, gegen das System anzukämpfen, welches im Krimkriege Bankerott machte und dann durch die Aufhebung der Leibeigenschaft bankerott erklärt wurde.

Dieser Gang der Entwickelung ist auch derjenige Iwan Turgenjew's gewesen. Weil dieser Dichter ein humaner und gebildeter Mensch war, fühlte er sich außer Stande, in dem Staatsdienst, auf welchen die Traditionen seiner Familie und seines Standes ihn hinwiesen, Befriedigung zu finden, — weil ihn in den Jahren seines Werdens vor Allem danach verlangte, unter Menschen zu leben, die höheren als rein egoistischen Zwecken nachgingen und von dem Leben mehr als Befriedigung ihrer Eitelkeit und Genußsucht verlangten, verließ er das ererbte Landgut und trat er schon als Jüngling mit Belinski, Herzen, Panajew, Botkin, Dobrobjubow und anderen Führern der damaligen Petersburger Oppositionspartei in enge Beziehung. Sein erstes Werk („Das Tagebuch eines Jägers") war ein leidenschaftlicher Protest gegen die Leibeigenschaft, ein Protest, der politisch gemeint war und dessen politische Wirkung die poetische noch übertraf. Wer in dem Rußland der vierziger und fünfziger Jahre Theilnahme und Beifall der Urtheilsfähigen erwerben wollte, mußte vor Allem Zeugniß für seine Gesinnung ablegen, — erst wenn er sich über diese gehörig ausgewiesen hatte, ließen die Kritik und das maßgebende Publicum sich herbei, eines neuen Autors Beruf und künstlerische Befähigung zu prüfen. In den Dienst bestimmter Parteitendenzen hat Turgenjew sich weder damals noch später gestellt; die Waffendienste, die er leistete, sind immer nur künstlerischer Natur gewesen: nicht als Parteimann, sondern als Mensch und Künstler protestirte er gegen die unwürdigen Zustände, die auf seinem Volke und seinem Lande lasteten. Mit demselben Recht, in dessen Namen die Dichter der deutschen Erhebung von 1813 proclamiren durften, „daß die Kunst vor Allem eines Vaterlandes bedürfe und daß für den Sclaven keine Sonnen schienen," konnte von den Russen der vierziger und fünfziger Jahre behauptet werden, daß Theilnahme an der befreienden Arbeit, die in der Folge der Kaiser von Rußland selbst in Angriff nahm, Niemandem erlassen werden dürfe, dem sein Volk Gehör schenken solle. — Bewußt oder unbewußt hat der Dichter Turgenjew an

dieser Arbeit während aller Stadien derselben Antheil genommen: nahezu jeder seiner Schöpfungen läßt sich eine Beziehung auf die neuere Entwickelung der russischen Gesellschaft nachweisen, und nur im Zusammenhang mit dieser Entwickelung lassen seine größeren Arbeiten, insbesondere die „Väter und Söhne", der „Rauch" und der vorliegende Roman „Neu-Land", sich verstehen und beurtheilen.

Um die besonderen Verhältnisse nachzuweisen, welche zu den ersten der genannten Romane den Anstoß gegeben, bedürfte es eines breiteren Raumes, als ein Artikel an dieser Stelle ihn in Anspruch nehmen darf. Wir müssen uns mit ein paar allgemeinen Andeutungen begnügen und durch diese die Fäden in die Hand zu bekommen suchen, welche in die uns zunächst vorliegende neueste Turgenjew'sche Erzählung führen. — Mit der Theilnahme des echten Dichters und des echten Patrioten, hatte der Verfasser des „Tagebuchs" das Erwachen des russischen Nationalgeistes und das Emporkommen des jungen Geschlechtes verfolgt, welches demselben Ausdruck zu geben versuchte: aus der Wärme seiner Theilnahme für die Geschichte der Jahre 1857 bis 1862 erklärt sich zugleich die Schmerzlichkeit der Enttäuschungen, welche ihm durch die Ausschreitungen erst des russischen Radicalismus, dann (nach dem polnischen Aufstande) des Nationalismus bereitet wurden und die in jeder Zeile der auf diese Entwickelungen bezüglichen Romane nachklingt. Ein Mal darauf hingewiesen, den Proceß weiter zu verfolgen, den er selbst in Bewegung setzen geholfen, konnte Turgenjew nicht umhin, dem Geschlecht, auf welches er die Hoffnungen seines Lebens gesetzt hatte, zur Seite zu bleiben und seinen Vertretern jedes Mal da den Spiegel vorzuhalten, wo er dieselben auf einen Irrweg gerathen zu sehen glaubte. Der Maßstab, den er anlegte, war immer der der schönen Menschlichkeit; die Ersprießlichkeit oder Bedenklichkeit der Doctrinen, um welche es sich handelte, wurden allein danach beurtheilt, wie sie auf die sittliche Gesundheit und auf die menschliche Physiognomie ihrer Träger einwirkten, — diese letzteren als von Hause aus niedrige Naturen oder die bekämpften Tendenzen als Ausgeburten der Unlauterkeit zu behandeln, ist Turgenjew niemals in den Sinn gekommen und konnte ihm nie in den Sinn kommen, weil er niemals politischer Parteimann und noch weniger Conservativer, vielmehr immer ein Gegner der Classe gewesen ist, welche als Hauptrepräsentantin der von ihm selbst vertretenen Bildung angesehen werden muß (nämlich des Adels). Die Entstehungsgeschichte der „Väter und Söhne" hat Turgenjew selbst erzählt und in dieser Erzählung den Nachweis geführt, daß er unbewußt, d. h. ohne irgend welche vorgefaßte Meinung oder Absicht, zu Werke gegangen und lediglich dem künstlerischen Drange gefolgt ist, einen bestimmten, ihm gewordenen Eindruck wieder loszuwerden. „Den Anstoß zu der Zeichnung des Basarow," so heißt es p. 115 ff. von Turgenjew's „Erinnerungen", „hatte mir ein junger Arzt gegeben, den ich in der Provinz kennen gelernt. In diesem außerordentlichen jungen Manne bereitete sich gleichsam dämmernd die Erscheinung vor, welche man später Nihilismus nannte; der Eindruck, den diese Persönlichkeit auf mich gemacht, war außerordentlich stark und doch nicht recht klar. Anfangs vermochte ich mir keine eigentliche Rechenschaft darüber zu geben, — ich sah und hörte in meiner Umgebung beständig umher, als ob sich die Richtigkeit dessen, was ich empfunden zu haben meinte, beglaubigen ließe, — ich fürchtete geradezu, einer bloßen Einbildung (wörtlich: einer Vision) nachzujagen." — Nimmt man zu diesem Bekenntniß hinzu, was der Dichter an demselben Orte sagt, daß er nämlich niemals den Versuch gemacht habe, bloßen Ideen Fleisch und Bein zu geben, und daß es für die von ihm geschaffenen Gestalten stets des Anstoßes durch ein wirklich geschautes „lebendiges Gesicht" bedurft habe („eines festen Bodens, auf welchen ich meine Füße setzen konnte"), so wird man nicht nur im Allgemeinen über die Art von Turgenjew's Schaffen, sondern auch über die Umstände leidlich unterrichtet sein, unter denen „Die Väter und Söhne", der „Rauch" und „Neu-Land" entstanden und historisch auf einander gefolgt sind.

„Neu-Land" steht zu den „Vätern und Söhnen" in directer innerer Beziehung, nur daß die Rollen anders als früher vertheilt sind. Ein Mal scheint dem Dichter

Bedürfniß gewesen zu sein, an die Entstehung des Nihilismus näher heranzutreten und die Rücksichtslosigkeit und Zähigkeit dieser nunmehr fünfzehn Lebensjahre zählenden, specifisch-russischen Erscheinungsform des Radicalismus verstehen zu lernen. Zum Anderen hat er den in der ersten Erzählung in die Seele des alten Geschlechts geschobenen Idealismus dieses Mal in einem Vertreter der neuen Generation zur Anschauung gebracht und damit einen neuen, veränderten Gesichtspunkt für die Sache gewonnen. Um ein „tout comprendre c'est tout pardonner" handelt es sich dabei ebenso wenig, wie es sich 1861 um eine bloße Verurtheilung und Verfehmung der jungen Generation gehandelt hatte. Turgenjew hat auch dieses Mal nur sagen wollen, „wie es wirklich ist", auch dieses Mal nur nachweisen wollen, daß die beiden extremsten Erscheinungen des russischen Lebens einander innerlich bedingten, und daß die eine nur beseitigt werden könne, wenn es gelungen, die andere (die alte, gegenwärtig in das Modegewand des gouvernementalen Liberalismus gekleidete Gesellschaft) aus der Welt zu schaffen. Das ist ihm in so unübertrefflicher Weise gelungen, daß scharfsichtige Leser sich aus der kurzen, blos dreißig Bogen umfassenden Geschichte der Sipjägin, Neshdanow, Paklin, Markelow und Maschurina das ganze heutige Rußland construiren können. Es wird Turgenjew dieses Mal gehen, wie es ihm 1861 („Väter und Söhne") und 1867 („Rauch") gegangen ist: zu Dutzenden werden Leute sich melden, die darüber klagen, daß der Dichter ihnen das Gesicht gestohlen und ihre Physiognomie zu seinen Zwecken gebraucht habe. „Neu-Land" ist geschrieben worden, bevor die Processe gegen die Tumultuanten vom 12. December und gegen die „Vertheiler" verbotener Bücher geführt und öffentlich verhandelt wurden. Nichtsdestoweniger sind die Personen, Verhältnisse, Stichworte und Glaubensbekenntnisse, welche diese Verhandlungen zu Tage gefördert haben, Zug für Zug in dem vorliegenden Buche zu finden. Der Fanatiker Markelow, den selbst das vollständigste Fiasco von dem Glauben an die Nothwendigkeit einer sofortigen Erhebung nicht zurückbringen kann —, die Maschurina, die auf Befehl geheimnißvoller Oberen unaufhörlich und doch völlig zwecklos zwischen Moskau, Petersburg und Genf hin- und herreist, — der ruhige, nüchterne Salomin, der die Hohlheit des ihn umgebenden Treibens vollständig durchschaut und sich doch von demselben nicht losmachen zu dürfen glaubt, — der skeptische Paklin, — der rohe, als Verschwörer und als Denunciant gleich unsinnige Kaufmann Golushkin — sie alle sind so direct aus dem vollen Leben gegriffen, als hätten stenographische Aufzeichnungen über die Petersburger Senatsverhandlungen vom Februar und März dieses Jahres dem Dichter bereits im Sommer und Herbst vorigen Jahres vorgelegen. Und doch haben diese Schilderungen mit der sogenannten „photographischen Treue" des modernen Realismus Nichts gemein. Auch hier ist „das Allerbeste zu geistig, um geradezu den Sinnen gegeben zu werden", — es ist für die Mitwirkung des Beschauers gerade so viel Raum gelassen, als zum wahrhaft künstlerischen Genuß nothwendig war. — Von dem ihm Gebotenen wird der einzelne Leser freilich nur soviel erfassen, als er an Kenntniß der Sache und an Fähigkeit zum Eingehen in dieselbe mitbringt, — auf vollen Beifall Turgenjew vielleicht nur bei denen rechnen können, die in der Welt der Neshdanow und Ostrodumow ebenso zu Hause sind, wie in derjenigen des Geheimrath Sipjägin, seiner schönen Frau und des Kammerjunkers Kolomeyzow. Diese letztgenannten Figuren sind von einer Wahrheit und Lebendigkeit der Zeichnung, welcher wir auch aus des Dichters gelungensten Werken kaum Etwas an die Seite zu setzen wissen: in den Unterredungen, die Paklin vor und auf seiner Reise mit dem liberalen, in einen altmodischen Kamelotmantel gekleideten Geheimrath führt („mit Ausnahme eines sehr hochgestellten Würdenträgers trägt Niemand solche Mäntel mehr"), hat Turgenjew sich geradezu selbst übertroffen: schon der eine Zug, daß der vornehme Herr den ihm vorgestellten armen Teufel beständig mit einem falschen, auf's Gerathewohl erfundenen Namen nennt, ist Goldes werth. Der folgende Auftritt und die in demselben geschilderte Figur des „aus feinstem Mehl gebackenen" Gouverneurs, „der trotz des absoluten Mangels an irgend welcher Vorbildung eine sehr anständige

administrative Befähigung besitzt, sehr wenig arbeitet, beständig nach Petersburg seufzt, allen hübschen Damen der Provinz den Hof macht, dieser Provinz aber nichtsdestoweniger erheblichen Nutzen bringt und ein gutes Andenken hinterläßt," bestätigen auf das schlagendste die Richtigkeit des alten Satzes, nach welchem die Skizzen wahrer Meister oft noch mehr wirken, als ihre ausgeführten Gemälde.

Daß eine plötzlich eintretende Wendung die anscheinend mit besonderer Sorgfalt vorbereitete Composition der Geschichte aus ihrem Gleichgewicht bringt und das Buch eben da zuschlägt, wo wir es mit beiden Händen festhalten möchten, ist bereits angedeutet worden. An Ueberraschungen solcher Art sind Turgenjew-Leser zu lange gewöhnt, als daß von ihnen Besonderes zu sagen sein könnte. Die Schilderung der Katastrophe (der eigentliche Roman schließt mit dem Selbstmorde Neshdanow's) gehört weder zum Schönsten, noch zum Anziehendsten, wol aber zum pathologisch Merkwürdigsten, was von Turgenjew überhaupt geschrieben worden ist: die Vorempfindung des Sterbens durch einen Pistolenschuß wird mit der Lebendigkeit und Genauigkeit des Selbsterfahrenen wiedergegeben und durch drei verschiedene Stadien bis an die Grenze verfolgt, wo das Bewußtsein aufhört. Wie er das Pistol an die Brust setzt, hat Neshdanow „im ganzen Körper die Vorempfindung eines gewissen süßlichherben Dehnens", — nachdem der Schuß gefallen, das Gefühl „eines nicht sehr starken Schlages vor die Brust". Bis hierher vermag, wer einmal von einem Schuß, den er erwartete, getroffen worden, dem Dichter zur Noth zu folgen und die schauerliche Wahrheit seiner Schilderung staunend zu bestätigen; — das Folgende entzieht sich aller Beurtheilung, ist aber gerade darum von ergreifender Wirkung: „Er lag bereits auf dem Rücken und versuchte sich klar zu machen, was mit ihm sei und wie es gekommen, daß er Tatjana eben gesehen! Er wollte sie sogar rufen, ihr sagen . . . . „Ach es ist nicht nöthig!" — aber seine Glieder waren schon wie erstarrt, vor seinem Antlitz, in den Augen, auf der Stirn, im Hirn drehte sich's in grünlich-gelbem Wirbel umher, und etwas fürchterlich Schweres und Plattes schien ihn für immer an die Erde gedrückt zu haben."

Mit dem Hinweise auf diesen Ausgang schließen wir. Ueber die nicht eben leicht zu verstehende Absicht, welche der Dichter mit seiner Heldin (der oben genannten Marianne Vikentjewna) gehabt, über die allzu deutlich hervortretende Absicht der von „Tymuschka und Tomuschka"*) handelnden Episode und über andere Einzelheiten des merkwürdigen Buches ließe sich noch Mancherlei sagen. Da die vorliegenden Zeilen es aber nicht mit den Einzelheiten, sondern mit dem Ganzen, vornehmlich aber mit den Verhältnissen zu thun haben, welche den Vorwurf zu „Neu-Land" geboten, beschränken wir uns auf das nochmalige Bekenntniß, daß dieses Buch für das Verständniß des großen Landes, auf welches ganz Europa gegenwärtig seine Aufmerksamkeit richtet, ebenso ausgiebig ist, wie für das Bedürfniß derjenigen Leser, die es mit wirklichen lebendigen Menschen zu thun haben wollen, mit Menschen, deren Bekanntschaft noch nicht erschöpft ist, wenn man sie ein oder mehrere Male zu sehen und zu hören bekommen hat. †††

William Dean Howells.

Voreilige Schlüsse. (Foregone Conclusions.) Novelle von W. D. Howells. Autorisirte Uebersetzung von Minna Wesselhoeft. (Zugleich als erster Band einer „Transatlantischen Romanbibliothek.") Stuttgart, A. B. Auerbach. 1876.

William Dean Howells ist in Deutschland noch so gut wie unbekannt, obwol er wie wenige zeitgenössische Dichter des Auslandes unsere Aufmerksamkeit, Liebe,

*) Die sonst gelungene Uebersetzung hat diese Diminutiven von Euthymia und Thomas ziemlich unglücklich mit „Thymchen" und „Thömchen" übersetzt.

Bewunderung verdient. Wir wagen so zu sprechen, nachdem wir selbst ihn eben erst kennen gelernt haben in einem einzigen seiner Werke, welches dazu uns nur in der Uebersetzung vorliegt. Aber in der Kunst mehr als irgendwo gilt das ex ungue leonem. Wir ersehnen mit Ungeduld den Genuß, den uns die übrigen Werke des Amerikaners verschaffen werden.

Von der Person des Dichters ist uns nicht mehr bekannt, als was uns eine amerikanische Encyklopädie mittheilt. Howells, heute gerade vierzig Jahre alt, begann, wie einige andere seiner Landsleute, die zu großem Ruhm gelangt sind, als Setzerlehrling in einer Druckerei. Den dreiundzwanzigjährigen jungen Mann ernannte die Unionsregierung zu ihrem Consul in Venedig und er verweilte in dieser Stellung bis 1865. In seine Heimath zurückgekehrt, wurde er Mitarbeiter der trefflichen New-Yorker „Nation", eines politisch-literarischen Wochenblattes, welchem nicht viele europäische Zeitschriften ebenbürtig sind. Heute gibt Howells das „Atlantic Monthly" heraus.

„Voreilige Schlüsse" — ist eine Frucht der venetianischen Jahre des Dichters. Zwei amerikanische Damen, Mutter und Tochter, verbringen einen Frühling in der Stadt der Lagunen. Der amerikanische Consul — nicht etwa der Dichter, sondern ein junger Maler, Namens Ferris, den Howells auf den einst von ihm selbst versehenen Posten gestellt hat — wird der Führer, Begleiter, Hausfreund der Mrs. und Miß Verdeen. Die Mutter wünscht, daß Florida sich im Italienischen vervollkomme, und Ferris führt ihnen einen noch jungen Geistlichen, Don Ippolito, zu als einen Mann, der sich dazu eignet, mit dem Fräulein Dante und Tasso zu lesen. Don Ippolito ist ja katholischer Priester und das schließt gewiß aus, daß er sich in die junge Dame verliebe — eine Gefahr, die, wie die Mama aus Erfahrung weiß, sonst unausbleiblich wäre. Allein — brauchen wir's zu sagen? — Don Ippolito faßt erst recht eine tiefe Leidenschaft zu der schönen Ausländerin, und obwol Florida's reines, begeisterungsvolles Gemüth hoch erhaben ist über alle Koketterie, wähnt er sich wieder geliebt. Gerade der sittliche Idealismus der jungen Nordländerin erzeugt in dem erregbaren Italiener den verhängnißvollen Irrthum. Auch Don Ippolito ist ein Idealist, aber die Ideale des Italieners sind nimmermehr körperlose Geister, sondern tragen immer ein Menschenantlitz, sind entweder himmlische oder irdische Madonnen. Don Ippolito glaubt nicht an die himmlischen, er ist ein Priester ohne innern Beruf, bleibt es, weil er's einmal ist, weil ihm das Messelesen das tägliche Brod schafft; er hat seinen Weg verfehlt, seine eigentliche Neigung und Begabung lag nach einer ganz andern Seite; er beschäftigt sich in allen freien Stunden — ein rührend unpraktischer Praktiker — mit Mechanik, mit Technik, mit wundervollen Erfindungen. Florida erschrickt, da sie den Gegensatz gewahrt zwischen Don Ippolito's Unglauben und seinem geistlichen Metier. Ihrer nordisch-protestantischen Religiosität und Innerlichkeit ist diese Lüge in dem Leben eines guten Menschen unerträglich; sie überredet Don Ippolito, das heuchlerische Gewand abzuwerfen, Italien, Europa zu verlassen, nach Amerika zu gehen, dem Lande, wo jeder Techniker, jeder Entdecker seinen Platz findet. Don Ippolito, ein so harmloses und leidenschaftliches Kind, wie es nur Kinder des Südens zu sein vermögen, mißversteht das innige Interesse, welches das blonde Fräulein an ihm nimmt; er meint, sie müsse seine Person lieben — und sie liebt nur seine Seele. Sie will ihn retten und erlösen, aber ihre Neigung gehört einem Andern, ihrem Landsmann, dem verständigen, ironischen Consul Ferris, der kein Priester und kein schwaches hülfsbedürftiges Kind ist. Don Ippolito ist sich der Unwahrheit seines Lebens erst dadurch voll bewußt geworden, daß sein Priesterthum ihm verbietet, ein Weib zu lieben, und da er ihr, die ihn aufgefordert hat, diese Lüge abzuthun, seine Liebe bekennt, da ruft Florida schaudernd: „Wie? Sie? ein Priester!"

Das ist ein ächt tragischer Conflict, der zu einem ergreifenden Ausgang führen muß. Aber das Glück, welches endlich Florida in ihrer Ehe mit Ferris findet, tröstet sie selbst — und auch den Leser über das grausame Schicksal Don Ippolito's. „An-

fangs glaubte Ferris, daß die düstere Tragödie, durch die er seine Frau erhalten, ihren Schatten immer über dieselbe breiten würde; doch darin irrte er sich. Nichts hat eine so kräftige Verdauung, wie die Liebe, und gut, daß es so ist, wenn man die vielen Erfahrungen bedenkt, die sie verschlucken und assimiliren muß — und als sie nach Venedig zurückkehrten, fand er, daß die Gewohnheit ihres gemeinsamen Lebens alle trüben Erinnerungen bannte, die sich an den Ort knüpften, so daß sie nur noch einen düsteren Hintergrund bildeten, gegen welchen ihr eheliches Glück um so heiterer abstach. Sie sprachen rückhaltlos, ohne Scham und ohne Furcht, von der Vergangenheit. Ist es auch für das Gefühl ein wenig beleidigend, so ist es doch wahr und der Menschennatur eigen, daß sie von Don Ippolito sprachen, als sei er ein Theil ihrer Liebe."

Diese Stelle genügt, dem feinsinnigen Leser zu verrathen, welch ein Psychologe unser amerikanischer Dichter ist. Howells gehört zu der seelenkundigen Rasse der Turgenjew, Thackeray, Gottfried Keller. Man versteht aber auch, daß er, obwol er schon mehrere Gedichte und Erzählungen veröffentlichte, es in seinem Vaterlande noch nicht zu einer Popularität gebracht hat, deren Widerhall schon längst auch zu uns gedrungen sein müßte. Kaviar für's Volk!

Eine andere Stelle lautet: „Für einen Mann, der sich bestrebt, bescheiden zu sein, ist es eine gute Uebung, eine Zeit lang unter einem lateinischen Volke zu leben. Er lernt seinen übermäßigen Tugenden mißtrauen und sich nachsichtig gegen die neuen Combinationen von Recht und Unrecht verhalten, die ihm begegnen." Ein Satz, den mancher germanische Sittlichkeitspächter sich merken sollte! Aber eindringlicher noch als solch ein abstracter Satz spricht eine Figur, wie die des Don Ippolito von der Fülle der Zartheit und Treue, von der Unschuld und Herzenseinfalt, welche in romanischen Gemüthern wohnen kann. Ein Jeder, der einmal so glücklich gewesen ist, mit offenem Aug und Herzen unter Italienern zu leben, hat einen Don Ippolito gekannt.

Meisterhaft wie die Erfindung und Charakterschilderung ist auch die Zeichnung des localen, nationalen, historischen Schauplatzes, auf welchem sich die Erzählung abspielt. Ja, das ist Venedig; das Venedig der ersten Hälfte der sechziger Jahre, als der Gondoliere aus Chioggia und der den Eingang der Lagunen bewachende Kroate von der Militärgrenze sich auf deutsch zu verständigen suchten. Und da wir gerade die Vortrefflichkeit zu rühmen haben, mit welcher Howells die Orte und Zeitfarbe behandelt, so dürfte es gestattet sein, noch eine Stelle aus seinem Buche anzuführen, in welchem er sich eben über dieses heutzutage so wichtige, zu wichtige Capitel ausläßt.

„Um diese Zeit war der Maler schon tüchtig mit dem Porträt Don Ippolito's vorgeschritten, eine Arbeit, zu welcher der erste Anblick des Priesters ihm ein Verlangen eingeflößt hatte, und er unterhielt sich eben mit Fräulein Verveen darüber.

— Aber warum malen Sie ihn nur als Priester? — frug sie, — ich denke mir, Sie sollten ihn zur Hauptfigur einer berühmten oder romantischen Scene machen, — fügte sie ernsthaft hinzu . . . .

— Daß Sie denken, bezweifle ich, — antwortete Ferris, — sonst müßten Sie erkennen, daß ein venetianischer Priester keiner phantastischen Umgebung bedarf. Was möchten Sie denn wol? — Jemand, der einem Opfer der Zehn*) die letzte

*) So muß „the Ten", wie es ohne Zweifel im Origin[illegible]t wer
die Uebersetzerin „der Decemvirn" sagt, indem sie sonderbar[illegible] se
Appius Claudius und Collegen verfallen ist, statt an die sovi[illegible] ch
lich grausamen Rufes genießenden „Dieci" zu denken. Uebri[illegible] ſ
welche man verbessert, ohne das Original zur Hand zu habe
setzerin gerade so glatt und holperig, daß man fühlt, wieviel
Dichter in seiner eigenen Sprache zu l[illegible]

Oelung reicht? einen Priester, der im Talar in den Beichtstuhl tritt — Grabmal des Canova in der fernen Perspective des Kirchenschiffs u. s. w., — den Blick auf ein hübsches Beichtkind gerichtet, die eben kommt, ihr Gewissen zu erleichtern? — Man möchte die Geduld verlieren, wenn man hört, was die Leute über Venedig sagen und denken. —

Florida starrte stolz fragend den Maler an.

— Sie sind nicht schlimmer als alle Andern, fuhr er ganz gleichgiltig gegen ihren Unwillen über seinen Angriff fort; — sie denken alle, es könne gar kein Bild von Venedig geben ohne eine Gondel oder die Seufzerbrücke. Haben Sie je den Kaufmann von Venedig oder Othello gelesen? Darin ist weder Gondel, Brücke noch Canal erwähnt und doch athmen und pulsiren beide von echt venetianischem Leben. Ich will eben einen venetianischen Priester malen, so, daß man ihn auch ohne die herkömmlichen venetianischen Zuthaten erkennt. —

— Es war aber ein gewisser Shakespeare, der jene Stücke schrieb — sagte Florida.

Ferris verbeugte sich mit erheuchelter Zerknirschung über ihren Sarcasmus.

— Bringen Sie auf Ihrem Bilde lieber irgend ein Symbol eines venetianischen Priesters an, sonst wundert man sich, warum Sie so weit gereist sind, um Pater Hinz oder Kunz zu malen. —

— Ich behaupte ja nicht, daß mir mein Bild gelingt, — antwortete Ferris, — aber das Princip ist dennoch richtig; auch erwarte ich nicht, daß Jedermann den Unterschied zwischen Pater Hinz oder Don Ippolito kennt. Was ich zu malen strebe, ist das nicht zu vertilgende Heidenthum in dem Manne: erstens die Verleugnung der angeborenen Menschennatur, und dann eine Persönlichkeit, die Freude am Leben gehabt hätte. Ich will vereiteltes Streben, apathische Verzweiflung und das rebellische Verlangen, das man in unbewußten Augenblicken in seinen Zügen ertappt, veranschaulichen, und jenen Ausdruck der Unterdrückung, welche das ganze österreichische Venetien charakterisirt . . . . .

So spricht sich ein Dichter aus, der die feinsten Schwebungen des Localtons trifft. Nicht die Seufzerbrücke und der Canalazzo machen Venedig, nicht der mit dem Namen Aloys gestickte Leibgurt und das Schnadahüpfl machen den Tiroler. Was in der das Schnadahüpfl singenden Brust vorgeht, das ist's — das muß der Dichter kennen und darzustellen wissen, dann wird vor Allem ein richtiger Mensch daraus und nur ein richtiger Mensch kann ein richtiger Tiroler oder Venetianer sein. Die echte Schilderung der örtlichen und zeitlichen Besonderheit hat ihren bedeutenden Werth, aber es ist doch nur ein untergeordneter Werth; was einfach daraus hervorgeht, daß bis in die neueste Zeit Jemand ein großer Dichter zu sein vermochte, ohne seinen Geschöpfen ihr „National" mit auf den Weg zu geben. Wie könnten auch sonst die Gestalten Homer's und Dante's, Shakespeare's und Goethe's aller Menschheit verständlich und lieb sein, wenn sie nicht Das besäßen, „was der ganzen Menschheit zugetheilt ist!" Erst in unserem Jahrhundert, welches die Wissenschaft der Entwicklungsgeschichte und die Politik der Nationalitäten erzeugt hat, hat man begonnen, von dem Dichter zu begehren, daß seine Menschen nicht nur als Menschen, sondern als Arier, Europäer, Romanen, Italiener, Venetianer auftreten. Ganz recht, wenn sie nur dabei immer Menschen blieben! Howells' Italiener und Amerikaner sind echte Italiener und Amerikaner, und ebendarum dünkte es uns der Mühe werth, ihn hier wörtlich reden zu lassen über den Werth des ethnographischen Details. Nichts ist heute für das poetische Schaffen und Genießen bedenklicher, als die ehrfurchtsvolle Gewissenhaftigkeit, mit welcher Dichter zweiten Ranges — oder wären es gar keine Dichter? — den Namen Aloys auf den tirolischen Leibgurt sticken, und als der Hochgenuß, mit welchem Leser zweiten Ranges versichern, sie hätten sich auf ihrer jüngsten Sommerreise überzeugt, daß in der That jeder zweite Tiroler Aloys heiße und den eigenen Namen vorn auf dem Leib trage. Heinrich Homberger.

Deutsche Nymphen und Satyrn.

Wald- und Feldculte. Von Wilhelm Mannhardt. I. Der Baumcultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme. II. Antike Wald- und Feldculte aus nordeuropäischer Ueberlieferung erläutert. Berlin, Gebrüder Borntträger. 1875 und 1877.

Clemens Brentano hat in bekannten Versen, Wort an Wort reihend, die Hauptbegriffe der romantischen Poesie zusammengefaßt. Man kann auf ähnliche Weise eine ganze Strömung romantischer Poesie, Musik, Malerei bezeichnen, indem man die vier Namen: „Sommernachtstraum, Oberon, Mendelssohn, Schwind" ausspricht. Und wenn die dadurch erregten Vorstellungen sich in ein naheliegendes Bild verwandeln, so erblicken wir Elfenreigen im Walde bei Mondenschein um eine alte geheimnißvolle Eiche herum; ungewisse Lichter durch die Wipfel spielend scheinen Gestalt zu werden; ungewisses Rauschen in den Blättern scheint Melodie zu werden; und eine Welt von schwebender, leichter, sanfter Schönheit, Sehnsucht weckend und Sehnsucht stillend, erhebt sich in unserer Seele.

Nicht blos die Kunst hat Antheil an dieser Welt; auch die Wissenschaft fühlt sich dahin gezogen. Ein Philologe wie Lehrs hat den griechischen Nymphen eine liebevolle Betrachtung gewidmet (vgl. Deutsche Rundschau, Band IX, S. 141) und noch tiefer mußte sich die eigentlich romantische Wissenschaft, die deutsche Alterthumskunde, mit ihnen einlassen.

Schon im Jahre 1826 übersetzten die Brüder Grimm „Irische Elfenmärchen", welche in London englisch erschienen waren, Erzählungen von einem unsagbaren Zauber, und fügten eine schöne Einleitung hinzu, welche das Wesen der Elfen und verwandter Geister bei Celten und Germanen entwickelte.

„Die Elfen — heißt es da —, die in ihrer wahren Gestalt kaum einige Zoll hoch sind, haben einen luftigen, fast durchsichtigen Körper, der so zart ist, daß ein Thautropfen, wenn sie darauf springen, zwar zittert, aber nicht auseinander rinnt. Dabei sind sie von wunderbarer Schönheit, Elfen sowol als Elfinnen, und sterbliche Menschen können mit ihnen keinen Vergleich aushalten."

Sie lieben über Alles die Musik. „Wer sie angehört hat, kann nicht beschreiben, mit welcher Gewalt sie die Seele erfülle und entzücke: gleich einem Strome dringe sie mächtig entgegen; und doch scheinen die Laute einfach, selbst eintönig und überhaupt Naturlauten ähnlich zu sein."

„Im kunstreichen Tanzen übertreffen sie weit Alles, was Menschen leisten können, und ihre Lust daran ist unermüdlich. Sie tanzen ununterbrochen, bis der Sonnenstrahl an den Bergen sich zeigt und machen die kühnsten Sprünge ohne die mindeste Anstrengung."

Es gibt ein Land, das unter dem Wasser liegt, wo die Sonne scheint, Wiesen grünen und Bäume blühen, wie oben, und das von glücklichen Elfen bewohnt wird. „Diese Unterwelt heißt das Land der Jugend, weil die Zeit dort keine Macht hat, Niemand altert, und wer viele Jahre da unten gewesen ist, den hat es nur wie Augenblicke gedäucht."

Neun Jahre nach den Elfenmärchen schrieb Jacob Grimm seine „Deutsche Mythologie": ein Buch, welches die größte Wirkung ausübte und vielseitige Nacheiferung weckte, so daß eine Zeit lang diese Studien sehr eifrig betrieben wurden und eine ungeahnte Menge von Resultaten an's Licht zu fördern schienen. Aber man hatte sich dabei gewöhnt, schrankenlos aus der Volksüberlieferung zu schöpfen; Sagen, Märchen, Aberglauben, alles sollte Mythologie, wol gar Göttergeschichten enthalten. Es war als ob man einen unbekannten Keller voll unerhört köstlicher Weine aufgegraben hätte, deren berauschendem Dufte die ernstesten Männer nicht widerstehen konnten. Aber plötzlich folgte Ernüchterung; der Zauber wich; mancher, der einen Gott gefangen zu haben glaubte, sah sich durch ein unflätiges Thier genarrt; und,

wie man denn gerne das Kind mit dem Bad ausschüttet, das Interesse für deutsche Mythologie überhaupt trat zurück; man vergaß, welche Reichthümer — vielleicht nicht von Mythologie, aber doch gewiß von Poesie die deutsche Volksüberlieferung in sich berge; und die wirklichen Götter der Edda wurden in die allgemeine Vernachlässigung mit eingeschlossen.

Indessen, es war eine kurze Episode. Von Neuem lächelt die Gunst der Zeit den Idealgestalten der altgermanischen Dichtung. Sie sind sogar — opernfähig geworden, wenn ich das Wort nach Analogie von „hoffähig" bilden darf. Ob die Art, wie das geschah, im Interesse der deutschen Kunst lag, ist eine Frage für sich. Aber es war ohne Zweifel recht angenehm für die deutsche Alterthumsforschung: die tüchtigen Bestrebungen einzelner näher betheiligter Gelehrten werden nun auch in weiteren Kreisen einen besser vorbereiteten Boden finden.

Soeben erscheint Jacob Grimm's „Deutsche Mythologie" in neuer Auflage, vermehrt durch die eigenen Notizen und Nachträge des Meisters.*) Unablässig wendet Reinhold Köhler den deutschen Märchen, rein als Poesie betrachtet, seine umfassende, sammelnde und vergleichende Thätigkeit zu. Adalbert Kuhn und Max Müller wußten Gelehrte und Ungelehrte für die Probleme der vergleichenden Mythologie zu interessiren. Ganz aber hat Wilhelm Mannhardt sich der unschuldigen Schönheit alterthümlichster mythologischer Gebilde hingegeben, mit staunenswerther unermüdlicher Energie weitschichtigen Stoff gesammelt und diesem Stoffe schon manchen sicheren deutschen Mythus und manche sichere Mythendeutung abgewonnen, indem er den zersplitterten Resten einfacher Urpoesie einen einfachen, verständnißvollen poetischen Sinn entgegenbrachte.

Die Forschungen über die Anfänge der Cultur, über die ältesten Zustände des Menschen, über den Ursprung der Religion werden jetzt mit großem Eifer und unter allgemeinem Beifall betrieben. Ein Gelehrter, wie Mr. Edward B. Tylor, hat in der That schöne Resultate zu Tage gefördert, indem er mit ausdauerndem Spürsinn primitive Anschauungen der Völker so lange durch alle Nationen der Erde hin vergleichend verfolgte, bis der innere Zusammenhang irgendwo klar wurde, das Trümmerhafte ergänzt und das Dunkle aufgehellt erschien. Aber ein Buch wie das obenbezeichnete von Mannhardt nimmt nicht minder die Aufmerksamkeit aller Derer in Anspruch, welche jenen schwierigen und dankbaren Problemen forschend oder blos wißbegierig zugewendet sind. Auch hier massenhaftes Material, massenhafte Vergleichung, Reduction auf einfache Grundanschauungen und leichtverständliche psychologische Processe: — man hat nur nicht das Vergnügen, sich unter Buschmännern und Patagoniern zu bewegen, sondern muß mit der Gesellschaft von Deutschen, Slaven und Griechen vorlieb nehmen.

Auf die Gegenstände, welche Mannhardt behandelt, habe ich schon im Eingange dieser Zeilen hingedeutet. Er führt uns in den deutschen Wald. Er lehrt uns die Geister kennen, die ihn bewohnen: die Holz- und Moosfräulein, die wilden Männer, die seligen Fräulein. Die letzteren werden in Tirol verehrt; sie heißen auch Thallilien (Maiblumen) und wohnen in den Gletschern, unter den Felsen; sie sitzen wol im Schatten eines Baumes und lassen ihren Gesang in's Thal hinabschallen, und wer ihn hört, der möchte ihn immer und immer wieder vernehmen, und er wird einsilbig und schwermüthig unter den Menschen. Aber die Fräulein sind wohlwollend, sie helfen den Bauern im Haus und bei der Ernte, sie verstehen sich auf Heilkunst und machen sich durch kleine Diebereien an Brot oder Kuchen bezahlt. Wenn im Winter das Heu mit Schlitten von den Alpen geholt wird, hockt ihrer wol ein ganzes Dutzend hinten auf und fährt mit. Ihr Feind und Verfolger ist der wilde Mann, der sie wie im Sturme vor sich herjagt. Er ist ein gewaltiger Geselle, von

*) Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. Vierte Ausgabe, besorgt von Elard Hugo Meyer. 2 Bde. Berlin, Dümmler. 1875—1876: der dritte Band steht noch aus.

Weitem gleicht er einer Fichte, die ganz mit Moos überkleidet ist; und wenn er auf dem Wege einen Stock braucht, so reißt er sich einen Baumstamm aus.

Ich kann und will hier nicht weiter ausführen, wie diese Wesen auf Vieh- und Erntesegen einwirken; wie sie verehrt und im Cultus symbolisch dargestellt werden. Bei Mannhardt selbst muß man nachlesen, wie er sie Zug um Zug in den antiken Nymphen, Satyrn, Centauren, Faunen und ihrer leichtlebigen Sippschaft wiederzufinden weiß, und wie er, ganz im Geiste Jacob Grimm's, aus dem Nahen und Heimischen das Fremde und Ferne mit Glück erläutert, nebenbei über manche Sagen des griechischen Epos, über Peleus, Thetis und Achill, über Boreaden und Harpyien neues Licht verbreitet. Aber ich will den Ausgangspunkt noch bezeichnen, von dem er sie verständlich zu machen weiß: die Baumseele.

Es sind schon ein paar Jahrzehende her, seit der Physiker und Philosoph Fechner sein Buch „Nanna" über die Pflanzenseele schrieb und deshalb von den Botanikern hart mitgenommen wurde. Ich weiß nicht, wie die Sache heute wissenschaftlich angesehen wird; ich sollte denken, daß Darwin's Untersuchungen über insectenfressende Pflanzen (vgl. Deutsche Rundschau, Bd. VII, S. 441) ein starkes Argument für Fechner's Hypothese abgeben, wenn man nur auf das Wesen sieht und nicht um Namen streitet. Aber wie dem auch sei, Jahrtausende vor Fechner hat die schnellfertige Metaphysik der Urvölker in Bäumen und Blumen so gut wie in Thieren und Menschen Beseelung anerkannt. Der Baum wird als Person behandelt; unter der Rinde wird menschliche Körperlichkeit vermuthet; verletzte Bäume bluten; die Baumseelen können als menschengestaltige Geister ihren Sitz zeitweilig verlassen — und da haben wir die oben geschilderten Wesen: je nachdem die Lieblichkeit des rauschenden Laubes und die Biegsamkeit zierlicher Aeste oder etwa das Rauhe, Stechende, Struppige geradaufragenden Nadelholzes in dem Eindruck überwog, je nach dem wurden selige Fräulein oder wilde Männer, Dryaden oder Centauren daraus.

Ein mittelalterliches Märchen läßt Alexander den Großen im Orient zu den Blumenmägdlein kommen, und im Leben des Welteroberers spielt sich ein rührendes kurzes Idyll ab. Im Frühling tauchen aus den Knospen raschsprießender Blumen kleine Mädchen von überirdischer Schönheit auf, und zu Hunderttausenden tanzen und springen sie im Wald und singen so schön, daß Alexander und seine Helden alles Erdenleid vergessen und unter ihnen wohnen und ihre Liebe genießen — drei Monate und zwölf Tage; da ist die Blumenblüthe um, die kleinen Mädchen sterben und „die Freude die zergeht". Hier blicken wir der mythologischen Pflanzenseele unmittelbar in's Auge und begreifen wohl, daß ein Gelehrter dem Zauber unterliegt, dem Alexander der Große nicht widerstehen konnte. Wilhelm Scherer.

Zur inneren Geschichte Frankreichs.

Demokratie und Monarchie in Frankreich, vom Beginn der großen Revolution bis zum Sturz des Kaiserreichs, von Ch. Kenball Adams. Autorisirte deutsche Ausgabe nach der zweiten Aufl. des Originals. Stuttgart, Aug. Berth. Auerbach. 1875.

Der Verfasser erklärt in der Vorrede, daß sein Zweck nicht gewesen, eine Geschichte im eigentlichen Sinne zu schreiben, sondern nur, gewisse Ursachen und Wirkungen, die nach seiner festen Ueberzeugung einen entkräftenden Einfluß auf die französische Nation ausgeübt haben, in ein starkes Licht zu setzen. Von diesem Gesichtspunkte wird man das vorliegende Buch beurtheilen müssen; es kann keinen Anspruch auf besonders tiefe Quellenstudien machen, lehnt sich vielmehr wesentlich an die Werke von Lanfrey, Carlyle, Guizot, Tocqueville u. A.; aber es faßt die neuere Geschichte Frankreichs unter einem festen Gesichtspunkte zusammen, als beherrscht

durch das Verhängniß des allgemein revolutionären Geistes, d. h. des Anspruchs der Unwissenden und Leidenschaftlichen, über jede Regierungshandlung mit voller Befugniß zu Gericht zu sitzen.

Als den Urheber dieses Geistes führt er in eingehender Darstellung Rousseau vor, dessen Lehre vom Gesellschaftsvertrag alle Regierung unmöglich mache, indem sie den zeitweiligen Willen des Einzelnen zum einzig rechtmäßigen Gesetz erhebe. Vielleicht würde man noch schärfer als das Unglück Frankreichs den politischen Rationalismus bezeichnen, der übersieht, daß es auf dem Gebiet des praktischen Lebens keine absolute, sondern nur eine relative Wahrheit gibt und politische Institutionen von der Stärke der betreffenden socialen Elemente abhängen. Dieser Rationalismus nahm seinen Ursprung darin, daß die französische Nation seit langer Zeit von jeder praktischen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten abgeschnitten war; sie stand einer Regierung gegenüber, welche auf das willkürlichste mit den Interessen ihrer Unterthanen schaltete, unbeweglich Institutionen aufrecht hielt, die im Fortgang der Zeit jede Berechtigung verloren hatten, und Privilegien der bevorrechteten Stände vertheidigte oder doch nicht anzutasten wagte, welche die unteren Classen schamlos ausbeuteten. Auf kirchlichem Gebiete waren Protestantismus und Jansenismus gewaltsam unterdrückt, um die katholische Glaubenseinheit herzustellen. Ohnmächtig in der Wirklichkeit warf sich die unterbundene natürliche Entwickelung in eine heftige speculative Opposition, welche sich gegen alle geschichtlich erwachsenen Institutionen kehrte. Ohne Erfahrung in der praktischen Politik, ohne Fühlung mit dem wirklichen Leben, welche allein den Maßstab des Möglichen gibt, glaubte man, mit dem Wust traditioneller Mißbräuche nur aufräumen zu können, wenn man Staat, Gesellschaft und Religion nach den Forderungen der Vernunft von Grund aus umgestalte, und da die ungeheure Mehrzahl der Nation schwer unter dem Drucke der Gegenwart litt, ohne ihm abhelfen zu können, so nahm sie diese Predigt begierig als Evangelium der Zukunft auf. Der amerikanische Unabhängigkeitskampf und Frankreichs Theilnahme daran vollendete die Verblendung; man sah in der jungen Republik die Verwirklichung der eigenen Theorien, und so unternahm eine bis in's Mark erkrankte Nation, durch eine gewaltige Umwälzung ein ideales Gemeinwesen nach Grundsätzen herzustellen, welche nicht nur für Frankreich, sondern für die ganze Welt den Maßstab der Vollkommenheit bilden sollten. Man fragte nicht, ob die Voraussetzungen für dies Werk der Zukunft in der Gegenwart vorhanden; man übersah, daß die Momente in Frankreich durchaus fehlten, die in Amerika in überraschend günstiger Weise zusammentrafen — puritanische Zucht, Gesetzlichkeit, Selbstverwaltung —; man glaubte, es genüge, in einer durch jahrhundertelange Mißbräuche zerrütteten Gesellschaft alle möglichen Bürgertugenden voraussetzen zu können, welche rhetorische Darstellungen den antiken Republiken andichteten, und wähnte, das Glück eines Volkes sei begründet, wenn es sich eine Verfassung voll hochtönender Grundsätze auf dem Papier gegeben.

Dieser Geist des politischen Rationalismus scheint uns das Unglück des modernen Frankreich; erst aus ihm entspringt der revolutionäre Geist, der, sobald die angeblichen Forderungen der Vernunft mit dem Bestehenden zusammenstoßen, das letztere einfach über den Haufen zu werfen strebt. Man wiederholt an dem Körper des französischen Volkes den Proceß der Medea, die aus dem zerhackten Leibe im Hexenkessel einen verjüngten hervorgehen zu sehen hoffte. Folge dieses Rationalismus ist es auch, daß, da die Bedürfnisse der Nation wechseln, man bei jeder neuen Episode dasjenige Element am meisten betont, welches in der vorhergehenden am wenigsten berücksichtigt war, auf Convent und Directorium, wie auf die Republik von 1848 folgte der napoleonische Absolutismus, aus dem hohen Census der Julimonarchie sprang man unvermittelt in's allgemeine Stimmrecht. Ein anderes Moment, welches bei dem Verf. wenigstens Anfangs nicht zu genügender Geltung kommt, ist die aus dem alten Staatswesen stammende Centralisation, zufolge welcher Paris die Revolutionen macht und dem ganzen Lande neue Verfassungen octroyirt. Jeder erfolgreiche Auf-

stand in der Hauptstadt entscheidet; Karl X., Louis Philipp, Louis Napoleon wurden bei Seite geschoben, wie ein Bureauchef, Ledru-Rollin und Gambetta herrschten durch ihre Präfecten ebenso unumschränkt und noch rücksichtsloser, als Villèle und Guizot. Eben darum hat Frankreich, trotz aller Charten und parlamentarischen Kämpfe, nie die wahre Freiheit gekannt, die in der Verwaltung, ihrer Controle und der Theilnahme der Nation an ihr liegt. Die verschiedenen parlamentarischen Regierungen sahen sich ebenso als die Repräsentanten der Souveränetät des Volkes, wie die durch das Plebiscit berufenen Napoleoniden; beide fühlten sich thatsächlich gleich unverantwortlich und schalteten demgemäß.

Zu den besten Abschnitten des Buches gehören „Die Politik der Revolution", welcher treffend ausführt, wie die Verfolgung unhaltbarer Theorien im Absolutismus, allgemeiner politischer Gleichgiltigkeit und materieller Erschöpfung enden mußte, und „Das Emporkommen des Napoleonismus", wo, im Anschluß an Lanfrey, der Charakter Napoleon's und sein System dargelegt wird. Eine eiserne Constitution, eine gewaltige Intelligenz, tiefe Kenntniß und Verachtung der Menschen, Mangel an jeder Regung des Gewissens und demzufolge unbedingte Scrupellosigkeit in der Wahl der Mittel für die Geltendmachung eines schrankenlosen Egoismus: das waren die Elemente, mit denen der corsische Emporkömmling seinen Thron auf den Trümmern des Alten begründet, aber die ihn auch in die Maßlosigkeit trieben, welche zu seinem Sturze führte; er brauchte, wie Prevost-Paradol sagt, Frankreich wie einen Zauberstab, um damit Alles in sich selbst zu verwandeln. Die Restauration scheint Adams uns zu hart zu beurtheilen; ihre Fehler sind unbestreitbar, und gerade die wichtigsten betont er nicht hinreichend: die Begünstigung des Ultramontanismus und die Aufrechthaltung der napoleonischen Bureaukratie. Wenn er dagegen besonders scharf die Errichtung einer erblichen Pairskammer tadelt, die keine Wurzeln im Lande gehabt, so ist das in gewissem Grade zuzugeben; aber doch zu fragen, auf welchem anderen Princip die erste Kammer begründet werden sollte? Die Pairs der Restauration haben jedenfalls eine bessere und bedeutendere Rolle gespielt, als die traurige Pairie Louis Philipp's, die nach Kategorien gewählt wurde und von der Villemain, der selbst zu ihr gehörte, sagte: „Nous sommes des pairs à parapluie," von dem napoleonischen Senate ganz zu schweigen. Und ebenso beurtheilt der Verf. die Julirevolution zu milde, welche den Faden der mühsam hergestellten geschichtlichen Continuität zerriß und Frankreich auf's Neue den Wechselfällen des politischen Zufalls preisgab. Die Restauration war, trotz Allem, was man gegen sie sagen kann, doch unstreitig die glücklichste Periode der neueren französischen Geschichte. Die Nation, mit kriegerischem Ruhm übersättigt, warf sich mit Energie auf die materiellen Interessen, das Land blühte wunderbar auf, und doch war der Cultus des Goldes noch nicht allmächtig wie später, im Gegentheil, in Literatur wie in Politik herrschte das regste Leben. Sicher war die Verblendung Karl's X. und Polignac's unverzeihlich, aber nicht weniger verhängnißvoll die der Führer der Revolution, welche nicht Selbstbeherrschung genug hatten, ihren Widerstand mit den vollkommen ausreichenden gesetzlichen Mitteln durchzuführen. Der Verf. tadelt die Intriguen der Legitimisten, die mit den Republikanern gemeinsame Opposition gegen Louis Philipp gemacht; indeß diese Intriguen waren wenig gefährlich, sondern das Unglück war, daß die Legitimisten, welche die überwiegende Mehrheit des großen Grundbesitzes bildeten, sich gänzlich vom politischen Leben zurückzogen und so die Regierung der politischen Stütze der Classe beraubt war, welche stets die stärkste conservative Macht im Staate sein wird. Sie war daher genöthigt, sich lediglich auf die Bourgeoisie zu lehnen und deren Interessen zu befriedigen. Louis Philipp krankte stets an seinem Ursprung, er wollte zugleich Erwählter des Volkes und legitimer König sein. Aber treffend sagt Renan: „La royauté ne sort pas de l'hôtel de Ville, et ceux que l'on appelés chers camarades, ne deviennent jamais des sujets."

Auch für Guizot scheint der Verf. parteiisch; wenn der Minister eine Reform des Wahlrechts, welche gerade die durchaus conservativ gesinnte Masse der kleinen

Grundbesitzer gänzlich ausschloß, an sich für nothwendig hielt, aber verweigerte, weil die Majorität der Kammer sie nicht forderte oder vielmehr seiner Behauptung, das Zugeständniß sei nicht zeitgemäß, beistimmte: so war das doctrinärer Eigensinn, der über der parlamentarischen Theorie das Bedürfniß der Wirklichkeit hintenansetzte. Niemand wird bestreiten, daß eine nur geringe Nachgiebigkeit der ganzen Opposition die Spitze genommen, der Regierung selbst eine breitere Grundlage gegeben und Frankreich vor unsäglichem Unglück bewahrt hätte. Guizot's Memoiren zeigen in diesem Punkte, wie in dem der spanischen Heirathen, nur den Hochmuth, der begangene Fehler nicht leicht zugesteht und, wie er einem Freunde in's Album schrieb, aus der Vergangenheit nur gelernt hat, daß er nichts vergessen, aber viel zu verzeihen habe — eine Auffassung, welche sein alter Gegner Thiers mit dem boshaften Commentar begleitete: „un peu d'oubli ne nuirait pas à la sincérité du pardon."

Vortrefflich dagegen ist das Capitel über die Februarrevolution, welches deren ganze Frivolität im Bruch mit dem Bestehenden und dem Wirrsal, in das Frankreich gestürzt ward, darlegt. Der Marschall Bugeaud war in fünf Stunden des ganzen Aufstandes ohne Blutvergießen Herr geworden, als Thiers, der endlich ein Ministerium gebildet hatte, alles Gewonnene preisgab, indem er die Truppen zurückzog. Wenige Stunden darauf war die Fluth so gestiegen, daß er zurücktreten mußte. Die Kopflosigkeit des Königs und namentlich des Herzogs von Montpensier führte zur Abdankung, und Lamartine, der eitle Ideologe, der durch seine „Girondins" die Revolution auf's Neue so populär gemacht, wie Thiers das Kaiserreich, erklärte sich für die Republik. Die Flitterwochen machten rasch furchtbaren Kämpfen Platz, die in der Junischlacht ihren Gipfel erreichten. Von da ab arbeitete die Nation consequent dahin, durch das, von ihr keineswegs begehrte, allgemeine Stimmrecht ihr Gleichgewicht wiederzuerhalten und eine starke Regierung zu schaffen, die dann naturgemäß in Conflict mit der Nationalversammlung gerathen mußte. Der Ausgang desselben war vorherzusehen, nachdem an die Spitze des Staats der Erbe des napoleonischen Namens berufen war; freilich hatte Jules Favre der Versammlung versichert, daß die Bonapartes der Freiheit nicht mehr gefährlich werden könnten!

Auch die Aera des neuen Cäsarismus schildert der Verfasser durchaus treffend; auf die Taschenspielerei des Plebiscits begründet, spricht sie nur deshalb alle politische Gewalt dem Volke zu, um sie in dessen Erwählten zu personificiren. Dieser soll zwar, nach Napoleon's Ansicht, an der Spitze der Ideen seiner Zeit schreiten, aber allein die Initiative haben. Kurz vor dem Ausbruch des italienischen Krieges erklärte der Kaiser dem gesetzgebenden Körper, über seine Handlungen erkenne er nur drei Richter an: Gott, sein Gewissen und die Nachwelt (was sich also die ausgeschlossene Mitwelt gesagt lassen sein mochte!) — eine Theorie, die nur vergaß, das Recept für die unfehlbare Intelligenz des Cäsars zu geben, und denselben zwar Anfangs auf den Höhepunkt eines europäischen Schiedsrichters, aber von da über Mexico nach Sedan geführt hat.

Wenn wir von den erwähnten Ausstellungen absehen, ist das Buch von Adams durchaus empfehlenswerth, namentlich für Solche, die nicht Zeit und Gelegenheit haben, die Quellen selbst zu studiren. Die lebhafte Sympathie des Verf. für Deutschland können wir nur dankend anerkennen, wenn ihr gleich nicht immer die wirkliche Kenntniß deutscher Verhältnisse entspricht. Die Uebersetzung ist sehr lesbar; nur selten kommen undeutsche Wendungen vor, wie z. B. S. 9: „Wir haben eine bedeutende Mühe an die Erziehung der Massen gerückt."

Geffcken.

r. **Deutsche Minnesänger in Bild und Wort.** Gezeichnet von E. von Luttich, gestochen von E. Forberg, Text von Dr. H. Holland. 1. Lieferung. Wien, Verlag von P. Kaeser. 1877.

Das prachtvoll ausgestattete, dem Könige von Bayern gewidmete Werk ist ein erfreuliches Sympton des in immer weiteren Kreisen wachsenden Antheils an der altdeutschen Dichtkunst. Die vorliegende erste Lieferung bringt Walther von der Vogelweide und Ulrich von Lichtenstein. An Porträtähnlichkeit darf Niemand denken, dafür gibt es keine Quellen; die alten Minnesängerhandschriften liefern Bilder des aristokratischen Lebens der Zeit, aber die Gesichtszüge der Dichter wiederzugeben, welche darin auftreten, machen sie keinen Versuch. Der moderne Künstler hat für Walther die überlieferte Situation, die ihn nachdenklich auf einem Steine sitzend darstellt, aufgegeben; er zeigt ihn uns in gebirgiger Umgebung mit der Leier in der Hand, seine Weisen gleichsam dem Gesange der Vögel ablauschend, deren einer ihm auf der Schulter sitzt; Amoretten halten Helm und Schwert. Das Costüm ist etwas zu opernmäßig glänzend für den Sänger, dem der Bischof von Passau ein Pelzkleid schenkte. Ulrich von Lichtenstein steht in ziemlich gespreizter Haltung als Sieger im Turniere da. Das Beiwerk, Costüm u. s. w. gibt zu manchen culturhistorischen Zweifeln Anlaß. Und man kann vielleicht die Frage aufwerfen, ob es nicht besser gethan war, da authentische Porträts doch nicht zu erreichen sind, authentische Situationen künstlerisch zu gestalten: Für Walther etwa die Scene, wie er seiner Geliebten den Kranz überreicht („Nehmt, Frau, diesen Kranz"); für Lichtenstein ein komisches Motiv, wie der böse Sturz im Korbe. Es würde sich dann von selbst ein engeres Band zwischen Text und Bild hergestellt haben, als es jetzt der Fall ist. Der Text gibt nicht Erläuterung, sondern selbständigen literarhistorischen Abriß. Die Einleitung mit ihrer phantasievoll erregten Sprache erinnert an Görres. Die neueste Literatur ist überall berücksichtigt. Die Hypothese von Walther's tirolischer Heimath wird mit anerkennenswerther Vorsicht besprochen. Man kann den Tirolern die Freude gönnen, einen so berühmten Landsmann zu gewinnen, und als Reisemerkwürdigkeit für Bädeker ist das sehr schön, aber die wissenschaftliche Literaturgeschichte muß sich gegen solche ‚locale Freuden spröde verhalten.

q. **Dramatische Dichtungen** von Otto Roquette. Zweiter Band. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. 1876.

Roquette hat seine Leser fast ein Jahrzehnt auf die Fortsetzung der dramatischen Dichtungen warten lassen, entschädigt aber nun durch eine um so reichere Spende. Er gibt in dem vorliegenden Bande Proben seiner Fähigkeit als Dramatiker auf vier verschiedenen Gebieten des Drama's und zeigt sich auf allen einsichtsvoll in der Anlage, geschickt, was Technik anlangt, glücklich die Färbung treffend, die jedem einzelnen Genre eigenthümlich ist. Mit einem fünfactigen Trauerspiel, welches sich in der Darstellung, z. B. im königl. Schauspielhause zu Berlin, bereits bewährt hat, beginnt der Band. „Der Feind im Hause" — so nennt sich die Tragödie — entlehnt den Streitigkeiten der Colonna's und Orsini's seinen Stoff und gibt dem Dichter Anlaß, mit großer psychologischer Feinheit die Empfindungen und Entschlüsse eines überaus unglücklichen, aber großdenkenden Mutterherzens zu entwickeln. Das zweite Stück „Der Rosengarten" bezeichnet der Dichter als Schauspiel, genau genommen ist es aber eine Art Zaubermärchen in der Art der Raimund'schen; mit einer faßbaren Moral ausgestattet, zieht es einem Traume gleich, reich an poetischen Schönheiten, an dem Leser vorüber. Uebersprudelnder Humor erfüllt die Fastnachtskomödie „Rampfinit", die in manchem Reim und mancher Wendung an den beliebten Humoristen Busch erinnert. Den Beschluß des Bandes macht ein leichtgeschürztes, dem Babeleben entnommenes Lustspiel „Die Schlange", dem sich zwar manche Unwahrscheinlichkeit nachweisen läßt, dessen Personen aber so liebenswürdig eingeführt werden und so amüsant zu plaudern verstehen, daß man jene gern vergißt.

o. **Glân-Alarch,** his silence and song. By Emily Pfeiffer. London, Henry S. King & Co. 1877.

Ein episches Gedicht, dessen Schauplatz das „wilde Wales" in jener Zeit, wo die Cymri, die alten eingebornen Briten, mit den immer weiter vordringenden „Sassenach" um diesen letzten Rest ihrer Heimatherde kämpften. Der Barde Glân-Alarch erzählt die Geschichte dieses Heldenkampfes, welcher vorbereitet wird durch die Schilderung seines Häuptlings Eurien, „des goldenen Eurien", und durchflochten ist mit dessen häuslichen und Liebesschicksalen. Zwischen zwei weibliche Wesen gestellt, von denen die eine, Mona, — „pale Mona, a maid of mist and moonshine" — für die Befreiung des Vaterlandes in idealer Weise schwärmt, während die andere, Bronwen, — „a fair, firm woman" — das Behagen und den Genuß des Lebens vorzieht, wird er zu dem ritterlichen Entschluß, der ihn zum Retter seines Volkes macht, erst durch eine Katastrophe gedrängt, in Folge deren die Jungfrau sich von der schwindelnden Höhe eines Felsens in die Tiefe stürzt. Man hält sie für todt, ihr Leben ein Opfer, der Ehre des Vaterlandes dargebracht; und mit ihr verstummt der Barde, der die Liebliche bisher gefeiert, während Bronwen als Eurien's Gemahlin in Garth-y-Gwin einzieht. Doch der Verrath dieses Weibes und der Gedanke an die Todte lassen die Reue nicht schlafen in Eurien's Herzen; klagend, warnend, zur Rache rufend umschwebt ihn der Schatten Mona's. Er rafft sich auf, einigt das innerlich zerrissene Volk der Cymri unter dem alten heiligen Drachenbanner und besiegt die wilden Sachsen in blutiger Schlacht. Bronwen's Feigheit treibt sie den fliehenden Feinden in die Arme; sie stirbt eines schmachvollen Todes, indessen Mona, die Todtgeglaubte, durch ein Wunder gerettet, mit den Siegern wieder auftaucht, und Glân-Alarch nach langem selbstauferlegten Schweigen mit einem dithyrambischen Gesange auf die Herrlichkeit des Vaterlandes und die Vereinigung der beiden Liebenden schließt. Die Handlung ist ein wenig nebelhaft und reicht nicht aus für ein Gedicht von dem Umfange des vorliegenden; aber die Diction ist edel, gedanken-

reich und erhebt sich in den lyrischen Stellen nicht selten zu wahrhaft poetischem Schwunge. Der Charakter jenes wilden, schönen Berglandes, welchem die Dichterin trotz ihres deutschen Namens entstammt — Madame Pfeiffer ist die Gemahlin eines in England seßhaften Deutschen — der Ton und die Stimmung seiner Traditionen sind wunderbar gut getroffen, obwol das Unbestimmte, Dunkle, Wortreiche der alten Bardenpoesie für den Geschmack moderner Leser vielfach zu sehr überwiegen mag. Denn so wichtig Taliesin und Aneurin für den Alterthumsforscher auch sind: zur Nachahmung für den modernen Dichter möchten wir sie nicht empfehlen.

ϱ. **A manual of the historical development of Art.** By G. F. Zerffi. London, Hardwicke & Bogue. 1876.

Der Verfasser ist Lehrer an der mit dem Museum von South-Kensington verbundenen Kunstschule, und eine Erfahrung von mehr als acht Jahren hat ihm sowol die Nothwendigkeit eines Handbuchs, wie das vorliegende gezeigt, als ihn in den Stand gesetzt, ein solches zu schreiben. Das gut ausgestattete, mit Illustrationen, einem genauen Register und einer umfassenden Bibliographie versehene Werk behandelt, nach den beiden einleitenden Capiteln über den Kunstbegriff im Allgemeinen und die Ethnologie in ihrem Verhältniß zur Kunst, in den folgenden neun Capiteln: die prähistorische und die Kunst der Wilden, die chinesische Kunst, die Kunst in Indien, Persien, Assyrien und Babylon, die egyptische, die hebräische, die griechische, die etruskische, die römische und schließlich die frühe christliche Kunst. Das Handbuch, welches die Entwicklungsgeschichte der Kunst, innerhalb der angedeuteten Grenzen, in ihren wesentlichen Zügen und ihrem inneren Zusammenhange darstellt, beruht überall auf gründlicher Sachkenntniß und darf als eine tüchtige Arbeit bezeichnet werden.

ϱ. **Geschichte der römischen Literatur.** Für Gymnasien, höhere Bildungsanstalten und zum Selbstunterrichte. Von Prof. Dr. Eduard Munk. Zweite Auflage. Bearbeitet von Dr. Oskar Seyffert, Oberlehrer am Sophien-Gymnasium zu Berlin. II. Band. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhdlg. (Harrwitz & Goßmann). 1877.

Mit diesem Bande liegt das Werk, dessen ersten Band wir sogleich nach seinem Erscheinen anzeigten, in der zweiten Auflage vollendet vor; er führt die Geschichte der römischen Literatur in sachgemäßer Vollständigkeit durch die classische Zeit unter Augustus und die nachclassische bis Nerva und Trajanus, gibt dann eine kurze Uebersicht der absterbenden Literatur und schließt mit einem Abriß der christlich-lateinischen Literatur von ihren Anfängen unter den Antoninen bis in's sechste Jahrhundert. Ein sorgfältig gearbeitetes Register erleichtert die Benutzung des empfehlenswerthen und in Schulkreisen bereits allgemein anerkannten Werkes.

ϱ. **Die nationale Entwickelung der dramatischen Kunst in Europa bis zu ihren Glanzepochen.** Vom wissenschaftlichen Standpunkt historisch dargestellt von Albert Herzfeld. Mannheim, Verlag von J. Schneider. 1876.

Der Verfasser gibt keine Resultate wirklich gelehrter Forschungen, sondern begnügt sich, mit dem Fleiß des Compilators die wichtigsten Punkte der Geschichte des Theaters und dramatischen Literatur bei den Griechen, Römern, Italienern, Franzosen, Engländern und Deutschen zu markiren. Nicht immer tadellos in den Details, wie in der Oekonomie der einzelnen Abschnitte, arbeitete der Verfasser doch im Ganzen mit einem gewissen Geschick der Charakteristik. Die Wechselwirkung des Drama's der einen auf das der anderen Nation hätte eingehender, das spanische Theater ausführlicher behandelt werden sollen; und Angesichts des Titels durften die theatralischen Zustände in Dänemark, Schweden und Rußland nicht gänzlich übergangen werden. Trotzdem kann das Buch zu rascher Orientirung für den Neuling in der Geschichte der dramatischen Kunst empfohlen werden.

ι. **Das Princip des Wechsels im Bildungsgange der Organismen.** Vortrag, gehalten im Casino zu Ham bei Hamburg von Dr. J. G. Fischer. Hamburg, Lucas Gräfe. 1876.

Im steten Neubau der einzelnen Organe soll eine Vererbung bestimmter Fähigkeiten gerade so stattfinden, wie innerhalb bestimmter Familien typische Eigenthümlichkeiten sich fortpflanzen; so erklärt der Verfasser die Thatsache, daß nach langjähriger Pause die Kunst des Schwimmens, Stridens u. s. w. sich erhalte. Ihm ist das Gedächtniß gleichfalls das Resultat einer derartigen Erbschaft, welche die neugebildeten Atome des Gehirns von ihren Vorgängern übernehmen. Im weiteren Verlaufe des Wechsels tritt dann schließlich Stillstand — Tod — ein, und die vorher lebendig schaffenden Kräfte bewirken nun den Proceß der Auflösung; nicht nur das Individuum, auch die Art stirbt aus, neue Geschlechter treten an ihre Stelle. Nach kurzem Eingehen auf den Darwinismus schließt F. seine Abhandlung mit den Hypothesen über den unvermeidlichen Untergang des Menschengeschlechtes, dem jedoch als höchste Culturaufgabe die Ansammlung geistiger Ueberschüsse für kommende Generationen obliege.

ϱ. **Meyer's Konversations-Lexikon.** Dritte Auflage. Zehnter Band. Kirschbaum bis Luxy. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1877.

Zwei Drittel des großen Werkes liegen vor uns, und mit aufrichtiger Anerkennung dürfen wir die bereits erschienenen stattlichen zehn Bände betrachten. Sie haben sich, so weit wir bis jetzt Gelegenheit hatten, sie zu Rathe zu ziehen, als trefflich in jeder Hinsicht erwiesen. Unter den Mitarbeitern des neuen Bandes bemerken wir Prof. Lommel („Kraft" und „Luft"), Dr. Klein („Kometen"), Prof. Sander („Kretinismus"), Prof. Perels („Landwirthschaftliche Maschinen" und „Lokomobile"), Dr. Dammer („Leuchtgas"), Dr. Ennen („Köln"), E. G. Ravenstein („London"), Prof. Holtzmann („Luther"), Prof. Zorn („Koncil" und „Konkordat"). Mit ganz besonderem Vergnügen wird man die zahlreichen biographischen Artikel lesen, welche ein sehr genaues und bis zum Momente der Publication fortgeführtes Material in einer höchst ansprechenden und sorgfältig durchgearbeiteten Form geben.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Mai zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Andree. — Geographie des Welthandels. Mit geschichtlichen Erläuterungen von Karl Andree. I. Band. Zweite, ergänzte Auflage von Richard Andree. Stuttgart, Verlag von Julius Maier. 1877.

Antologia, Nuova, di scienze, lettere ed arti. Anno XII. Seconda Serie. Vol. quinto. Fasc. V. Maggio 1877. Firenze.

Archivio Storico Lombardo. Giornale della società storica lombarda, e bollettino della consulta archeologica del museo storico-artistico di Milano. Anno IV. — Fasc. I. Milano, libreria editrice G. Brigola. 1877.

Ardizzone. — Novelle poetiche. Palermo. 1877.

Baudissin. — Italienisches Theater, übersetzt von Wolf Grafen Baudissin. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1877.

Bergkristalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. II. Serie: Novellen und Erzählungen von J. J. Romang. Bern, B. F. Haller. 1877.

Bericht über die Weltausstellung in Philadelphia 1876. Herausgegeben von der Oesterreichischen Commission für die Weltausstellung in Philadelphia 1876. 4. Heft. Das Hüttenwesen mit besonderer Berücksichtigung des Eisenhüttenwesens in den Vereinigten Staaten Amerika's. Von Franz Kupelwieser, Professor der Hüttenkunde an der k. k. Bergakademie in Leoben, derzeit Director, auswärtiges Mitglied des American Institute of Mining Engineers etc. etc. Mit 5 Tafeln. 5. Heft. Wolle, Wollwaaren und bei deren Fabrication verwendete Maschinen. Von Theodor Bochner jun., k. k. pr. Tuchwaaren-Fabrikant und Juror für die Gruppe IX. Wien, Commissions-Verlag von Faesy & Frick, k. k. Hofbuchhandlg. 1877.

Berichte, Literarische, aus Ungarn über die Thätigkeit der ungarischen Akademie der Wissenschaften und ihrer Commissionen, des ungar. National-Museums, der Kisfaludy-Gesellschaft, der histor. Gesellschaft, der naturwissenschaftlichen und anderer gelehrten Gesellschaften und Anstalten, sowie auch einzelner Schriftsteller. Herausgegeben von Paul Hunfalvy. I. Bd., 1. Heft. Budapest. In Commission bei F. A. Brockhaus' Sort. u. Antiq. in Leipzig und Wien. 1877.

Bibliothèque universelle et revue suisse. 82me. année — nouvelle période. Tome LIX. Nr. 233. Mai 1877. Lausanne.

Blätter, Declamatorische. Herausgegeben von Fr. Wilibald Wulff. I. Jahrg. No. 5. Mai 1877. Hamburg.

Blätter, Dramaturgische. Eine Monatsschrift. Herausgegeben von Otto Hammann und Wilhelm Henzen. 1—3. Heft. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Bchhdlg. 1877.

Bonnet. — Die Stellung der Judenmission in der Reihe der christlichen Reichsarbeiten. Vortrag und zugleich Appell an alle wohlmeinenden Gegner der Judenmission von J. Bonnet, Pastor. 3. übergearbeitete Aufl. Norden, Diedr. Soltau's Verlag. 1877.

Bonnet. — Bilder aus dem Leben. Von J. Bonnet. Norden, Diedr. Soltau's Verlag. 1877.

Brachvogel. — Geschichte des Königlichen Theaters zu Berlin. I. Band. Das alte Berliner Theater-Wesen bis zur Blüthe des deutschen Dramas. Nach Originalquellen von A. E. Brachvogel. Berlin, Verlag von O. Janke. 1877.

Brehm's Thierleben. Mit Abbildungen nach der Natur von R. Kretschmer, G. Mützel und E. Schmidt. 19. 20. Heft. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1877.

Brief, Ein, über Jena. Humoreske. Leipzig, Verlag von H. Wölfert's Bchhdlg. 1877.

Brink. — Geschichte der Englischen Literatur von Bernhard ten Brink. I. Band: Bis zu Wiclif's Auftreten. — Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. 1877.

Bruhns. — Briefe zwischen A. v. Humboldt und Gauß. Zum hundertjährigen Geburtstage von Gauß am 30. April 1877 herausgegeben von Dr. K. Bruhns, Professor und Director der Sternwarte in Leipzig. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. 1877.

Busch. — Deutscher Volkshumor von Moritz Busch. Leipzig, Verlag von Fr. Wilh. Grunow. 1877.

Callin. — Thierfreundliche Geschichten. Aehren gelesen auf mancherlei Feldern von F. Callin. Vorsitzendem des Thierschutzvereins zu Hannover. Hannover, Verlag von C. Meyer. 1877.

Darwin. — Geologische Beobachtungen über die Vulcanischen Inseln mit kurzen Bemerkungen über die Geologie von Australien und dem Cap der guten Hoffnung. Von Charles Darwin. Nach der 2. Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Mit einer Karte und vierzehn Holzschnitten. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshdlg. (E. Koch.) 1877.

Darwin. — Die Wirkungen der Kreuz- und Selbstbefruchtung im Pflanzenreich von Charles Darwin. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagshdlg. (E. Koch.) 1877.

Darwin. — Ch. Darwin's gesammelte Werke. Autorisirte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen übersetzt von J. Victor Carus. Lfg. 50—54. Stuttgart, E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung. (E. Koch.) 1877.

Dichterhalle, Schweizerische. Blätter für Dichtkunst und Literatur. II. Jahrg. Nr. 11. Herisau, Verlag von R. Fasterrath. 1877.

Dingelstedt. — Franz Dingelstedt's sämmtliche Werke. Erste Gesammtausgabe in 12 Bänden. 1. Abtheilung. V. Band: Wanderbuch. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1877.

Draper. — Geschichte des amerikanischen Bürgerkrieges. Von John William Draper. Deutsch von A. Bartels. 3 Bände. Leipzig, Verlag von O. Wigand. 1877.

Drucker. — An appeal to the governments and monarchs of Europe by Mr. Louis Drucker. Representative of the great majority of greek foreign bondholders. A lettre to the right honourable I. Gennadius, chargé d'affaires of Greece, in England. Leiden, L. van Nifterik Hz. 1877.

Dulk. — Was ist von der christlichen Kirche zu halten? Eine gedrängte Darstellung der Quellen und der Geschichte des Christenthums. Sechs öffentliche Vorträge, gehalten zu Stuttgart 1876. Von Dr. A. Dulk. Zürich, Verlag von C. Schmidt. 1877.

Erdmann. — Die Axiome der Geometrie. Eine philosophische Untersuchung der Riemann — Helmholtz'schen Raumtheorie. Von Dr. Benno Erdmann, Privatdocenten der Philosophie an der

Universität zu Berlin. Leipzig, Verlag von Leop. Voss. 1877.

Familien-Bibliothek. Eine Sammlung christlicher Erzählungen. Unter Redaction von E. Evers, Pastor zu Tetenbüll. 10—14. Norden, Diedr. Soltau's Verlag. 1877.

Fehrs. — In der Wurfschaufel. Epische Gedichte von Johann Hinrich Fehrs. Hamburg, Verlag von J. F. Richter. 1877.

Feuerbach. — Abälard und Heloise oder der Schriftsteller und der Mensch. Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen. Von Ludwig Feuerbach. Dritte Auflage. Leipzig, Verlag von O. Wigand. 1877.

Fournier. — Gerhard van Swieten als Censor. Nach archivalischen Quellen von Dr. August Fournier, Privatdocent an der Universität Wien. In Commission bei Karl Gerold's Sohn. 1877.

Frauen-Anwalt, Der. Organ des Verbandes deutscher Frauenbildungs- und Erwerb-Vereine. Herausgegeben von Jenny Hirsch, Schriftführerin des Lette-Vereins. VIII. Jahrg. 16—20. Berlin, Wedekind & Schwieger. (C. Kempke.) 1877.

Freiligrath. — Ferdinand Freiligrath's gesammelte Dichtungen. Neue, sehr vermehrte und vervollständigte Auflage. 13.—20. Liefg. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshdlg. 1877.

Geschichte der europäischen Staaten. Herausgegeben von H. A. L. Heeren, F. A. Ukert und W. v. Giesebrecht. XXXVIII. Lief., 2. Abth. Geschichte Frankreichs 1830—1871 von Karl Hillebrand. 1. Thl. Gotha, Fr. Andr. Perthes. 1877.

Geschichte, Illustrirte, der Vereinigten Staaten von Amerika. 8. 9. Liefg. Stuttgart, Verlag von A. B. Auerbach. 1877.

Gewerbehalle. — Organ für den Fortschritt in allen Zweigen der Kunstindustrie unter Mitwirkung bewährter Fachmänner redigirt von Adolph Schill, Architekt. 3. 4. Heft. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1877.

Goldbaum. — Entlegene Culturen. Skizzen und Bilder von Wilhelm Goldbaum. Berlin, Verlag von A. Hofmann & Co. 1877.

Goltz. — Léon Gambetta und seine Armeen. Von Colmar Freiherrn von der Goltz. Mit einer Karte. Berlin, Verlag von F. Schneider & Co., Kgl. Hofbuchhandl. 1877.

Gravière. — Deux nouvelles par Caroline Gravière. Une Parisienne à Bruxelles. — Mi — La — Sol. — Bruxelles, Librairie C. Muquardt. 1877.

Grübler. — Muhammedanismus, Panslavismus und Byzantismus. Von Dr. Carl Grübler. I. Der Koran. II. Die Reform. III. Die Degeneration der türkischen Rasse. IV. Die Rajah. V. Der Panslavismus. VI. Der Byzantismus. Leipzig, Verlag von O. Wigand. 1877.

Grün. — Anastasius Grün's gesammelte Werke. Herausgegeben von Ludwig August Frankl. 1. Lfg. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbchhdlg. 1877.

Günther's Bibliothek deutscher Original-Romane. Herausgegeben unter Betheiligung der ersten Schriftsteller Deutschlands. XXXI. Jahrg. 21.—24. Band. Leipzig, Ernst Julius Günther. 1876.

Hallberger's Illustrated Magazine. Founded by Ferdinand Freiligrath. 1877. No. 9. 10. Stuttgart, Verlag von Ed. Hallberger.

Heimgarten. — Eine Monatsschrift herausgegeben von P. K. Rosegger. I. Jahrg. Heft 8. Mai 1877. Graz, Verlag von Leykam-Josefsthal.

Hellwald. — Die Erde und ihre Völker. Ein geographisches Hausbuch von Friedr. von Hellwald. 29.—32. Liefg. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 1877.

Helm. — Die Hegelingen-Rose. Schauspiel in 3 Aufzügen von G. Helm. Innsbruck, Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhdlg. 1877.

Henckel. — Briefe der Brüder Friedrichs des Großen an meine Großeltern. Herausgegeben und bevorwortet von Leo Amadeus Graf Henckel Donnersmarck. Mit Portrait und Facsimile eines Briefes des Prinzen Heinrich von Preußen. Berlin, Verlag von F. Schneider & Co., Kgl. Hofbuchhandlg. 1877.

Henne-Am Rhyn. — Allgemeine Culturgeschichte von der Urzeit bis auf die Gegenwart. Von Otto Henne-Am Rhyn. 2 Bde. Leipzig, Verlag von O. Wigand. 1877.

Heyse. — Elfride. Trauerspiel in fünf Acten von Paul Heyse. Berlin, Verlag von W. Hertz. 1877.

Heyse. — Graf Königsmark. Trauerspiel in fünf Acten von Paul Heyse. Berlin, Verlag von Wilh. Hertz. 1877.

Hoffmann. — Athanasia. Kämpfe und Siege eines Frauenherzens. Von Heinrich Hoffmann, Oberlehrer an den Bildungs-Anstalten des Hamburger Fröbel-Vereins. Hamburg, Verlag von F. H. Nestler & Melle. 1877.

Holtzendorff. — Ein englischer Landsquire. Von Franz von Holtzendorff. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1877.

Hübner. — Statistische Tafel aller Länder der Erde. Neueste Aufstellung über Größe, Regierungsform, Staatsoberhaupt, Bevölkerung, Staats-Ausgaben, Staats-Schulden, Staats-Papiergeld, Banknotenumlauf, stehendes Heer, Kriegsflotte, Handelsflotte, Ein- und Ausfuhr, Haupterzeugnisse, Münze und deren Werth, Gewicht, Längenmaß, Hohlmaß für Weine und Getreide, Eisenbahnen, Telegraphen, Hauptstädte und die wichtigsten Orte mit Einwohnerzahl aller Länder der Erde von Otto Hübner, Berlin. 26. Aufl. Frankfurt a. M., Verlag von W. Rommel. 1877.

Jacquinet. — A travers l'histoire ou simples notes sur le passé et le présent par M. Jacquinet. Bruxelles, Verlag von Decq et Duhent. 1877.

Jensen. — Flut und Ebbe. Ein Roman von Wilhelm Jensen. 2 Bde. Mitau, Verlag von E. Behre. 1877.

Justizgesetze, Die, für das Deutsche Reich mit Erläuterungen von Reichstagsmitglied Th. Hauck (Gerichtsverfassungsgesetz), Oberappellationsgerichtsrath H. G. A. Hullmann (Concursordnung), Professor Dr. Marquardsen (Strafproceßordnung), Professor Dr. L. Seuffert (Civilproceßordnung). I. Bd. 1. Lfg. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1877.

Kaden. — Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, A. Braith, Alexander Calame u. s. w. Lfg. 17. 18. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorn. 1877.

Kohl. — Geschichte der Entdeckungsreisen und Schifffahrten zur Magellan's-Straße und zu den ihr benachbarten Ländern und Meeren. Von J. G. Kohl. Mit 8 Karten. Berlin, Verlag von Dietr. Reimer. 1877.

Kolbe. — Was ist: Künstliches Mineralwasser? Kritische Beleuchtung eines Obergutachtens der

Königlich Preußischen wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen zu Berlin. Von Dr. Hermann Kolbe, Professor der Chemie an der Universität Leipzig. Leipzig, J. A. Barth. 1877.

Koenig. — Zur französischen Literaturgeschichte. Studien und Skizzen von Wilhelm Koenig. Halle, Verlag der Lippert'schen Buchhandlung. 1877.

Kosmos. — Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwicklungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haeckel, sowie einer Reihe hervorragender Forscher auf den Gebieten des Darwinismus herausgegeben von Dr. Otto Caspari (Heidelberg), Prof. Dr. Gustav Jäger (Stuttgart), Dr. Ernst Krause [Carus Sterne] (Berlin). I. Jahrg., 1877. 2. Heft, Mai. Leipzig, Ernst Günther's Verlag.

Landau. — Giovanni Boccaccio, sein Leben und seine Werke von Dr. Marcus Landau. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1877.

Leclair. — Kritische Beiträge zur Kategorienlehre Kant's. Mit einem Anhang: Kritische Bemerkungen zu Dr. G. A. Lindner's Lehrbuch der empirischen Psychologie von Dr. Anton von Leclair. Prag, Verlag von F. Tempsky. 1877.

Lehmann. — Sprachliche Sünden der Gegenwart. Von Professor Dr. August Lehmann, Königl. Gymnasial-Director a. D., Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften. Braunschweig, Verlag von Fr. Wreden. 1877.

Lehr. — Schutzzoll und Freihandel. Von Dr. Julius Lehr, Professor der Volkswirthschaft am Großh. Bad. Polytechnikum zu Carlsruhe. Berlin, Verlag von Julius Springer. 1877.

Leimbach. — Emanuel Geibel. Des Dichters Leben, Werke und Bedeutung für das deutsche Volk von Lic. Dr. Carl L. Leimbach, Director der Realschule I. O. zu Goslar a. H. Goslar, Verlag von C. Stoeckicht. 1877.

Literaturblatt. — Herausgegeben von Anton Edlinger. I. Band. Nr. 1. 15. Mai 1877. Wien.

Lotheißen. — Geschichte der französischen Literatur im XVII. Jahrhundert von Ferdinand Lotheißen. I. Band 1. Hälfte. Wien, Verlag von C. Gerold's Sohn. 1877.

Maaß. — Rodspohn und Rakoczy. Zwei plattdütsche Geschichten von Carl Maaß. Leipzig, Verlag von P. Ehrlich. 1877.

Mayer. — Geschichte des Princips der kleinen Action. Akademische Antrittsvorlesung von Dr. Adolph Mayer. Leipzig, Verlag von Veit & Co. 1877.

Mehlis. — Die Grundidee des Hermes vom Standpunkte der vergleichenden Mythologie von Dr. Christian Mehlis, K. B. Studienlehrer. II. Abthlg. Erlangen, Verlag von Andr. Deichert. 1877.

Mehlis. — Fahrten durch die Pfalz. Historische Landschaftsbilder von Christian Mehlis. Mit einer Karte der Pfalz. Augsburg, Verlag von Lampart & Co. 1877.

Monatshefte, Philosophische. Unter Mitwirkung von Dr. F. Aschersон, Custos an der Universitäts-bibliothek zu Berlin, sowie mehrerer namhaften Fachgelehrten redigirt und herausgegeben von C. Schaarschmidt. XIII. Band. 3. Heft. Leipzig, Verlag von E. Koschny. 1877.

Nolly. — Aus dem Notizbuch des Onkel Jonas. Humoresken aus dem jüdischen Leben von S. Nolly. Berlin, Verlag von S. Cronbach. 1877.

Oesfeld. — Geschichte der Occupation der freien deutschen Reichsstadt Nürnberg und deren Vorstädte durch Preußen im Jahre 1796. Ein staatsrechtlicher Beitrag zur Preußisch-Deutschen Vaterlandskunde, sowie insbesondere zur Geschichte der Stadt Nürnberg und der Hardenberg-Preußischen Politik in den Fürstenthümern Ansbach und Bayreuth. Aus neuerlich aufgefundenen documentarischen Quellen actenmäßig dargestellt durch Max von Oesfeld. Berlin, Verlag von G. Hempel. 1876.

Papers on education. First Series, 1 — 5. New-York, E. Steiger.

Perles de la poésie française contemporaine. Sneek, H. Pijttersen T. fils.

Petermann's geographische Mittheilungen 1877. Heft 3—5. Gotha, Verlag von Justus Perthes.

Petermann. — Russisch-türkischer Kriegsschauplatz, 1877. Von A. Petermann. — Gotha, Justus Perthes.

Petri. — Zur Einführung Shakespeare's in die christliche Familie. Eine populäre Erläuterung der vorzüglichsten Dramen desselben von Moritz Petri, Pastor zu Dungelbed bei Hannover. Zweite, vermehrte Auflage. Mit Shakespeare's Portrait in Stahlstich. Hannover, Verlag von Carl Meyer. 1877.

Pfeiffer. — Glân-Alarch, his silence and song by Emily Pfeiffer. London, Verlag von Henry S. King &. Co. 1877.

Pierer's Universal-Conversations-Lexikon. Sechste, vollständig umgearbeitete Auflage. IX. Band. Oberhausen, Verlag von Ad. Spaarmann. 1877.

El Porvenir. Periódico cientifico de avisos y noticias. 1877. No. 10. Barcelone.

Poststammbuch. — Eine Sammlung von Liedern und Gedichten, Aufsätzen und Schilderungen, gewidmet den Angehörigen und Freunden der Post. Dritte, vermehrte und mit Abbildungen versehene Ausgabe. Berlin, Verlag d. Kgl. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei. 1877.

Raszmann. — Die Nislungasaga und das Nibelungenlied. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Heldensage von A. Raszmann. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1877.

Reichenbach. — Ulrich von Hutten. Der deutsche Dichter und Kämpfer für Geistesfreiheit. Für das deutsche Volk bearbeitet von A. Reichenbach. Leipzig, Verlag von O. Wigand. 1877.

Reichslaterne, Deutsche. Herausgegeben von Karl Böttcher. 3. 4. Heft. Leipzig, Verlag von Herm. Wölfert's Buchhandlung. 1877.

Reinkens. — Luise Hensel und ihre Lieder. Dargestellt von Dr. Joseph Robert Reinkens, kath. Bischof. Bonn, Verlag von P. Neusser. 1877.

(Fortsetzung auf dem Umschlage.)

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.